







28-010

Kaspar Hauser.

I.

Druck von Karl Ritter in Wiesbaden.



Kaspar Hauser.

Eine neugeschichtliche Legende

von

Antonius von der Linde.

Erster Band.

1828—1833.

Wiesbaden.
Verlag von Chr. Limbarth.
1887.

Chronologie.

Vom	26. Mai	bis zum	18. Juli 1828	im Vestnerturm.
„	18. Juli 1828	„ „	Dezember 1829	bei Daumer.
„	Dez. 1829	„ „	Mai 1830	bei Biberbach.
„	Mai 1830	„ „	November 1831	bei von Tucher.
„	Dez. 1831	„ „	20. Dez. 1833	beim Lehrer Meyer.

Mai 1828	bis	November 1831	Nürnberg.
Dezember 1831	bis	Dezember 1833	Ansbach.

Dem

Königlich bayrischen Landgerichtsrat

Herrn Dr. Julius Meyer

in Ansbach

freundschaftlich zugeeignet.

kränkten, sondern auch unsere Nation und unseren Nationalcharakter." Mir will es umgekehrt eine nationale Aufgabe scheinen, die deutsche Geschichte von dem Makel des Kaspar-Hauser-Schwindels zu befreien. Ich verhehle aber gar nicht, daß ich dabei von einer „vorgefaßten Meinung" ausgegangen bin: von der vorgefaßten Meinung nämlich, daß $2 \times 2 = 4$ ist, daß das Kausalitätsgesetz sogar gegen Kaspar Hauser gilt. Denn um die Errungenschaften der Wissenschaft, um die Axiomata des Werdens und Denkens in Frage zu stellen, dazu sind die von den Hauserianern aufgetischten Geschichtchen in der That nicht gut genug verbürgt.

Aufmerksam beobachten, „wie es gemacht worden ist," das ist das einzig vorhandene Kaspar-Hauser-Problem, das einzige, was den Historiker interessiert. Zur Beseitigung der badischen Abstammung Kaspar Hausers genügt auch Mittelstädts juristische Beweisführung (1875) vollständig. Meine Arbeit war schon zu einem großen Teile der Druckerei übergeben, bevor ein Schreiben des Herrn Professor F. X. Kraus aus Freiburg im Breisgau mich veranlaßte — ich hatte ihm im September 1885 von meinem druckfertigen Buch erzählt — mich erst im Januar dieses Jahres um Ergänzung des Materials nach Karlsruhe zu wenden. Daß durch diesen Schritt mein kritischer Romancyklus in mehreren Details eine wertvolle Bereicherung erhielt, ändert in nichts meine klare Überzeugung, daß nicht Baden, sondern nur Bayern ein sittliches Interesse an der Beseitigung der landläufigen Hausergeschichte hat.

Für die liberale Gewährung meiner wissenschaftlichen Wünsche spreche ich Herrn Landgerichtsrat Meyer in Ansbach und den Herren Archivbeamten in Karlsruhe meinen aufrichtigen Dank öffentlich aus.

v. d. Linde.

Wiesbaden, im September 1886.

Erstes Buch.

Das Wunderkind Kaspar.

„Als reifer Jüngling, der seine Kindheit und Jugend verschlafen, zu alt, um noch als Kind, zu kindisch unwissend, um als Jüngling zu gelten; ohne Altersgenossen, ohne Vaterland, ohne Eltern und Verwandte, gleichsam das einzige Geschöpf seiner Gattung (!), erinnert ihn jeder Augenblick an seine Einsamkeit mitten im Gewühl der ihn umdrängenden Welt, an seine Unmacht, Schwäche und Unbehülflichkeit gegen die Macht der über sein Schicksal gebietenden Umstände, vor Allem an die Abhängigkeit seiner Person von der Gunst oder Ungunst der Menschen. Daher seine, ihm gleichsam zur Nothwehr abgedrungene Fertigkeit in Beobachtung der Menschen, sein umsichtiger Scharfblick, womit er schnell ihre Eigenthümlichkeiten und Schwächen auffaßt, die Klugheit, von Uebelwollenden (?) Schlauheit oder Pfiffigkeit genannt, womit er sich in diejenigen, die ihm wohl oder wehe thun können, zu bequemen, Anstößen auszubeugen, sich gefällig zu erweisen, seine Wünsche geschickt anzubringen, den guten Willen seiner Gönner und Freunde sich dienstbar zu machen weiß."

Anselm von Feuerbach (1832, S. 143).

I.

Am 26. Mai 1828.

„Der Bediente des Herrn Rittmeisters (Merk) setzte mich auf einen Stuhl oder was es war, und suchte mich auszufragen ... Der Man (der im Thurm bei mir eingesperrt war) setzte sich neben mich her und fragte mich immer aus ... Jetzt fing er (der Gefängniswärter Hiltel) mich auszufragen an."

Kaspar Hauser, Selbstbiographie.

Am Pfingstmontag des Jahres 1828, nachmittags zwischen 4 und 5 Uhr, entschloß sich der Schuhmacher Georg Leonhard Weickmann, der in einem Eckhause der mittleren Kreuzgasse auf dem Unschlittplatz zu Nürnberg wohnte, zu einem Spaziergange zum Neuthor hinaus. Draußen begegnete ihm der Schuhmacher Jakob Beck, und so verplauderte er mit diesem nicht weit von seiner Wohnung erst noch etliche Minuten. Indem beide Männer sich so unterhielten, kam ein 16—18 Jahre alter Bursche von dem schlecht gepflasterten und ziemlich steilen Bärleinhuterberg „mit starken Schritten" auf sie zu und rief:

„Heh Buë![1]) Wo Neuthorstraß?"

Damit war der Fremde näher gekommen und stand bald bei Weickmann und Beck. Er schien etwas müde und war, wie von einem Spaziergange, ein wenig staubig. Weickmann hielt ihn für einen Kutschergehilfen, Beck für einen ankommenden Schneidergesellen.

[1]) Bueb ist jede noch unverheiratete Mannsperson (J. A. Schmeller, Bayerisches Wörterbuch, I. 1827, S. 141). Ein 70jähriger Greis, um Weib und Kind befragt, erwiderte, er sei e' Bue'. Bue'! bei lebhafter zutraulicher Rede des Landmanns.

Während diese kleine Gruppe auf dem Unschlittplatz steht, wollen wir den Anzug des Burschen, der zu der Neuthorstraße zu gehen wünscht, vollständig aufzählen.

1) Ein grober, runder, schwarzer, mit gelber Seide gefütterter und mit rotem Leder besetzter Filzhut; auf dem Boden desselben war eine Abbildung der Stadt München aufgeklebt, die in der Form eines Herzens aufgedruckte oder geschriebene Adresse des Fabrikanten aber war herausgekratzt.

2) Ein Kittel (Küttel, Schalk, Jankerl, Jacke) von grobem dunkelgrauem Tuch — ursprünglich ein Bedientenfrack, der abgeschnitten und nur leicht „verstochen" war — mit tuchenen Knöpfen.

3) Lange Reithosen von demselben Stoff und zwischen den Beinen mit dem gleichen Tuch besetzt, auf der rechten Seite befand sich ein Täschchen zum Bestecke des Messers und der Gabel nach Art der Oberpfälzer und Altbayern. Die Hosen waren vielfach geflickt, und (wie Nr. 2) „von sehr üblem Geruch" (Prof. F. B. W. Hermann).

4) Zerlumpte kalblederne, etwas zu enge Halbstiefel, mit Absätzen und Hufeisen, die Sohlen mit Nägeln beschlagen.

5) Eine weiße Halsbinde und darüber ein schwarzseidenes Halstuch.

6) Eine alte ausgewaschene Weste von rotgetupftem Zeug, mit runden durchbrochenen gelben metallenen Schleifen, die man aus der Weste nehmen und in eine andere einsetzen konnte (veraltete Mode).

7) Hosenträger aus gewirkten Bändern mit Schnallen.

8) Zwei Hemden übereinander; am Hals Haften und Schlingen (Haken und Ösen, Bauern wenden dort auch Bänder an), am Ende des Brustschlitzes den Buchstaben G mit rotem Garn eingenäht; grob, doch nicht sehr zerrissen.

9) Ein Paar blaue Strümpfe.

10) Ein weißes, mit K. H. bezeichnetes rotgestreiftes Sacktuch.[1])

---

[1]) In einer amtlichen Bekanntmachung (Signalement des K. H.) vom 7. Juli 1828 fehlen: bei No. 3 die Seitentasche wie zu einem Weidmesser oder Besteck, bei Nr. 5 die weiße Halsbinde, die Nummern 7—10 fehlen vollständig. Die Nummern 4—10 hat der Magistrat überhaupt nicht an sich genommen, die zerrissenen Stiefel sind vom Gefängniswärter fortgeworfen worden. Über ihn selbst heißt es: „Er ist mittlerer Statur, wohlgewachsen,

11) Ein verbrauchter deutscher Schlüssel.

12) Einige blau und weiß geblümte Stückchen Leinwand wie die Bettüberzüge in Altbayern.

13) Ein viereckig zusammengeschlagenes Papier mit etwas Streusand (Glimmer, sogen. Katzengold, Katzensilber mit gewöhnlichem Sand vermengt). Im März 1831 war in einem Flacon noch etwa die Hälfte davon bei dem Magistrat von Nürnberg vorhanden.[1])

14) Ein kleiner Rosenkranz von Horn mit einem metallenen Kreuz.

15) Außer geschriebenen Rosenkranzgebeten etliche gedruckte und geschriebene katholische Andachtsbücher und Gebete mit kirchlichen Bildern. Diese Sammlung, die er meist in seinem Hut stecken hatte, umfaßte folgende Nummern (II—X sind sämtlich undatiert).

I. Gebet zu der unbefleckten Empfängnis (!) Mariä ꝛc. Im Jahre 1770.

II. Gebet zu dem heiligen Blut. Gedruckt in Prag.

III. Geistliche Schildwacht. Gedruckt in Prag.

IV. Gebet zu dem heiligen Schutzengel. Salzburg zu haben bei Franz Xaver Oberer. (Diese Firma besteht seit dem Jahre 1780).

V. Die drei theologischen Tugenden (Glaube, Liebe, Hoffnung). Salzburg (= IV).

VI. Sechs andächtige und kräftige Gebeter (so).

---

hat hellbraune, fast ins Blonde fallende Haare, ein ovales Gesicht, eine breite, hohe Stirne, braune Augenbraunen, graue Augen, eine mittelgroße, etwas breite Nase, einen proportionierten Mund mit etwas aufgeworfener Unterlippe, ein rundes Kinn, einen hellen, schwach hervorkeimenden Bart, gute Zähne, eine gesunde Gesichtsfarbe, eine angenehme Gesichtsbildung (darüber wurde sehr verschieden geurteilt!), und außer dem Impfzeichen am rechten Arme kein besonderes Zeichen. Sein Dialekt ist der altbayerische, wie er in der Gegend von Regensburg, Straubing, Landshut, vielleicht auch zu Öttingen, Burghausen u. s. w. gesprochen wird. Er sagt z. B. hoamreisen statt heimreisen; a söches möcht i statt: ein solches möchte ich; er kümmt scho statt: er kommt schon."

[1]) Nach dem beeidigten Gutachten des am 22. März 1831 von dem Kreis- und Stadtgericht Nürnberg vernommenen Apotheker Fleischhauer.

VII. Ein sehr kräftiges Gebet, dadurch man sich aller heiligen Messen 2c. teilhaftig machen kann. Gedruckt und zu finden in Burghausen.

VIII. Kunst, die verlorene Zeit und übel zugebrachten Jahre (im religiösen Sinne etwa: die Gott entzogene Jugendzeit) zu ersetzen 2c. Gedruckt und zu finden in Burghausen.

IX. Gebet oder Aufopferung seiner selbst vor dem hochwürdigen Gut. Burghausen, gedruckt und zu finden bei Jakob Lutzenberger, churfürstlicher Regie (also vor 1806 gedruckt. — L. scheint später von Burghausen nach Altötting übergesiedelt zu sein; denn, nach einer gefälligen Mitteilung des Herrn Bibliothekars des Cassianeum zu Donauwörth, sind auf manchen bei ihm erschienenen Schriften, meistens auch ohne Jahreszahl, beide Verlagsorte zugleich angegeben, während auf Schriften neueren Datums Altötting allein erscheint.)

X. Geistliches Vergißmeinnicht, d. i. schöne auserlesene und eifrige Morgengebeter einer frommen Seele. Altöttingen, bei Johann Michel Seidel, bürgerlichem Buchbinder. (In diesem Gebetbuch war vorn ein Name eingeschrieben, aber so durchstrichen, daß man ihn nicht lesen konnte.)

Die ganze Sammlung macht sehr den Eindruck, daß sie aus einer ungebildeten „frommen" Bauernfamilie stammt, die z. B. öfter wallfahrten ging und auf den damit verbundenen Märkten diese kleinen Büchlein kaufte. Daher kommt es, daß viel abergläubisches Zeug mit unterläuft. Nummer I hat mindestens einen unglücklich gewählten Titel, die Nummern VI, VII und VIII (die beiden letzteren aus derselben Quelle) sind verdächtig, am verdächtigsten aber ist Nummer III, denn der Titel ist mit dem einer anderen verwandt, die (wie mir katholische Geistlichen versichern) verwerflich ist. Der zuletzt genannte Druckort (X) Altötting (Alten-Oetting), ein Marktflecken in Oberbayern, unweit der österreichischen Grenze, mit 3000 Einwohnern, ist ein berühmter uralter Wallfahrtsort; die heilige Kapelle enthält ein schwarzes Marienbild, einen reichen Schatz an Gold und Edelsteinen, und wird noch immer von zahlreichen Pilgern aus Bayern, Österreich und Schwaben besucht. In demselben Bezirksamt liegt Burghausen mit 3500 Einwohnern (vergl. die Nummern

VII—IX). Auch der kleine Rosenkranz (Nr. 14) deutet auf dieselbe Gegend (Hickel fand im Sommer 1831 in Altöttingen dieselben Rosenkränze). Auf jeden Fall ist die Zugehörigkeit des Eigentümers der aufgezählten Artikel zur katholischen Kirche wohl keinen Augenblick zu bezweifeln. Und da gerade in Altbayern meist frühzeitig, in einem Alter von 11—13 Jahren zur Kommunion gegangen wird, so war dies auch wohl sicher mit ihm schon der Fall gewesen.[1])

Da Beck aus dem mit Weickmann geführten Gespräche schon erfahren hatte, daß Weickmann in die Richtung der Neuthorstraße gehen wollte, empfahl er ihm, den Fremdling mit sich zu nehmen und ihm den Weg zu zeigen. „Hätte man vermuten können", sagte Beck den 5. Mai 1834 eidlich aus, „daß er ein so interessanter Mensch wäre, so hätte ich ihn gewiß auch in die Neuthorstraße begleitet; allein so ist er mir halt als ein gleichgiltiger Mensch vorgekommen."

Weickmann machte sich also allein mit dem Burschen auf den Weg zur Neuthorstraße. Sie gingen zunächst über die Maxbrücke gegen das goldene Reh zu. Hier blieb der Bursche auf einmal stehen, holte einen großen versiegelten Brief aus der Seitentasche seiner Jacke und übergab denselben Weickmann. Weickmann las die Adresse laut ab: „An Tit. Hr: Wohlgebohner Rittmeister (dieses Wort wiederholte der Bursche) bei der 4. Esgataron bei 6ten Schwolische Regiment in Nierberg."

Rittmeister der vierten Eskadron des sechsten Regiments leichter Reiterei (Chevau-legers, Großfürst Konstantin Nikolajewitsch, errichtet 1803, jetzt Baireuth) war Friedrich von Wessenig, Sohn eines Kreisdirektors in Kulmbach. Im Frühjahre 1813 (1811

---

1) Man hat später in unserem Helden oft den unehelichen Sohn eines römischen Geistlichen sehen wollen. Ein Priester hätte ihm aber schwerlich diese ganze Sammlung, sondern wohl eher ein vollständiges größeres Gebetbuch mitgegeben. Denn es ist auffallend, daß nur Gebete zu besonderen Veranlassungen (man vergleiche die Nummern I, II, IV, X) dabei sind, aber nicht ein allgemeines Gebetbuch, nicht einmal die einem jeden Katholiken so notwendige Beicht- und Kommunionandacht. Diese Thatsache macht es freilich nicht unmöglich, aber doch nicht wahrscheinlich, daß wir es mit dem (unehelichen) Sohne eines römischen Geistlichen zu thun haben.

und 1812 lebte er als preußischer Offizier in Baireuth) trat er beim Kürassierregimente in bayerische Dienste; 1825 wurde er durch Tausch mit einem Rittmeister der Chevau-legers (Schwallanschehr sagt jetzt das Volk) zur 4. Eskadron des 6. Regiments nach Neumarkt versetzt; 1826 wurden die zwei Eskadrons, die bis dahin zu Neumarkt in Garnison gewesen waren, nach Nürnberg verlegt, wo v. Wessenig in eben der Straße wohnte, nach welcher unser Held sich auf dem Unschlittplatz erkundigt hat. Weickmann wußte das aber nicht, darum sagte er: „Nun wird es am besten sein, wir gehen an die Wache zum neuen Thor."

„Wache? Das neue Thor ist gewiß erst gebaut (g'wiß erst baut worn)?"

„Nein, das neue Thor ist keineswegs erst gebaut worden, es führt nur diesen Namen, sowie jedes der anderen drei Hauptthore seinen eigenen Namen führt." Auch erzählte er von den vier kleineren Thoren und zeigte ihm als Beispiel das vor ihnen liegende Hallerthürchen. So schritt man über den Maxplatz gegen den Geiersberg, sodann hinter der Mauer. Weickmann knüpfte wieder ein Gespräch an.

„Wo sind Sie denn hergekommen?"

„Regensburg."

Kaiser Nikolaus von Rußland hatte gerade im April 1828 der Türkei den Krieg erklärt, was besonders in dem griechenfreundlichen Bayern die Gemüter lebhaft bewegte. Daher richtete Weickmann an den Wanderer aus Regensburg sofort die Frage:

„Von Regensburg? Was giebts dort Neues? Was spricht man in Regensburg vom Krieg?"

„Krieg? Krieg?" Die russische Kriegserklärung hatte ihn offenbar noch nicht erreicht.

„Sind Sie denn schon hier gewesen?"

„Nein, das erstemal."

So gelangten sie an das Neuthor. Als der Thorexaminator Karl rief: „hat er ein Wanderbuch?" verneinte Weickmann das und führte den Burschen zu dem Korporal der Wache, der mit noch zwei Mann an den Pflöcken stand, wo die Gewehre angelegt wurden.

Der Bursche nahm jetzt mit einer Hand den Hut ab, griff mit der anderen in die Rocktasche und zog seinen Brief hervor. Der Korporal las die Adresse, der Thorexaminator aber wies mit dem Arm aufs Thor und rief „grade hinein“, in die Neuthorstraße nämlich, wo der Rittmeister Friedrich von Wessenig im schwarzen Kreuz wohnte. Der Bursche folgte dieser Anweisung, schritt allein durchs Neuthor, Weickmann aber schlug die entgegengesetzte Richtung gegen die Weidenmühle ein.

Gegen sieben Uhr wurde an der Hausthüre des Rittmeisters gegeschellt. Der Reitknecht Johann Math. Merk kam aus dem Stalle, und unser Bursche zeigte ihm den Brief mit den Worten: „daß er hieher an das Haus gewiesen worden sei, und ein solcher Reiter werden möchte (e' sèchene' — ein solch einer — reide' möcht ih wähn), wie sein Vater gewesen.“

Als Merk ihn erst näher ausfragen wollte, wo er her sei u. s. w. erhielt er keine andere Aufklärung als „das weiß ich nicht“ (woas ih nit[1]). Der Rittmeister war aber nach der Erlanger Kirchweihe. Mit Rücksicht auf die Ermüdung des Fremden, der auf seine Füße deutete, und auf den für den Rittmeister bestimmten Brief nahm er den Gast mit in den Stall. Als der Bursche die Pferde sah, sagte er:

„Es waren fünf solche (söchene) dort, wo ich gewesen bin.“ Pferde nannte er „Roß“.[2])

„Wir haben lange miteinander gesprochen“, hat Merk später vor Gericht ausgesagt. „Er sagte, daß er nicht wüßte, wo er herkäme, und hat darüber geweint; ferner sprach er deutlich, daß er Tag

---

[1]) Diese wenigen Worte reichen schon aus, auf die Heimat des Sprechers zu weisen, denn er sagt: möcht ih wähn, und nicht wie ein Nürnberger oder ein Südfranke: will I wer'n, noch als Nordfranke oder Thüringer: will I wer'r, noch als Oberpfälzer oder aus der Gegend vom Unterdonaukreise: will I ween. „Weiß nicht“ wäre schwäbisch Wois net, fränkisch Waß nit, altbayerisch aber Woas nit. So schon, mit Berufung auf Schmellers Mundarten Bayerns (1821), bemerkt von H. v. Lang 1834.

[2]) Das Wort Pferd werden in Altbayern gemeine Leute unter sich nicht leicht gebrauchen, sowie es anderwärts durch Gaul ersetzt wird. Schmeller unter dem Worte Roß.

und Nacht reisen mußte, dann, daß er getragen worden wäre, wenn er nicht mehr gehen konnte, daß er schreiben und lesen gelernt habe, und daß er alle Tage über die Grenze in eine Schule ging."

Als Merk ihm Fleisch und Bier anbot, lehnte er es mit Widerwillen ab, Brot und Wasser aber nahm er mit bestem Appetit zu sich. Faktisch war er also ein Vegetarier, eine in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts auf dem Lande noch ziemlich zahlreiche Volksklasse. Besonders in Bayern lernte mancher Rekrut erst nach seiner Einstellung Fleisch essen,[1]) im Herzogtum Nassau bezog man aus dem damals vorwiegend vegetarischen Westerwald seine besten Soldaten.[2]) Besonders aber in Altbayern, in den ärmeren Gegenden, im innern bayerischen Wald, in der sogenannten Steinpfalz, leben noch gegenwärtig (A. M. S. 155 Anm.) die Bewohner, insbesondere die Dienstboten, ausnehmend ärmlich, und gehören Fleischspeisen zu den Seltenheiten.

Nachdem er sich erquickt hatte, legte der müde Wanderer sich im Stalle auf die Streu und versank augenscheinlich in einen tiefen, gesunden Schlaf. Er zog sich dabei die Füße ganz in die Höhe und lag „sozusagen zusammengerollt."

---

[1]) Unser Held hat das später auch gelernt; daß er sich den Spirituosen dauernd fernhielt, kann Absicht gewesen sein, denn ein Rausch hätte ihm gefährlich werden können.

[2]) Der Verfasser dieser Schrift, ein lebenslänglicher „Temperenzler", hat seit einigen Jahren notorisch hauptsächlich von Wasser und trockenem Schrot- oder Grahambrot gelebt und dabei zwar mehr als dreißig Pfund überflüssiges Fett verloren, an physischer Leistungsfähigkeit aber bedeutend gewonnen. Bei der gegenwärtig so reichen vegetarischen Litteratur sind übrigens keine speziellen Nachweise mehr nötig. Den Laien auf diesem Gebiete aber will ich an meine neueste Wahrnehmung erinnern. Auf dem 4. Kongreß für innere Medizin zu Wiesbaden, am 8. April 1885, mußte in der Fettkurdebatte Herr Baelz-Dresden aus seinen in Japan gemachten Erfahrungen gestehen: „In Japan sind die fetten Leute viel seltener als bei uns; der japanische Arbeiter lebt überwiegend von ganz einfach und geschmacklos in Wasser gekochtem Reis; die niederen Stände leben fast ausschließlich von Pflanzenkost, sie essen nur soviel, bis sie gerade satt sind, und genießen viel weniger Wasser und auch namentlich viel weniger Alkohol, als der Europäer, und doch sind die unteren Stände in Japan dabei in hohem Grade muskulös und können körperlich außerordentlich viel leisten."

Er hatte sich noch nicht lange ausgeruht, als er aus dem ersten festen Schlaf aufgerüttelt wurde; denn abends um 8 Uhr herum kam der Rittmeister mit seiner Gesellschaft, dem Lieutenant von Hugenpoet (spr. Hugenpoht) und dem Polizei-Aktuar Christoph Joachim Wilhelm von Scheurl, von der Spazierfahrt nach Erlangen zurück. Merk hatte indessen, wie das immer so zu gehen pflegt, mit den Kindern des Rittmeisters über den unbekannten Schläfer geplaudert, der kein Fleisch und Bier hätte genießen wollen, nicht gesagt, woher er sei, u. s. w. Daher kam ein achtjähriges Töchterchen ihrem Vater schon mit der Kinderweisheit entgegen gerannt: „Es ist ein wilder Mensch in Deinem Stall, der ließ sich gar nicht abweisen." Man ging sofort in den Stall und ließ „den Wilden" wecken. Als dieser den Rittmeister erblickte, ging er lächelnd auf ihn zu (war der feste Schlaf denn nur Verstellung gewesen?), spielte mit der Hand an seinem Portepee und sagte: „ein söchener möchte ich sein."

Der Rittmeister fragte ihn, wie er heiße, und erhielt (in altbayerischem Dialekt) die Antwort:

„Mein Pflegevater hat mir befohlen, ich sollte nur sagen, ich weiß es nicht, Euer Gnaden." Dabei zog er den Hut vom Kopf und setzte hinzu: „Mein Pflegevater hat mir gesagt, ich soll immer den Hut abziehen und Euer Gnaden sagen." Darauf machte er eine Verbeugung.

Als er sein Anliegen vorbrachte, ein Reiter zu werden, wie sein Vater gewesen, machte der Lieutenant die Bemerkung, daß er dafür zu klein sei und nur Infanterist werden könne. „Na, ka Infanteris, a söchener will ih wern."

Merk überreichte dem Rittmeister indessen den Brief, den wir gleichzeitig durchlesen wollen.

Zu den darin vorkommenden sprachlichen Eigentümlichkeiten ist im allgemeinen noch zu bemerken, daß der hier so häufig vorkommende Ausdruck selber (selbst) unserem Helden stets geläufig geblieben ist. Außer den gewöhnlichen grammatischen Fehlern (Verwechselung von das und daß, den, dem und denn, großen und kleinen Buchstaben u. s. w.) hat er in den Übungen für seinen ersten Lehrer (Daumer 1832, I, S. 40 und 41) die hervorstechenden Verstöße des Briefes, — wie

geweſſen (vgl. leſſen), kan, kome, mein Namen (vgl. mein Schrift), — genau wiederholt.

„Von der Bäiernſchen Gränz
Daß Orte iſt unbenant
1828

Hochwohlgebohner H: Rittmeiſter!

Ich ſchüicke ihner ein Knaben der möchte ſeinen König getreu dienen Verlangte Er, dieſer Knabe iſt mir gelegt worden, 1812 den 7. Ocktober, und ich ſelber ein armer Taglöhner, ich Habe auch ſelber 10 Kinder, ich habe ſelber genug zu thun daß ich mich fortbringe, und ſeine Mutter hat mir um die erziehung daß Kind gelegt, aber ich habe ſein Mutter nicht erfragen Könen, jez habe ich auch nichts geſagt, daß mir der Knabe gelegt iſt worden, auf den Landgericht.[1] Ich habe mir gedenckt ich mußte ihm für mein Sohn haben, ich habe ihm Chriſtlichen[2]) Erzogen, und habe ihm Zeit 1812 Keinen Schrit weit aus den Haus gelaßen[3]) daß Kein Menſch nicht weiß davon wo Er auf erzogen iſt worden, und Er ſelber weiß nichts wie mein Hauß Heißt und daß ort weiß er auch nicht, ſie derfen ihm ſchon fragen er kan es aber nicht ſagen (vgl. Anm. 1), daß leſſen und ſchreiben Habe ich ihm ſchon gelehrte er kan auch mein Schrift ſchreiben wie ich ſchreibe,[4]) und wan wir[5]) ihm fragen was er werde ſo ſagte er will auch ein Schwoliſche werden was ſein Vater geweſſen iſt, Will er auch werden, wen er Eltern häte wir er keine hate wer er ein gelehrter burſche worden Sie derfen im nur was zeigen ſo kan er es ſchon,

[1]) Wie die Datierung berechnet, um Nachforſchungen vorzubeugen.

[2]) Gemeint iſt „chriſt-katholiſch“, und ſtimmt mit den ſchon erlangten Reſultaten.

[3]) Dieſer Satz enthält das Thema zum Kaſpar-Hauſer-Mythus, ſteht aber völlig in Widerſpruch mit den angegebenen Verhältniſſen und mit dem erhaltenen Schulunterricht des Burſchen.

[4]) Er ſchreibt meine Handſchrift — ſehr verdächtig! Sein letzter Lehrer, Meyer in Ansbach, erklärte nach Anſicht des Originals: „Ich habe dem Unterſuchungsrichter eine Schrift zugeſtellt, welche K. H. in den erſten Tagen ſeines Aufenthalts bei mir geſchrieben hat. Jeder unbefangene Sachverſtändige muß in derſelben eine auffallende Ähnlichkeit, ja bei vielen einzelnen Buchſtaben eine völlige Gleichheit mit jener Schrift finden.“

[5]) Wer ſind die wir? Der Natur der Sache nach doch wohl zunächſt Mann und Frau, außer dem Tagelöhner auch irgend eine Pflegemutter. Daher kennt unſer Held nicht nur das Wort Vater, ſondern bei der erſten Körperreinigung im Gefängnis hat er Frau Hiltel auch ſofort Mutter genannt.

Ich habe im nur bis Neumark geweßt[1]) da hat er selber zu ihnen hingehen müssen ich habe zu ihm gesagt wen er einmal ein Soldat ist, kome ich gleich und suche ihm Heim sonst häte ich mich (sonst hätte ich ihn mir nicht) Von mein Hals gebracht Bester Hr. Rittmeister sie derfen ihm gar nicht tragtiren (zusetzen), er weiß mein Orte nicht wo ich bin (vgl. die 1. Anm.), ich habe im mitten bey der nacht fort gefürth er weiß nicht mehr zu Hauß,

Ich empfehle mich gehorsamt Ich mache mein Namen nicht Kuntbar den ich Konte gestraft werden,[2])

Und er hat Kein Kreuzer geld nicht bey ihm weil ich selber nichts habe wen Sie im nicht Kalten (behalten) so müßen Sie im abschlagen oder in Raufang auf henggen."

Der Brief schließt mit demselben Dialekt, mit welchem er anfängt; abschlagen ist töten (ein Stück Vieh, das krank oder nicht weiter zu brauchen ist), Raufang steht dialektisch für Rauchfang, Schornstein. Der linkische Drücker stimmt übrigens herzlich schlecht zu dem Lobe, das dem Überbringer des Briefes erteilt wird.

Der Brief enthielt noch einen (angeblich 16 Jahre älteren) Zettel, der aber mit derselben Tinte und so auch wohl auf demselben Papier und von derselben Hand geschrieben war.[3]) Um die Ähn-

[1]) Ein lauter Widerspruch mit der Datierung „von der Grenze". Der Brief wurde also erst in N. abgefaßt, ein Kompositionsfehler, der nicht auf die böhmische Ortschaft Neumark an der niederbayerischen Grenze, nächst Eschelkam, sondern auf Neumarkt in der Oberpfalz, das der Leser in seinem Bädeker an der Bahnstrecke von Regensburg nach Nürnberg finden kann, hinweist. Dort in Neumarkt, wo v. W. 1826 Divisionskommandant war (nur der oder sonst der Oberst war befugt Rekruten anzunehmen), hat man also erst erfahren, daß die vierte Eskadron nach Nürnberg verlegt worden war, und ist wohl ein erster „von der Gränze" nach „Neumark" datierter Brief durch einen zweiten nach „Nierberg" ersetzt worden.

[2]) Diese kindische Selbstanzeige wird nicht bloß nicht durch den übrigen Inhalt des Briefes motiviert, sondern steht höchst ungeschickt damit in Widerspruch.

[3]) Eine offizielle Bekanntmachung bemerkte: „Das Wasserzeichen im Papier heißt J. Reindel, welcher eine Papiermühle in Mühlhof, königl. Landgerichts Schwabach im Rezatkreise, besitzt, wenn es nicht irgendwo anders einen Papierfabrikanten dieses Namens giebt." Das gab es freilich. Hickel, der Kenntnis und Einsicht von den ersten Akten und auch vom Originalbrief hatte, hat mehrere Forschungsreisen nach Neumarkt und Umgegend gemacht (Kaspar Hauser S. 51 u. 63) und gefunden, daß der Brief an den Rittmeister das Wasserzeichen der Papiermühle zu Rettenbach, nicht weit von Neumarkt, hatte.

lichkeit der Schrift des eingelegten Zettels mit dem Brief zu verdecken, war derselbe mit lateinischen Lettern geschrieben. Er lautete wie folgt:

„Das | Kind ist schon getauft | sie [1]) Heist Kaspar in schreib | name misen sie im selber | geben das Kind möchten | sie auf Zihen sein Vater | ist ein Schwolische gewesen | wen er 17 Jahr als ist so | schicken sie im nach Nirnbe- | rg zu 6ten Schwolische | Regiment da ist auch sein | Vater gewesen [2]) jch bitte | um die erzihung bis 17 [3]) Jahre | gebohren ist er im 30 Aperil [4]) | 1812 im Jaher [5]) ich bin ein | armes Mägdlein [6]) ich kan | das Kind nicht ernehren | sein Vater ist gestorben“

„Die in dem Brief enthaltene Aufdringlichkeit entrüstete mich“, hat v. Wessenig später ausgesagt, „ich gab daher den Brief dem anwesenden Polizeikommissär und ersuchte ihn, diesen Burschen mit zur Polizei nehmen zu lassen.“

Der Reiterkandidat ging nur ungern von den Pferden weg, die er, wie der Kutscher des Rittmeisters, Johann Hacker, vor Gericht beschworen hat, in einem fort streichelte.

---

1) Diese Form für **es** (das Kind) wird bei Schmeller (III. 1836 S. 182, No. 2) durch Beispiele belegt.

2) Ein armes Mädchen konnte sich wohl 1811 von einem leichten Kavalleristen verführen lassen, 1812 aber nicht wissen, daß das damals in Bamberg gelegene 6. Regiment leichter Reiterei 1813 nach Frankreich marschieren und 1815 nach Nürnberg verlegt werden sollte.

3) Kaspar war am 30. April 1828 erst 16, eine bekannte populäre Verwechslung der angehenden mit der schon erreichten Jahreszahl.

4) In einem den gerichtlichen Akten in Ansbach adhibierten Schreibheft (1. Heft zur deutschen Sprache) findet sich auf der letzten Seite folgende Schreibübung Kaspar Hausers: „Ich bescheinige hiemit von Herrn Lieutenant Hickel 5 fl 24 xr (Kreuzer) Taschengeld erhalten zu haben. Ansbach, den 10. **Aperil** 1832.“ (Am 29. April 1886 zu Ansbach durch Herrn Dr. Meyers Gefälligkeit mir vorgelegt.)

5) Eine im Oktober 1812 schreibende Maid würde in dem Brief die Jahreszahl nicht zu dem Geburtstage hinzugefügt haben.

6) Mägdlein (statt Dirnlein, Mädelein) wäre unter dem Landvolk in Bayern ebenso ungewöhnlich wie die hier verwendete lateinische statt der deutschen Schrift.

Von Scheurl ließ ihn aber durch den Hausknecht des Wirtes zum schwarzen Kreuz auf die Polizeiwachtstube im Rathause bringen und folgte bald nach.

Der Polizei-Offiziant J. Ad. Röder war „Beamter du jour“ und richtete die vorschriftsmäßigen Fragen an ihn, die aber gar nicht oder nur ausweichend beantwortet wurden. Röder hielt den Burschen also für einen Landstreicher (Vaganten), und fragte zuletzt:

„Was für eine Lagerstätte hast du gehabt?“

„Akobifedern“ (Jakobifedern). Ausgezeichnet! Dieser scherzhafte Ausdruck für Stroh, weil um Jakobi geschnitten wird, drückt den Stempel der Echtheit auf die ganze Nationalität des Burschen. „Auf Jacóbiféde'n is á guet ligng, wenn me' müed is“ (Schmeller, II. 1828 S. 263). Röder kannte den Ausdruck vom Militär her, und darum rief er nach der treffenden Antwort dem Landstreicher zu: „Kerl, du bist ein Betrüger!“ Da traf er den Nagel auf den Kopf, der Betrüger aber entgegnete auf das Kompliment nur: „I woaß nit, hoam will i.“ Das Ding wurde unbehaglich.

Natürlich war er jetzt zu sehr eingeschüchtert, dem barschen Polizeimann auf dessen (kaum sehr freundlich gehaltene) Aufforderung aus seinem Gebetbuch vorzulesen. Röder brachte ihn aber doch noch dazu, das Vaterunser und das katholische Gebet Gegrüßt seist Du u. s. w. notdürftig (d. h. ängstlich, befangen) herzusagen. Von weiterem mit dem Burschen verübten Schabernack wird bloß durch Scheurl das Ratenlassen nach einem Geldstück angegeben, von Röder wurde das aber im Jahre 1872 abgeleugnet.[1])

[1]) Die hier aufgeführten Momente sind so wichtig, daß hier zwei Originalbriefe von Röders Bruder an seinen Freund, den Kantor und Oberlehrer Klein, abgedruckt werden mögen. „Lieber Freund! Ich habe wegen des fraglichen Punktes mit meinem Bruder gesprochen. Seine Erklärung geht dahin: „„Es ist aktenmäßig, daß K. H. die Frage: was war deine Lagerstätte? mit Akobifedern beantwortete.““ Indessen will er durchaus keine Veranlassung zu weitern Erörterungen deshalb geben, bleibt Dir jedoch überlassen, ob Du selbst dieserhalb mit ihm sprechen willst. Mit besonderer Werthschätzung Dein Röder.“ Der Brief ist vom 7. Juni 1834. Ein zweiter, ohne Datum, stammt aus derselben Zeit. „Lieber Freund! In Beziehung auf Deine Anfrage habe ich mich erkundigt, und die Bestätigung erhalten: K. H. hat gleich Anfangs in seinem Gebetbuche

lichkeit der Schrift des eingelegten Zettels mit dem Brief zu verdecken, war derselbe mit lateinischen Lettern geschrieben. Er lautete wie folgt:

„Das | Kind ist schon getauft | sie [1]) Heist Kaspar in schreib | name misen sie im selber | geben das Kind möchten | sie auf Zihen sein Vater | ist ein Schwolische gewesen | wen er 17 Jahr als ist so | schicken sie im nach Nirnbe- | rg zu 6ten Schwolische | Regiment da ist auch sein | Vater gewesen [2]) jch bitte | um die erzihung bis 17 [3]) Jahre | gebohren ist er im 30 Aperil [4]) | 1812 im Jaher [5]) ich bin ein | armes Mägdlein [6]) ich kan | das Kind nicht ernehren | sein Vater ist gestorben"

„Die in dem Brief enthaltene Aufdringlichkeit entrüstete mich", hat v. Wessenig später ausgesagt, „ich gab daher den Brief dem anwesenden Polizeikommissär und ersuchte ihn, diesen Burschen mit zur Polizei nehmen zu lassen."

Der Reiterkandidat ging nur ungern von den Pferden weg, die er, wie der Kutscher des Rittmeisters, Johann Hacker, vor Gericht beschworen hat, in einem fort streichelte.

---

[1]) Diese Form für **es** (das Kind) wird bei Schmeller (III. 1836 S. 182, No. 2) durch Beispiele belegt.

[2]) Ein armes Mädchen konnte sich wohl 1811 von einem leichten Kavalleristen verführen lassen, 1812 aber nicht wissen, daß das damals in Bamberg gelegene 6. Regiment leichter Reiterei 1813 nach Frankreich marschieren und 1815 nach Nürnberg verlegt werden sollte.

[3]) Kaspar war am 30. April 1828 erst 16, eine bekannte populäre Verwechslung der angehenden mit der schon erreichten Jahreszahl.

[4]) In einem den gerichtlichen Akten in Ansbach adhibierten Schreibheft (1. Heft zur deutschen Sprache) findet sich auf der letzten Seite folgende Schreibübung Kaspar Hausers: „Ich bescheinige hiemit von Herrn Lieutenant Hickel 5 fl 24 xr (Kreuzer) Taschengeld erhalten zu haben. Ansbach, den 10. **Aperil** 1832." (Am 29. April 1886 zu Ansbach durch Herrn Dr. Meyers Gefälligkeit mir vorgelegt.)

[5]) Eine im Oktober 1812 schreibende Maid würde in dem Brief die Jahreszahl nicht zu dem Geburtstage hinzugefügt haben.

[6]) Mägdlein (statt Dirnlein, Mädelein) wäre unter dem Landvolk in Bayern ebenso ungewöhnlich wie die hier verwendete lateinische statt der deutschen Schrift.

Von Scheurl ließ ihn aber durch den Hausknecht des Wirtes zum schwarzen Kreuz auf die Polizeiwachtstube im Rathause bringen und folgte bald nach.

Der Polizei-Offiziant J. Ad. Röder war „Beamter du jour" und richtete die vorschriftsmäßigen Fragen an ihn, die aber gar nicht oder nur ausweichend beantwortet wurden. Röder hielt den Burschen also für einen Landstreicher (Vaganten), und fragte zuletzt:

„Was für eine Lagerstätte hast du gehabt?"

„Akobifedern" (Jakobifedern). Ausgezeichnet! Dieser scherzhafte Ausdruck für Stroh, weil um Jakobi geschnitten wird, drückt den Stempel der Echtheit auf die ganze Nationalität des Burschen. „Auf Jacóbiféde'n is á guet ligng, wenn me' müed is" (Schmeller, II. 1828 S. 263). Röder kannte den Ausdruck vom Militär her, und darum rief er nach der treffenden Antwort dem Landstreicher zu: „Kerl, du bist ein Betrüger!" Da traf er den Nagel auf den Kopf, der Betrüger aber entgegnete auf das Kompliment nur: „I woaß nit, hoam will i." Das Ding wurde unbehaglich.

Natürlich war er jetzt zu sehr eingeschüchtert, dem barschen Polizeimann auf dessen (kaum sehr freundlich gehaltene) Aufforderung aus seinem Gebetbuch vorzulesen. Röder brachte ihn aber doch noch dazu, das Vaterunser und das katholische Gebet Gegrüßt seist Du u. s. w. notdürftig (d. h. ängstlich, befangen) herzusagen. Von weiterem mit dem Burschen verübten Schabernack wird bloß durch Scheurl das Ratenlassen nach einem Geldstück angegeben, von Röder wurde das aber im Jahre 1872 abgeleugnet.[1])

[1]) Die hier aufgeführten Momente sind so wichtig, daß hier zwei Originalbriefe von Röders Bruder an seinen Freund, den Kantor und Oberlehrer Klein, abgedruckt werden mögen. „Lieber Freund! Ich habe wegen des fraglichen Punktes mit meinem Bruder gesprochen. Seine Erklärung geht dahin: „„Es ist aktenmäßig, daß K. H. die Frage: was war deine Lagerstätte? mit Akobifedern beantwortete."" Indessen will er durchaus keine Veranlassung zu weitern Erörterungen deshalb geben, bleibt Dir jedoch überlassen, ob Du selbst dieserhalb mit ihm sprechen willst. Mit besonderer Werthschätzung Dein Röder." Der Brief ist vom 7. Juni 1834. Ein zweiter, ohne Datum, stammt aus derselben Zeit. „Lieber Freund! In Beziehung auf Deine Anfrage habe ich mich erkundigt, und die Bestätigung erhalten: K. H. hat gleich Anfangs in seinem Gebetbuche

Der Polizeirottmeister Johann Christoph Wüst (Röder schildert ihn als einen ganz ausgezeichneten, mit scharfem Blick begabten Polizeibeamten) kam auf den Einfall, auf einen Zettel zu schreiben, daß er seinen Namen niederschreiben und zugleich den Ort bezeichnen solle, wo er her wäre. Wüst gab dem Burschen eine eingetunkte Feder; dieser kam in die Nähe des brennenden Lichtes, hielt die Feder ganz ordentlich und schrieb seinen Namen: Kaspar hauser. Auch der Polizeisoldat Joseph Blaimer beobachtete, wie der Bursche sehr ordentlich und mit richtiger Haltung der Feder seinen Namen „mit einem kleinen h" geschrieben hat. Den Ort, wo er her sei, hatte Kaspar Hauser aber nicht geschrieben. Wüst wies ihm daher nochmals seine Aufschrift vor, er antwortete aber deutlich und ohne sich zu besinnen:

„Dös därf ih nit sagn."

„Warum darfst du das nicht sagen?"

„Weil ih's nit woiß."

Hier spielt die in Nürnberg nicht verstandene Bedeutung von därfen (dèrffe) = brauchen, nötig haben hinein (z. B. Gott darf unser Lügen nicht): du dèrfst nà sàgng (brauchst nur zu sagen), ietz dèrf I no' dezue still sey' (muß ich noch dazu still sein). Kaspar Hauser wird sich also (in unserer Sprache ausgedrückt) gedacht haben: ich kann es nicht sagen (brauche nicht, habe nicht nötig es zu sagen), denn ich weiß es nicht. Auch Drohungen mit Stockprügeln brachten keinen weiteren Aufschluß. Wüst, der erfahrungsreiche Polizeirottmeister einer großen Stadt, der den Kaspar Hauser länger als zwei Stunden beobachtet hat („ich glaube nicht, daß ihn ein Mensch genauer betrachtet hat als ich," sagte er später vor Gericht aus), hielt ihn anfangs für blödsinnig, nach den bestimmten (oben mitgeteilten) Antworten aber traute er dem Burschen nicht mehr und hielt ihn für „hinterlistig," eine richtige Ansicht, von welcher er auch nicht während der Hauserepidemie in Nürnberg zurückgekommen ist. Der

das er mitbrachte, nothdürftig gelesen und auch seinen Namen geschrieben, worüber ich selbst noch ein Pröbchen aufweisen kann. Sehr bedau're ich, daß Du leidend bist, und ich wünsche von Herzen gute Besserung. Dein Röder."

Polizeisoldat Jean Jaques Lemarier war ungefähr zwei Stunden mit Kaspar Hauser in der Wachtstube zusammen. Lemarier hat vor Gericht ausgesagt: „Er (K. H.) ist in gänzlich gerader Stellung mit kleinen Schritten im Zimmer amhergegangen und schien auch nicht ermüdet zu sein; wenigstens klagte er darüber nicht, und während der zwei Stunden, wo wir in dem Wachtzimmer waren, ist er immer in aufrechter Stellung neben dem Tische gestanden und hat sich gar nicht zu setzen verlangt . . . In der Wachtstube glaubte man allgemein, daß Kaspar Hauser versteckt (verschlagen) gewesen sei und mehr hätte sagen können, als er gesagt hat," — was allerdings so wahr ist wie die Formel: $2 \times 2 = 4$. Nachts um halb elf Uhr wurde Kaspar durch den Polizeidiener Blaimer nach dem Vestner Turm (Luginsland) in das Gefängnis abgeführt. Röder ließ dem Gefangenwärter Andreas Hiltel die Weisung zukommen, ihn nicht mit gewöhnlichen Bettlern und Vagabunden zu vermengen, sondern zu einem einzelnen Strafgefangenen zu legen, der ihn vielleicht ausholen könnte, wonach dieser zu instruieren. Beim Öffnen der Thür äußerte Kaspar: „a söchener hob i ah g'hobt" (Hickel). Der erhaltenen Weisung gemäß „legte Hiltel ihn zu einem Metzgerknecht aus Altbayern, welcher wegen Exzesses zu 48stündigem Gefängnisse auf den Turm geschickt worden war" (!). Dieser Geselle bewies die „behördlich angeordnete Verläßlichkeit" damit, daß er das für Kaspar bestimmte Essen verzehrte und ihn des anderen Tages gegen Hiltel für „einen Ochsen" erklärte, aus dem „nichts herauszubringen" wäre. Wie merkwürdig auch, daß der schon tüchtig eingeschüchterte Kaspar, der anstatt in der Kaserne bei den geliebten Rossen ins Gefängnis angelangt war, nicht sofort Zutrauen zu diesem rohen Ochsenmörder faßte und ihm alles das erzählte, was er anständigen Leuten verheimlicht hatte! Aus Kaspars später abgefaßter Lebensbeschreibung (Buch IV) spricht die stille Selbstzufriedenheit, daß Merk, der Mitgefangene und der Gefangenwärter umsonst versucht haben ihn auszufragen.

Hiltel führte den ersten Morgen (den 27. Mai) folgende Unterhaltung mit ihm:

„Wie heißt du?" — „Kaspar Hauser." — „Wo bist du her?" —

„Dös woiß ih net." — „Von wem kommst du denn?" — „Von dem, wo ih allewal (immer) gewesen, und von dem ih an das große Dorfe (Nürnberg) geweißt worden."

Um ihn zu beschäftigen, brachte Hiltel ihm einen großen Bogen Papier und Bleistift, und Kaspar beeilte sich, für seine Erzählung an Merk eine Quittung auszustellen. Er schrieb, wie nach einer Schulvorschrift, den ganzen Bogen voll mit Reihen von Buchstaben, Silben und Wörtern (das Wort reider, Reiter, kam mehrmals vor), eine Seite füllte er mit dem Namen Kaspar Hauser. Die Buchstaben des Alphabets standen in richtiger Reihenfolge, ebenso die arabischen Ziffern 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 0.

Vormittags wurde er wieder zur Polizeistube ins Rathaus geführt, um von dem Polizei-Aktuar Hüftlein vernommen zu werden. Er gab seinen uns schon bekannten Namen, sein Alter (16 oder 17 Jahre) und seine Religion (katholisch) an. Den uns ebenfalls schon bekannten Wunsch „ein solcher Reiter zu werden, wie sein Vater gewesen war," oder sonst wieder nach Hause entlassen zu werden, („ham will ih") trug er ebenfalls wieder vor, mehr aber konnte auch Hüftlein nicht herausbringen. Da Kaspar schnell, bestimmt und deutlich sprach, sehr ruhig war, einen bestimmten forschenden Blick hatte, ein gutes Gedächtnis verriet, so sah Hüftlein wohl, daß er sich mit der weiteren Unkenntnis verstellte, und schrieb diese Vermutung einer Verstellung auch in das Protokoll. Simulanten haben einen richtigen Blick (vielmehr Instinkt) für Leute, die sich nicht narren lassen. Das macht folgende Episode sehr verständlich: die handelnden Personen sind eine gerichtliche Kommission und der an den Eid zurückerinnerte Polizei-Aktuar (später auch Binders Protokollführer) Hüftlein, Ort der Handlung Nürnberg im Mai 1834.

„Haben Sie den Kaspar Hauser wohl auch nach dieser Vernehmung gesehen?"

„O ja, mehrmals noch."

„Wie hat er sich damals gegen Sie betragen?"

„Er schien mich ignorieren zu wollen, erkannt hat er mich aber wohl, nur mochte er nichts mit mir zu thun haben; auch habe ich später von einer dritten Person erfahren, daß er mich einen bösen

Mann hieß; doch das war lange nachher, nachdem er reden gelernt (!) hatte."

Weickmann kam später noch schlechter weg. Kaspar wurde in der ersten Woche vom Juni auf das Stadtgericht gebracht, um mit seinem bereitwilligen Begleiter nach der Neuthorstraße konfrontiert zu werden. Er wollte ihn aber nicht wieder erkennen, und auf Weickmanns Frage, ob er sich seiner nicht mehr erinnere, antwortete er: „na, na." „Diese zwei Worte sprach er in einem Tone aus", deponierte Weickmann 1834, „daß man annehmen konnte, er war ganz bebuft. Als die Fragen und Antworten zu Protokoll gegeben wurden, habe ich den Kaspar Hauser immer angesehen, und wie er einmal bemerkte, daß ich ihn recht fixierte, sagte er ungeduldig: warum schaust mich so an?" Weickmann hatte in der That alle Ursache sich zu wundern, und Hauser hatte noch mehr Grund Weickmann zu verleugnen.

Wenn wir die Resultate der Zeugenverhöre[1]) kritisch zusammenfassen, so war Kaspar Hauser bei seinem Erscheinen in Nürnberg

---

[1]) Zu den Zeugenaussagen sind zu vergleichen: Hickel (1881, S. 1—4, „aus sicherster Quelle geschöpft", d. h. aus den nicht mehr zugänglichen Polizeiakten 1828), Meyer (1872, Aktenstücke S. 26—54, 62—71, 610 No. 3, gerichtliche Vernehmungen von Weickmann, Beck, Merk, Hacker, v. Wessenig, v. Scheurl, Röder vgl. Daumer 1873, S. 143, Wüst, Blaimer, Lemarier, Hüftlein und Hiltel 1829 und 1834), Stanhope (1835, S. 82—92, persönliche Erkundigung bei den Zeugen im März 1834). Auf die vorliegenden sekundären Widersprüche kommen wir im vierten Buche zurück. Ein Foliant von 207 Blättern mit den ersten vom Stadtmagistrate geführten polizeilichen Akten ist leider verschwunden (Auth. Mitth. S. 3). Die späteren Depositionen der „legal beeidigten" Zeugen haben stattgefunden nach Vorlesung der älteren Protokolle, und folglich sind sie auch juristisch unanfechtbar. Die eventuelle Entdeckung des ältesten Aktenbandes würde uns also wohl mehr, aber nicht etwas anderes lehren. Den 18. Dez. 1833 wanderten die ersten Akten zum zweitenmale nach Ansbach und kehrten nie wieder nach Nürnberg zurück. Das Justizministerium in München aber hat den 2. August 1836 dem Staatsministerium des K. Hauses und des Äußern vier Bände „den in der Stadt Nürnberg aufgegriffenen Findling, angeblich K. H., und dessen Ermordung betreffend 1828—33" abgegeben. Der erste dieser vier Bände muß die Magistratsakten von 1828 enthalten. Warum giebt man ihn nicht heraus?!

vollkommen gesund, konnte er seine Glieder normal gebrauchen, und war er wie gewöhnlich erzogen.

Der „Bursche sah wohlgenährt und gesund“ aus“ (v. Wessenig); „K. H. hatte eine gesunde Gesichtsfarbe und war sehr wohl beleibt, keineswegs aber sah er zart oder blaß aus, mir hat vielmehr geschienen, daß Kaspar Hauser sehr viel in der Luft gewesen wäre“ (Wüst); Hauser „war gesund, seine Gesichtsfarbe frisch“ (Hiltel); „er hat sehr gesund ausgesehen“ (Hüftlein); „er hatte frische Augen“ (Blaimer).

„Er kam den ziemlich steilen Bärleinhuterberg guten Schrittes herunter; er ging auf uns zu und schrie mit deutlicher Stimme: He Bue!; er ist nicht gebückt, sondern sehr ordentlich gegangen; so lange er bei uns war, ist er festgestanden und hat nicht gewackelt; er ging festen Schrittes neben mir fort, und es wäre eine Thorheit gewesen, wenn man ihn hätte führen wollen“ (Weickmann). „Wir sahen den Kaspar Hauser mit starken Schritten den Bärleinhuterberg herunterkommen“ (Beck). Er „ging lächelnd auf mich zu“ (v. Wessenig). Lauter aber als diese Zeugen spricht die Thatsache, daß wir Kaspar Hauser von dem Unschlittplatz[1]) bis zum 654 Schritt entfernten Neuthore, von dort bis zu der 212 Schritt weiter liegenden Wohnung des Rittmeisters, sodann nach kurzer Rast über Rinnen zu dem 483 Schritt entfernten Rathause urkundlich begleiten konnten. Wie er sich dort benahm, haben wir (S. 15) gehört. Schließlich bestieg er den 408

[1]) Am Vormittag des 27. April 1886 habe ich, in der freundlichen Begleitung des Fräulein Julie Schubert (das vor diesem Buche reproduzierte Bildnis Kaspar Hausers rührt von ihrem seligen Vater, dem Maler und Photographen Joseph Erhardt Schubert, her), Kaspars ersten, und am Nachmittag des folgenden Tages, in Gesellschaft meines Kampfgenossen, Herrn Dr. Julius Meyer in Ansbach, seinen Todesgang an Ort und Stelle wiederholt. Wüst hat am 5. Mai 1834 ausgesagt: „Aller Vermutung nach möchte ich glauben, daß er (K. H.) von Regensburg hergekommen ist, weil er das Spittlerthor passiert hat.“ Meine lokalkundige Begleiterin hat mich durch den Augenschein überzeugt, daß der Weg vom Spittlerthor über den Bärleinhuterberg zum Unschlittplatze führt. Von Neumarkt aber kommt man zum Frauenthor hinein, folglich ist Kaspar von dort bis zum Spittlerthor um die Stadt herumgegangen.

Schritt hohen, schlecht gepflasterten Schloßberg und die 92 Treppen zu seinem Gefängnis. Und das alles hat er geleistet: 1) nach einer ermüdenden Fußwanderung, 2) mit zu engen Stiefeln, 3) ohne Unterstützung, 4) ohne daß er sich die Füße wund lief.

Er spricht, und zwar, wie man es allerorts von so vielen seines Standes hören kann, in abgebrochenen Sätzen, war also auch in diesem Stück ein ganz normaler Bauernsprößling.

Als der Untersuchungsrichter den 4. November 1829 Zweifel gegen die Äußerungen Regensburg und Neue Thor g'wiß erst baut worn aussprach und den legal beeidigten Weickmann aufforderte, sich „über seine deßfallsige Angabe zu besinnen", erhielt er die Antwort: „Es ist mir genau erinnerlich, die bezeichneten Worte, so wie ich (1828) angegeben, vernommen zu haben." Und 1834: „Kaspar Hauser hat auch die Anweisung des Thorexaminators (der ihm mit der Hand die Wohnung des Rittmeisters zeigte) wohl und sogleich verstanden und ist auch ganz allein an die Wohnung des Herrn Rittmeisters hingegangen." Wüst war am 21. November 1828 von dem Magistratsrat Turkowitz zu Protokoll vernommen worden, was ihm den 28. Dezember 1829 „langsam und deutlich vorgelesen wurde". Als er seine Wahrnehmungen bestätigte, warf die Kasparkommission ein: „Nach den über den ersten Zustand des Hauser erholten Erfahrungen, so dürfte es zu bezweifeln sein, daß Hauser auf Erkundigung nach seiner Heimat geantwortet habe: Das darf ich nicht sagen." Antwort: „Ich habe genau aus dem Munde des Hauser vernommen: dös därf ih nit sagen, ich bezeuge dies bei meiner Dienstpflicht, und ob ich den Hauser gleichwohl noch zum öftern hierauf frug, warum er es nicht sagen dürfe, wo er her, oder wo seine Heimat sei, so konnte ich dennoch keine weitere Antwort denn: dös wois ih nit, erzielen. Übrigens habe ich auch diese meine Wahrnehmung dem Herrn Polizei-Offizianten Röder angezeigt." [1]) Noch im Jahre 1834 wurde Wüst von einer

[1]) Der indessen gläubig gewordene Röder, der erst am 17. Dezember 1828 eine schriftliche Anzeige erstattet hat und nie eidlich vernommen worden ist, wollte oder konnte sich dieser Mitteilung ein Jahr später nicht mehr erinnern. Darauf kommt nun selbstverständlich gar nichts an, sondern auf Wüsts eigene Wahr-

gerichtlichen Kommission die Frage vorgelegt: „Sie geben an, daß Kaspar Hauser ganz bestimmt äußerte, das darf ich nicht sagen, können Sie sich wohl auf diesen Umstand ganz genau erinnern?“ Antwort: „Ja, das kann ich bei meinem abgelegten Eide sagen, ich erinnere mich ganz genau daran. Was ich sagte, ist wahr.“ Daß er am 26. Mai zwei Gebete hergesagt, was der Magistrat von Nürnberg den 7. Juli öffentlich bestätigt hat, erzählte der Schrannenmeister a. D. Röder am 22. Dez. 1871 dem Bezirksgerichts-Assessor Enderlein aus Fürth, und 1872 schrieb er an Daumer die wichtige Geschichte der Jakobifedern mit dem Beisatz: „Da ich, trotz meines Alters von abgeschlossenen 80 Jahren, Gottlob nicht über Gedächtnisschwäche zu klagen habe, so entsinne ich mich, wiewohl nun bald 44 Jahre — verflossen sind, des Verlaufes doch noch recht gut und kann somit für meine Mitteilung eintreten.“ Da diese Ergänzung des Aktenmaterials von „gläubiger“ Seite kommt, dürfen wir es um so dankbarer verwerten. Auf die Reise nach Nürnberg verlegte Kaspar Hauser noch eine ganze Anzahl Unterredungen mit seinem ungenannten Begleiter, und wenn das auch meist Flunkereien sind, so beweisen sie doch, daß er den normalen Sprachschatz seiner Bildungsstufe beherrschte. Sein Dialekt war geistig unausrottbar mit ihm verwachsen, er ist ihn nie wieder los geworden, folglich hatte er ihn auch lebenslänglich gesprochen.

Sein Prophet Daumer sogar schreibt aus späterer Zeit allerlei Beispiele ab („du mir dees lehrna, dees schö, dees goarstigk“ u. s. w.), und als er Ende 1831 nach Ansbach kam, fragte ihn sein Lehrer sogleich, wo und wie er denn zu diesem Dialekt gekommen sei. „Darauf erwiderte er mir, der Gefängniswärter Hiltel in Nürnberg, bei welchem er das Sprechen gelernt hätte (!), wäre ein Altbayer, und von dessen Dialekt hätte er sehr viel angenommen. Ich habe Hiltel (seitdem) gesprochen und den altbayerischen Dialekt gar nicht

---

nehmungen; das begreift wohl ein Schulknabe. Daumer aber knüpft (1873, S. 145) daran die Folgerung, daß jene allerbedenklichsten Nachrichten einfach nur erlogen sind, eine Gaunerei, welche diese ganze Litteratur kennzeichnet.

an ihm bemerkt." Und wenn dieser auch ein Altbayer gewesen wäre, am 26. Mai hatte Kaspar noch gar nicht das Vergnügen, Hiltel zu kennen. Seine so häufig umgearbeitete „Lebensbeschreibung" enthält das Zahlwort ein bei Kollektivwörtern und beweist, daß der Schriftsteller in seinem Vorleben Ausdrücke wie „Ich hab e' Bier, e' Geld, du hast e'n Wein" als Muttersprache verwendet hatte. Kaspar Hauser ist am 26. Mai 1828 mit dem heimatlichen Ausruf „Heh Bue'!" in Nürnberg aufgetreten, und den 17. Dezember 1833 in Ansbach mit derselben Sprache „abgekratzt".

Gleich sicher sind wir in Bezug auf seine Religion: er ist katholisch getauft, erzogen, betet den Rosenkranz. Und auch in anderen Beziehungen läßt er nichts vermissen. Er ist geimpft und kennt alle die gewöhnlichen Verhältnisse des Lebens.

Bei den Schuhmachern Weickmann und Beck, bei dem Reitknecht Merk hält er den Hut auf, vor dem Wachtkommandanten am Neuthor „nahm er voll Respekt den Hut ab und unter den Arm", vor dem Rittmeister v. W. zieht er den Hut ab und macht sogar eine Verbeugung. Er geht allein zum schwarzen Kreuz und kennt den Gebrauch der Hausschelle; er geht furchtlos auf die Pferde zu und streichelt sie, d. h. er war schon früher mit Pferden bekannt. Daß er nach alledem auch mit Geld bekannt war, ist selbstverständlich, wenn es auch nicht im Brief gestanden hätte: er hat keinen Kreuzer bei sich.[1]) Er kennt auch das Feuer, das Licht der Sonne erträgt er am Pfingstmontag ganz normal, mit dem Kerzenlicht zeigt er sich abends vollkommen vertraut (Wüst und Lemarier). Daß er Lesen und Schreiben gelernt hatte, daß er die Verwendung von Feder, Tinte und Bleistift kannte, haben wir schon beobachtet, sein Lehrer Meyer, der ihn zwei Jahre lang gepflegt hat, wird uns (S. 37) den regelrechten Schulbeweis liefern.

---

1) Röder hat ihm in der Wachtstube einen Vierundzwanziger vorgehalten, Kaspar aber auf einen Zwölfer geraten, was aber später von den eingeschüchterten Zeitgenossen abgeleugnet worden ist. Die Kritik verfügt aber über einen solchen Schatz, daß sie auf diese 24 Kreuzer hochherzig verzichtet. Röder mit dem starken Gedächtnis weiß z. B. nur von „2 oder 3 katholischen Gebetbüchlein", wir aber kennen eine größere Anzahl (S. 6).

Nach den historisch (sogar formell juristisch) feststehenden Thatsachen des 26. Mai 1828 haben wir also in Kaspar Hauser nichts Besonderes vor uns. Er war ein gesunder, katholischer Bauernbursche aus einem ziemlich genau umschriebenen Teil Bayerns, der den gewöhnlichen Schulunterricht seiner Zeit und seines Standes genossen hat, ein faktischer Vegetarier (wie in seinem Stande häufiger der Fall ist, als die guten Nürnberger ahnten), er kannte, liebte die Pferde[1]) und kam auch über Neumarkt und Regensburg nach Nürnberg, um Dienst bei der leichten Reiterei zu nehmen. Er hatte seine „Siebensachen" alle zusammengekramt und kam ohne einen Heller in Nürnberg an. Diese Thatsache des festen Entschlusses einer Lebensänderung zeigt sich nicht bloß aus seinem ganzen Benehmen, sondern liegt noch in dem Ausdruck, sein Begleiter habe ihn ans große „Dorf" geführt, eine Wendung, die an „ins Dorf (Dárf) gên" (= aus dem Hause gehen) erinnert. Allein er kann sich nicht legitimieren, in seiner Vorgeschichte giebt es etwas zu verdecken. Er läßt nicht ausforschen, wo er her ist, und hat möglichst jede Spur dahin verwischt: aus dem Hut, aus dem Gebetbuch sind die Namen entfernt, und so auch die Buchstaben des Handwerkssiegels, womit der Brief an den Rittmeister rot verschlossen war (G. J. R. oder G. T. R.) verkratzt worden. Auch die beiden Briefe, sehr ungeschickte Fälschungen, sollten dem Zweck, Soldat zu werden, zugleich aber weitere Nachforschung zu vereiteln, dienlich sein. Er schießt, wie später noch unzähligemal,[2]) ziemlich weit über das Ziel hinaus, denn die Angabe des Pflegevaters: „ich habe ihn mitten

[1]) Vorgreifend sei hier noch bemerkt, daß man während Kaspars Leben, unter ausdrücklicher Berufung auf seinen Reitlehrer, ohne irgend welchen Widerspruch, wiederholt hat drucken lassen, er sei in Nürnberg sofort ein sattelfester Reiter gewesen. Erst nach seinem Tode strich man, um diese Blöße zu decken, die Segel. Kaspar hat also den 26. Mai 1828 gewiß nicht aus Scherz alte Reithosen getragen!

[2]) So begehrte er nach der Protokollsbemerkung vom 7. Juni (Magistratsakten Fol. 26, Auth. Mitth. S. 90), daß sein „Inquierent sich auf das von dem Polizei-Soldaten Hermannsdörffer beigebrachte, auf Rädern stehende kleine hölzerne Pferd setzen sollte!" Wenn man solche Späße ernst nahm, wäre er kein „Tiermensch", sondern einfach verrückt gewesen.

in der Nacht fortgeführt" läßt noch eine gewaltige Lücke bis nachmittags 4 Uhr offen. Was war bis dahin geschehen? Die mündliche Ergänzung (schon bei Merk), daß er getragen worden sei, war eine Kinderei. Wüst sagte schon richtig: „Kaspar Hauser erzählte, daß ihn sein Begleiter immer getragen hat, wenn er nicht mehr gehen konnte, was sehr häufig der Fall gewesen sei. Doch dies glaube ich nicht; wenn auch sein Begleiter ein sehr robuster Mann gewesen ist, so hat er den Kaspar Hauser schwerlich eine Viertelstunde lang tragen können; denn dieser war stark und hatte feste Korpulenz."

Wir müssen also das historisch Mögliche in den Angaben der beiden Briefe einfach festhalten: 1) Kaspar Hauser ist am 30. April 1812 geboren; 2) er war der uneheliche Sohn eines armen Mädchens bei einem Kavalleristen (von der 4. Eskadron des 6. Regiments leichter Reiterei?); 3) das bayerisch-böhmische Grenzgebiet war seine Heimat, durch die Sprache und die wohl nicht zu weit entfernten Druckorte der Gebetbüchlein deutlich genug bewiesen. Der Name Hauser, — der gewiß nicht ersonnen ist, denn Kaspars Taschentuch führte seine Initialen, — soll in der Gegend häufig sein.[1]) Ob nun aber seine Mutter Grete oder Käthe geheißen, das könnte vielleicht noch ein (mit den nötigen Kenntnissen und dem noch unentbehrlicheren Takt ausgerüsteter) orts- und dialektskundiger rüstiger Fußgänger bei sämtlichen alten Namensvettern ermitteln. Früher wäre das durch die vielen Indizien nicht so schwierig gewesen. Das Ganze deutet auf niedrige Verhältnisse. Man gebrauchte aber die selbstverständlichen Mittel nicht, sondern man untersagte dieselben sogar; man suchte nicht auf der Erde, sondern in den Wolken, und man fand phantastische Nebelbilder. Es ist schon mancher Bursche davongelaufen, und schon viele haben wenig Lust gezeigt, sich schriftlich oder mündlich zu „legitimieren". Wäre bei der gereizten Stimmung

[1]) Im März und im Mai 1831 ist, ohne Resultat, nach den persönlichen Verhältnissen eines Lehrers Paul Hauser zu Ensdorf bei Amberg und seines Bruders, des Pfarrers Wolfgang Otto Hauser auf dem Klosterberge, (Wallfahrtsort bei Hohenwarth, zwei Stunden von Schrobenhausen, links von der Straße nach Regensburg) geforscht worden.

des empfindlichen Rittmeisters nicht zufällig ein Polizeikommissär zugegen gewesen; wäre Kaspar, wie seine offenbare Absicht war, ohne weitere Nachforschung nach seinen Personalien, Reiter geworden: die Welt würde wohl nie seinen Namen je vernommen haben. Durch diese Verkettung aber geriet er nicht in die erwünschte Kaserne, sondern in den Turm. Die genommenen Vorsichtsmaßregeln, sein Versteckenspiel nahm eine festere Gestalt an, die kleinen Notlügen wuchsen zu Riesen an. Seine einfache Absicht, unerkannt zu bleiben, erreichte er aber so gründlich, daß die Entdeckung der Wahrheit rasch unmöglich geworden ist. Und das war freilich nicht mehr Kaspars Werk! Die mythenbildende Phantasie, das Sensationsbedürfnis einer ereignislosen Zeit kam ihm so hilfreich entgegen, daß man für ihn dichtete, log, schwindelte, bis in das Undenkbare hinein. Er kam durchaus nicht mit einem ausgearbeiteten Plan eines raffinierten Betruges nach Nürnberg, denn das ist nicht allein psychologisch undenkbar, sondern historisch vollkommen überflüssig. Ich wiederhole, er hatte etwas zu verbergen, was eine nüchterne Untersuchung auch wohl hätte herausbringen können. Mehr nicht. Ein großartiges Problem, oder irgend eine Gruselgeschichte liegt gar nicht vor; und sollte der Leser im Verlaufe der Darstellung doch noch Anfälle von Schwäche bekommen, abergläubisch, d. h. ethisch angekränkelt werden, so gesunde er nur sofort wieder durch einen beherzten Rückblick auf den Kaspar Hauser vom 26. Mai 1828!

Bis hierher haben wir eine alltägliche Geschichte geschrieben, wie solche in der gerichtlichen Medizin, in der Psychiatrie (Abteilung Simulanten), ja im täglichen Leben unzähligemal vorkommen. In unserem Falle aber lagert auf dieser Alltäglichkeit eine turmhohe Schicht von Wundererzählungen.

II.

Auf dem Luginsland.

„Sie derfen ihm nur was zeigen,
so kan er es schon."

Der Briefschreiber an den Rittmeister.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich in Nürnberg die Neuigkeit, daß im Gefängnis des Vestner Turmes ein junger Mensch eingesperrt war, der nicht sagen konnte (richtig wäre nur gewesen: der nicht sagen wollte), wo er her sei. In der Gegenwart, wo wir kein größeres Zeitungsblatt in die Hand nehmen können, ohne auf ein Verbrechen zu stoßen (Meineid, Kassendiebstahl, Wechselfälschung, Selbstmord, Kindermord, Gattenmord, Raubmord, Lustmord), würde von einer solchen Kleinigkeit nicht einmal Notiz genommen, und von der Polizei würde unverweilt ihr Paragraph „wegen mangelnder Legitimation" auf den „Landstreicher" angewendet worden sein. Im Jahre 1828 aber lagen die Dinge anders! Klein und kleinlich war die herrschende Weltanschauung, auf allen Gebieten herrschte der seichte Kartoffeloptimismus; die Leute hatten mehr Zeit als wir, sie vertrieben sich die Langeweile mit Humanitätsschwindel, es hatte noch nicht jedes Dorf sein eigenes Dutzend alt-, frei-, deutsch- oder reichskonservativer, national- oder deutschfreisinniger, demokratischer oder sozialdemokratischer, alt- oder neukatholischer Zeitungen. Die guten Nürnberger ließen also ihre Aufmerksamkeit von der Spielwaren-Fabrikation auf den „wilden" Burschen hinüberschweifen. Man wanderte gen Vestner Turm hin, jeder Philister inquirierte den Kaspar Woßnet auf eigene Faust, und es ist nur gar zu begreiflich, daß Kaspar diesem Unfug gegenüber nur immer wortkarger und ver-

schlossener wurde. Die Leute gingen so klug wie sie kamen, versuchten aber das Rätsel des fehlenden Taufscheines selbst zu lösen. Zuletzt wußte der Bursche von seiner ersten Kindheit an bis zu seiner Ankunft in Nürnberg gar nichts! Folglich sei er lebenslänglich „eingesperrt“, ja sogar von der Menschenwelt „abgesperrt“ gewesen, folglich sei er ein „Tiermensch“, folglich verstehe er überhaupt keine Sprache, folglich fehlen ihm alle Begriffe, folglich wäre er ein als ein erwachsener Jüngling geborener Säugling, folglich — und das ist die Hauptsache — war er „eine Sehenswürdigkeit“. Zu den „gemütlichen“ Schändlichkeiten der vergangenen Zeit gehört das Vorzeigen und Reizen von Irrsinnigen durch ihre Wärter zur Zeit der Kirchweihe. Einer solchen Gemeinheit wurde auch Kaspar ausgesetzt. Der Schutzmann Blaimer mußte ihn vom 27. Mai an täglich ausführen und insonderheit an öffentliche Plätze begleiten, man benutzte aber diese Gelegenheit, um ihn auch in Kneipen herumzuführen, wo dem „Tiermenschen“ Schnupftabak aufgedrungen, Schnaps statt Wassers dargereicht, und sonstige Pöbeleien verübt wurden. Das dumme Angaffen und Ausfragen mußte der Gefangene über sich ergehen lassen: er brauchte sich seinerseits bloß passiv zu verhalten, der geschäftige Klatsch arbeitete sich einen verwahrlosten Tiermenschen aus der zuchtlosen Phantasie heraus. Was aber sein täglicher Umgang, der Gefängniswärter Hiltel und der Polizeisoldat Blaimer vor Gericht mitgeteilt und beschworen haben, das spielt noch mit nichts in den Hausermythus hinüber. Hiltel erzählte: „Hausers liebster Umgang war mit meinen Kindern. Er hatte einen guten, mächtigen Verstand. Er erlernte alles gleich und vergaß es so leicht nicht wieder, selbst sogar im Klavierspielen hat er gute Fortschritte gemacht; er fing nach erhaltenem dreitägigen Unterricht schon an, ein kleines Stückchen (aus dem Freischütz) zu spielen; er hat mir durch seine Gutmütigkeit und Gelehrigkeit so sehr gefallen, daß ich ihn gar nicht aus meinem Hause gelassen, wenn ich nicht selbst mit acht Kindern versehen gewesen wäre. Seine Füße waren bei seiner Ankunft wohl nicht wund, jedoch sehr angelaufen, da seine Stiefel ganz enge waren. Die erstere Zeit saß er etwas gebückt und sowohl auf der Bank, wie auf dem Boden, zog er seine

Beine unter sich wie ein Schneider. Wenn er schlief, zog er (wie bei v. Wessenig im Stall) die Beine in die Höhe. Am Körper war Kaspar Hauser ganz schmutzig und, als er nach circa 8 oder 10 Tagen gewaschen wurde, fiel der Schmutz ab, und da sagte er in meinem Beisein zu meiner Frau: Mutter, die Haut."

An diesem Wort wollen wir schon hier den Rekonstruktionsschwindel, der die ganze Hausergeschichte kennzeichnet, nachweisen. Wie sollte nämlich der spätere, als sprachlos geschilderte Tiermensch K. H. schon hier das Wort Haut gekannt haben? Hiltel, der Urapostel, auf dessen Autorität sich das Lügengebäude hauptsächlich stützt, erzählte später dem Professor Daumer: „Das Wort Haut sei dem Findling (?) anfangs noch ganz unbekannt gewesen; er, Hiltel, habe ihn erst darauf aufmerksam gemacht, daß er eine Haut habe, und ihm den Namen gesagt. (!) Er habe einmal, um einen hartnäckigen Skeptiker zu überzeugen, wie wenig dieser Mensch von den gewöhnlichsten Dingen des Lebens wisse, einen Schwamm angezündet, diesen demselben gereicht und zu halten befohlen. (Solche Debatten wurden immer in Kaspars Gegenwart geführt, und er fügte sich den Umständen.) Hauser habe gehorcht und den Schwamm so lange gehalten, bis er ihm in die Finger brannte, worauf daselbst eine kleine Blase entstanden sei. (Tucher verlegte 1872 die Geschichte nach dem Schloßzwinger, einem besuchten Belustigungsorte Nürnbergs.) Um den Verletzten und Erschreckten zu begütigen, habe er ihm dann freundlich zugesprochen, dabei das Wort Haut gebraucht und ihn auf die Haut seines Körpers überhaupt aufmerksam gemacht. Da er nun gewaschen wurde, und der Schmutz in Rollen abfiel, habe Hauser gemeint, es werde ihm die Haut abgestreift (!), und sei darüber in Angst geraten." Dieses Waschweibergeschwätz hat Daumer noch im Jahre des Herrn 1873 (S. 151) drucken lassen, und durch solche erbärmliche Mittelchen ist „Kaspar Hauser" zu einem Gemeinplatz der deutschen Litteratur geworden.[1]) Wir sind aber noch auf dem Luginsland.

---

[1]) „Demgemäß nun also (durch Ignorieren und Totschweigen nämlich) wurde ich die eiserne Maske, oder, wie der edele Torguth sagt, der Kaspar Hauser der Philosophieprofessoren: abgesperrt von Luft und Licht, damit mich keiner sähe,

Blaimer deponierte: „Ich bin ungefähr sechs Wochen lang mit ihm gegangen, und auch während dieser ganzen Zeit habe ich ihn nicht einmal geführt; denn wenn er auch sehr müde war, so ist er wohl langsamer und gerade so als wie ein Mensch, der an Hühneraugen leidet, aber doch für sich selbst ohne fremde Beihülfe gegangen. Wenn man ihm nach seinem Geschmacke etwas Gutes zu essen geben wollte, so mußte man ihm ein altgebackenes schwarzes Brot reichen, das er sehr gerne aß. Je schwärzer das Brot war, desto lieber war es ihm auch, und daher kann man sagen, daß ihm das Bauernbrot das liebste gewesen ist. War das Brot nur etwas mit Gewürz, wie z. B. mit Kümmel oder Anis versehen, so hat er diese Gewürzsorten mit dem regsten Fleiße weggestreift oder die obere Rinde ganz liegen lassen. Ich habe ihn öfter gefragt, warum er dies thue, er sagte mir aber bloß: dös ist nicht gut." (Später verhielt es sich gerade umgekehrt.) Ein anderer auf einen bekannten Bauerngeschmack hindeutender Zug, den Blaimer bei Kaspar wahrnahm, war eine Abneigung gegen die schwarze, eine Vorliebe für die weiße Farbe, welche sich auch auf die Tierwelt ausdehnte. Es giebt[1]) Gegenden, wo die Bauern sogar die Stämme der Bäume weiß übertünchen, und so kann es nicht wunder nehmen, daß Blaimer von dem Pferdefreund Kaspar berichtet: „Herr Bürgermeister Binder hatte einen Schimmel, und wenn ich solchen ihm zeigte, so hatte er wirklich eine namenlose Freude." Blaimer brachte auch in Erfahrung, daß Kaspar „zu lügen anfing," was uns allerdings nicht mehr neu ist.

Freilich wissen beide Männer uns auch unbewußt Beweise von Kaspars Verstellung an die Hand zu geben. Solche Züge sind z. B. seine gemachte Furcht vor dem elfjährigen Sohne Hiltels, dem er zurief: „Net haua!" Sein Wanderfreund Blaimer bezeugt: „Das Tageslicht hat Kaspar Hauser durchaus nicht

und meine angeborenen Ansprüche nicht zur Geltung gelangen könnten." Arthur Schopenhauer, Parerga und Paralipomena, I. (Berlin, 1851), S. 127. — „Mit meinen geistigen Fähigkeiten bin ich durch den vierjährigen Jammer meines Arrestlebens ganz zum Kaspar Hauser geworden." Konrad Deubler, Lebens- und Entwickelungsgang (Leipzig, 1886), S. 174 (über seinen Denunzianten M. G. Saphir vgl. S. 119).

1) In Holland wenigstens. Linde.

genirt, wohl aber das Kerzenlicht; denn wenn solches angezündet worden, so drückte er die Augen zu, blinzelte in einem fort, gerade als wie ein Mensch, der böse Augen hat und das Licht nicht vertragen kann." Hiltel aber: „Seine Augen waren gleich für das künstliche Licht sowohl, als auch für die Sonne sehr empfindlich; er blinzelte in einem fort, und wenn das Licht ihm gerade recht in die Augen kam, so hat er das ganze Gesicht verzogen und sich bitter darüber beklagt." Nun, du guter Hiltel, in solchen Fällen blinzeln wir alle, rücken den Stuhl weg, halten die Hand vor das Auge, oder schneiden Gesichter. Am Pfingstmontag aber hat sich Kaspar am hellen Nachmittag auf normale Weise nach seinem Reiseziel umgesehen, und ebenso unbefangen in der Nähe des Kerzenlichts in der Wachtstube seinen Namen aufgeschrieben. Später aber wurde er sogar noch lichtfreundlicher: bei Hiltel „griff er am 2. Tage in's Schleißenlicht", — mit Blaimer machte er sich den Spaß, „bei dem Wirte Schmidt zu Gostenhof in's brennende Licht zu greifen!" Auch das stimmte nicht mit seinen Gängen vom 26. Mai, wenn er in Blaimers Gesellschaft „ganz müde war und wackelte, wenn er einen Spaziergang von einer Viertelstunde machte." Und daß er, worüber Hiltel sich wunderte, jedesmal „hastig zusammenfuhr, wenn man ihn plötzlich anrührte," das ist ein Phänomen, welches auch bei anderen Sterblichen vorkommt, namentlich wenn sie der Polizei gegenüber etwas zu verschweigen haben.

Gottfried Freiherr von Tucher, Kaspars späterer Vormund, wallte in der letzten Woche vom Juni mit Herrn von Grundherr nach dem Turm. Nach seinen hyperorthodoxen Aufzeichnungen (Daumer 1873, S. 117—124) war Kaspars „Fähigkeit für alles Mechanische bewundernswürdig." Er sah eine Frau stricken und —? „tags darauf, nachmittags, hatte er an einem Strumpfe ein eine starke Hand breit langes Stück gestrickt und so fest und gleich, wie es nur die geschickteste Frauenhand vermag!" Weder dieses Kunststück, noch die „gesunde Gesichtsfarbe", noch die Gesichter, welche Kaspar schnitt, „als er von einem schönen Mädchen sprach", noch endlich seine Sehnsucht nach Hause vermochten den juristischen Beobachter irre zu machen.

Die ersten vier Hauptgründer des eigentlichen Kaspar-Hauser-Mythus sind der Bürgermeister Binder, der Gerichtsarzt Dr. Preu, der Kriminalist Feuerbach und der Gymnasialprofessor Daumer. Der Bürgermeister wird in seiner weiter unten folgenden offiziellen Bekanntmachung vom 7. Juli eine so klare Selbstdarstellung leisten, daß über ihn kein Wort weiter zu verlieren ist. Dieser Mann legte leider dem Paul Sigmund Karl Preu (geboren zu Lauf am 1. September 1774, Stadtgerichtsarzt zu Nürnberg seit 1809, † am 18. Dezember 1832) amtlich die einfältige Frage vor: „ob dieser Mensch, aus dem auf keine Weise eine Kunde über seine Person und Herkunft zu erforschen war, nicht gar vielleicht verrückt oder blödsinnig sein möchte?" Preu, schon so gläubig wie Binder selbst, beobachtete durch die Brille der Voreingenommenheit, verließ sich aber, wie er noch bei seinem Leben drucken ließ, meist auf die Aussagen des guten dummen Hiltels. Er berichtet selbst: „Nach mehrtägiger Beobachtung sowohl von meiner Seite, als durch den hiezu besonders instruierten Gefangenwärter, gab ich (das heißt: schon am 3. Juni!) über unseren Findling nachstehendes Gutachten[1]) ab.

„Dieser Mensch ist weder verrückt noch blödsinnig, aber offenbar auf die heilloseste Weise von aller menschlichen und gesellschaftlichen Bildung gewaltsam entfernt worden. Er kann nichts als notdürftig lesen und einige Worte schreiben. Der Polizei-Gefangenwärter kann ein Muster davon aufweisen. Er ist, wie ein

---

[1]) Das Appellgericht in Ansbach (= Feuerbach) vermißte (in einem Antwortschreiben an die dortige Kreisregierung vom 22. Juli 1828) in den Nürnberger Polizeiakten „eine körperliche Untersuchung des Hauser zu der Zeit, als er in Nürnberg aufgegriffen wurde. Ein Mensch, der so viele Jahre angeblich in einem Gefängnis eingesperrt gewesen, möchte wohl in der Haltung seines Körpers, an mehreren Teilen des letzteren u. s. w. bestimmte, für längere Gefangenhaltung zeugende Erscheinungen bieten. . . . Es dürfte der Arzt, welcher den Jüngling sogleich zu besuchen Gelegenheit hatte und das Resultat seiner psychologischen Beobachtung schon unterm 3. Juni mit völliger Bestimmtheit zu den Akten gab (Fol. 6), aufgefordert gewesen sein, die Beobachtungen selbst, aus welchen er seinen Schluß gezogen hatte, sowie die wissenschaftlichen Gründe für seine ausgesprochene Überzeugung umständlich zu den Akten zu bringen." Später aber ist Feuerbach auch in dieser Hinsicht sehr genügsam geworden."

halbwilder Mensch, in Wäldern erzogen worden, ist zur ordentlichen Kost durchaus nicht zu bequemen, sondern lebt bloß von schwarzem Brot und Wasser. Doch ist er geimpft, wie man am rechten Arm deutlich sieht. Dieses könnte vielleicht zu weiteren Forschungen führen. Auch habe ich mit vieler Mühe aus ihm herausgebracht, daß er zu Hause ein Roß gefüttert hat, das weiß war" (vgl. Hackers Zeugnis S. 15).

Begründung? Gar nicht nötig! Wir kommen auf diesen jämmerlichen Begutachter im vierten Kapitel wieder zurück, hier nur noch eine kleine, aber vielsagende Probe seines Scharfblicks auf den (in „ewiger Finsternis" aufgewachsenen!) Kaspar:

„Die solare Sphäre des menschlichen Organismus war bei ihm unterdrückt, das tellurische Prinzip das vorwaltende, allein herrschende, er selber zum Nachtmenschen geworden."

Den 11. Juli eilte auch Feuerbach — der „größte Kriminalist unseres Jahrhunderts" — von Ansbach nach Nürnberg, um das Phänomen im Turm anzustaunen. Feuerbach war damals 53 Jahre alt und gewiß erfahren genug. Wer, wie das mit Feuerbach wirklich der Fall war, in einer (auch Hitzig gewidmeten) „Aktenmäßigen Darstellung merkwürdiger Verbrechen" (II. Gießen 1829, S. 43—122) aus Erfahrung die abgrundtiefe menschliche Verlogenheit kennen gelernt und „Tartüffe als Mörder" dargestellt hat, konnte unmöglich, ohne es bewußt oder unbewußt zu wollen, Kaspar Hausers Geschichtchen gläubig hinnehmen.[1])

In dem genannten Werke hatte Feuerbach schon eine „deutsche Brinvillier, Vatermörder, Gattenmörder, Brandstifter aus Neid und Haß und Brandstifterinnen, einen Brudermörder aus Enthusiasmus für eine Handelsspekulation, Mädchenschlächter, Mörder auf der Reise, einen tadellosen Menschen und Bürger und zuletzt doch Mörder,

---

[1]) Auf S. 159 (in einem „Beitrag zu der Lehre vom Indizienbeweis: Johann Paul Forster, der zweifache Raubmörder") wird „die mit Umsicht, Scharfblick, Sachkenntnis verbundene, fast die höchsten Forderungen überbietende Thätigkeit des Untersuchungsrichters Herrn Binder, gegenwärtig Ersten Bürgermeisters der Stadt Nürnberg," hervorgehoben. Bei der Kasparaffaire aber zeigte Feuerbach überall eine gereizte Stimmung gegen Binder.

einen Mörder aus Rechthaberei und Rachsucht, aus Liebe und Eifersucht, durch Verführung des Augenblicks, Jugendbosheit und Greisen-einfalt, eine Raubmörderin aus Leichtsinn, Raubmörder aus Liederlichkeit, aus Eitelkeit, aus selbstverschuldeter Not, aus Seelenkrankheit" u. s. w. geschildert: ein Verbrechen am Seelenleben des Menschen fehlte aber noch in der Sammlung. Wir werden den Roman kennen lernen.

Ueber den vierten Gründer benachrichtigt uns sein Freund Dr. Preu.

„Um den zum allgemeinen Stadtgespräch gewordenen Findling,[1]) zu welchem täglich von alt und jung, besonders aber von Mädchen und Frauen, gleichsam gewallfahrt wurde, gleichfalls kennen zu lernen, bestieg auch Herr Professor Daumer gegen das Ende des Monats Juni 1828 den Turm, welcher Hauser einschloß. Er (mein Freund Daumer) selber war von mehreren Ärzten jahrelang allopathisch mißhandelt und dadurch völlig heruntergebracht worden, hatte erst seit einem Jahre sich zur Homöopathie gewendet und meinen ärztlichen Rat gesucht, aber als Selbstdenker dieses nicht blindlings gethan, sondern sogleich mit regem Eifer und mit dem ihm eigenen physiologischen Scharfsinne die neue Lehre studiert und aufgefaßt. Bald genug bot sich nach meiner Rückkunft (aus Karlsbad) die Gelegenheit dar, an Hauser die Homöopathie zu erproben; denn von jetzt an war Herr Dr. Osterhausen von der eigentlichen ärztlichen Behandlung des Hauser zurückgetreten. Eine Krätzansteckung eigener Art traf Hauser; dieser Zufall gab Gelegenheit zum ersten homöopathischen Versuch an ihm." Das sieht schon schlimm genug aus, wenn möglich noch schlimmer aber als dieser medizinische ist der theologische Charlatanismus dieses Daumer gewesen. Er war am 5. März 1800 zu Nürnberg geboren, hatte 1817 in pietistischer

[1]) So schreibt Dr. Preu auch unverdrossen die Lüge hin: „als K. H. in Nürnberg aufgefunden wurde!" Wird ein gesunder Bursche, der über den Unschlittplatz geht und sich dort nach dem Weg zu der Neuthorstraße erkundigt, denn aufgefunden? Wird einer zum Findling, bloß weil es ihm nicht paßt, in der Polizeistube seine Personalien vollständig anzugeben? Der Findling von 1812 war nicht zum zweitenmale „Findling" 1828.

Stimmung zu Erlangen Theologie, darauf in Leipzig Philologie studiert, wurde 1827 Lehrer am Gymnasium seiner Vaterstadt und hatte vor der Wallfahrt nach dem Turm schon eine „Urgeschichte des Menschengeistes“ (Berlin, 1827) gegen Hegel von Stapel gelassen. Nach Hausers „Erziehung“ schrieb er eine „Vorweltliche Geschichte des Geistes“ (1831), gab 1833 wegen Kränklichkeit sein Amt auf, schrieb „Polemische Blätter“ (Nürnberg, 1834) wider den Protestantismus, besang aber mit unleugbarer dichterischer Begabung „Die Glorie der heil. Jungfrau Maria“ (Nürnberg, 1841), enthüllte sodann in zwei Bänden die „Geheimnisse des christlichen Altertums“ (Hamburg, 1847) und kam damals sogar (obgleich er schon 1842 den „Feuer- und Molochdienst der Hebräer“ veröffentlicht hatte) auf „den seltsamen Gedanken, sich, um doch einer Partei anzugehören, dem Judentume anzuschließen.“ Sein Haß gegen das Christentum war in der That gründlich genug! „Das Cristentum ist — die absolute Verrücktheit und Unvernunft . . . alle Fanatismen und Greuel, die die Geschichte des Christentums beflecken, sind keineswegs etwas dem Wesen dieser Religion Fremdes, sondern ihre wahre, charakteristische, notwendige und unvermeidliche Entwicklung und Manifestation.“ „Hiernach kann es nicht auffallen,“ berichtet sein ihm gewogener Biograph David August Rosenthal (Konvertitenbilder, I, 3, 1872, S. 238), „wenn er hinsichtlich des letzten Abendmahls die Meinung ausspricht, daß bei demselben ein Kind geopfert und verzehrt worden sei, ein Mahl, an welchem der edle, tugendhafte, unschuldige Judas aus Abscheu nicht teilnehmen mochte und sich empörten Herzens entfernte, um den Frevel der Obrigkeit anzuzeigen. Daher konnte Christus leicht vermuten, daß Judas ihn und sein frevlerisches Beginnen verraten würde. Wie Christus ein Menschenopferer gewesen, so auch viele Heilige, wie Bernhard von Clairveaux und Franz von Assisi.“ Der zuerst genannte „Abt hielt die Mönche zu anthropophagischen Mahlen an; sie hatten einen Abscheu vor solcher Nahrung und wandten sich an den Bischof, um sich einer so grauenhaften Pflicht enthoben zu sehen; dieser aber bestätigte die Ansicht und Einrichtung des Abtes, und die Mönche

mußten sich fügen. Der heil. Bernhard selbst hatte sich den Magen so sehr verdorben, daß er meist roh wieder von sich gab, was er genossen hatte, und durch dieses beständige Ausbrechen unverdauter Speisen den Brüdern, besonders wenn sie im Chore sangen, lästig wurde. Dies hat wohl seinen Grund in dem Ekel, dessen sich bei jenen schauderhaften Eucharistien selbst dieser sonst so vollendete Heilige nicht zu erwehren vermochte." Bei Franz von Assisi muß die Etymologie seiner kleinen einsamen Kirche Portiuncula aushelfen: „Portiuncula heißt ein Stückchen und bedeutet .... wohl eine kleine Portion vom Fleische eines geopferten Menschen, so wie man sie dort zu empfangen und zu genießen pflegte." Daumer wurde nach diesen Lästerungen nicht etwa, wie die anständigen Ketzer früherer Zeiten, verbrannt, sondern — katholisch (Meine Konversion, Mainz 1859). Rosenthal bemerkt: „Wir erinnern uns in einer Legende gelesen zu haben, wie ein Ritter, der, auf der Bahn des Lasters verirrt, doch jederzeit eine geweihte Muttergottes-Medaille trug, welche er trotz Hohn und Spott abzulegen niemals zu bewegen war, dadurch vor zeitigem und ewigem Verderben gerettet ward. Sollte die, allerdings noch stark heidnisch gefärbte, Verehrung, von der Daumer für die heilige Jungfrau beseelt war, nicht das Mittel gewesen sein, durch welches er auf den Weg des Heils geleitet worden, durch welchen er zum wahren Glauben gelangte?" Das ist ohne Zweifel die richtige Erklärung, auch für Daumers wahren Kasparglauben, den wir bald zu bewundern haben werden. Später („Reich des Wundersamen," Regensburg 1872, S. 11) glaubte er sogar an „wirkliche Seherblicke" bei Kartenlegerinnen! Er starb den 14. Dezember 1875 zu Würzburg.

Über seine Wallfahrt nach dem Turm, die nach dem 25. Juni stattfand, berichtet Daumer: „Als ich ihn zum erstenmal besuchte, zog unter dem Thore vor der Stadt eine Bauernmusik vorbei; Hauser horchte auf und nahm die ganz eigentümliche Stellung an, in der ich ihn später öfters sah, wenn er über etwas nachdachte oder sich auf etwas besann. Er stand ganz starr und hielt die Arme mit gebogenen Ellenbogen vor sich hin, Daumen und Zeigefinger waren zusammengedrückt, wie wenn er etwas zwischen ihnen gehalten hätte.

Den Augen sah man an, daß sie nicht sahen, daß die Seele aus ihnen gewichen war, die sich jetzt ganz und gar nur als hörend verhielt. Er verblieb in dieser Stellung, bis die Töne ganz in der Ferne verhallt waren."

Es wird wohl keinen Leser mehr befremden, daß Kaspar Hauser alles, was er vor und an dem 26. Mai 1828 verstand, Sprechen, Lesen, Schreiben, Gehen, nach dem 27. Mai von neuem lernen mußte und folglich sehr schnell erlernte! Und was könnte dabei ein 28jähriger Professor nicht leisten, der in reiferen Jahren bewies, daß der Heiland und die Heiligen Menschenfresser gewesen sind! Ergötzlich ist in einem zu Anfang des Septembers 1828 an die Regierung abgestatteten Bericht zu lesen, wie dieser Daumer seinen Kaspar lesen gelehrt hat! „Der Andrang der Neugierigen, die ihn in dem Turme in Anspruch nahmen, erlaubte mir oft kaum eine halbe Stunde mit ihm allein zu sein, gleichwohl lernte er in drei Wochen notdürftig lesen,[1]) zählen, Zahlenreihen aussprechen, addieren und subtrahieren, machte Fortschritte im Schönschreiben und erlernte ein einfaches Musikstückchen auf dem Klaviere. Das Lesen lehrte ich ihn vermittelst großer, auf einzelne Blättchen zum Behuf des Zusammensetzens für Kinder gedruckter Buchstaben; im Schönschreiben übte er sich selbst nach Mustern, die ich ihm gebracht. Aber schon in der dritten Woche mußte ich ganz aufhören ihn zu unterrichten, weil nicht lange nach dem Anfange des Unterrichts Schweiß auf Hausers Stirne trat, und Kopfschmerz sich einstellte. Schon am zweiten Tag nach seinem Eintritt in mein Haus hoben sich zwar die Obstruktionen" u. s. w.

Vergleichen wir damit das Urteil seines späteren Lehrers in Ansbach:

„Eben so auffallend, wie sein Dialekt, mußte mir stets sein Schulton erscheinen, in den er ebenfalls beim Lesen und Memorieren gewöhnlich verfiel. Einen Leseton, wie ich ihn bei K. H. oft nicht

---

[1]) Kaspar Hauser konnte schon den 26. Mai 1828 faktisch notdürftig lesen und schreiben (S. 15), den 3. Juli wurde es von Preu ärztlich bezeugt (S. 32), und hier lernt er es noch einmal!

verkennen könnte, trifft man nur in Schulen, vorzüglich in Landschulen, an, deren Lehrer noch dem Mechanismus huldigen. Nie habe ich noch gefunden, daß sich ein solcher Ton beim Privatunterrichte herausbildet, am allerwenigsten, wenn ihn Lehrer erteilen, wie sie K. H. hatte. Ich kann nicht begreifen, wie seine früheren Lehrer diesen Umstand gleichgültig ansehen konnten. Es müßte nur sein, daß sie mit den Eigentümlichkeiten vieler Volksschulen ganz unbekannt geblieben wären. Seinem Lesetone nach hatte K. H. eine gewöhnliche Schule besucht, und es dürfte dies um so wahrscheinlicher sein, als er bei seinem Erscheinen in Nürnberg schon ziemlich wacker schreiben und, wie behauptet wird, auch lesen konnte.

So viel ist gewiß, daß in Bayern jährlich noch mehr als eintausend Schüler aus der Volksschule entlassen werden, die nicht mehr können, als K. H. gleich anfangs in Nürnberg zeigte. — Diesen Satz wird jeder erfahrene Volksschullehrer bestätigen. In Gegenden, wo der Schulbesuch noch sehr schlecht ist, findet man bei Kindern unordentlicher Eltern, gewissenloser Dirnen &c. diese Erscheinung gar nicht selten. Die Militärs mögen es bezeugen, wie viel noch jährlich Rekruten eingereiht werden, die ihren Namen kaum schreiben können, obgleich sie 6 Jahre lang eine Schule besucht haben."

Obgleich Kaspar sogar das Sprechen noch erst hätte zu lernen gehabt, war der Erste Bürgermeister im Privatverkehr mit dem „Findling" doch so scharfsichtig, daß er einen Schauerroman abfassen, drucken lassen und schon am 7. Juli veröffentlichen konnte. Dieses Stück steht, als Publikation einer anständigen Behörde, einzig in der Weltgeschichte da. Der Entwurf ist der Königlichen Regierung des Rezatkreises in Ansbach vorgelegt worden, der Magistrat aber wartete ihre Antwort gar nicht ab, sodaß eine vom 11. Juli 1828 datierte Warnung zu spät kam, und die Geschichte von vornherein verpfuscht war. Das Reskript an den Stadtkommissär von Nürnberg enthielt die richtige Bemerkung: „es treffen in der erzählten Lebensbeschreibung so viele abenteuerliche und höchst unwahrscheinliche Umstände zusammen, daß man sich des Verdachts irgend einer groben Täuschung — kaum erwehren kann; der Magistrat

wird daher wohl thun, in der Fassung der zu erlassenden Bekanntmachung sehr behutsam zu sein, um sich in keinem Falle kompromittiert zu sehen." Der Magistrat war aber nicht „behutsam" gewesen, und die Sache selbst war von vornherein verpfuscht. Nicht gegen Kaspar Hauser wurde eine Untersuchung auf Betrug eingeleitet, sondern auf Grund seines Betruges wurde das Verbrechen der widerrechtlichen Gefangenhaltung nach Art. 192 Teil I des Strafgesetzbuches und der Aussetzung hilfloser Personen nach Art. 174 ff. begründet. Wir werden aber sehen, daß der Appellgerichtshof in Ansbach diese Begründung mit Recht romanhaft genannt hat.

Bekanntmachung.

(Einen in widerrechtlicher Gefangenschaft aufgezogenen und gänzlich verwahrlosten, dann aber ausgesetzten jungen Menschen betr.)

Vom Magistrat
der Königlich Bayerischen Stadt Nürnberg

wird hiemit ein Fall zur allgemeinen öffentlichen Kenntnis gebracht, der so merkwürdig und in seiner Art vielleicht so unerhört ist, daß er nicht nur die Aufmerksamkeit aller Polizei- und Justiz-, Civil- und Militär-Behörden, sondern auch die Teilnahme aller fühlenden Menschen unseres Vaterlandes in Anspruch nimmt.

Am zweiten Pfingstfeiertage, Montag den 26. Mai d. J., nachmittags zwischen 4 und 5 Uhr begegnete[1]) einem hiesigen Bürger, am Eingange der Kreuzgasse dahier, bei dem s. g. Unschlitt-Platze, ein junger Mensch, dem Anscheine nach 16 bis 18 Jahre alt, ohne Begleitung und fragte ihn nach der Neuthorstraße. Der Bürger erbot sich dem jungen Menschen den Weg dahin zu zeigen und begleitete ihn; während dessen zog dieser aus seiner Tasche einen versiegelten Brief, worauf die Adresse stand (wie oben S. 7), und dies bewog den Bürger, mit ihm auf die Wache vor dem neuen Thor zu gehen, um dort am ersten Auskunft zu erlangen. Auf dem weiten Weg dahin suchte der Bürger ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen, überzeugte sich aber bald, daß wegen Mangels an Begriffen bei ihm

---

[1]) Also: begegnete (vgl. Anm. S. 34).

solches nicht möglich sei.[1]) Am neuen Thor angelangt, wurde der junge Mensch, nach Vorzeigung des gedachten Briefs, an das nicht weit davon entfernte Haus gewiesen, in welchem der bezeichnete Herr Rittmeister wohnte. In dessen Abwesenheit bemühte sich der Bediente, den jungen Menschen möglichst auszufragen, konnte aber keine befriedigenden Antworten erlangen, und als inzwischen der Herr Rittmeister zurückgekommen war, den Brief gelesen, aber sich ebenfalls vergebens bemüht hatte, dessen ihm ganz fremden, rätselhaften Inhalt bei dem jungen Menschen näher zu erforschen, wurde solcher nebst diesem Brief noch an jenem Abend dem Magistrat übergeben.

Was der Brief und dessen Beilage enthält, geht aus dem im lithographierten ganz getreuen, sämtlichen Königl. Landgerichten des Ober- und Unterdonau-, Regen- und Isarkreises mitgeteilten Faksimile hervor.

Das erste von einem Magistrats-Polizeibeamten mit ihm vorgenommene Verhör lieferte in abgerissenen kurzen Antworten kein anderes Resultat, als daß ihm weder der Ort noch die Gegend seiner Geburt oder seines Aufenthalts noch seine Herkunft bekannt,[2]) und daß er von demjenigen Unbekannten, bei welchem er „alleweil“ immer gewesen, bis an das „große Dorf“ (Nürnberg) gewiesen worden sei, wo sich alsdann derselbe entfernt habe.

Ob nun schon dieses erste Verhör und die Art und Weise, wie er sich dabei benahm, keine Veranlassung gaben, daß Blödsinn oder Verstellung (?) zu Grunde liege, sondern vielmehr auf die Meinung führen mußten, (?), daß dieser junge Mensch von seiner Kindheit an, mit Entbehrung aller menschlichen Gesellschaft, auf die unmenschlichste Weise in einem tierähnlichen Zustande[3]) einsam gefangen gehalten worden sei, wozu hauptsächlich (!) der Umstand berechtigte, daß er nichts als Wasser und Brot genoß, so unterstellte ihn doch der Magistrat, um vor jeder Täuschung gesichert zu sein, neben der geheimen sorgfältigen Beobachtung des erfahrnen Gefängniswärters,

---

[1]) Der erste Unterschleif!

[2]) Der zweite Unterschleif! Er hat sie wohl gekannt, aber nicht genannt.

[3]) Da ist schon der Teufel los.

der genauen (??) Untersuchung und Beobachtung des hiesigen Königl. Stadtgerichts-Arztes. Während aber jener nichts entdecken konnte, was irgend einen Verdacht gegen diesen jungen Menschen zu erregen im stande gewesen wäre, fiel nach sechs Tagen das gerichtsärztliche Gutachten wörtlich (?) dahin aus:

„daß dieser Mensch weder verrückt noch blödsinnig, aber
„offenbar auf die heilloseste Weise von aller menschlichen
„und gesellschaftlichen Bildung gewaltsam entfernt, wie
„ein halbwilder Mensch erzogen worden, zur ordentlichen
„Kost nicht zu bewegen sei, sondern bloß von schwarzem
„Brot und Wasser lebe." [1])

Von der Wahrheit dieses Urteils überzeugte sich der unterzeichnete Vorstand des Magistrats und Polizeisenats in einem bald nachher von ihm mit diesem jungen Menschen vorgenommenen umständlichen Verhör, [2]) und es ergab sich hiebei, daß derselbe weder von Menschen noch Tieren eine Vorstellung hatte, (!) und außer „Buben", worunter er aber nur sich und denjenigen verstand, bei welchem er immer gewesen war, und einem „Roß" (Pferd), womit er gespielt, nichts kannte. (!)

Diese Beschränktheit seiner Begriffe, — obschon im schreiendsten Widerspruche mit seiner auf die herrlichsten (?) Naturanlagen deutenden großen Wißbegierde und einem ganz außerordentlichen (folglich geübten) Gedächtnisse, — bestimmte bald den Unterzeichneten, die Bahn förmlicher Verhöre zu verlassen und statt deren sich vertraulich (!) mit ihm zu unterhalten. Ärzte, Lehrer, Erzieher, Psychologen, Polizei- und Gerichtsbeamte, die scharfsichtigsten (?) Beobachter aus allen Ständen und unzählige an seinem früher traurig gewesenen Schicksal innigen Anteil nehmende Personen erhielten seitdem Zutritt zu ihm, und ihre mehrfältig ausgesprochenen Erklärungen stimmen mit den Ansichten der unterzeichneten Polizeibehörde überein.

---

[1]) Man übersehe nicht die tendenziöse Abkürzung des S. 32/33 vollständig vorliegenden, durch und durch unsoliden Gutachtens!

[2]) Verhör? Der Appellhof in Ansbach nennt das Resultat von Binders „Privatunterhaltungen" mit Kaspar vielmehr richtig einen „auf die künstlichste Weise abgefragten, vielleicht auch oft nur erratenen Inhalt."

Er selbst befindet sich in einem, soweit es unbeschadet der Aufsicht über ihn geschehen kann, möglichst freien Zustande, bleibt sich aber, der täglich sichtbaren erfreulichen Fortschritte in seiner geistigen Entwickelung ungeachtet, in der ersten Erzählung seines Schicksals treu. (?) Um so sicherer (?) kann daher sein bisheriges Leben, insoweit es ihm selbst klar ist, aus unzähligen Unterhaltungen des unterzeichneten Vorstandes mit ihm, wie folgt, mitgeteilt werden.[1])

Kaspar Hauser — so nennt sich das Opfer unmenschlicher Behandlung — war immer ganz allein eingesperrt und sah und hörte niemand (22.) anders als das Ungeheuer, das ihm seine einzige (19.) Nahrung, Brot und Wasser, reichte. Er befand sich stets (1.) in einem kleinen, engen, niedrigen Raum zu ebener Erde, dessen (2.) Boden nicht gebrettert war, sondern, wie es scheint, aus festgeschlagener Erde, dessen (3.) Decke aber aus ineinandergeschobenen und befestigten Brettern bestand. Zwei kleine, längliche Fenster (4.) waren mit (5.) Holzstößen verschlichtet, und durch sie drang daher nur ein (6.) schwaches dämmerndes Licht; niemals sah er die Sonne. Er saß in einem Hemd (12.) und kurzen, am Knie gebundenen, wahrscheinlich dunkelfarbigen und durch einen Hosenträger (nach bayrischer Mundart „Halfter") gehaltenen (13.) Hosen, ohne (14.) alle weitere Bekleidung, auf dem Boden und spielte mit zwei (16.) weißen hölzernen Pferden, die er sonst Rosse nannte und (17.) einem weißen hölzernen Hund, hängte ihnen (18.) verschiedene kleine Spielsachen um den Hals und sprach mit ihnen so viel, als ihm der Mangel an Wörtern und somit die Armut an Begriffen gestattete. Das eine dieser Pferde (16.) war kleiner als das andere, keines höher als ungefähr 1 bis $1^{1}/_{4}$ Schuh, und der Hund (17.) viel kleiner als beide — demnach gewöhnliche Kinderspielwerke. Im Boden seines Behältnisses stand, wie es scheint mit ausgehöhlter Vertiefung, ein Hafen (10.) oder ein gewöhnliches Gefäß mit einem Deckel, in welches er seine körperlichen Bedürfnisse verrichtete; nicht weit davon lag auf der Erde ein (9.) Strohsack, welchen er zuerst sein Bett nannte. Da er wegen Mangels an

[1]) Die dem folgenden Texte hinzugefügten Ziffern (1.)—(50.) beziehen sich auf die Kritik in den Kapiteln XXII—XXVI.

Übung fast gar nicht stehen und gehen konnte, sondern, wenn er sich aufrichtete, fiel, so rutschte er (15.) auf dem Boden bei seinen Pferden herum, von diesen zum Hafen und von da zum Strohsack, auf welchem er schlief. Dies geschah immer, sobald die Nacht einbrach. Der früheste Morgen traf (11.) ihn schon wieder wach. Beim Erwachen fand er vor seinem Lager (19.) schwarzes Brot und Wasser und den oben gedachten Hafen geleert; er schließt daraus mit Recht, daß statt der Nahrungsmittel, welche er immer tags vorher verzehrt hatte, während des Schlafs ihm neue gebracht worden sind, und auf gleiche Weise die Reinigung des Hafens erfolgt ist. Ein gleiches behauptet er auch hinsichtlich des Beschneidens der (20.) Nägel und Haare. Sein Hemd (21.) wechselte er sehr selten, und da er nicht weiß, wie es geschah, so behauptete er, daß es ebenfalls während des Schlafes, der gut und fest war, geschehen sein müsse. Das (19.) Brot, das er genoß, war ihm zureichend, an Wasser dagegen hatte er nicht immer Vorrat nach Durst.

Der Eingang zu seinem Kerker war mit (7.) einer kleinen niedrigen Thüre verwahrt, und diese von außen verriegelt. Der Ofen (8.) darin war weißfarbig, klein, rund, wie etwa ein großer Bienenkorb geformt und wurde von außen geheizt (oder wie er sich ausdrückte „einkenten"). Lang, lang, aber wie lang, das weiß er nicht, weil er (24.) keinen Begriff von der Einteilung der Zeit hatte, war er in diesem Kerker gewesen. Niemand (22.) hatte er darin gesehen, keinen (23.) Strahl der Sonne, keinen Schimmer des Mondes, kein Licht, keine menschliche Stimme, keinen Laut eines Vogels, kein Geschrei eines Tieres, keinen Fußtritt gehört. Da öffnete sich endlich die Thüre (7.) des Kerkers, und (25.) der Unbekannte, welcher ihn bis Nürnberg geführt, trat ein, barfuß und fast ebenso wie er dürftig gekleidet und gebückt, um nicht anzustoßen, sodaß, obschon er nur mittlerer Größe war, beinahe die Decke des Kerkers auf ihm ruhte, und gab sich ihm als denjenigen zu erkennen, der ihm immer Brot und Wasser gebracht und die Pferde geschenkt habe.

Derselbe gab ihm (29.) die (oben S. 5/6) verzeichneten Bücher, sagte ihm, daß er (26.) nun lesen und schreiben lernen müsse und

dann (30.) zu seinem Vater komme, der ein Reiter gewesen sei, und daß er auch ein solcher werden soll. Bei seinen außerordentlichen, durch die langwierige und furchtbare Einkerkerung dennoch nicht (!) in Stumpfsinn übergegangenen geistigen Anlagen fand die Bemühung des Unbekannten leicht Eingang. Er lernte, wie er sagt, und ihm auch nach seinen jetzigen sichtbaren Fortschritten ebenfalls zu glauben ist, schnell und leicht, aber doch nicht viel, sondern nur (28.) notdürftig lesen (vgl. die Anmerkung auf S. 37) und seinen Namen schreiben, weil der Unbekannte immer nur (27.) nach vier Tagen, am fünften Tage, wieder zu ihm kam und ihn unterrichtete. Immer aber kam er in derselben Kleidung, barfuß, und Hauser hörte ihn nicht eher kommen, als bis er die Thüre geöffnet hatte.

Um seine Lernbegierde zu vermehren, versprach ihm derselbe (31.) zu erlauben, daß, wenn er gut lerne, er mit den Rossen in seinem Kerker herumfahren dürfe; aber noch beklagt er es bitter, daß, obschon er jene Bedingung erfüllt habe und dann herumgefahren sei, der Unbekannte nicht Wort gehalten, sondern (32.) ihn mit einem Stecken dafür, und wenn er weinte, gezüchtiget habe (wovon auch noch die Spuren am rechten Ellenbogen sichtbar sind), und daß er ihm das Fahren ernstlich verboten habe. Zum Schreiben bediente er sich (33.) eines Bleistifts, welchen der Unbekannte für eine Feder ausgab. Bei Erteilung dieses Unterrichts schärfte ihm dieser (34.) ernstlich ein, „niemals zur Thüre hinaus zu wollen, weil über ihm der Himmel und darinnen ein Gott sei, der bös würde und ihn schlage, wenn er hinaus wolle“.

So verging wieder eine geraume Zeit, doch war sie nach seiner Meinung nicht so lang, als er sich in Nürnberg befindet; da wurde er auf einmal (35.) nachts geweckt. Der Unbekannte stand wieder vor ihm und sagte ihm, daß er ihn jetzt fortführen wolle. Er (36.) weinte darüber, ließ sich aber durch die ihm inzwischen oft vorgesagte, wahrscheinlich auch erklärte und lieb gewordene (!) Vorstellung, daß er zu seinem Vater komme, und daß er wie dieser ein Reiter werde, bald beruhigen. Der Unbekannte, der bis dahin immer nur in bloßen Hemdsärmeln (12.), kurzen gebundenen (13.) Hosen und (14.) barfuß zu ihm gekommen war, hatte sich nun außerdem auch noch

in einen kurzen Schalk (auch Jankerl, Kittel genannt) gekleidet, Stiefel angezogen, einen groben runden schwarzen Herrenhut[1]) aufgesetzt und (37.) blaue Strümpfe an. Er nahm Kaspar Hauser, wie er war, auf den Rücken (38.) und trug ihn, bloß mit einem Hemd und kurzen gebundenen (13.) Hosen bekleidet und mit einem großen schwarzen breiten runden Bauernhut mit hohem Kopf bedeckt, gleich von seinem Kerker aus ins Freie und unmittelbar darauf einen (39.) langen hohen Berg hinauf immer weiter fort, bis es Tag wurde. Er war indes (40.) wieder eingeschlafen und erwachte erst, als er auf den Boden niedergesetzt wurde; da lehrte ihm der Unbekannte (41.) gehen, was ihm sehr schwer fiel, denn er war barfuß und seine Fußsohlen sehr weich, er mußte daher sich oft niedersetzen, endlich konnte er aber doch besser gehen, und abwechselnd unter Gehen und Ausruhen trat die zweite Nacht ein. Sie legten sich im Freien (42.) auf die Erde nieder, es regnete heftig, oder wie er sich früher ausdrückte, schüttete vom Himmel herunter, und den armen Kaspar Hauser fror es stark. Er schlief indessen doch ein und setzte mit Anbruch des zweiten Tages in Begleitung des Unbekannten auf gleiche Weise die Reise weiter fort. Das Gehen (43.) war ihm leichter geworden, aber die Beine und Lenden schmerzten ihn um so heftiger. Mit einbrechender (44.) dritter Nacht lagerten sie sich wieder auf der Erde im Freien; diesmal regnete es zwar nicht, doch war es sehr kalt, und es fror ihn abermals heftig. Mit der ersten Helle des dritten Tages setzten sie ihre Reise in der vorigen Weise fort, und als es noch weit von hier war, nahm der Unbekannte (45.) aus einem in ein Tuch eingebundenen Bündel, den er mit sich trug, die (oben S. 4) beschriebenen Kleider bis auf die (37.) blauen Strümpfe, welche er sich selbst von den Füßen zog, und zog ihm alles an. Derselbe vertauschte alsdann seinen Hut, der ein grober schwarzer Herrnhut war, gegen denjenigen, welchen er ihm bei dem Weggang aus dem Kerker gegeben hatte, zog barfüßig seine Stiefel

---

[1]) Ein Herrnhut, im nächsten Satz auch ein Bauernhut, sind das nicht Unterscheidungen, die besser mit Seite 23 als mit der hier erzählten Geschichte stimmen?

wieder an, die nach Hausers Meinung weit schöner waren als die schlechten Stiefel, die er hatte anziehen müssen, und nahm dessen im Kerker getragene Hosen (13.) an sich. So verändert setzten sie ihre Reise weiter fort. Ihre Nahrung auf dem ganzen Weg blieb dieselbe, welche Hauser im Kerker genossen hatte; das Brot (46.), in einem großen Laib bestehend, und das Wasser in einer Bouteille trug der Unbekannte in der Tasche bei sich. Derselbe beschäftigte sich auf dem ganzen Wege damit, ihm (47.) nach einem Rosenkranz, den er damals zum erstenmal (?) sah und von jenem erhielt, das Vater Unser und noch ein anderes Gebet zu lehren, welche beide er früher nie (?) gehört hatte und jetzt noch gut (hört!) vorsagen kann. Auch unterhielt derselbe ihn stets mit der Erzählung, daß er zu seinem Vater komme und ein Reiter werde, wie dieser gewesen sei, was ihm immer Freude (!) machte. Sie kamen auf dem ganzen Weg in kein Haus, wohl aber (48.) an Häusern und Menschen vorbei, die aber natürlich Hauser nicht beschreiben kann. Der Unbekannte ermahnte ihn hiebei, immer (49.) nur auf den Boden zu sehen, damit er ordentlich gehen könne, wahrscheinlich aber mehr noch deswegen, damit er keine Eindrücke von den Umgebungen aufnähme, an welchen er sich dereinst wieder zu erkennen im stande wäre. Er that dies auch pünktlich.

Als sie endlich Nürnberg, welches der Unbekannte mit dem Namen des „großen Dorfs" bezeichnete, sich genähert hatten, zog derselbe den bereits erwähnten Brief (50.) aus der Tasche und übergab ihn dem Kaspar Hauser mit dem Auftrag, solchen in das große Dorf hinein zu tragen, einem Buben (!) zu zeigen und zu geben, der ihn weiter führen würde. Er bezeichnete ihm, wie es scheint, oft und genau den (!) Weg, den er allein zu gehen habe, und versprach ihm, als Hauser sich ungern von ihm trennte, gleich nachzukommen.

Hauser ging, wie ihm geheißen worden war, immer gerade vor sich hin, kam so zum Thor, ohne mehr zu wissen zu welchem, herein und wahrscheinlich (?) bald nachher zu dem Bürger, der ihm den Weg zeigte.

Wenn dieses in seiner Art vielleicht einzige, in Akten (!) noch nicht vorgekommene Beispiel unbarmherziger, unmenschlicher Behandlung jedes menschlich fühlende Herz ergreift, so möge auch der scharfprüfende (?) Verstand in nachfolgenden treugegebenen Zügen die lautere Wahrheit (!) dieses Falles erkennen. Die weiche Hand unseres Findlings, die einfache Kost, die er bei äußerem gesunden Ansehen und wohlgenährtem Körper, mit dem gröbsten Abscheu vor jeder andern nahe oder fern ihm dargebotenen oder auch versuchten und sogleich mit wahrem Ekel zurückgewiesenen Kost noch bis zur Stunde genießt, die Empfindlichkeit seiner Geruchs- und Geschmacksnerven gegen die einfachsten Gegenstände, z. B. Blumen, Erdbeere, Milch, die auf andere Menschen keinen Eindruck machen, — der mit seinem, dem Anschein nach starken, aber zufolge angestellter Versuche sehr schwachen, an die Kräfte eines achtjährigen Kindes nicht (?) hinreichenden Körper ebenfalls in Widerspruch stehende langsame, schwankende und ihn anstrengende Gang, der ihn in das Alter eines Kindes von zwei (!) Jahren versetzt; die Nervenschwäche, die sich bei kleinen Anstrengungen durch momentanes Zittern der Hände und Zucken der Gesichtsmuskeln ausspricht, der zwar helle und weittragende, aber nicht kräftige, gegen den Eindruck des Tageslichts sehr empfindliche (?) Blick, die Neigung, solchen auf die Erde zu richten, wie die Neigung zur Einsamkeit, eine gewisse Unbehaglichkeit im freien großen Reiche der Natur und unter vielen Menschen, die Abneigung gegen großes Geräusch und Lärmen, die Dürftigkeit in Worten, Vorstellungen und Begriffen von allen (!) sinnlichen und übersinnlichen Gegenständen, im auffallenden Kontraste mit dem sichtbaren Bestreben sich verständlich zu machen und zu verstehen, und die Weise, nur in kurzen abgebrochenen Sätzen zu sprechen, — diese wichtigen Momente zusammen lassen mit vollem Rechte schließen, daß er viele, viele Jahre lang mit Ausschließung von aller menschlichen Gesellschaft widerrechtlich eingekerkert gewesen ist.

Sein reiner, offener, schuldloser Blick dagegen, die breite, hohe Stirn, die höchste Unschuld der Natur, die keinen Geschlechtsunterschied kennt, nicht einmal ahnet (!) und erst jetzt die Menschen nur nach den Kleidern zu unterscheiden gelernt hat, seine unbeschreibliche (!)

Sanftmut, seine alle seine Umgebungen anziehende Herzlichkeit und Gutmütigkeit, in der er anfangs immer nur mit Thränen und jetzt nach eingetretenem Gefühl der Freiheit, mit Innigkeit selbst seines Unterdrückers gedenkt, die zuerst in heißer Sehnsucht (!) nach seiner Heimat, seinem Kerker und seinem Kerkermeister bestandene, dann aber in wehmütige Erinnerung übergegangene und erst jetzt durch liebevolle Behandlung allmählich verschwindende Anhänglichkeit (!) an das Vergangene, die eben so aufrichtige als rührende Ergebenheit an alle diejenigen, welche häufig mit ihm umgehen und ihm Gutes erweisen, sein Vertrauen aber auch gegen alle anderen Menschen, seine Schonung des kleinsten Insekts, seine Abneigung gegen alles, was einem Menschen oder Tier nur den leisesten Schmerz verursachen könnte, seine unbedingte Folgsamkeit und Willfährigkeit zu allem Guten eben so sehr als seine Freiheit von jeder (!) Unart und Untugend, verbunden gleichwohl mit der Ahnung dessen, was böse ist — und endlich seine ganz außerordentliche Lernbegierde, durch die er mit Hülfe eines eben so schnell fassenden als treuen Gedächtnisses seinen Wörter-Vorrat, der anfangs kaum in 50 Wörtern bestand, bereichert und bereits Vorstellungen und Begriffe von vielen Gegenständen — deren er außer denen, welche in seinem Kerker waren, keine (!) kannte — und jetzt auch von Zeit und Raum erlangt hat, seine ganz besondere Vorliebe für die ihm früher ganz (?) unbekannt gewesene Musik und das Zeichnen, seine Neigung und Geschicklichkeit, beide zu erlernen, und seine ganz ungemeine Ordnungsliebe und Reinlichkeit — so überhaupt sein ganzes kindliches Wesen und sein reines unbeflecktes (!) Innere — diese wichtigen Erscheinungen zusammen geben in demselben Maße, in welchem sie seine Angaben über seine widerrechtliche Gefangenhaltung unterstützen und bekräftigen, die volle Ueberzeugung, daß die Natur ihn mit den herrlichsten (!) Anlagen des Geistes, Gemüts und Herzens reich ausgestattet hat. Sie berechtigen aber auch eben deshalb und bei genauer Prüfung des sich durchaus als unwahrscheinlich und erdichtet darstellenden Inhalts des (oben S. 12) abgedruckten Briefs zur dringenden Vermutung, daß mit seiner widerrechtlichen Gefangenhaltung das nicht minder schwere Verbrechen des Betrugs am Familienstande verbunden

ist, wodurch ihm vielleicht seine Eltern, und wenn diese nicht mehr lebten, wenigstens seine Freiheit, sein Vermögen, wohl gar die Vorzüge vornehmer Geburt, (!) in jedem Falle aber neben den unschuldigen Freuden einer frohen Kinderwelt die höchsten Güter des Lebens geraubt, und seine physische und geistige Ausbildung gewaltsam unterdrückt und verzögert worden ist. Der Umstand, daß er im Kerker mit seinen Spielsachen sprechen konnte, ehe er den Unbekannten gesehen und von ihm Unterricht in der Sprache erhalten hat, beweist (??) aber auch zugleich, daß das Verbrechen an ihm schon in den ersten Jahren der Kindheit, vielleicht im zweiten bis vierten Jahre seines Alters und daher zu einer Zeit angefangen wurde, wo er schon sprechen konnte, und vielleicht der Grund zu einer edlen Erziehung gelegt war, die gleich einem Stern in der dunklen Nacht seines Lebens aus seinem ganzen Wesen hervorleuchtet.

Daher ergeht, nicht um ihn zu entfernen — denn die Gemeinde, die ihn in ihren Schoß aufgenommen, liebt ihn und betrachtet ihn als ein ihr von der Vorsehung zugeführtes Pfand der Liebe, das sie ohne den vollen Beweis der Ansprüche anderer auf ihn nicht abtreten wird — sondern um das Verbrechen zu entdecken, das ohne allen Zweifel an ihm begangen wurde, um den Bösewicht oder seine Gehülfen zu entdecken, die es begingen, und um ihn dadurch, wo möglich, in den Besitz der verlorenen Rechte der Geburt wieder einzusetzen, an alle Justiz- und Polizei-, Civil- und Militärbehörden und alle diejenigen, welche ein menschliches Herz im Busen tragen, die dringende Aufforderung, alle und auch nur die entferntesten Spuren, Anzeigen und Verdachtsgründe, welche auf die Entdeckung des Verbrechens führen könnten, der unterzeichneten Polizeibehörde mitzuteilen und diese dadurch in den Stand zu setzen, die Verhandlungen dem betreffenden Gericht zur weiteren Einschreitung übergeben zu können. Es darf in dieser Hinsicht kaum erinnert werden, daß die Nachforschungen sich neben der Ausmittlung des Kerkers oder wenigstens der wahrscheinlich stillen, einsamen Gegend, wo er liegt oder gelegen war — denn der Bösewicht, der Hauser darin gefangen hielt, möchte jenen vielleicht gleich nach der Wegführung unseres Findlings der Erde gleich gemacht und jede Spur davon vertilgt

haben[1]) — auch auf die Ausmittlung eines Kindes richten müssen, welches in einem Alter von 2 bis 4 Jahren vor 14 bis 18 Jahren vermißt worden ist, und über dessen Verschwinden vielleicht bedenkliche Gerüchte in Umlauf gekommen sind.

Jede Mitteilung, jeder Wink wird dankbar benützt, und wenn sich der Angeber genannt hat, dessen Namen möglichst verschwiegen, auch nach Umständen derselbe reich belohnt werden.

Anonyme Anzeigen dagegen können nicht berücksichtiget werden.

Nürnberg, den 7. Juli 1828.

Der erste Bürgermeister:
Binder.

Die Kreisregierung in Ansbach erhielt den 9. Juli amtlich ein Exemplar der Bekanntmachung, ließ aber die ganze Auflage dieser „vom Magistrate gegen die demselben zugegangene ausdrückliche Warnung in der gerügten Weise verfaßten Druckschrift“ mit Beschlag belegen[2]). Der dortige Appellhof zeigte am 15. Juli der Regierung an, daß der Magistrat von Nürnberg durch diese „vorzeitige Bekanntmachung — der kriminalrichterlichen Befugnis höchst auffallende und widerrechtliche Eingriffe gemacht hat“, und ersuchte, denselben „über diesen Miß- und Eingriff zur strengen Verantwortung zu ziehen (Feuerbach contra Binder). Der ebenfalls gläubige Regierungspräsident v. Mieg

[1]) Die Kreisregierung zu Ansbach tadelte den 24. Juli amtlich diese „dem allenfallsigen Verbrecher selbst dienliche Warnung“, zugleich aber hielt sie es „zur Erforschung der That“ für nützlich, „wenn den Polizeibehörden — die Abbildung des Bienenstandes im Haubenstrickerschen Garten“ (= Daumer) mitgeteilt werden könnte. Da war Herr v. Mieg wieder so naiv wie Binder, obgleich der Appellhof (= v. Feuerbach) den 22. Juli amtlich zu den Polizeiakten bemerkt hatte: „Wie oft dürfte Kaspar Hauser wohl noch auf dem Lande solche Verhältnisse finden, die er mit derselben Überzeugung wie den Bienenstand in des Professors Daumer Garten für den Ort seiner Gefangenhaltung erkennen würde!“

[2]) Die Bekanntmachung (8 Folioseiten) war „zur Zeit nur mit den nicht zahlreichen Exemplaren des Friedens- und Kriegs-Couriers vom 14. Juli, dann des Nürnberger Intelligenz-Blattes ausgegeben worden“, — der Text hat aber auch noch in den Blättern für litterarische Unterhaltung (Leipzig 1828, II. Nr 174) gestanden und bildet die Grundlage aller Kaspar-Hauser-Romane.

meinte (am 16. Juli), daß „eine eigentliche richterliche Zuredestellung des rätselhaften Unbekannten eher vom Ziele ab als zum Ziele hinführen" würde. Den 21. Juli schickte die Regierung dem mittelfränkischen Appellhof die „in vieler Beziehung interessanten Magistrats-Akten" und „einen Bericht des Stadtmagistrats Nürnberg (vom 19. Juli) über den dortselbst aufgegriffenen (?) Findling, angeblich K. H.". Und? Der Appellhof fand den 22. Juli 1828 „zu einer strafrechtlichen Untersuchung oder Einschreitung — durchaus zur Zeit noch keine gegründete Veranlassung".[1]) Es wird konstatiert, daß „von allem dem, was der Vorstand des Magistrats nach der öffentlichen Bekanntmachung aus unzähligen Privat-Unterhaltungen über das Schicksal und das bisherige Leben des aufgegriffenen jungen Menschen erfahren hatte, **sich in den Akten selbst auch nicht die mindeste Spur findet.** Ja es regte sich sogar die Elementarkritik. „War z. B. Hauser, dessen Füße des Gehens ganz ungewohnt waren, wirklich bei drei Tage lang auf dem Wege, so mußten sich an den Fußsohlen desselben unverkennbare Spuren davon vorfinden. Dagegen dürfte die gesunde Gesichtsfarbe, welche in dem Signalement bemerkt wurde, wohl nicht für eine 14jährige Einsperrung zeugen." Die Kreisregierung schrieb den 24. Juli an den Kgl. Kommissär der Stadt Nürnberg, daß „sich die in der Bekanntmachung vom 7. Juli d. J. erzählten Umstände teils **ohne alle aktenmäßige Begründung,** teils in **unverkennbaren Widersprüchen** mit dem wenigen, was **wirklich aktenmäßig** geworden ist, (befinden) — und es könne daher die Bekanntmachung vom 7. Juli so, wie sie gefaßt ist, um so weniger gebilligt werden, als — die in der Erzählung selbst enthaltenen Widersprüche und auffallenden Unwahrscheinlichkeiten den wohlwollenden Absichten des Magistrats nachteilig werden, indem sie das Interesse

[1]) Dieses amtliche Urteil des Kriminalisten Anselm von Feuerbach, am 22. Juli 1828, auf Grund der uns nicht zugänglichen Akten von Nürnberg („von der magistratischen Bekanntmachung vom 7. Juli, d. h. von dem aktenwidrigen Kaspar-Binderschen Roman, abgesehen") ausgesprochen, wolle der ernste Leser nie wieder aus den Augen lassen! Denn später ist irgend eine „gegründete Veranlassung" nie mehr aufgetaucht.

genauer prüfender Leser mindern". Die Kreisregierung empfiehlt also die anhaltendste Aufmerksamkeit für die Äußerungen des der Sorgfalt des Magistrats seine glücklichere Lage verdankenden Fremdlings, weil „sich bei unbefangener Durchgehung der bisher verhandelten Akten nicht verkennen lasse, daß der angebliche K. H. nicht immer den gleichen Grad von Unwissenheit und Kindlichkeit verrate, was wenigstens den Verdacht erregt, er möge durch irgend eine tief eingeprägte Furcht zur Verhehlung manches ihm bekannten Verhältnisses bestimmt werden". Übrigens „erkannte die K. Regierung den menschenfreundlichen Eifer des Magistrats und seines 1. Vorstandes mit Wohlgefallen an und sah fleißiger Anzeige der ferneren Ergebnisse mit lebhaftem Interesse entgegen".

Die zu spät unterdrückte gruselige Bekanntmachung veranlaßte selbstverständlich zunächst allerlei Klatschanzeigen, wodurch unschuldige Leute von den Gerichten behelligt worden sind. So bezeichnete Anna Marg. Kraus von Thannsüß bei Kaltenbrunn (Landgericht Neustadt a. d. Waldnaab), Ehefrau des Kupferdruckers Kremschütz in Nürnberg, Kaspar Hauser den 18. Juli 1828 als das Kind eines Priesters aus Weiden und der Revierförsterstochter Nanetta Baumann. Gegen Nanetta, und in der Folge auch gegen ihre Schwester, wurde eine langwierige Untersuchung eingeleitet. Nach einer Gebärdenote der Untersuchungskommission vom 23. November 1829 (Act A III f. 97) war sie gegen ihre Angeber „zum Krallen und Beißen förmlich bereit", und „setzte der Inquirent sich hinter den Tisch, weil sie sich ihm immer mehr genähert hat". Auf die 41. Frage („Zeuge bekundeten, schon im Jahre 1810 vernommen zu haben, daß ihr Knabe für eine falsche Leiche gehalten worden sei") antwortete sie: „der Teufel müßte solche Leute, die das beschworen, beim lichten Tage holen, er brauche hierzu nicht die Nacht." Und auf Frage 52: „Niederträchtige Menschen, denen ich auf der Stelle einen Batzen ins Gesicht speie, nur diese können so etwas sagen oder vermuten."

Hätte sich irgend ein unschuldiger Erzieher noch melden können? Unmöglich! Denn bloß auf Grund von Behauptungen, die noch durch nichts belegt waren, wurde der Fall als „unerhört", Kaspar

als das „Opfer unmenschlicher Behandlung“, seine unbekannte Jugend als eine „furchtbare Einkerkerung“, sein unbekannter Erzieher kurzerhand als „der Bösewicht“ und „das Ungeheuer“ bezeichnet, das ihn „widerrechtlich eingekerkert“ — „auf die unmenschlichste Weise“ mißhandelt und „das schwere Verbrechen des Betrugs am Familienstande“ begangen hätte. Wir werden später bis zur Evidenz nachweisen, daß es nicht rätlich gewesen wäre, sich damals als Verwandter Hausers zu melden! Denn auch seine „vornehme Geburt“ und seine „herrlichen Naturanlagen“ standen schon fest, und wie verrückt die Leute sich bei solchen Geschichten benehmen, hat noch vor wenigen Jahren der Tichborneprozeß und in unseren Tagen die bayrische Ludwig-Epidemie gezeigt. Unter Vorbehalt späterer eingehender Kritik (im vierten Buche) wollen wir hier von vornherein feststellen, daß Kaspar den aus ihm herausgepreßten Roman in Wirklichkeit nicht überlebt[1]) und nie den faktisch vorhandenen Gebrauch seiner Glieder erlangt haben würde.

---

[1]) Um eine entfernte Analogie zu finden, muß man auf das Gefängniswesen des vorigen Jahrhunderts, mit unterirdischen Kerkern, Ankettungen, Mangel an Ventilation u. s. w., zurückgreifen, vgl. John Mason Good, „Über Krankheiten der Gefängnisse und Armenhäuser“ (Wien, 1798).

III.

Wunder und Ideale.

In diesem Kapitel wollen wir einen prüfenden Blick werfen auf die sogenannte „Erziehung des Findlings“ bei Professor Daumer, auf die schnelle Verkehrung des sogenannten „Tiermenschen“ in einen Idealmenschen, auf Kaspars übernatürliche Eigenschaften und Leistungen (Kunststücke, Träume, Visionen).

Der Leser wolle gefälligst nicht einen Augenblick vergessen, daß Kaspar Hauser nach dem Glaubensbekenntnis der Hauserianer lebenslänglich in einem unterirdischen Loch vegetiert, daß er am 26. Mai 1828 zum erstenmale das Tageslicht geschaut und erst von da an sprechen und gehen gelernt haben soll. Und doch hat man ihn noch so weit gebracht, daß sein Erzieher folgendes von ihm zu berichten weiß:

„Im Damenspiel, das er mit sehr viel Personen spielte, gewann er die meisten Partieen. Schach spielte er — so, daß er zwar nicht wohl anzugreifen, sich aber ziemlich gut zu verteidigen verstand. Von seiner Königin im Schachspiel sagte er scherzweise, er müsse ihr noch ein Paar Augen machen lassen, damit sie besser sehen könne und sich nicht immer von den Springern nehmen lasse.“ Daumer glaubte einmal in einem Flusse Enten zu sehen, es waren aber Gänse. Kaspar lachte ihn darüber tüchtig aus, und als sie wieder einmal vor einem Wasser vorbeikamen, worin sich Gänse befanden, sagte er spottend, da solle Daumer hinsehen, da seien Enten drin. Als jemand ihm auf die bekannte Phrase: „ich werde Sie aus Dankbarkeit in Gold fassen lassen“, entgegnete: K. möge ihm nur das

Gold dafür geben, er könne sich dann schon selbst vergolden lassen, machte H. mit der Hand am Munde die Bewegung des Trinkens und sagte spottend: „so würde er sich vergolden lassen" — nämlich mit Wein. Als eine Köchin bei der Arbeit ein durchlöchertes Tuch umgethan hatte, sagte er: „In dieser Schürze ist nicht ein Loch", auf welchen Witz die Trägerin der Schürze auch richtig hereinfiel. Von einem Schüler, der der Letzte seiner Klasse war, sagte er: „er sei der Erste, wenn man von hinten anfange". Als ihm jemand sagte, um gründlich Deutsch zu können, müsse man Latein verstehen, fragte er: „ob denn die Römer nötig gehabt hätten, Deutsch zu lernen, um gründlich Lateinisch zu können". Kurz, er bediente sich gerne „der Form des Spottes und der Ironie, er neckte mit vielem Witz und Humor, der sich oft durch ganze Gespräche hindurchzog." Bei diesen erfreulichen Erziehungsresultaten wird der Leser erstaunt fragen: „wieviel Jahre mag wohl der Professor in Nürnberg dazu gebraucht haben?" Wieviel Jahre?! Kaum einen Monat! Das Schachspiel und der Schürzenwitz fallen in den Monat August 1828, Daumers Enten statt Gänse in den September 1828! Das war gewiß nicht das erste und das letzte Mal, daß er „Herrn Professor tüchtig ausgelacht hat". Kein Wunder, daß ihm das ewige Angaffen der Dummeriche langweilig war. „Wenn die Leute etwas sehen wollten, sagte er im September 1828, so möchten sie doch den Riesenknaben auf der Schütt sehen; da trompetete man den ganzen Tag, und doch wolle niemand hineingehen; bei ihm trompete man nicht (?), und doch strömten immer die Leute herzu, ihn zu sehen, als wenn er ein wildes Tier wäre." Einen dieser Neugierigen, der ihn über seine Vorgeschichte ausfragen wollte, fertigte er mit dem Bemerken ab, das sei alles schon aufgeschrieben. „Nichts gesagt, ist auch etwas gesagt," äußerte Kaspar. „Die Leute mögen sagen, was sie wollen, ich weiß doch, wie ich daran bin." Das glauben wir ihm aufs Wort; und auch, daß er aus Erfahrung sprach, wenn er von anderen sagte: „der sagt auch mehr, als er glaubt."

Nun müssen wir aber gerecht sein und nicht einem Professor allein das Verdienst der Dampferziehung zuerkennen. Es teilen sich

wenigstens drei „Professoren“ in diesen Ruhm: der Philologe Wurm, Dr. Fr. Ben. Wilhelm Hermann (1795—1868), zu Hausers Zeit Lehrer der Mathematik in Nürnberg [1]) und der eminente Philosoph Daumer. Was diese gelehrten Herren bei Kaspar an „Erziehung“ geleistet haben, ist so überaus lächerlich, daß wir es mit ihren eigenen Worten erzählen müssen.

Worte waren bei den Herren nicht Schall, sondern Thatsachen, verwegene oder hervorgelockte Behauptungen ebensoviele merkwürdige Phänomene. Wer könnte da kontrollieren? Wenn jemand sagt, daß er Kopfschmerz oder Zahnschmerz oder Hüftenweh hat, oder daß ihn friert, oder daß er schläfrig wird, oder daß er etwas sieht, riecht, hört, fühlt, träumt, ahnt, glaubt, beweisen Sie ihm denn einmal, daß er nichts riecht, sieht, hört oder fühlt! Wie will man die Grille eines schmollenden Weibes, das Unwohlsein eines Diplomaten, die Einbildungen der Kinder widerlegen? Erfahrene Leute lassen sie einfach auf sich beruhen. Wenn nun aber wie bei Kaspar nach diesen subjektiven Empfindungen fortwährend Erkundigungen eingezogen werden, wenn der verhätschelte Gegenstand der verderblichen Nachfrage bloß ja oder nein zu sagen hat, so wird die Zahl der „Phänomene“ selbstverständlich grenzenlos sein. „Nicht wahr, lieber Kaspar, das thut dir weh? Nicht wahr, lieber Kaspar, da hast du gewiß viel geweint?“ Jawohl, warum sollte es da Hausern nicht weh gethan, warum sollte er da nicht geweint haben? Ihm hat's nicht geschadet, und den Einfaltspinseln that ja seine Bejahung erst recht nicht weh!

So sind z. B. folgende Daumergeschichtchen vollkommen verständlich. „Jedes laute Wort, jeder Griff auf dem Klaviere that seinem Ohre, ein paar Worte, die er las oder schrieb, alles Weiße und Helle, auf welches er hinblickte, seinen Augen weh; er zitterte mit

---

[1]) Später Staatsrat von H. in München. Von der intellektuellen Tüchtigkeit dieses Professors ist ein Brief, den er an Kaspar schrieb, ein schlagender Beweis: „Sie haben die verschiedenen Alter vom Kinde bis zum Jüngling in einer so kurzen Zeit durchlaufen, daß man Ihr Leben mit einer Alpenreise vergleichen kann, die in dem Zeitraum von wenigen Tagen, ja oft von wenigen Stunden, die Erscheinungen der verschiedenen Jahreszeiten vor dem Blick vorüberführt!“

der Hand, wenn sie einen Gegenstand hielt, wie ein Greis[1]), alles Nachdenken vermehrte seine Krankhaftigkeit (Anfang September 1828, wer erkennt da den Schachspieler und Witzling vom August wieder?). Bei diesem Zustand mußten alle geistigeren Beschäftigungen, die er bis dahin getrieben, Lesen, Schreiben, Rechnen, Zeichnen, Klavierspielen u. s. w. unterbleiben, und ich setzte einen Teil der Belehrungen nur in Form gelegentlicher Unterhaltungen fort. Ich beschäftigte ihn übrigens mit Papp-, Tischler- und Gartenarbeiten, soweit er ihnen gewachsen war,[2]) und mit einigen Spielen, ließ ihn soviel als möglich sich im Freien bewegen und zuweilen ein laues Bad nehmen (auch dies letztere zeigte sich wohlthätig). Der Versuch, leichte Übungen auf dem Gymnasial-Turnplatze mit ihm anzustellen, war nicht von befriedigendem Erfolge,[3]) vortrefflich bekommt ihm aber das Reiten, in welchem ihn Herr Stallmeister von Rumpler in meinem Beisein unterrichtet. Die konvulsivischen Bewegungen, das Zittern und die Folgen der Überreizung überhaupt fangen an zu verschwinden. Er genießt jetzt außer schwarzem Brot und Wasser, was früher sein einziger Genuß war, eine mit Mehl gekochte Wassersuppe mit großem Appetit, auch ungewürzte Chokolade, weißes Brot und Milchspeisen fangen an ihm zu behagen, und er empfindet hievon bei seiner immer noch geschwächten Verdauungskraft, welche schwarzes Brot nicht mehr so leicht als früher verarbeitet, große Erleichterung. Sein Aussehen verbessert sich auffallend, und er wächst mit ungewöhnlicher Schnelligkeit; er ist in den letzten vier Wochen fast um zwei Zoll größer geworden. Seine Öffnung ist seit einiger Zeit wieder so leicht, wie sie niemals, seitdem er sich zu Nürnberg befindet, sondern nur während seiner Einsperrung war. Der obrig-

[1]) Wahrscheinlich jedoch war dies nur bei metallischen Gegenständen der Fall; denn ich machte später die Bemerkung, daß er zwar nicht z. B. mit einem silbernen, wohl aber mit einem hölzernen Löffel ohne Zittern essen konnte. — Daumer.

[2]) Die Tischlerarbeiten mußten wegen des dabei vorkommenden, Hausers Ohr sehr angreifenden Geräusches bald ausgesetzt werden. — Daumer.

[3]) Durch einmaliges Anhängen an den Barren bekam er Blasen an den Händen. — Daumer.

keitlich für ihn bestimmte Arzt, Hr. Dr. Osterhausen, wurde zwar zu Rate gezogen, positives ärztliches Einschreiten aber würde nach dem eigenen Urteil desselben nur Zerstörung, nicht Hilfe gewesen sein, und man mußte es bei negativen Verhaltungsmaßregeln bewenden lassen.

Zur Bezeichnung seiner physischen Beschaffenheit überhaupt bemerke ich folgendes. Eine gelinde Berührung mit der Hand macht die Wirkung eines Schlages auf ihn, wenn er einige Zeitlang gegen den Wind geht, wird er heiser; vom kleinsten Spaziergange wurde er früher bis zum Hinsinken müde, seit kurzem jedoch kann er stundenlang gehen, ohne sich gänzlich erschöpft zu fühlen. Er stand und ging früher mit eingekehrten Füßen und war in beständiger Gefahr, das Gleichgewicht zu verlieren; er konnte nicht den kleinsten Sprung machen, ohne umzufallen; jetzt ist sein Gang wenig mehr von dem der anderen Menschen unterschieden. Von Fleischspeisen bekommt er fieberhafte Zufälle, Pflanzensäure macht empfindlichen Reiz, das Süße ist ihm widerlich, alles Gewürzhafte und Geistige bringt Erscheinungen schreckhafter Art hervor.[1]) Alle seine Sinne sind von ungeheurer Schärfe und Feinheit. Er riecht z. B. Dinge, die für gewöhnliche Organe ganz geruchlos sind, in beträchtlicher Entfernung, schmeckt einen Tropfen Fleischbrühe, der unter seine Wassersuppe gekommen, und unterscheidet in einer Entfernung von ungefähr hundert Schritten die einzelnen Beeren der Trauben eines Holunderbaumes, in mehr als der Hälfte dieser Entfernung erkennt er den Unterschied einer Holunderbeere von einer Schwarzbeere. Sein an die Finsternis gewöhntes Auge sieht in einer Dunkelheit, in welcher ein gewöhnliches Auge weder Farbe noch Umriß erkennt, noch ziem=

---

[1]) Nur die Gewürze, die er in seinem Käfig täglich mit dem Brote genossen hatte, Kümmel, Koriander, Anis und Fenchel, vertrug er nicht nur (selbst den so starken Fenchelzucker, wie man ihn in den Apotheken führt), sondern ihre Entbehrung fiel ihm auch äußerst schwer (vergl. S. 31). Als er in Nürnberg jene Art stark gewürzten Brotes zum erstenmale zu Gesichte bekam und genoß, weinte er vor Freude. Kümmelthee und Quantitäten bloßen Kümmels dienen ihm als palliative Heilmittel. — Daumer.

lich gut. Er unterscheidet in einer für andere gänzlichen Finsternis noch Dunkelbraun und Dunkelrot, Dunkelgrün und Schwarz und dergl. und braucht in der Nacht kein Licht, um sich im Hause überall zurecht zu finden und mit Sicherheit umherzugehen; ja er sieht in der Dämmerung besser als bei hellem Tage, da ihn das Tageslicht blendet. Am merkwürdigsten sind die bei ihm vorkommenden Erscheinungen, die in das Gebiet des animalischen Magnetismus und des Hellsehens hinüberstreifen."

Sämtliche Späße kommen schon in einem offiziellen Bericht vom Monat September 1828 vor. Damals betrachtete Daumer Kaspars „sehr merkwürdige Gewöhnung an animalische Kost, die seinen Zustand gänzlich veränderte," als einen Sieg.[1]) Im Jahre 1873 aber dachte er anders über den Punkt! Da heißt es: Hätte ich ihn bei seiner fleischlos reinen Kost gelassen — er wäre nicht so tief gesunken ... Das also ist die Sünde, zu welcher ich mich bekenne; einer anderen weiß ich mich in dieser ganzen Angelegenheit nicht schuldig. Dieser Abscheu vor Fleischkost mit der Neigung zu unschuldiger Kost, zu Obst, Brot, Kuchen, süßen Sachen, ist noch ein Rest der edleren gottgeschaffenen Menschennatur, welchen man aber herkömmlicherweise nicht duldet, sondern sobald als möglich erstickt. Die Menschheit richtet sich auf diese Weise physisch, in-

---

[1]) In der vegetarischen Litteratur begegnen wir Kaspar Hauser u. a. bei Theodor Hahn, Naturgemäße Diät (2. Aufl., S. 116 ff.); J. A. Gleizès, Thalysia (Berlin, 1872, S. 443); John Smith, Früchte und Mehlstoffe, die eigentliche Nahrung des Menschen (Berlin, 1873, S. 61, 205: K. H. wurde im „Jahre 1828 an einem Thore Nürnbergs gefunden!"); Prof. Sylv. Graham, Die Physiologie der Verdauung und Ernährung mit besonderer Beziehung auf Fleisch und Pflanzenkost (Köthen, 1880, §§. 317—336, 342—344, 355—357, 410 und S. 425 bis 428). Daumers Phantasiegebilde gelten hier leider überall für Thatsachen. Vgl. dagegen Daumer 1873, S. 140, 141, 180, 212—215, 309. S. 174 erzählt er, daß der „Abendmahlswein, den K. H. (1833) in Ansbach trinken mußte, ihn krank machte; er mußte sich infolge dessen erbrechen." Dr. Preu aber schrieb 1832: „Gegenwärtig ist K. H. ein tüchtiger Fleischesser und zieht diese Nahrung jeder anderen vor." In Ansbach (Auth. Mitth. S. 443, 477) wurde es ihm fast zum Sprüchwort: „ehe ich (das und das thäte), wollte ich lieber Wassersuppen essen!"

tellektuell und moralisch zu Grunde; und es ist deshalb kein Wunder, wenn es in der Welt so aussieht, wie wirklich der Fall." Besonders wenn man auf folgende Geschichte genau achtet.

„Mit einer Katze, die in meinem Hause ernährt wurde, stand Hauser, bevor er Fleischkost genießen lernte (1828), in einem auf gewöhnlichem Wege nicht wohl erklärbaren Verhältnisse. Diese Katze ließ sich zwar im Zimmer berühren und tragen, nie und von niemand aber, wenn sie im Freien. Sowie dagegen Kaspar in den Garten kam, lief sie auf ihn zu, wenn nicht etwa andere Leute sie abschreckten, ließ sich von ihm ergreifen und herumtragen" — was sich allerdings auf rationalistischem Wege unmöglich erklären läßt. Die Katze roch aber bald den Braten. „Hauser behauptete, dieses Tier habe erst dann nach ihm gehauen, wie es anderen zu thun pflegte, (nicht weil Kaspar, wie er es auch mit seinen Reitpferden machte, dasselbe quälte, sondern) als er anfing Fleisch zu vertragen. (Der Philosoph Daumer hat die Stelle unterstrichen.) Durch das Fleischessen wurde das Magnetische und Somnambüle in Hausers Natur für eine lange Zeit unterdrückt."

Die scharfen Sinne beleuchten folgende Geschichte:

„Als ich ihm einmal (Herbst 1828) von ferne den Johanniskirchhof bei Nürnberg zeigte, bat er (K. H.) mich, ihn den Ort in der Nähe besehen zu lassen. Einen widrigen Eindruck befürchtend, sagte ich ihm, ich wolle ihn zwar näher führen, er solle es mir aber sagen (und da sollte Kaspar nachher nichts sagen?), sobald er irgend etwas Widriges zu empfinden anfangen würde. Ungefähr sechs Schritte weit vom Eingang ward er von der Ausdünstung der Gräber stark ergriffen. Er hatte sie weit früher empfunden, allein er hatte unterlassen es mir anzuzeigen. (!) Er bekam starken Frost und machte die Gebärden heftigen Schauderns. Nach einiger Zeit kam Aufstoßen (Gott sei Dank.¹) „Solche Hitze" sagte er, habe er noch nie empfunden. In der Nähe des Thores ward ihm wieder wohl. Doch klagte er, daß seine Augen durch jene Einwirkung

¹) Aufstoßen war nämlich, so [illegible] Daumer, die [illegible] ganz [illegible] seiner Natur."

dunkler geworden seien. Alles Wahrnehmbare dieser Begebenheit (nämlich Worte) habe ich aufmerksam beobachtet."

Daß diese wunderbare Empfindlichkeit „von tieferer Natur sein, und Kaspar sich in einer Art von magnetischem Zustande befinden möchte," ist eine Entdeckung[1]) des Professors Hermann. Dieser schrieb darüber ein Blatt mit folgenden Notizen: „Er fühlte mich stets, wenn ich, ohne daß er es hörte (?), ins Zimmer getreten. Unbestimmt, was macht, daß er so verschieden fühlt. — Tote Maus zog ihn, ebenso Bein, nur ruckweise (!) dieses. — Er roch dieses auf 10—11 Schritte, während wir es an der Nase kaum rochen. — Magnets Nordpol zieht ihn stärker, als Gold. Als derselbe zufällig von mir in der Hand gehalten und auf ihn gerichtet wurde, griff er seine Weste vorn auf der Brust in der Gegend der Herzgrube und zog sie gegen mich: so ziehe es ihn, er fühle es innen; es gehe wie ein Luftzug vor ihm her. Der Südpol bläst ihn an, wirkt überhaupt weniger stark."

Von da an sieht man diese parlamentarisch unqualifizierbaren Leute mit aufgehobener Hand oder mit gestrecktem Zeigefinger hinter Kaspar herschlendern! Daumer erzählt:

„Auf einem Spaziergange machte ich einst im Beisein Herrn Prof. Wurms zu Nürnberg folgenden Versuch. Ich ließ Kaspar in ziemlicher Entfernung vor mir hergehen und sagte ihm, ich wolle gegen ihn mit der Hand herabfahren, und er solle sagen, wenn er etwas empfinde. Als ich wirklich und zwar sehr schnell mit der Hand herabfuhr, sah man in diesem Augenblick die Äußerung des Frostschauders an ihm, worauf er sich umdrehte und sagte, nun

---

[1]) Auf diese Entdeckung trat Daumer, während K. H. „im Gespräch mit anderen begriffen war, leise hinter ihn und fuhr in einiger Entfernung von ihm mit der Hand gegen seinen Rücken herab. Er drehte sich mit dem Ausdrucke des Erschreckens und fragte, was ich mache, warum D. ihm den Rücken gestrichen habe, und wollte es nicht glauben, als D. sagte, er hätte ihn nicht berührt." Dieses zugleich verrückte und verruchte Experimentieren der Hausergaukler hat nie wieder aufgehört. Hausers Religionslehrer Fuhrmann in Ansbach fuchtelte noch 1833 mit einem Säbel auf ihn los, um sich von seiner „Furchtsamkeit" zu überzeugen. Kaspar war natürlich sehr ängstlich und that dem Manne den Gefallen.

bei der des Stahls, Messings, Zinnes, Bleies. Stahl wirkte stärker als angestähltes Eisen."

„Beim Reiten fühlte er durch den Sattel den Zug des darunter befindlichen Eisens, auch behauptete er, er sei deshalb weniger in Gefahr den Steigbügel zu verlieren, weil das Metall desselben ihn an sich ziehe. Er sagte, er werde von dem unter dem Sattel befindlichen Eisen gezogen, und sitze deshalb so fest im Sattel. Wenn er Spornen (Sporen!) anhatte, so war es ihm, als würde er hinten an den Füßen gezogen. Silberne Spornen empfand er stärker als welche von Messing."

„Er saß einst am Klavier, als ein Mann hereintrat, der Summen Silbergeldes in einem Sacke trug und diesen drei bis vier Schritte weit von ihm auf den Tisch legte. Er hörte auf zu spielen und blickte mit verstörten Mienen auf den Tisch und den Mann hin, stand dann auf und begab sich, den Schweiß von der Stirne wischend, in ein Nebengemach, wartend, bis sich der Mann entfernt hatte. Das Geld im Sacke hatte diese Wirkung auf ihn gehabt.

Mit einem silbernen Löffel essend, mußte er so sehr zittern, daß er ihn kaum zum Munde führen konnte, weshalb ich ihm einen hölzernen anschaffte.

Stärker als das ihn stark affizierende Gold wirkten Platina, Diamant, Quecksilber, Magnet. Letzterer wirkte nur dann erregend, und zwar in hohem Grade und aus großer Entfernung, wenn die Pole gegen ihn gerichtet wurden, die quer gegen ihn gerichtete Magnetstange spürte er nicht auf solche Weise. Nach dem Quecksilber wirkte Platina am stärksten; von einem dünnen Ring aus diesem Metall empfand er Ziehen ohngefähr drei Schritte weit.

Quecksilber wirkte viel stärker als Gold. Als ich die Rückseite eines kleinen Spiegels gegen ihn hielt, spürte er den Zug 9 Schritte weit.

Schwefel, wenn er ihm den Finger näherte, zog stärker als Gold und erregte noch größere Kälte, wirkte jedoch in beiden Stücken schwächer als Quecksilber. Er fühlte den Zug von Schwefelfaden nicht ganz zwei Schritte weit.



Ein Diamant wurde zwei Schritte weit verspürt. Der Stärke des Zuges nach war Diamant zwischen Platina und Gold. Er fühlte seine Wirkung den ganzen Arm hinauf. Wenn er mehrere Minuten lang den Finger gegen den Diamant hielt, zog sich die Wirkung vom Arm in die Herzgrube hinüber, wo er schmerzlichen Druck empfand.

Auch Glas wirkte bei Berührung den ganzen Arm hinauf, während Metall nur bis an den Ellenbogen zu wirken pflegte. Wenn er aus einem Glase trank, so zog sich eine schmerzlich kalte Empfindung in drei Linien vom Munde das Kinn herab; die eine dieser Linien ging von der Mitte der Unterlippe an und war am empfindlichsten, die andern von den beiden Mundwinkeln. Unter dem Kinne vereinigten sich die drei Linien in eine, die bis an den Hals ging. Als sich in der Folge das Schmerzliche der Empfindung verlor, blieb nur die in den beschriebenen Linien sich herabziehende Kälte. Das mit Wasser gefüllte Trinkglas machte geringere Wirkung als das leere.

Von Kristall und unächten Steinen sagte er, sie zögen ihn wie Glas, und die Empfindung ziehe sich wie bei diesem durch den ganzen Arm durch. Als er einen mit Papier umwickelten Kristall anfaßte, ging die Wirkung nur bis an das Handgelenk; als er ihn ohne Papier befühlte, bis an die Schulter.

Jaspis zog wie Zinn, wirkte aber mit der Langsamkeit des Messings erkältend den Arm hinauf bis an den Ellenbogen. Amethyst und Smaragd wirkten wie Zink, Bernstein wie Stahl, Chalcedon wie Glas, den ganzen Arm hinauf; Malachit wie Blei, Lapis Lazuli etwas schwächer als Glas und nur bis an den Ellenbogen, Karneol wie Blei, Korallen ebenso. Diese Vergleichungen gab er selbst nur als ohngefähr an. Er pflegte aber die Wirkungen anderer Stoffe deshalb mit denen der Metalle und des Glases zu vergleichen, weil er die letzteren, denen er am häufigsten ausgesetzt war, am besten kannte. Salpeter zog ihn wie Glas, etwas stärker als Gold; Salpeter und Schwefel kamen mit ihrer Wirkung wie Gold, Silber u. s. w. nur bis an den Ellenbogen. Wenn er einen Bleistift in die Hand nahm, fühlte er ein Ziehen in derselben, das weit stärker war, wenn er einen spitzte.

Auch will er bemerkt haben, daß er im letzteren Falle blaß wurde. Kalk brannte ihn auf der Hand wie Feuer.

Beobachtungen, die gemacht wurden, als seine Empfindlichkeit schon im Abnehmen war, sind folgende: Jaspis wirkte wie Eisen, Granit wie Zink, Steinkohle schwächer als Blei und nur bis ans Handgelenk. Granit zog, Braunkohle nicht, machte bloß Kälte. Eine Muschel wirkte wie Zinn, eine andere weniger stark als Blei; Alaun etwas stärker als Blei. Schon der Geruch des letztern verursachte, daß ihm der Mund voll Wasser wurde, welches, nachdem er den Finger angenähert, stark aus dem Munde floß (D. potenziert), bis die Kälte im Arme sich verloren hatte. Dabei bitterer Geschmack im Munde. Er roch den Alaun einen Schritt weit „sauer und bitter.“ Zu Anfang Novembers bemerkte ich, daß er Silber nicht mehr fühle. Zu Ende Novembers zog sich noch vom Glase die Empfindung den ganzen Arm hinauf, aber langsam und schmerzlos. Damals spürte er das Quecksilber noch so stark, daß ihm, als er den Finger an die Rückseite eines Spiegels, der mit dem Brett überdeckt war, hinhielt, ein kalter Schauer durch den ganzen Körper fuhr. Gold wirkte zu Ende Dezembers nicht mehr auf ihn, und auch Glas nur, wenn er es mit der linken Hand berührte. In diesem Falle ging die Empfindung der Kälte ganz langsam aufwärts und nicht weiter als zum Ellenbogen. Platina spürte er im März 1829 nicht mehr, Quecksilber am Spiegel im Juni noch ein wenig. Im Juni spürte er auch beim Anfühlen von Menschen nichts mehr, außer von mir ein wenig.“ Der Humbug wurde ihm langweilig.

Im Jahre 1830 hatte der Homöopath Justinus Kerner seine „Seherin von Prevorst, Eröffnungen über das innere Leben des Menschen und über das Hereinragen einer Geisterwelt in die unsere“ herausgegeben. Dort ist allerlei Wunderbares zu lesen über die Einwirkungen von Mineralien und anderen Dingen auf die Frau Frederike Hauffe (1801 geboren zu Prevorst, 1829 gestorben zu Weinsberg). Über das „Sehen mit der Herzgrube“ z. B. findet sich folgende Kinderei: „Ich gab Frau H. zwei Zettelchen, die ich fest zusammengelegt und im Verborgenen geschrieben hatte, im anscheinend wachen

Zustande in die linke Hand -- auf dem einen stand: es ist ein Gott! auf dem andern: es ist kein Gott! — und bat sie zu unterscheiden, ob sie von dem einen oder dem andern etwas fühle. Nach wenigen Minuten gab sie mir das, auf welchem stand: es ist ein Gott, und sagte: von diesem fühle ich etwas, das andere läßt mir eine Leerheit. Ich machte den Versuch noch viermal, und immer blieb er sich gleich. Nun schrieb ich auf gleiche Art auf ein Zettelchen: es giebt Geister! und auf ein anderes: es giebt keine Geister! Sie legte das eine auf die Herzgrube und sagte dann bald: auf diesem steht: es giebt Geister, und auf dem andern (das sie in der Hand hatte): es giebt keine Geister."

Wenn Kerner so durch die Herzgrube einer Bäuerin den Atheismus und den Materialismus vernichten konnte, warum sollte denn Daumer zurückbleiben und nicht der Hauffe den Hauser beigesellen: Denn wirklich hat er „zu einem wissenschaftlichen (!) Werke über K. H. von Anfang seiner Bekanntschaft mit ihm die Materialien gesammelt." Es kam aber nicht zur „Durcharbeitung" (er heckte damals eine mit der Apokalypse zusammengehende spekulative Philosophie aus), und so entschloß er sich zunächst „Mitteilungen über Kaspar Hauser" zu machen. „Nichts, was ich hier mit Bestimmtheit oder ohne Beisatz ausspreche, weiß ich aus unsicherer Erinnerung, oder aus bloßer Konversation und Sage geschöpft, sondern ich habe es selbst an Hauser beobachtet, von ihm gehört und bei noch frischer Erinnerung durch genaue Aufzeichnung bewahrt." Da haben wir also eine Hauptquelle für die Kasparmythologie vor uns und wir werden sehen, daß in der Konkurrenz mit Kerner nicht einmal eine Parallele mit den mystischen Zeichnungen, mit der inneren Schrift und den sieben Sonnenkreisen der Hauffe zu fehlen brauchte.

Lassen wir uns zunächst Kaspars ersten Traum, in der Nacht vom 18. auf den 19. Juli 1828, durch Daumer erzählen. „In meinem Hause schlief Hauser zum erstenmale in einem ordentlichen Bette, welches ihm im Gegensatze gegen die Härte seines früheren Lagers ungemein behagte, wiewohl dieses Behagen durch eine gewisse unangenehme Empfindung, die ihm die Federn (dynamisch) verursachten, gestört wurde. Er hatte in der ersten Nacht, die er in diesem

Bette zubrachte, auch seinen ersten Traum. Herrn Bürgermeister Binders Gemahlin, zu der er eine ganz vorzügliche Zuneigung hatte, sei, erzählte er, an sein Bett gekommen, und habe ihn gefragt, wie er sich befinde. Auf die Antwort, sein Kopfschmerz sei noch nicht vergangen, habe sie ihm entgegnet, er solle nur Geduld haben, es werde schon besser werden, habe ihm die Hand gereicht, ihn gegrüßt und sich entfernt. Hierauf habe sich etwas vom Kopf herab in die untern Teile seines Körpers gesenkt, der Kopfschmerz sei vergangen, und vor Freuden habe er sehr gelacht. Frau Bürgermeisterin, behauptete er nun fest, habe in der Nacht seinen Kopfschmerz mit fortgenommen. Man suchte ihn davon zu überzeugen, daß dieser Vorgang ein Spiel der Einbildungskraft gewesen, aber vergebens; er wisse es gewiß, sagte er, daß Frau Bürgermeisterin bei ihm gewesen, er habe ihr ja die Hand gegeben, und sie habe gesagt: Adieu Kaspar. Auch als die Dame selbst erschien und jene Aussagen bestätigte, glaubte er ihr nicht, drückte sich auch zuweilen mit komischem Widerspruche so aus: er müsse freilich glauben, was ihm Frau Bürgermeisterin und Herr Bürgermeister sagen, aber er wisse es doch gewiß, daß sie bei ihm gewesen. Doch schien er endlich überzeugt. Als aber jene beim Fortgehen fragte, ob er sie heute noch besuchen wolle und nicht etwa noch zu schwach wäre auszugehen, erwiderte er, weil Frau Bürgermeisterin heute nacht zu ihm gekommen sei, so wolle er auch zu ihr kommen. Erst als er später mehrmals träumte, fing er an einzusehen, welche Bewandtnis es mit dem Träumen habe. An dem Tag, der auf jene wohlthätige Nacht folgte, hob sich seine Leibverstopfung, und es stellte sich zweimalige Öffnung ein." Das wird uns im nächsten Kapitel noch öfter erquicken.

Am 14. September 1828 ging Daumer mit Hauser auf die Burg von Nürnberg, um ihm die Gemäldesammlung zu zeigen. Sogleich bei dem Eingang des Gebäudes sah man eine Flügelthüre, bei deren Anblick Kaspar sich plötzlich betroffen zeigte. Er hatte nach seiner bestimmten Versicherung eine solche Zimmerthüre zu Nürnberg noch nicht gesehen; dieser Art aber waren die Thüren eines Schlosses (oder „großen Hauses", wie er sich ausdrückte, sagt Daumer), in welchem er sich in der Nacht zwischen dem 30. und 31. August

im Traume zu befinden geglaubt. Er blieb lange Zeit vor dieser Thüre sinnend stehen und sah sich dann um, ob er hier vielleicht noch eine andere Ähnlichkeit mit dem im Traume Gesehenen finden könne. Als sie die Treppe hinaufstiegen, sagte er, er sei auch eine solche Treppe hinaufgegangen, doch mit schöneren Stufen. Oben in der Gallerie angelangt, stand er, ohne die Bilder zu besehen, sinnend und mit den eigenen konvulsivischen Bewegungen da, die immer, wenn er tief nachsann, an ihm zu sehen waren; seine Erinnerung an das Geträumte ward lebhafter und bestimmter. Dieser Traum, dessen Erinnerung unserem Kaspar erst am 14. September ganz deutlich kam, wird uns im Druck erst im Jahre 1838 von Daumer erzählt. Das Untersuchungsgericht zu Nürnberg fand ihn so wichtig, daß es am 29. Januar 1831 den damaligen Vormund Kaspars, den Baron von Tucher, unter Rückerinnerung an den geleisteten Eid darüber vernommen hat. Das Protokoll enthält folgendes:

„Kommissionsfrage: Gesprächsweise ward in Erfahrung gebracht, daß K. H. mit solcher Lebhaftigkeit von einem Schlosse, in welchem er sich aufgehalten, geträumt habe, daß, als er zum erstenmale auf das hiesige Schloß, die sogenannte Veste, gekommen, er in dieser Ähnlichkeit mit dem im Traume gesehenen Schlosse bemerkt habe.

Antwort: K. H. erzählte mir von einem Traume, den er in der Nacht vom 30./31. August 1828, also 3 Monate nach seiner Ankunft dahier, gehabt habe. Ich habe mir dessen Erzählung sogleich aufgeschrieben und kann sie nun ganz genau wiedergeben. Am 14. September 1828 also kam er zum erstenmale auf die hiesige Burg. Sogleich beim untern Eingang zu dieser, ehe man zur Haupttreppe gelangt, sieht man die Flügelthüren eines Zimmers, bei deren Anblick H. sich plötzlich betroffen fühlte. Er hatte nach seiner bestimmten und wiederholten Versicherung eine solche Zimmerthüre in Nürnberg niemals gesehen gehabt, dieser Art aber waren die Thüren des großen Hauses, in welchem er sich in der Nacht zwischen 30. und 31. August träumend zu befinden geglaubt; er blieb lange Zeit vor dieser Thüre sinnend stehen, er sah sich um, ob er hier noch eine andere Ähnlichkeit mit dem im Traume Gesehenen finden könne. Als er die Treppe hinaufstieg, sagte er, so eine Treppe sei er hinauf-

gegangen, aber mit schöneren Stufen. Oben in der Gallerie angelangt, stand er wieder, ohne die Bilder zu besehen, sinnend unter konvulsivischen Bewegungen, wie sie immer bei tiefem Nachsinnen vorkommen. Seine Erinnerung an den Traum wurde lebhafter und bestimmter; [1]) er erinnere sich, sagte er, eines großen Platzes, in dessen Mitte ein Röhrbrunnen gewesen, rund um diesen Platz seien die Zimmer des Hauses herumgebaut gewesen; wenn man die Thüre aufgemacht, habe man durch mehrere Zimmer hindurch sehen können, auch habe man durch sie ganz in der Runde herumgehen können. Altdeutsche Ritter= und Fürstenbilder in der Gallerie erinnerten ihn an eine Statue, die an der Treppe mit dem Schwerte in der Hand gestanden. Der Knopf dieses Schwertes sei ein Löwenkopf gewesen; [2]) er sagte mit großer Bewegung, es sei ihm, als habe er einmal so ein Haus gehabt (ausdrücklich so), und er wisse nicht, was er davon denken solle. Späterhin gab er noch folgendes an: an den äußeren Wänden dieses Gebäudes waren Säulen mit Steinbildern. Der Brunnen war wie der am Hofe des Nürnberger Rathauses, aber größer und mit stärkerer Wasserströmung. Vom Schloßhofe (denn dies scheint jener Platz zu sein) führten keine Treppen zu der Thüre des Gebäudes. Die Zahl der Thüren oder Thore, durch welche man in das Gebäude kam, weiß er nicht genau anzugeben; es mögen, sagte er, 4 oder 5 gewesen sein. Zum Teil groß und offen, alle oben rund. Inwendig im Gebäude ging eine große breite Treppe hinauf, 4 oder 5 mal gebrochen (man ging einmal so, dann so, zeigte er immer unter rechtem Winkel sich wendend). Unten neben der Treppe stand ein runder Stein, so hoch als das Geländer der Treppe; darauf stand eine weiße, steinerne Bildsäule mit Schnurr= und Knebelbart und Halskragen, in der Hand ein bloßes, gegen die Erde gestütztes Schwert. [3]) Zwei Reihen von Zimmern befanden sich im Innern des Gebäudes, die eine Reihe war unten, zu der andern

---

[1]) Man beachte die wörtliche Uebereinstimmung der langen Erzählung, die Tucher erst soviel später aus Kaspars Mund aufgeschrieben hat, mit Daumers früherer Niederschrift!

[2]) Dieser Löwenkopf fehlt bei Daumer. — [3]) Hat bei Daumer den Löwenkopf von soeben, ist also mit 2[a] identisch.

mußte man die Treppe hinauf steigen. Unten[1]) konnte man ganz herumgehen, so daß man durch die Thore auf den Brunnen hinaussehen konnte. Zu der unteren Reihe der Zimmer führten Flügelthüren, dergleichen eine H. auf der hiesigen Burg gesehen. Auch oben waren die Thüren von dieser Art. In jedem Zimmer der obern Reihe waren 12 Sessel, 3 Kommoden, 2 Tische, einer in der Mitte und einer an der Wand; nur im Bibliothekszimmer waren keine Kommoden. Die Tische waren nicht alle gleich, wohl aber die Kommoden und die Sessel. Eines der Zimmer war das größte, es war das erste, in welches man eintrat. Das daneben befindliche war noch schöner. In allen Zimmern waren große Spiegel mit goldenen Rahmen, auch kleinere mit solchen Rahmen; in vieren der Zimmer, dem Silber- und Bibliothekszimmer und in den beiden vorhin genannten, hing von der Decke ein Lüster. Im größten Zimmer war der Tisch länglichrund, Kommode und Sessel waren von einer Art, die er vorher noch nie gesehen hatte. Die Kommoden hatten in der Mitte der vordern Seite eine hervortretende Rundung (nach altfranzösischer Mode),[2]) jede Schublade hatte zwei Löwenköpfe, an welchen man sie herauszog, in der Mitte waren Schlüssellöcher. Viele Bilder hingen an den Zimmerwänden. Im Bibliothekszimmer waren 2 Spiegel und ein großer Tisch. In einem der Zimmer waren silberne Schüsseln, Teller, Gabeln und Messer, auch Kaffeetassen, jede dieser Gerätschaften besonders und alles hinter Glasthüren. Unter den Glasschränken waren hölzerne Schränke mit Flügelthüren, in welchen die meisten und schönsten Tassen standen. In dem großen Zimmer lag H. in einem Bette, da trat eine Frau zur Thüre herein, mit gelbem Hute und weißen dicken Federn darauf. Hinter ihr trat ein Mann herein in schwarzen Kleidern (der Rock war ein Frack), einen länglichen Hut auf dem Kopfe, einen Degen an der Seite und auf der Brust ein Kreuz an einem blauen Bande. Die Frau trat an sein Bett und blieb stehen, der Mann blieb ein wenig hinter der Frau zurück. H. fragte die Frau, was sie wolle; sie antwortete

---

[1]) Im Vorplatze? fragt der Philosoph Daumer.

[2]) Diese Bemerkung fehlt bei Daumer.

nichts, er wiederholte die Frage; sie gab wieder keine Antwort. Sie hielt ein weißes Sacktuch in der Hand gegen ihn hin, was er erst bei der zweiten Frage bemerkte. Hierauf ging der Mann und hinter ihm die Frau zur Thüre hinaus.[1]) Soweit dessen Erzählung von diesem Traume. Ich habe denselben besonders um deswillen so ausführlich hierher erzählt, um damit zugleich auch die Vermutung zu begründen, daß diesem Traume wohl mehr zu Grunde liege, als einem gewöhnlichen Traumbilde. Es unterschied sich dieser Traum von vielen andern, die er außerdem hatte, durch die Bestimmtheit, Klarheit der Züge und deren großes Detail. Auch sind es fast lauter Erscheinungen, von deren wirklicher Existenz er kaum noch damals etwas gewußt haben konnte. Ich kann also als meine Überzeugung aussprechen, daß diesem Traume alte, seinem wachenden Bewußtsein entschwundene, in seiner Seele nur schlummernde Erinnerungen zu Grunde liegen mögen; es ist hierbei der Zug, daß er sich in diesem Schlosse, als in seinem Eigentume, gewußt habe, nicht der unbedeutendste."

Wir besitzen aber noch eine andere plastische Offenbarung Sancti Caspari.

„Im November des Jahres 1828 fand ich (Daumer) Hauser mit der Zeichnung eines männlichen Kopfes beschäftigt. Er sagte mir, dieses Gesicht stehe, so wie er es hier abzeichne, vor seinen Augen da. Als ich ihm bemerkte, daß das eine Auge des Bildes

[1]) Diese ganze Geschichte wörtlich auch bei Daumer, der nun seinerseits als Geschichtsschreiber des „vorweltlichen Geistes" schließt: „Es ist wohl kaum ein Zweifel, daß hier Erinnerungen aus der geheimnisvollen Kindheit Hausers zu Tage liegen. Sollte jemand, dem diese Beschreibung zu Gesichte kommt (sie früher bekannt zu geben, war ich gehindert), von einem Gebäude wissen, auf welches Hausers Beschreibung paßt, so möge er nicht unterlassen, dies zur Öffentlichkeit zu bringen!" Tucher fügte noch ergänzend hinzu: „Ich will bei dieser Erzählung eines andern Traumes, welchen er in der Nacht vom 10./11. November 1828 hatte, erwähnen. Es träumte ihm nämlich, seine Mutter komme vor sein Bette, begieße sein Gesicht mit heißen Thränen und nannte ihn Gottfried, welchen Namen er niemals gehört zu haben wiederholt und auf das bestimmteste versicherte. Er erkannte diese Frau, ohne daß sie sich besonders zu erkennen gab, als seine Mutter. Es war das aber eine andere Person, als die ihm im ersten Traume erschienene."

nicht ganz nach der Richtung, wie das andere, blicke, so sah er abwechselnd auf die Zeichnung und dann nach der Gegend hin, in welcher der Kopf vor ihm schwebte, wie wenn jemand ein Porträt sorgfältig mit dem vor ihm stehenden Originale vergleicht. Hierauf sagte er, der Kopf schiele auch wirklich so, wie er ihn gezeichnet habe. Er konnte wegen eintretender Augenschmerzen das Bild nicht vollenden



Zeichnung von Kaspar Hauser.

und machte erst nach einiger Zeit unordentlich herabhängende Haare an demselben, deren Zeichnung, von der er sagte, er habe sie nach verschwundener Vision aus ungewisser Erinnerung gemacht, von dem übrigen, besseren Teile der Zeichnung sich merklich unterschied. Die Farbe der Haare wußte er nicht mehr zu bestimmen . . . Es fragt sich indessen, ob der Kopf, den in derselben Hauser sah und zeichnete, nichts als ein Phantasiebild, oder ob es nicht vielmehr eine in

Form der Vision hervorspringende Erinnerung aus seiner Kindheit gewesen. Letzteres ist das wahrscheinlichere." [1])

Im Jahre 1829 zeichnete Kaspar, auf Daumers Befehl, folgenden Traum auf.

„Am 2. April nachts hatte ich einen Traum, als hätte ich wirklich einen Mann gesehen, er hat ein weißes Tuch um den Leib hängen, seine Hände und Füße waren bloß, und wunderschön hatte er ausgesehen. Dann reichte er mir die Hand mit etwas, das einem Kranz gleicht; dann sagte er, ich sollte ihn nehmen; dann wollte ich ihn nehmen; dann gab er mir zur Antwort, in vierzehn Tagen mußt du sterben; dann gab ich ihm zur Antwort, ich mag noch nicht sterben, weil ich nicht lange auf der Welt bin, und nahm den Kranz nicht, als er mir zur Antwort giebt: es ist desto besser. Dann stund er eine Zeitlang vor mir, als ich den Kranz nicht nahm, ging er rückwärts gegen den Tisch zu, legte ihn auf den Tisch; sobald er ihn auf den Tisch gelegt hatte, stund ich auf, und als ich näher kam, hatte er einen herrlichen Glanz bekommen. Dann nahm ich ihn und ging auf mein Bett zu, als ich näher dem Bett zu kam, bekam er immer einen stärkern Glanz, dann sagte ich: ich will sterben; dann war er fort; ich wollte in das Bett hinein steigen, dann wurde ich wach." [2])

Wir sind durch diese Wundererzählungen wohl gehörig vorbereitet, um die Überschwenglichkeiten des Professors Daumer, des

---

[1]) Wir geben das Bild nach Daumers erster Ausgabe (1838: Zeichnung von Kaspar Hauser) wieder, die zweite Ausgabe (Druck von M. Körner in Regensburg 1873) führt den Titel: Zeichnung K. Hausers nach einer Vision!

[2]) Der Kranz ist in der Symbolik dieses Traumes offenbar der Tod. Er ist anfänglich glanzlos, d. h. er hat keine Bedeutung für Hauser, der deshalb nicht sterben mag. Allein der Kranz fängt an zu leuchten, und wie er immer heller und heller glänzt, erwacht Sehnsucht nach dem Tode und eine höhere Anschauung desselben in Hauser, der nun sterben will. Von der wunderbaren Symbolik und Poesie, die in Hausers Träumen vorkam, und die mit dem prosaisch-verständigen Sinne, der in seinem Wachen waltete, sehr kontrastiert, werde ich im folgenden Hefte noch mehr Beispiele und noch ausgezeichnetere geben. Daumer. — Ist nicht geschehen, wir sind aber auch so zufrieden. Linde.

Appellationsgerichtspräsidenten Feuerbach und des Kreisgerichtsrats=Accessisten Giehrl mit gutem Humor zu genießen. Der Accessist ist der bescheidenste und lehrt:

„So viele Fremde oder Einheimische den Findling gesehen haben, alle waren sie in ihrem Urteile dahin einig, daß K. Hauser das unverdorbenste Geschöpf der Erde, daß er ein gutmütiger, an seinen Menschenrechten durch die unerhörteste Grausamkeit schwer verletzter Junge sei, dem Betrug oder Bosheit ganz fremde Dinge geblieben, und dem man einstimmig nichts Besseres wünscht, als daß er für seine unschuldig ertragenen, unaussprechlichen Leiden dadurch entschädigt werden möchte, daß man ihm eine sorgenfreie Zukunft bereite."

Daumer: „Das rührende Bild der reinsten Güte, welches Hausers Erscheinung in den ersten Zeiten gewährte, übertrifft alles, was von dieser Art die Phantasie sich erfinden könnte, und läßt sich in der Fülle seiner Lebendigkeit durch keine Beschreibung ausdrücken." „Er war so rein, wie das Licht." Daß derselbe Zeuge aus derselben Zeit von dieser fleckenlosen Lichtnatur aussagte: allen Menschen mißtrauet er mehr oder weniger, ist eine Inkonsequenz, wie man solche einem deutschen Professor nachsehen muß!

Den folgenden Brief Feuerbachs, den er den 20. September 1828 aus Ansbach an Elise von der Recke und ihren Freund Tiedge schrieb, wolle der Leser nur vom Anfang bis zum Schluß in Gedanken unterstreichen. Denn an dieser Blume der Romantik ist so sehr alles Wohlgeruch, daß es undelikat wäre irgend etwas Besonders herauszustreichen.

„Wie könnte ich mich wegen meines langen — langen Stillschweigens entschuldigen, wenn nicht Ihre gütige Nachsicht, verehrte Mutter Elise, und die Deinige, edler Vater Tiedge, mir verzeihend entgegen käme? Wenn ich auch noch so umständlich auseinandersetzte, wie ich in Arbeiten, Verdrießlichkeiten, Mißstimmungen, Krankheiten und andern dergleichen Hindernissen befangen gewesen (u. s. w.) Doch lieber zu dem armen Nürnberger Findling, dem guten Kaspar Hauser, an dem ich fortwährend amtlich und außeramtlich den innigsten Anteil nehme. Manches ist bei dieser

noch nie erhörten Begebenheit ein Rätsel; wird es auch wohl vielleicht, aller vereinten Bemühungen der Gerichts- und Polizeibehörden ungeachtet, immer bleiben; wenigstens waren bisher alle Versuche, dem Orte der Greuelthat und ihrem Urheber auf die Spur zu kommen, ohne allen Erfolg. Aber das ist unbezweifelt: die That ist geschehen, und in K. H. sehen wir einen 17—18jährigen Wundermenschen, wie ihn die Welt noch nie gesehen, einen Menschen, der seit seiner frühesten Kindheit gleichsam begraben, zuerst vor ungefähr 6 Monaten zum erstenmal die Sonne gesehen und die Erfahrung gemacht hat, daß es außer ihm und dem Ungeheuer, das ihn mit Wasser und Brot auffütterte, noch andre Menschen auf dieser Erde giebt. Er konnte, als man ihn zuerst in Nürnberg traf, nur wenige Worte sprechen, und hatte von den alltäglichsten Erscheinungen der Natur nicht die allermindeste Vorstellung, wie er denn z. B. in die Flamme der Lichter griff, die Nähe oder Entfernung der Gegenstände nicht zu unterscheiden wußte, Belebtes und Unbelebtes mit einander verwechselte, vielmehr diesen Unterschied eben so wenig als die Verschiedenheit der Geschlechter kannte u. s. w. Nur mit großer Mühe konnte er vor sich hintappen, und zwar die Hände, aber die Finger einzeln nur höchst unbehülflich gebrauchen. Das Sonnenlicht verletzte ihn; der Geruch der zartesten Blumen, z. B. der Rose, war ihm nicht nur höchst widerlich, sondern machte ihm auch große Schmerzen. Als er zuerst die Regimentsmusik aus der Ferne hörte, war er vor Entzücken außer sich; in der Nähe war sie ihm schmerzlich. Er konnte nur Wasser und Brot genießen; jedes andere Getränk, selbst Milch und das kleinste Bißchen Fleisch, erregten ihm nicht bloß Ekel und Grausen, sondern auch Fieber. Auch noch jetzt genießt er weder Fleisch noch Gemüse noch Obst. Als ich ihn vor zwei Monaten in Nürnberg besuchte, hatte er noch nicht den Mond noch den Sternenhimmel gesehen, wußte nicht, was der Winter sei, konnte nicht begreifen und wollte nicht glauben, daß er jemals kleiner gewesen, als er jetzt ist, und hatte — was auch noch jetzt der Fall — keinen Sinn für die Schönheit einer Landschaft und der Natur überhaupt. Einzelne Blumen gefielen ihm, z. B. die Rose, wie er denn überhaupt die rote Farbe allen andern vorzieht, aber nächst Schwarz war ihm alles Grün zuwider, und er freute sich daher sehr auf den Winter, als ich ihm sagte: dann werde er diese Landschaft vor seinem Fenster nicht mehr grün, aber sehr oft und lange ganz weiß sehen wie da die Wände seines Zimmers. Was das heißt: Pflanzen wachsen, hat er vor noch nicht langer Zeit erst dadurch gelernt, daß man Bohnen und andere Samen ihm in Töpfe setzen ließ und dann auf ihre Entwickelung aufmerksam machte; vor-

her betrachtete er alle Pflanzen als menschliche Kunstprodukte und wunderte sich, wie es doch möglich sei, daß die Menschen so viele Blumen machten, so viele Blätter auf den Bäumen ausschnitten, und wozu? — Kaspar ist übrigens ein Mensch von den herrlichsten Naturanlagen, begabt mit der schnellsten Fassungskraft und einem bewundernswürdigen Gedächtnisse. Seinen Durst nach Wissen, um alles das nachzuholen, „wozu ihm der, bei dem er gewesen", nichts gesagt, äußert er immer auf eine wahrhaft rührende Weise. Was er nur immer sieht, davon will er die Erklärung, und hängt diese von Begriffen ab, die ihm noch fremd sind, so sagt er traurig: „auch das noch lernen! auch davon hat der, bei dem ich gewesen, mir nichts gesagt." Seine Fortschritte sind außerordentlich; wozu andere Monate oder Jahre brauchen, lernt er in Tagen. Gegenwärtig ist er schon so weit, daß kaum noch interessante psychologische Betrachtungen an ihm zu machen sind. Er spricht schon vollkommen verständlich und zusammenhängend, nur konstruiert er oft noch die Sätze wie ein Kind; seine Handschrift ist fest, beinahe schön, und vor einigen Tagen erhielt meine älteste Tochter, die ihn zu Nürnberg besucht und dann beschenkt hatte, einen recht artigen Brief von ihm. Ganz für sich selbst fing er zu zeichnen an und machte darin bald ebenfalls bewundernswürdige Fortschritte. Sieht er eine Kunst oder Fertigkeit üben, die ihn interessiert: sogleich will er sie lernen, läßt sich zeigen, wie man es macht, ahmt es in einem oder einigen Tagen schon bis zu einer gewissen Vollkommenheit nach, giebt es aber, sobald er es gelernt hat, wieder auf. Ueberhaupt ist es merkwürdig, daß ihn nicht sowohl die Gegenstände des Lernens interessieren als das Lernen selbst, das seine einzige Leidenschaft ist. Was kaum erklärbar, ist die erstaunliche Liebe zur Reinlichkeit und Ordnung, die er gleich nach seinem Erscheinen in Nürnberg äußerte, obgleich sein Leib mit einer Haut von vieljährigem Schmutz überzogen war.

Alle die unzähligen Dinge, womit ihn die Nürnberger beschenkt hatten, Spielsachen, Kleidungsstücke u. s. w., standen in seinem Zimmerchen auf das schönste symmetrisch geordnet da, als ich ihn besuchte, jedes Papierchen, das auf dem Boden lag, war ihm zuwider und wurde sorgfältig aufgehoben; an seinen oder eines andern Kleidern bemerkte er jeden Schmutzfleck, jedes Stäubchen. Die Nürnberger haben ihn mit allem Nötigen, sogar mit vielem Überflüssigen, mit neumodischen Fracks, Westen u. s. w. versehen, und nun glaubt man in ihm, wenn er ausgeht, einen halben petit-maitre vor sich zu haben. — In sittlicher Beziehung ist Kaspar Hauser eine lebendige Widerlegung des Lehrsatzes von der Erbsünde. Die reinste Un-

schuld und Herzensgüte zeigte sich in allem seinen Thun und Reden, obgleich er von Recht und Unrecht, Gut und Bös nicht die allermindeste Vorstellung hatte. Vor Menschen hatte er durchaus keine Furcht oder nur Schüchternheit; alle waren ihm gut, und alle hielt er für schön. Als ich ihm unter anderm meinen Unwillen gegen den Bösewicht äußerte, der ihn so lange gefangen gehalten, wies er mich strafend zurecht: „der, bei dem er gewesen", sei nicht bös, sondern sein Vater — so nannte er damals, als ich ihn besuchte, jeden Menschen, dessen Aufsicht er übergeben war — der ihm zu essen und trinken gegeben. Erst seit ungefähr zwei Monaten scheint es ihm klar geworden zu sein, daß er der Gegenstand einer Missethat gewesen, und äußert seitdem die größte Furcht bei dem bloßen Gedanken an die Möglichkeit, seinem Kerkermeister wieder in die Hände zu fallen. Von Leidenschaften oder üblen Neigungen hat sich außer der nunmehr erwachten Eitelkeit noch nichts in ihm geäußert. — Daß die Idee von Gott dem Menschen nicht angeboren ist, sondern nur von außen entweder durch die Betrachtung der Natur oder durch Unterricht in uns kommt, zeigt sich an unserm Kaspar ebenfalls ganz deutlich. Wie es in diesem Augenblick in dieser Hinsicht mit ihm steht, weiß ich zwar nicht; aber vor nicht langer Zeit ließ sich noch nichts wahrnehmen, woraus sich hätte schließen lassen, daß er von Gott, von einem ersten Urheber der Natur, irgend eine Vorstellung in sich habe. Die Dogmatik und die Geistlichkeit hat man glücklicherweise bis jetzt noch von ihm entfernt zu halten gewußt. Das Aussehen Kaspars ist gesund; indessen waren seine Nerven infolge der gewaltigen Eindrücke von der unendlichen Masse neuer Dinge, die auf einmal ununterbrochen durch alle Sinne auf ihn eindrangen, äußerst reizbar, sodaß man für sein Leben einigermaßen besorgt sein konnte. Jetzt ist er durch sorgsame Pflege und die zarte, anständige Behandlung seines Pflegevaters und Erziehers, des Professor Daumer, dem er übergeben worden, außer Gefahr gestellt. Seit einiger Zeit zeigen sich an ihm die merkwürdigsten physiologischen Erscheinungen; er sieht, ohne Kakerlak zu sein, bei finsterer Nacht eben so gut, als bei Tag, unterscheidet auf weite Entfernung die Gegenstände durch den bloßen Geruch u. s. w. Seine Physiognomie hat nichts Ausgezeichnetes, und besonders wenn er spricht, gerät die ganze linke Hälfte seines Gesichts in unangenehme Zuckungen, gleichwohl übt seine Gesichtsbildung durch die in ihr ausgeprägte Unschuld und Herzensgüte einen unwiderstehlichen Zauber. Wer ihm naht, gewinnt ihn sogleich lieb. Wer übrigens glauben wollte, Kaspar müsse sich in seiner dermaligen Lage, welche äußerlich durchaus nichts zu wünschen übrig läßt, besonders glücklich

fühlen, würde sich sehr irren. Er freut sich wohl abwechselnd über viele einzelne Dinge, wenn sie seine Sinne angenehm berühren oder seinem Heißhunger im Lernen Befriedigung gewähren, allein der Grundton seiner Gemütsstimmung ist eine stille Schwermut, die er, zumal jetzt, nicht selten in deutlichen Äußerungen zu erkennen giebt. — In der Geschichte seiner Gefangenhaltung und Transportierung nach Nürnberg ist manches unglaublich oder rätselhaft, gewiß auch manches unwahr. (Hört!) Diese Geschichte wurde ihm abgefragt zu einer Zeit, wo er fast noch gar keine Begriffe, keine Vorstellungen von der Natur und menschlichen Dingen, am wenigsten die gehörigen Worte dafür hatte, wo er also öfter in seinem verworrenen, dunkeln Kauderwelsch etwas ganz anderes sagte, als er sagen wollte, oder der Fragende Spielraum genug hatte, seine eigenen Gedanken, Meinungen und Hypothesen den ihm gegebenen Antworten unterzulegen. Außerdem aber habe ich Ursache zu glauben, daß der Barbar, in dessen Gewalt Hauser gewesen, ihm durch fürchterliche Drohungen über gewisse Punkte eine Lektion eingeprägt hat, welche hauptsächlich bezweckt, der Nachforschung nach dem Ort und dem Urheber der That den erforderlichen Leitfaden zu verstecken. Es ist wohl zu bemerken, daß Kaspar gegen alle Personen, denen er Achtung und Dankbarkeit schuldig zu sein glaubt, den unbedingtesten Gehorsam zu leisten pflegt. Erst wenn Kaspars Verstand vollkommen entwickelt und mit den nötigen sittlichen Begriffen ausgerüstet ist, wenn die Vorstellung von dem Bösewicht, mit dem er sein Leben lang gleichsam nur eine Person ausmachte, allen Einfluß auf sein Gemüt verloren hat, und wenn er durch längere Erfahrung von der Überzeugung durchdrungen ist, daß er für immer unter einem Schutze steht, gegen welchen sein ehemaliger Herr nichts vermag, alsdann läßt sich hoffen, mehr und anderes von ihm zu erfahren, was vielleicht zum Ziele führt. — Von der äußersten Wichtigkeit wäre es, wenn man von Anfang ein umständliches Tagebuch über die vielen psychologischen und physiologischen Erscheinungen an Kaspar geführt hätte. Aber das fiel den Nürnberger Philistern nicht ein, ich selbst habe erst die Veranlassung gegeben, daß die Bruchstücke jener merkwürdigen Erfahrungen nachträglich gesammelt werden. Überhaupt behandelten diese Nürnberger unsern Kaspar Monate lang bloß als einen Gegenstand der Neugier; sein Pflegevater war ein Gefangenwärter; wie ein fremdes Tier wurde er in Gesellschaften und Wirtshäusern zur Schau herumgeführt, war den ganzen Tag der Schaulust der Neugierigen preisgegeben, mußte er sich beständig experimentieren lassen, indem man ihm z. B. Wein und anderes dergleichen, wovon man wußte, daß es seine Natur nicht vertragen

schuld und Herzensgüte zeigte sich in allem seinen Thun und Reden, obgleich er von Recht und Unrecht, Gut und Bös nicht die allermindeste Vorstellung hatte. Vor Menschen hatte er durchaus keine Furcht oder nur Schüchternheit; alle waren ihm gut, und alle hielt er für schön. Als ich ihm unter anderm meinen Unwillen gegen den Bösewicht äußerte, der ihn so lange gefangen gehalten, wies er mich strafend zurecht: „der, bei dem er gewesen“, sei nicht bös, sondern sein Vater — so nannte er damals, als ich ihn besuchte, jeden Menschen, dessen Aufsicht er übergeben war — der ihm zu essen und trinken gegeben. Erst seit ungefähr zwei Monaten scheint es ihm klar geworden zu sein, daß er der Gegenstand einer Missethat gewesen, und äußert seitdem die größte Furcht bei dem bloßen Gedanken an die Möglichkeit, seinem Kerkermeister wieder in die Hände zu fallen. Von Leidenschaften oder üblen Neigungen hat sich außer der nunmehr erwachten Eitelkeit noch nichts in ihm geäußert. — Daß die Idee von Gott dem Menschen nicht angeboren ist, sondern nur von außen entweder durch die Betrachtung der Natur oder durch Unterricht in uns kommt, zeigt sich an unserm Kaspar ebenfalls ganz deutlich. Wie es in diesem Augenblick in dieser Hinsicht mit ihm steht, weiß ich zwar nicht; aber vor nicht langer Zeit ließ sich noch nichts wahrnehmen, woraus sich hätte schließen lassen, daß er von Gott, von einem ersten Urheber der Natur, irgend eine Vorstellung in sich habe. Die Dogmatik und die Geistlichkeit hat man glücklicherweise bis jetzt noch von ihm entfernt zu halten gewußt. Das Aussehen Kaspars ist gesund; indessen waren seine Nerven infolge der gewaltigen Eindrücke von der unendlichen Masse neuer Dinge, die auf einmal ununterbrochen durch alle Sinne auf ihn eindrangen, äußerst reizbar, sodaß man für sein Leben einigermaßen besorgt sein konnte. Jetzt ist er durch sorgsame Pflege und die zarte, anständige Behandlung seines Pflegevaters und Erziehers, des Professor Daumer, dem er übergeben worden, außer Gefahr gestellt. Seit einiger Zeit zeigen sich an ihm die merkwürdigsten physiologischen Erscheinungen; er sieht, ohne Kakerlak zu sein, bei finsterer Nacht eben so gut, als bei Tag, unterscheidet auf weite Entfernung die Gegenstände durch den bloßen Geruch u. s. w. Seine Physiognomie hat nichts Ausgezeichnetes, und besonders wenn er spricht, gerät die ganze linke Hälfte seines Gesichts in unangenehme Zuckungen, gleichwohl übt seine Gesichtsbildung durch die in ihr ausgeprägte Unschuld und Herzensgüte einen unwiderstehlichen Zauber. Wer ihm naht, gewinnt ihn sogleich lieb. Wer übrigens glauben wollte, Kaspar müsse sich in seiner dermaligen Lage, welche äußerlich durchaus nichts zu wünschen übrig läßt, besonders glücklich

fühlen, würde sich sehr irren. Er freut sich wohl abwechselnd über viele einzelne Dinge, wenn sie seine Sinne angenehm berühren oder seinem Heißhunger im Lernen Befriedigung gewähren, allein der Grundton seiner Gemütsstimmung ist eine stille Schwermut, die er, zumal jetzt, nicht selten in deutlichen Äußerungen zu erkennen giebt. — In der Geschichte seiner Gefangenhaltung und Transportierung nach Nürnberg ist manches unglaublich oder rätselhaft, gewiß auch manches unwahr. (Hört!) Diese Geschichte wurde ihm abgefragt zu einer Zeit, wo er fast noch gar keine Begriffe, keine Vorstellungen von der Natur und menschlichen Dingen, am wenigsten die gehörigen Worte dafür hatte, wo er also öfter in seinem verworrenen, dunkeln Kauderwelsch etwas ganz anderes sagte, als er sagen wollte, oder der Fragende Spielraum genug hatte, seine eigenen Gedanken, Meinungen und Hypothesen den ihm gegebenen Antworten unterzulegen. Außerdem aber habe ich Ursache zu glauben, daß der Barbar, in dessen Gewalt Hauser gewesen, ihm durch fürchterliche Drohungen über gewisse Punkte eine Lektion eingeprägt hat, welche hauptsächlich bezweckt, der Nachforschung nach dem Ort und dem Urheber der That den erforderlichen Leitfaden zu verstecken. Es ist wohl zu bemerken, daß Kaspar gegen alle Personen, denen er Achtung und Dankbarkeit schuldig zu sein glaubt, den unbedingtesten Gehorsam zu leisten pflegt. Erst wenn Kaspars Verstand vollkommen entwickelt und mit den nötigen sittlichen Begriffen ausgerüstet ist, wenn die Vorstellung von dem Bösewicht, mit dem er sein Leben lang gleichsam nur eine Person ausmachte, allen Einfluß auf sein Gemüt verloren hat, und wenn er durch längere Erfahrung von der Überzeugung durchdrungen ist, daß er für immer unter einem Schutze steht, gegen welchen sein ehemaliger Herr nichts vermag, alsdann läßt sich hoffen, mehr und anderes von ihm zu erfahren, was vielleicht zum Ziele führt. — Von der äußersten Wichtigkeit wäre es, wenn man von Anfang ein umständliches Tagebuch über die vielen psychologischen und physiologischen Erscheinungen an Kaspar geführt hätte. Aber das fiel den Nürnberger Philistern nicht ein, ich selbst habe erst die Veranlassung gegeben, daß die Bruchstücke jener merkwürdigen Erfahrungen nachträglich gesammelt werden. Überhaupt behandelten diese Nürnberger unsern Kaspar Monate lang bloß als einen Gegenstand der Neugier; sein Pflegevater war ein Gefangenwärter; wie ein fremdes Tier wurde er in Gesellschaften und Wirtshäusern zur Schau herumgeführt, war den ganzen Tag der Schaulust der Neugierigen preisgegeben, mußte er sich beständig experimentieren lassen, indem man ihm z. B. Wein und anderes dergleichen, wovon man wußte, daß es seine Natur nicht vertragen

ausgestreut von einem Erbschaftsprätendenten, welcher über die Succession in die Güter jenes Grafen mit ihrem dermaligen Besitzer in einen merkwürdigen Prozeß verwickelt war, welcher, wie ich glaube, vor einiger Zeit durch Vergleich erledigt worden ist. — Wenn einige Zeit noch verflossen ist, wird man wohl allerdings unsern Kaspar in Begleitung eine Reise machen lassen. Dermalen ist dieses noch darum nicht wohl thunlich, weil er allzugroße Furcht äußert, sobald man sich mit ihm weit von Nürnberg entfernt. Was Tiedge über das Wiedererkennen des Wächters durch bloßen Geruch äußert, ist mir sehr wahrscheinlich. Neulich machte man mit Kaspar einen Spaziergang vor die Stadt. Als er in eine gewisse Gegend kam, klagte er über einen entsetzlichen Gestank und bat, daß man mit ihm umkehren möge. Es war der noch sehr weit entfernte Kirchhof, der auf Kaspar diesen Eindruck gemacht hatte. Möge dieser Brief Sie Verehrteste! bei besserer Gesundheit treffen, als der Ihrige Sie verlassen hat."

Den 15. Mai 1830 schrieb Feuerbach an Hitzig:

„Wenn ich Sie nur noch einmal wiedersehe, was wollten wir beide nicht über den allermerkwürdigsten aller merkwürdigen Kriminalprozesse, dergleichen in Jahrtausenden vielleicht nicht ein einziges Mal vorgekommen, über meinen lieben, wunderbar rätselhaften Findling, Kaspar Hauser, verhandeln! Seit Jahren ist er der erste und wichtigste Gegenstand meines Beobachtens, Forschens und Sorgens; meiner höchsten Teilnahme als Mensch, Gelehrter und Staatsbeamter. Wenn es im Saturn menschenähnliche Wesen gäbe und durch irgend ein Wunder solch ein Saturnbürger mitten in die weite und (damals noch?) freie Reichsstadt Nürnberg plötzlich herabversetzt würde, so wäre gewiß die Frage: woher? welcher Abkunft? kein größeres Rätsel, als es bis jetzt noch dieselben Fragen bei K. H. sind. Es ist ein Phänomen, das gleichsam aus sich selbst geboren, außer allem regelmäßigen Naturzusammenhang, in sich selbst abgeschlossen da steht."

Schließen wir dieses Kapitel mit einem Glaubenszeugnis des Freiherrn von Tucher ab: „So wie ich diesen Menschen gefunden und geschildert habe, mit seiner natürlichen, unmittelbaren Reinheit und Selbstbewußtlosigkeit (!), gab er im vollkommensten (!) Grade das Bild des ersten Menschen im Paradiese vor dem Sündenfall!" Diese Ungeheuerlichkeit ist auch im Original unterstrichen worden.

IV.

Hauser und Hahnemann.

„Sie (die an Hauser gemachten Versuche und Beobachtungen) sind von ungemeinem Belange zum Erweise der hohen Kräftigkeit unserer hochpotenzierten Arzneien und erleuchten zugleich unsere Physiologie. Lassen Sie unsere Feinde das Gegenteil in die Welt schreien. Es ist das Geschrei eines krankhaft Erblindeten: Macht mir nicht weis, daß die Sonne scheine; ich weiß es besser, es ist Stocknacht! Die Sehenden können einen solchen armen blinden Mann nur bedauern. Gott sei Dank, daß wir sehend geworden sind und viele Hundert mit uns."

Hahnemann.

Wer ist Hahnemann? „Einige kennen ihn nur als großen Arzt und Entdecker eines neuen Heilsystems, andere als einen Reformator in der Medizin — glauben aber genug gethan zu haben, wenn sie ihn mit Newton, Galiläi, Kopernikus rc. vergleichen; was aber haben diese alle im Vergleich mit Hahnemann gethan?" Newton, Galiläi, Kopernikus etcetera .... fallet nieder, Millionen! Dieselbe Autorität dekretiert vor dem Organon der Heilkunst (1865): „Dieses Buch Samuel Hahnemanns, das wichtigste aller medizinischen Werke, so je von Menschenhand geschrieben," ....

Halt! Da wollen wir denn doch erst diesen Gewährsmann, den „Sanitätsrat Dr. med. Arthur Lutze", um seine Kompetenz befragen. Er hat uns das durch seine Lebensbeschreibung [1]) so leicht gemacht,

[1]) Arthur Lutzes Selbstbiographie (Köthen, 1866). Zu vergleichen sind hauptsächlich: Joh. Rigler, Die Homöopathie und ihre Bedeutung für das öffentliche Wohl (Berlin, 1882), S. 1—52; W. Ameke, Die Entstehung und Bekämpfung der Homöopathie (Berlin, 1884), S. 299 bis 308; S. Hahnemann,

daß wir ohne Umstände sagen können: dieser Arthur war einer der größten Humbugkrämer, so je gelebet haben. Lutze, ein preußischer Postsekretär a. D., hat sich in selbsteigenem Auftrage aufs Kurpfuschen gelegt und erzählt nicht bloß mit schamloser Unbefangenheit seine Kniffe und Lügen und Heucheleien im Amte und im Verkehre mit Menschen, sondern auch seine Wunderthaten: einer Dame strich er einmal über die Schürze, und geheilt war sie vom Durchfall; in einer Entfernung von Meilen sprach er in der Nacht (natürlich ohne Telephon) irgend einen Namen aus, die Leute erwachten; er legte sich selbst die Hand aufs ehrwürdige Haupt, im Nu war „Frau von O. in Riga" (!) von schwerem Leiden geheilt. „Mein Famulus kam dazu und sagte: Sie sehen ja so verklärt aus! Da reichte ich ihm den Brief (mit der Schilderung ihrer Qualen), und als er nach dessen Lesung ausrief: die arme Frau! erwiderte ich: Sie ist geheilt. Und so war es auch." Der Wundermann heilte häufig auf 40 und mehr Meilen Entfernung einfach durch seinen Willen, und eine deutsche Universität schändete 1850 wieder den Doktortitel durch die Promotion dieses Menschen (natürlich in absentia). Diese Sorte eines Apostels erregt schon kein günstiges Vorurteil für den Messias Hahnemann. Noch weniger, daß beider Weizen gerade dort aufging, wo in schmachvoller Zeit ein eigener „Moniteur de l'Empire de Coethen" erschienen ist!

Organon der Heilkunst (erschienen 1810, 1818, 1824, 1829, 1833, 1865, 1881), Reine Arzneimittellehre (1811 und 1822 bis 1827, 6 Teile), Die chronischen Krankheiten (Dresden u. Leipzig, 1828 bis 1830, 4 Teile); M. Müller, Zur Geschichte der Homöopathie (Leipzig, 1837), S. 27—36; A. Lutze, Lehrbuch der Homöopathie (Köthen, 1860), S. XXIV.; Altschul, Systematisches Lehrbuch der Homöopathie (Sondershausen, 1858), S. 198--200; J. Ch. A. Heinroth, Anti-Organon (Leipzig, 1825), S. 116—122; Krüger-Hansen, Die Homöopathie und Allopathie auf der Wage (Güstrow, 1833), S. 289—356; F. G. Gmelin, Kritik der Prinzipien der Homöopathie (Tübingen, 1835); G. O. Kleinert, Geschichte der Homöopathie (Leipzig, 1863), S. 140 u. ff., 211; F. Katsch, Ein Blick in die wissenschaftliche Begründung der Homöopathie (Stuttgart, 1879), S. 79; L. Griesselich, Handbuch der homöopathischen oder spezifischen Heilkunst (Karlsruhe, 1848), S. 57—74, 172—211; B. Hirschel, Die Homöopathie (Dessau, 1851), S. 152, Grundriß der Homöopathie (Leipzig, 1854), S. 109—116, 193—206.

Auf die unsauberen, von seinen Pfaffen umsonst beschönigten Geldgeschäfte Hahnemanns gehen wir nicht ein, denn am Ende kann auch ein Gauner etwas „entdecken.“ Die neue, von S. H. erfundene Heilkunst besteht wesentlich aus den folgenden Behauptungen: 1) eine jede Krankheit besteht aus einer Symptomengruppe; 2) für jede Krankheit giebt es **ein** spezifisches Heilmittel; 3) dieses **eine** Heilmittel wirkt dadurch, daß es eine der natürlichen Krankheit möglichst ähnliche „arzneiliche Krankheit“, *ὅμοιον πάθος*, verursacht (daher: similia similibus curantur); 4) die durch das Heilmittel erregte künstliche Krankheit ist stärker, als die natürliche, löscht diese dadurch aus und ist dann so freundlich, sich ohne weiteres auch selbst zu verabschieden; 5) nur der Versuch im gesunden Körper kann zur Entdeckung der richtigen Heilmittel führen[1]); 6) da die Heilmittel nicht stofflich, sondern geistig (dynamisch) wirken, sind die kleinsten Gaben den größeren vorzuziehen; 7) man potenziert (dynamisiert, vergeistigt) die Arzneien mittelst Verdünnung in geometrischer Progression (Organon, „§. 269. Die homöopathische Heilkunst entwickelt zu ihrem Behufe die geistartigen Arzneikräfte der rohen Substanzen mittelst einer ihr eigentümlichen, bisher unversuchten Behandlung zu einem vordem unerhörten Grade, wodurch sie sämtlich erst recht durchdringend wirksam und hilfreich werden, selbst diejenigen, welche im rohen Zustande nicht die geringste Arzneikraft im menschlichen Körper verraten. — §. 270. So werden 2 Tropfen von den zu gleichen Teilen Weingeist gemischten frischen Pflanzensäften mit 98 Tropfen Weingeist verdünnt und mittelst zweier Schüttelschläge potenziert, als erste Kraftentwickelung, und so durch noch 29 Gläser hindurch, jedes mit 99 Tropfen Weingeist zu $^3/_4$ angefülltem Glase, dergestalt, daß jedes folgende Glas mit einem Tropfen des vorigen Glases (was schon zweimal geschüttelt war) versehen wird,

---

[1]) Die menschenfreundlichen Ärzte sollen sich also z. B. eine der natürlichen Krankheit möglichst ähnliche (und die größte Ähnlichkeit ist doch die Gleichheit) Leberkrankheit, Gehirnerweichung, Lungenentzündung, Taubheit, u. s. w. anprobieren? Ja warum denn nicht? „Seine (des Arzneiprüfers) Gesundheit wird unveränderlicher; er wird robuster, wie alle Erfahrung lehrt.“ Der Mann, der das auftischt, hieß Hahnemann.

um es dann gleichfalls zweimal zu schütteln und ebenso auch zuletzt die 30. Kraftentwickelung (potenzierte Dezillionverdünnung X) als die gebräuchlichste. — §. 272. In keinem Falle von Heilung ist es nötig mehr als eine einzige, einfache Arzneisubstanz anzuwenden"); 8) durch Riechenlassen an Streukügelchen, die mit einer hochpotenzierten Arzneiflüssigkeit benetzt sind und trocken in einem kleinen Fläschchen liegen, wirken die homöopathischen Mittel am sichersten und kräftigsten (Organon 1881, S. 226: „Ein Streukügelchen, wovon 10, 20 bis 100 einen Gran wiegen, mit der 30. potenzierten Verdünnung befeuchtet und dann getrocknet, behält zu diesem Behufe seine volle Kraft wenigstens 18 bis 20 Jahre unvermindert, gesetzt auch, daß das Fläschchen indes 1000 mal geöffnet worden wäre, wenn es nur vor Hitze und Sonnenlicht bewahrt wird"); 9) die chronischen Krankheiten ($^{7}/_{8}$) entstehen seit Jahrtausenden aus der Krätzkrankheit (Psora), das letzte Achtel aus der venerischen Schankerkrankheit (Syphilis) und Feigwarzenkrankheit (Sycosis). Soviel von dem Wahnwitz der Homöopathie. Die medizinische Wissenschaft war ursprünglich allerdings ein Pfaffenhokuspokus, aber die weltkluge Erfahrungsregel Mundus vult decipi ist nie so schamlos wie von Hahnemann und den Homöopathen ausgebeutet worden. Sein „Organon" ist ein Knäuel von logischen Widersprüchen, seine „reine Arzneimittellehre" ein wertloser Wust von Symptomengeleier, seine Psoratheorie eine Frechheit. Die Selbstvergötterung in den langweiligen Schriften des kleinen Entdeckers und großen Sünders erreichte einen solchen Höhepunkt, daß seinen „Schülern" zur Apotheose nicht viel mehr zu thun übrig blieb. Diese Schüler brauchten, genau wie die altlutherischen Sekten, bloß in der „reinen Lehre" zu verharren und dieselbe zu potenzieren; den 3. November 1832 schleuderte der „Meister" förmlich seinen Bannfluch wider abirrende Ketzer. Der Lügenprophet sagt darin wörtlich: „Aber siehe, ich habe Euch noch nie erkannt, weichet von mir, Ihr med . . (Censurstrich)! Wollt Ihr fortfahren in jenem (halbhomöopathischen) Benehmen, so treffe Euch alle . . . (Censurstrich)!" Der Leipziger Lokalverein homöopathischer Ärzte erklärte schüchtern: „Die Wissenschaft als Erzeugnis freithätiger Vernunft

kann und darf nicht durch persönliche Anatheme stabiliert werden." Das war die Hochpotenz der in Deutschland als Redensart so gut bekannten „Manneswürde." Der Bannfluch hat natürlich nicht verhindert, daß die „Gläubigen" (wie alle Sekten) genau das thun, was sie wollen: die Dogmen der reinen Lehre Stück für Stück verleugnen, gleichzeitig aber sich als begeisterte Apologeten geberden. Sogar der Meister trieb Ketzerei, aber hinter den Kulissen! Julius Ägidi „entdeckte" 1833 die hohe Wirksamkeit der Doppelmittel (das heißt also: der von Hahnemann seit vielen Jahren so pöbelhaft geschmähten Arzneimischerei der alten Medizin). Die famose Entdeckung wurde „von unserem Meister H. mit Freuden aufgenommen, aber durch Dummheit und Borniertheit anderer der Welt gestohlen; während der würdige Entdecker (dessen erbärmliche Rolle man Organon 1881, S. 214—218 nachlesen mag) mit Hohn und Schmach von solchem Schriftgelehrten- und Pharisäerpack besudelt wurde, welches nicht wert war, ihm die Schuhriemen zu lösen." So der Sanitätsrat Lutze in Köthen, obgleich er durch seine „lebensmagnetische Kraft" mit 100 Schüttelschlägen[1]) die „Potenzen" heilkräftig machte, mit 14 Tropfen der 30. Potenz 14000 Streukügelchen zugleich anfeuchtete, und also am wenigsten „Doppelmittel" nötig hätte. Denn was war seine spezielle „Gabe von Gott"? Mesmerismus. Und was ist Mesmerismus? „Der Mesmerismus, lehrt Arthur, ist eine Metastase der Zeugungskraft auf die Peripherie." Wer das nicht versteht, der kann sich schämen: er ist ein „vulgärer Rationalist." Ein solcher hartnäckiger Rationalist kann sich nach homöopathischem Rezept der Arzneibereitung am sichersten durch folgenden Versuch von der gewaltigen Wirkung der Potenzierung oder

---

[1]) Man sieht deutlich, daß die unbescheidene Frage, warum man denn nicht z. B. den ganzen Bodensee auf einmal „arzneilich" macht? einen orthodoxen Homöopathen gar nicht verlegen machen kann. Die „Verdünnung" wäre so schon da, aber das richtige Schütteln (die Potenz) würde fehlen. Die Homöopathie ist faktisch wieder beim früheren Goldmacherschwindel angelangt: der Alchimist behauptete, das ganze Meer bestünde es aus Quecksilber, vermöge er in Gold zu verwandeln (Mare tingerem, si Mercurius esset), vgl. H. Kopp, Die Alchimie, I, (Heidelberg 1886) S. 27.

Dynamisation überzeugen. Eine Tasse guten Kaffees sei die Urtinktur (Tinctura fortis), womit wir zu den berühmten „Dilutionen" schreiten. Zunächst also setzen wir einem Fläschchen, welches 99 Tropfen Wasser enthält, 1 Tropfen unserer Urtinktur hinzu, das wäre die erste „Verdünnung." Sodann „potenzieren" wir mittelst zweier kräftigen Armschläge (zuviel Schläge wären gefährlich, denn eine von dem berühmten Homöopathen Rummel behandelte Frau bekam von 2 Streukügelchen einer 30. Potenz einen Ausschlag, weil „die Tinktur aus Unkunde mit 6 Schüttelschlägen bei jeder Verdünnung bereitet war"!). Mit diesem Hundertel schreiten wir zur 2. Dilution, indem wir abermals in einem Fläschchen, welches 99 Tropfen Wasser enthält, 1 Tropfen aus der ersten Potenz hinzusetzen, und schütteln uns Nummer $2 = \frac{1}{10000}$ per Tropfen. Das machen wir zum 3. Mal wieder so, und erhalten unseren Kaffee $3. = \frac{1}{1000000}$, d. h. ein Tropfen enthält ein Milliontel. Die millionenfache Multiplikation bezeichnet man mit römischen Zahlen, und (da Verdünnungspotenz 1, 2, 4, 5 u. s. w. ausfallen) so entsteht für unseren potenzierten Kaffee folgende Skala:

I.	bezeichnet	3.	Potenz	=	ein	Milliontel.
II.	„	6.	„	=	„	Billiontel.
III.	„	9.	„	=	„	Trilliontel.
IV.	„	12.	„	=	„	Quadrilliontel.
V.	„	15.	„	=	„	Quintilliontel.
VI.	„	18.	„	=	„	Sextilliontel.
VII.	„	21.	„	=	„	Septilliontel.
VIII.	„	24.	„	=	„	Octilliontel.
IX.	„	27.	„	=	„	Nonilliontel.
X.	„	30.	„	=	„	Decilliontel.

„So wird, sagt Hahnemann, z. B. von der Tollkirsche (Belladonna) in 30 Gläsern (mit je 100 Tropfen Weingeist) die Verdünnung bis zur decillionfachen gebracht, womit der homöopathische Arzt seine von Belladonna zu erwartenden Heilungen verrichtet." Der Kaffee X enthält also von der ersten Tasse einen Bruchteil mit nicht

weniger als 60 Nullen. Freilich ein etwas „dünner" Kaffee, aber — wir haben ihn potenziert, uns seine Dynamis „erschlossen", ihn vergeistet, und zwar, aus Erfahrung gewitzigt, behutsam. Denn als ich das erste Mal auf Probe einen hochpotenzierten Kaffee machte, im Eifer des Forschens jede Verdünnung mit 10 wuchtigen Armschlägen dynamisierte und an Kaffee X begierig roch, stürzte ich sofort betäubt zu Boden: ich hatte aus Unkunde einen latenten Dynamitkaffee entfesselt. Vulgäre Rationalisten mögen das ja nicht für Spott halten! Des großen Meisters erstes Zeugnis für die herrliche neue Wahrheit war nur ein Lallen. Sein Anhänger v. Korsakoff steckte (als logische Konsequenz aus Hahnemanns widersinnigem Dualismus) mit 1 Schwefelkügelchen der 30. Potenz 15500 „unarzneiliche" Streukügelchen mit Schwefelkraft an. Jenichen ging bis zur 16000. Verdünnung (verdünnte er auch seine Zeit?), verriet aber seine Methode nicht. Da er jedes Gläschen 12mal schüttelte, (man ging auch bis zu 1000 Schlägen) und zwar so kräftig, daß die Flüssigkeit bei jedem Schlage ertönte „wie das Klimpern mit Silbergeld", mag er z. B. nach 192000 Schlägen für Akonit 64 M doch wohl etwas müde gewesen sein. Wie waren aber denn solche Wunder überhaupt möglich? Weil es nicht bloß „Galvanismus und Mesmerismus", sondern dazwischen noch eine von Dr. C. Hering entdeckte Grundkraft in der physischen Welt giebt, die der geniale Entdecker mit Recht „Hahnemannismus" genannt hat. Dasselbe homöopathische Genie entdeckte, daß Krätzgift (Psorin) gegen Krätze wirkt (Kollege Attomyr schuf durch „Psorin" lebendiges Ungeziefer!), daß eine bis zur 30. Verdünnung potenzierte Wanze die Wanzenbißentzündung heilt, mit Einem Worte: das „Ähnlichkeitsgesetz" der Homöopathie erreichte in der Isopathie (aequalia aequalibus curantur) seine Vollendung. Hering verlangte die „Potenzierung" der Auswurfsstoffe der Kranken (z. B. das erbrochene Zeug der Choleraleidenden) als Heilmittel gegen ihre Krankheit (Phthisin = Auswurf Schwindsüchtiger, Syphilin = potenzierter Schanker-Eiter u. s. w.), ja Potenzierung der Körperteile, denn sie wirken auf dieselben am Lebenden (also Lunge auf Lunge, Finger auf Finger, Nase auf Nase). Nun wurden alle Arten von Se- und Exkreten von Menschen und von Tieren

„potenziert". Magister Lüx in Leipzig versendete potenzierten Menschenkot (Humanin), Fußschweiß, epileptischen Speichel (Herculin); Dr. Groß potenzierte sein eigenes Blut; ein Herr K. potenzierte Thränen, ließ seinen Sohn daran riechen, und — es entstand „sehr deutliche Einwirkung und leichtes Schmerzgefühl der Thränendrüse!" [1]) Wir sind mit all diesem anwidernden Zeug nicht so weit von dem großen Meister entfernt, als seine verlogenen Apologeten behaupteten. In der Arzneilehre (VI, S. VIII) z. B. erzählte er, daß durch stundenlanges kräftiges Reiben eines Grans eines Goldblättchens mit 100 Granen Milchzuckers ein arzneikräftiges Präparat entsteht. „Von diesem Präparate aber wiederum ein Gran mit 100 Granen Milchzucker eine Stunde lang gerieben und dieses Verfahren — wiederholt bis dahin, daß das letzte Präparat in jedem Grane ein Quadrilliontel eines Granes Gold enthält, giebt eine Arznei, in welcher die — im gediegenen Zustande des Goldes gänzlich schlummernden und erstarrten — Arzneikräfte so auffallend ins Leben gerufen worden sind, daß schon ein Gran davon, in einem Gläschen verwahrt, wenn ein das Leben verabscheuender und durch unerträgliche Angst zum Selbstmord getriebener Melancholischer nur ein paar Augenblicke hineinriecht, dieser Elende schon in einer Stunde des bösen Geistes entledigt, daß die volle Liebe zum Leben und der Frohsinn wieder in ihm erwacht." Nach homöopathischer Logik aber müßte umgekehrt der frohe Mensch durch dasselbe Riechen lebensmüde werden.

Der absolute Unsinn, der naturalistische Aberglaube, die scheinfrommen Gotteslästerungen der Homöopathie machen diese Verirrung hauptsächlich beliebt bei scheinheiligen (unbekehrten) Geistlichen und bei orthodox angehauchten Aristokraten. Der rohe Dilettantismus hat es leicht damit: es wird ein homöopathisches Taschenbuch nachgeschlagen, eine eben solche „Apotheke" ist billig, und die karikierte Giftmischerei kann losgehen. Die Lieferanten füllen zwar häufig alle

[1]) Professor G. Jäger will zwar durch seine Neuralanalyse die Homöopathie „wissenschaftlich" begründet haben, wenn er aber (Entdeckung der Seele, II, Leipzig 1885, S. 307) ein Kehlkopfleiden durch Haarduft einer lieblichen Sängerin heilt, so wäre das eben keine Homöopathie, viel weniger Isopathie, sondern (die Anekdote als wahr vorausgesetzt), einfach Allopathie (contraria contrariis curantur).

Nummern aus Einer Flasche, allein das schadet nichts: in der Homöopathie thut's nur „der Glaube“. Wie die „Wahrheit“ des skizzierten Humbugs von seinen Erziehern an Kaspar Hauser demonstriert worden ist, wollen wir jetzt vernehmen. Dr. Preu wird unser erster Führer sein.

„Ich konnte damals“, schreibt Preu 1832, „auf keine Weise ahnen, daß der unscheinbare, hilflose und tölpisch vor mir dastehende Bursche[1]) in kurzer Zeit ein Gegenstand der allgemeinen Neugierde und der Schaulust von beinahe ganz Europa werden würde. Noch weniger hätte man sich's träumen lassen, daß es selbst dann, wenn jene Neugierde lange genug in leeren Vermutungen fruchtlos sich erschöpft haben würde, ein Vorwurf höherer (?) wissenschaftlicher (??) Forschungen sein und zu den interessantesten Beobachtungen nicht allein Veranlassung geben, sondern auch auf diesem Wege zu ganz neuen Entdeckungen führen und wahrhaft unerhörte und nie geahnte Aufschlüsse gewähren werde. Am allerwenigsten war zu hoffen, daß durch dieses merkwürdige Individuum Vater Hahnemanns Lehre nicht allein ihre volle Bestätigung finden — nein! auch zugleich eine allen menschlichen Glauben übersteigende Ausdehnung erhalten sollte.“ Das wird äußerst kritisch für Vater Hahnemann!

„Als er (K. H.) einst (August 1828) in meinem Hause in ein Zimmer trat, in welchem ein paar Tropfen der tinct. nervin. Bestuscheff. eingenommen worden waren, ergriff ihn der im Zimmer verbreitete Duft so, daß sich sogleich konvulsivische Bewegungen zeigten. Die Empfindung stieg, seiner Aussage nach (jawohl!), in den Kopf und verursachte Augenschmerz, dann zog sie sich auf beiden Seiten des Kopfes die Wangen herab durch den Hals in zwei Linien, die sich im Magen vereinigten. Ich führte ihn nun auf seinen Wunsch ein wenig spazieren; auf dem Wege kam Frost, und etwa nach einer halben Stunde zeigte sich mehrmaliges Aufstoßen.“ Gott sei Dank! „Das mit Kork verschlossene Gläschen jener Arzenei roch er drei

[1]) Preu wiederholt in seiner Abhandlung die stereotype Unwahrheit der Hauserianergemeinde, daß Kaspar am 26. Mai 1828 in Nürnberg „aufgefunden wurde“. Man schlage nur immer wieder S. 1 nach!

Schritte weit." Auf Wunsch und bei homöopathischer Fragestellung auch 300 Schritte weit.

„Im Frühjahr 1831 hatte ich Hauser eines Abends zu mir gebeten, um einige über ihn gesammelte Notizen noch einmal mit ihm (!) durchzugehen. Während dieses Geschäfts wurde eine homöopathische Arznei bei mir abverlangt. Meine Gattin langte mir zu diesem Zwecke mein homöopathisches Arznei-Etui zu, in welchem von allen Arzneien die letzten Verdünnungen an Streukügelchen in ganz kleinen zylindrischen Gläschen von 1/2 Zoll Höhe wohlgepfropft in Fächern eingereiht liegen, mit einem seidenen Kissen bedeckt und dann erst noch durch den allgemeinen Deckel verschlossen sind. Dabei reichte sie dieses Etui in einiger Entfernung von Hausers Nase hin. Ich öffnete dasselbe, nahm das nötige Kügelchen heraus, gab das Pülverchen ab, schloß das Etui wieder zu und wollte nun mein Gespräch mit Hauser fortsetzen. Aber dieser saß besinnungs- und regungslos neben mir gerade so, wie ihm jedesmal geschah, wenn er über einen Gegenstand scharf nachdachte. Erst auf zweimaliges Zurufen seines Namens, verbunden mit Anrühren seines Körpers, kam er zu sich, sagte, daß ihm ein widriger Geruch in die Nase und in den Kopf gestiegen sei — er entfärbte sich und bekam nach ein paar Minuten Nasenbluten. . . . Diese Beobachtung hat das Eigene, daß nicht ein bestimmter einzelner Arzneigeruch gegen Hauser in Wirkung kam, sondern ein Vielgemisch von mehr als 100 hochverdünnten Arzneien. Ein abermaliger Beweis von der außerordentlichen Kraft, welche durch vielfache Potenzierung aus den Arzneien entwickelt und bis zum wahrhaft geistigen Wesen gesteigert wird."

Erstaunlich ist nun aber ein vom 11. November 1829 datiertes naives Gutachten desselben Dr. Preu: „Von allem diesem (gemeint ist „die bis zum Somnambulismus gesteigerte hohe Empfindlichkeit seiner Sinne").lag aber das erste Mal, als ich Hauser untersuchte, nichts in ihm; diese jetzt noch von einer Seite ihm beschwerlich fallende Überstimmung seines Nervensystems wurde erst in ihn hineingelegt. Doch hat sich vieles schon in ihm ausgeglichen, seitdem er zur animalischen Kost zu bewegen war." Also „hinein-

gelegt" ist worden? Das stählt ein wenig unsere Nerven gegen den Homöopathen Daumer.

Aus dem Monat September 1828 überliefert der Professor eine „Berauschung durch Weinbeeren. Genuß von Weinbeeren erregte Hauser Zustände der Erhöhung, Erhitzung und Trunkenheit bis zu dem Grade, daß er seinen Rausch ausschlafen mußte. . . . Einmal kostete er ein paar Tropfen[1]) aus Weinbeeren frisch gequollenen Saftes, und stellte hierauf das vollkommene Bild eines Betrunkenen dar. Er ging schwankend, sprach mit schwerer Zunge und lachte beständig (Daumern aus!?), indem er die Köstlichkeit des Saftes rühmte; — bald darauf mußte er sich zu Bette legen."

Krätzansteckung durch Anhauch. „Im Dezember 1828 wurde Kaspar von jemand, der vor mehreren Jahren skabiös gewesen, angeblasen, und es erzeugte sich an der angeblasenen Seite des Gesichts ein juckendes und brennendes Bläschen, das nach einer Stunde aufging" u. s. w. Das hat Kaspar seinem Professor erzählt. „Sehr lang (nachher), bei einem andern Anlaß, gab ihm Hauser über diese Erscheinungen folgendes Nähere aus der Erinnerung an. Erstes Bläschen: Nach dem Anhauchen fühlte er (u. s. w., folgt die Biographie der Bläschen). Das Reiben an dem ersten Bläschen war — so wohlthuend, daß er die Augen zublinzte" (was der Professor selbst unterstrichen hat, da nach ihm diese Angabe nicht wie Erfindung aussieht). Wozu nun aber der Nekrolog der Kasparbläschen? Nun, sie sind ja „ein Faktum, welches für Hahnemanns große Entdeckung mächtig spricht und einzig durch sie erklärbar ist!" Darum zitiert D. sogar Hahnemanns Chronische Krankheiten (IV, S. 391): „Die Krätze erzeugt eine Art unerträglich angenehm kribbelnd juckenden Fressens, wie von Läusen, das auch mit dem Ausdrucke eines unleidlich wollüstigen, kitzelnden Juckens bezeichnet wird." Man denke sich also den Verlust, wenn das „Zublinzen der Augen" Erfindung gewesen wäre! „Wäre denn

---

[1]) Von der Homöopathie bis jetzt übersehen. Die Herren Wirte, die besser Wein zu Wasser, als Wasser zu Wein zu machen verstehen, verrichten bloß die halbe Arbeit der „Verdünnung"! Warum wird nicht verdünnter Rebensaft mittels Schüttelschlägen „potenziert"?

der Kräß abhanden gekommen?" Nein, aber Hahnemanns liederliche Psoratheorie, die von seinen schlausten Adepten nicht einmal mehr genannt wird, wurde durch das „Faktum mächtig" gestützt.

Erwiesen aber wurde der Kern der neuen Lehre, die Wirkung der kleinen Gaben, der Nutzen der Symptomenbuchführung, die magische Zauberkraft der Verdünnung, der Potenzierung, des Riechenlassens an Streukügelchen, sogar der Berührung der Flaschenstöpsel. Daumer hat bei Hauser mit allen Hauptartikeln der homöopathischen Wunderapotheke Versuche angestellt:

Aconitum (Sturmhut), Arnica (Wohlverleih), Calcarea (Kalk), Ipecacuanha (Brechwurzel), Lycopodium (Bärlappsame), Nux vomica (Brechnuß), Rhus (Sumach), Sepia (Sepiasaft), Silicea (Kieselsäure), Sulfur (Schwefel). Da fehlen nun freilich noch Arsenik, Tollkirsche, Wismut, Zaunrübe, Koloquinte, Schierling, Schlangengift (Lachesis), und andere Kräuter und Gifte, aber aus den „wissenschaftlichen" Resultaten, die Daumer aus zehn Nummern herauspotenziert hat, darf man kühn auf die Wirksamkeit der ganzen homöopathischen Polychreste schließen. Hören wir nur auf den Apostel Hahnemanns. (Die wichtigsten Ausdrücke wurden durch Unterstrich potenziert.)

„Aus dem, was ich bisher über Hausers physische Beschaffenheit bemerkte, kann man die Vermutung fassen, daß, wenn dem homöopathischen Heilverfahren nicht nur Diät und Abhaltung medizinischer Mißhandlungen des Organismus seine Erfolge verschafft, sondern die berüchtigten und vielverhöhnten kleinen Gaben wirklich die Hauptsache bei der Heilung sind, sich dies bei keinem andern Subjekte in hellerem Lichte zeigen werde, als bei dem gegen arzneiliche Einwirkungen überhaupt so beispiellos empfindlichen Hauser. Und wirklich ist die Empfänglichkeit und Empfindlichkeit Hausers für homöopathische Arzneiwirkungen so ungeheuer befunden worden, daß sich die Homöopathie zu dieser Erscheinung, die ihre Frage aufs unwidersprechlichste zu entscheiden vermag, Glück wünschen kann. Nie wurde Hauser etwas, wenn auch homöopathisch weit verdünntes, Arzneiliches eingegeben, und doch waren die Gaben, die er durch Riechen an den höchsten Potenzierungen empfing, fast alle weit über Gebühr und Genüge stark, obgleich nicht zu stark, um in bessernde

Nachwirkung überzugehen. Man wird sehen, wie ich fortwährend darauf sann, die Gaben der vom Arzte verordneten Arzneien Hauser in immer geringerer Stärke beizubringen, wie ich zuletzt sogar darauf verfiel, ihn durch bloßes Betasten des verschlossenen Arzneigläschens den Arzneigeist aufnehmen zu lassen, und wie dabei doch noch starke Erstwirkungen hervortraten. Die meisten dieser Fälle sind so entscheidend, daß nur unvernünftige Feindseligkeit die Anerkennung versagen kann, jeder aber, dem es wirklich um Erkenntnis in dieser Sache zu thun ist, wird hier zur Überzeugung zu kommen Gelegenheit haben. Die Möglichkeit der Wirkungen kleiner homöopathischer Arzneigaben wird dadurch so sehr bewiesen, als etwas durch Beobachtung und Erfahrung zu beweisen ist. Bei Hauser wirkte oft die Annäherung eines Fingers an das verschlossene Arzneigläschen soviel oder noch mehr und auffallender, als bei gewöhnlichen Kranken das Einnehmen einer gewöhnlichen Arzneigabe zu wirken pflegt. Hier ist nicht mehr von Einnehmen bis zu Decillionteilen verminderter Substanzen, nicht einmal von Einatmen des Duftes derselben die Rede; die nicht abzuleugnende Wirkung entzieht sich hier allem äußerlichen Begreifen und Vorstellen. Durch ein verschlossenes Glas hindurch ergreift der Arzneigeist fühlbar und entschieden einen nur angenäherten Teil des Organismus, erregt auffallende Verschlimmerungen und wirkt Tage, Wochen, Monate lang. Überdies ging ich zum Teil in Verdünnung der Arzneien weit über Decillion hinaus und ließ Hauser z. B. an die mehr als hundertste Verdünnung der Silicia nur den Finger nähern. So wird man eine Ahnung von der Natur und Gewalt jener durch Hahnemanns Genie aufgeschlossenen Arzneikräfte und ihrer eigentümlichen Verhältnisse zum kranken Organismus bekommen." [1])

„Hahnemann wandte früher, nachdem er das Prinzip der Homöo-

---

[1]) In dem hier ausgelassenen Passus von 1½ Blattseiten erzählt der Professor alles Ernstes, daß Kaspar beim Riechen homöopathischer Streukügelchen dreierlei Gerüche unterschied: 1) einen süßen (also den des Zuckers), 2) einen geistigen (also den des Weingeistes), 3) einen unbeschreiblichen (offenbar den der Arznei selbst). „Gold roch ihm am stärksten!"

pathie schon gefunden, seine Mittel noch in der Gabe der älteren Schule, ja in noch größerer an. Da er dadurch enorme Verschlimmerungen bekam, wurde er zur Verringerung der Gaben und endlich zu dem Grade derselben bestimmt, der so sehr den Spott der Welt erregt. Einen ähnlichen Gang wird man auch in nachfolgenden Versuchen finden, die mit einem beispiellos empfindlichen Subjekte angestellt wurden, wiewohl hier schon mit Million- und Decillionteilen begonnen wird, die aber, auch nur durch den Geruch empfangen, für Hauser noch von ungeheuerer Stärke waren, wovon sich anfangs weder ich noch ein anderer etwas hatte träumen lassen. Nachher ließ man ihn bloß am Stöpsel des Arzneigläschens riechen, man verringerte die Gaben durch bloßen Duft durch mehrere Gläschen hindurch, man machte Verdünnungen, die über die Hahnemannschen hinausgingen, man kam endlich darauf, selbst das Riechenlassen aufzugeben und den Duft nur an einen Finger gehen, zuletzt den Finger gar nur an das verschlossene Gläschen annähern zu lassen. Hätte mir früher jemand ein solches Verfahren beschrieben, so würde ich es wahrscheinlich für ein Thun der Verrücktheit gehalten haben. Nun aber hatte mich der Wunsch, Hauser die erschütternden Primärwirkungen zu ersparen, allmählich bis zu diesem letzten geführt, indem der mir befreundete Arzt, der sich seiner vielen Geschäfte wegen nicht so wie ich der Beobachtung Hausers hingeben konnte, mir öfters die Ausführung des von ihm Verordneten oder Gebilligten überließ."

„Die Antipsorica waren von Arzneibereitungen, die in flüssiger Form zugeschickt worden waren, also durch den Transport höher, als sein soll, potenziert. . . . Die nicht antipsorischen Arzneien, die Hauser vom Arzte erhielt, waren noch nach älterer Vorschrift mit mehr als zwei Schüttelschlägen potenziert worden." . . .

„Durch oben beschriebene Krätzansteckung veranlaßt, besprach ich mich mit den homöopathischen Ärzten, den Herren Doktoren Preu und Reuter zu Nürnberg, über Hausers ärztliche Behandlung. Man beschloß einen Versuch mit Riechenlassen homöopathischer Arzneien zu machen." . . .

Diese Riechpraxis umfaßt in Kaspars Biographie den Zeitraum 1829—1831 und ist bloß während seines Aufenthalts bei Biberbach unterbrochen worden. Der Leser würde in dieses Kapitel der unerschöpflichen Geschichte menschlicher Narrheit keinen richtigen Einblick bekommen, wenn wir von den 16 Krankheitsgeschichten Daumers nicht wenigstens die beiden ersten unverkürzt mitteilten. Man wird den Citaten aus Hahnemann entnehmen, daß der arme Kaspar als Experimentierobjekt des verruchten homöopathischen Schwindels hat herhalten müssen, und von einem übergeschnappten Schulmeister (sein Freund, der Philosoph Ludwig Feuerbach, nannte ihn mit Recht unzurechnungsfähig) ihm unaufhörlich zugesetzt worden ist, den ganzen Symptomenwust der „reinen Arzneimittellehre" durchzulügen. Wie gesagt, diese Citate begleiten den hier folgenden Originaltext Daumers.

„1. Sulfur.

Man ließ ihn am 13. Januar an bis zur Millionpotenz gebrachtem Schwefel (in Pulverform) riechen. Als er das geöffnete Gläschen noch fern von der Nase hielt, sagte er schon, es bringe ihm ein starker, scharfer Geruch (ungefähr wie von Alaun, setzte er später hinzu) in die Nase und in den Kopf, und an der Stelle des verschwundenen Bläschens fange es wieder an zu brennen. In nicht ganz 10 Minuten, was ich selbst beobachtete, war das Bläschen ausgebildet und aufgebrochen.[1]) Sogleich darauf erfolgte dünner Stuhlgang zur ungewöhnlichen Zeit, der sich nach einiger Zeit wiederholte.[2]) Ungefähr dreiviertel Stunden nach dem Riechen kam starkes Nasenbluten[3]), worauf es im Kopfe, der seit dem Riechen eingenommen war[4]), leichter wurde. Den zweiten Tag darauf kam vormittags und den dritten vormittags und nachmittags das Nasenbluten wieder. Immer war ungefähr eine Stunde vorher der Kopf eingenommen. Das letzte Mal kam zugleich mit der Eingenommenheit des Kopfes der Geruch aus dem Arzneigläschen von selbst wieder in die Nase,

---

[1]) Vergl. Hahnemann reine Arzneimittellehre, Schwefel, Symptom No. 127 und 621. [2]) Hahnemann, No. 302—307. Durchfallstuhl pflegte jedoch nach allen Hauser stark angreifenden Gerüchen zu erfolgen. [3]) Hahnemann a. a. O. Nr. 118 ꝛc. [4]) Hahnemann a. a. O. No. 10 ꝛc. Eingenommenheit des Kopfes war jedoch immer die Folge, wenn er homöopathische Arzneien roch.

dauerte über eine Stunde nach dem Nasenbluten und verschwand nach Aufstoßen. Der Kopf war ihm hierauf um vieles leichter als vor dem Riechen aus dem Arzneigläschen. Vor dem Aufstoßen fühlte er einen Druck in der Mitte der Stirne über den Augen[5]), dann zog sich eine schwächere Empfindung nach beiden Seiten von jenem Punkt aus bis zu den Schläfen, wo wieder Druck erfolgte; dann schien es ihm von den beiden Schläfen wie Wasser oder Schweiß über das Gesicht herab zu laufen, worauf Aufstoßen kam.

Das letzte Mal war das Bluten am stärksten, sodaß das ganze Sacktuch sich rötete. Das Nasenbluten kam aus dem rechten Nasenloch, durch welches er hauptsächlich den Geruch aufgenommen hatte. Nach dem Nasenbluten that die rechte Seite der Nase weh, hauptsächlich beim Befühlen.[6])

Den ersten und zweiten Tag Jucken der Nase.[7])

Widerlicher Geruch in der Nase, wie von verbranntem Bein oder Horn[8]), drei Tage lang. Dieser Geruch blieb und verstärkte sich, als am dritten Tag der Geruch aus dem Gläschen zurückkehrte, und verschwand sodann mit diesem zugleich nach dem Aufstoßen.

Die Nase ist wie voll und verstopft[9]), er kann durch Schneuzen nichts herausbringen (den ersten Tag).

Viele wässerige Flüssigkeit geht aus der Nase ab.[10])

Öfters in der Stube Kälte in der Nase[11]), am meisten vor dem letzten Nasenbluten, dann und hauptsächlich nach dem Vergehen des Geruchs Wärme in der Nase. — Den zweiten Tag kam die Öffnung früher als gewöhnlich und war weich, doch nicht so wässerig wie am ersten Tag.

Eingeschlafenheit des linken Beins[12]) mit starkem Zittern desselben[13]) am zweiten Tag; zuerst vormittags im Stehen, sodaß er sich setzen muß, eine halbe Viertelstunde lang, dann abends etwas schwächer und weniger lang im Sitzen. Die Empfindung ging von der Fußsohle aus mit einem kleinen Stich den Fuß hinauf wie Ameisenkriechen, der Fuß schmerzte und konnte nicht so fest gehalten werden, daß er nicht zitterte; die Empfindung endigte mit einem Ruck.

---

5) Hahnemann a. a. O. No. 20 2c. 6) Hahnemann a. a. O. No. 119. 7) Hahnemann a. a. O. No. 66. 8) H. a. a. O. No. 123. 9) H. a. a. O. No. 387. 10) H. a. a. O. No. 386. 11) H. a. a. O. No. 703. 12) H. a. a. O. No. 533, 603 2c. 13) H. a. a. O. No. 640.

Der Oberschenkel schmerzte beim Sitzen[14]), beim Aufstehen ist's ihm, als würden die Schenkel unter dem Gesäß zusammengezwängt.[15])

Beim Sitzen thut beständig das Gesäß weh.[16]) Schmerzhafte Steifheit der Kniee beim Aufstehen vom Sitzen.[17])

Am ersten Tag thut ihm beim Sitzen das linke Bein weh; er meinte, er müsse herumgehen[18]), dabei Hitze in den Beinen[19]), vorzüglich im linken (ohne Schweiß), zuweilen stärker, zuweilen schwächer. Abends heiße Füße, besonders den ersten Tag. Die Beine schwer und müde vom Riechen an bis zum letzten Nasenbluten am dritten Tag; große Ermüdung bei wenigem Gehen.[20])

Abends im Bette und morgens die Beine vorzüglich schwer, morgens bis er sich gewaschen hatte.[21])

Die Beine nach dem Gehen in der Mitte der Schenkel wie abgeschlagen[22]), hauptsächlich am zweiten Tag; beim Berühren schmerzhaft.[23]) — Ziehen in den Beinen, hauptsächlich beim Sitzen und im Bette.[24])

Öfteres Zucken im Ober- und Unterbein.[25])

Von den Knieen an schnell abwärts gehende Stiche.[26])

Nach Treppensteigen brennender Schmerz in den Knieen.[27]) — Andauernde Steifheit der Kniee.[28])

Die Füße sind im Bett beim Aufwachen angeschwollen.[29]) — Beim Auftreten spannt die Haut an den Füßen.

Beim Auftreten mitten in den Fußsohlen Schmerz, wie von Zerschneidung.[30]) — Wenn er in die freie Luft kam, wurde der Kopf eingenommen.[31])

Früh Drücken im Kopfe über den Augen, welches durch Waschen verschwand.[32])

Am dritten Tag morgens zweimaliges Niesen mit Wehthun im obern Teil der Augen, besonders beim Berühren.[33]) — Druck im Kopf beim Gehen[34]) den ersten und zweiten Tag.

---

[14]) Hahnemann a. a. O. No. 544, 546. [15]) H. a. a. O. No. 543. [16]) H. a. a. O. No. 525. [17]) H. a. a. O. No. 551. [18]) H. a. a. O. No. 531, 636. [19]) H. a. a. O. No. 532. [20]) H. a. a. O. No. 643 ꝛc., 530. [21]) H. a. a. O. No. 536, 612, 642. [22]) H. a. a. O. No. 537, 538. [23]) H. a. a. O. No. 542. [24]) H. a. a. O. No. 535, 608—611. [25]) H. a. a. O. No. 545. [26]) H. a. a. O. No. 547, 559 ꝛc., 578. [27]) H. a. a. O. No. 548. [28]) H. a. a. O. No. 534, 549. [29]) H. a. a. O. No. 570. [30]) H. a. a. O. No. 585, 586. [31]) H. a. a. O. No. 13. [32]) H. a. a. O. No. 24 ꝛc. [33]) H. a. a. O. No. 46. [34]) H. a. a. O. No. 25.

Die (gewohnte) Haube drückte auf dem Kopfe, und wenn er sie abnimmt, ist es ihm, als säße sie noch drückend darauf.[35])

Beim Niesen ein Stich durch den Kopf von hinten nach vorn hin; nach dem Niesen ungefähr eine halbe Stunde lang Kopfweh.[36])

Brennender Schmerz nach Kratzen auf dem Kopf.[37])

Vom rechten Schlafe aus den Kopf hinauf Schmerz und zuweilen Stiche.[38])

Abends starkes Drücken auf der Brust.[39])

Engbrüstigkeit beim Gehen im Freien. Pressen auf der Brust, welches das Atmen erschwert.[40])

Auf der linken Seite liegend kann er leichter Atem holen als auf der rechten.

In der ersten Nacht viermaliges Aufwachen[41]), worauf Schwindel beim Liegen auf dem Rücken[42]); beim Umdrehen auf die Seite verschwand der Schwindel, dafür kam Drücken auf der Brust[43]) (wenn er auf der rechten Seite lag, war der Druck vorzüglich stark), welches nach Aufstoßen verging. Beim vierten Aufwachen kein Schwindel, da er auf der Seite lag.

Die zweite Nacht zweimaliges, die dritte einmaliges Erwachen, immer mit Schwindel, aber ohne Brustdrücken beim Umdrehen. Beim zu Bette gehen am ersten Tag Schwindel, welcher im Bett verschwand; er taumelte[44]) wie betrunken. — Beim Einschlafen Herzklopfen.

Die erste Nacht kann er lange nicht wieder einschlafen, wenn er aufwacht.[45]) — Schläfrigkeit am Tage.[46])

Wenn das Licht kam, fühlte er abends Schläfrigkeit[47]), und die Augen waren noch trockner als zuvor.[48])

Den ganzen Tag, als wenn er nicht ausgeschlafen hätte, vieles Gähnen.[49])

Leerheit im Magen, es war ihm, als müßte er essen, und wenn er essen wollte, konnte er nichts hinunterbringen.[50])

Die Augen im Freien abwechselnd trüb und hell.[51])

---

35) Hahnemann a. a. O. No. 29. 36) H. a. a. O. No. 46. 37) H. a. a. O. No. 60. 38) H. a. a. O. No. 26 ꝛc., 43 ꝛc. 39) H. a. a. O. No. 412 ꝛc. 40) H. a. a. O. No. 401 ꝛc. 41) H. a. a. O. No. 666 ꝛc. 42) H. a. a. O. No. 6. 43) H. a. a. O. No. 412. 44) H. a. a. O. No. 1—9. 45) H. a. a. O. No. 464 ꝛc. 46) H. a. a. O. No. 655 ꝛc. 47) H. a. a. O. No. 659. 48) H. a. a. O. No. 73 ꝛc., 87. 49) H. a. a. O. No. 654. 50) H. a. a. O. No. 201, 203, 162. 51) H. a. a. O. No. 95.

Beim Aufwachen und Öffnen der Augen ein Stich im rechten Auge den ersten und zweiten Tag, den ersten Tag am stärksten.[52]) — Zucken der Augenlider.[53])

Schmerzliche, brennende Trockenheit der Augen die ersten zwei Tage[54]), die Augen röter[55]), das Licht blendet.[56]) Beim Schreiben hält er wegen Unwohlseins die Hand vor die Augen (zweimal), beim Aufsehen war es, als wenn Stückchen Goldes herunterfielen.

Blaue, grüne und rötliche Streifen vor den Augen beim Ansehen eines Gegenstandes, beim Lesen und Schreiben.

Augenbutter an den Augenwinkeln, vorzüglich des Morgens.[57])

Plötzliche Hitze im Gesicht, die bald wieder verschwindet.[58])

Morgens glühend heißes Gesicht, ohne Schweiß.[59])

Beim Erwachen Hitze im Gesicht und Frost im Leibe.[60])

Es ist ihm, als wenn im Ohr etwas auf- und abführe.[61]) — Abgehen vieler übelriechenden Blähungen.[62])

Sehr trüber Urin mit dickem, rotem Bodensatz.[63])

Ungewöhnlich vieles Urinieren des Morgens.[64])

Im Freien drückt es ihn in der Schulter, als wenn er etwas Schweres trüge.[65])

Schwitzen unter den Achseln beim Erwachen und nach Tisch.[66])

Metall, welches er zuvor wenig mehr fühlte, affizierte ihn stark, verursachte ihm Kälte und Schmerz im Arm.

Vom Ellenbogen bis zur Achsel reißender Schmerz.[67])

Schwäche und Schmerzlichkeit der Hände, daß er kaum etwas halten kann, als wäre er darauf gefallen.[68])

Die Hände wie gelähmt und die Handgelenke steif.[69])

Die Adern der Hände sind vom Riechen an bis zum Aufstoßen die drei Tage hindurch aufgeschwollen.[70])

Einschlafen der Hände (wie Ameisenlaufen) nach Eintauchen derselben in kaltes Wasser beim Waschen.[71])

---

[52]) Hahnemann a. a. O. No. 85. [53]) H. a. a. O. No. 68. [54]) H. a. a. O. No. 73 2c., 83 2c. [55]) H. a. a. O. No. 79. [56]) H. a. a. O. No. 91. [57]) H. a. a. O. Nr. 77. [58]) H. a. a. O. No. 99. [59]) H. a. a. O. No. 98 2c. [60]) H. a. a. O. No. 718. [61]) H. a. a. O. No. 109 2c. [62]) H. a. a. O. No 291. [63]) H. a. a. O. No. 333—35. [64]) H. a. a. O. No. 337—47. [65]) H. a. a. O. No. 474. [66]) H. a. a. O. No. 478. [67]) H. a. a. O. No. 490. [68]) H. a. a. O. No. 497 2c., 640. [69]) H. a. a. O. No. 496. [70]) H. a. a. O. No. 502, 638. [71]) H. a. a. O. No. 507, 603 2c.

Zittern der Hände bemerklich, wenn er Papier hält.[72])

Die Hände sind beim Erwachen angeschwollen, ihre Haut spannt, wenn er etwas anfaßt.[73])

Starkes Schwitzen zwischen den Fingern, sodaß die Stellen zwischen den Fingern schwärzlich wurden.[74])

Beim Gehen im Freien schwitzen die Hände (bei strenger Kälte), so daß die Handschuhe (es waren dünne, ohne Pelz) durchnäßt werden. In der Rocktasche gefrieren diese. — Früh die Glieder wie zerschlagen und ermüdet.[75])

Beim Erwachen, den Tag nach dem Riechen, war es ihm, als wäre das Bett hart, und er sei nicht gut gelegen. Die Seite that ihm weh, auf der er lag.[76])

Öfters des Tages ist ihm alles, was er thun will und thun soll, zuwider, die ersten zwei Tage.[77])

Den ersten und zweiten Tag nach dem Zittern des Beins besonders üble Stimmung.[78])

Er möchte gern Schach spielen und hat doch keine Freude daran; er spielt ungewöhnlich schlecht (den ersten Abend).[79])

Nachmittags ist das Befinden schlechter als vormittags.

Er fühlte seit dem letzten Aufstoßen von Weingeruch gar nichts Eigenes mehr, auch kein Leichterwerden des Kopfes, dagegen machte ihm Kaffeegeruch den Kopf leicht; vor dem Riechen am Gläschen war ihm darauf im Kopfe schlechter geworden.

Die Augen waren heller als zuvor, er konnte mehr mit ihnen leisten.

Die verdrießliche Gemütsstimmung, die er früher nach dem Erwachen bis zum Aufstehen hatte, und die Schwere des Kopfes, welche bis zu dem Waschen dauerte, verschwand.

Eben so eine Schwere in den Füßen, die er des Morgens ein paar Stunden lang hatte.

In einigen Tagen nach dem letzten Nasenbluten verschwand allmählich der Schleim, den er sonst des Morgens auf der Zunge gehabt, und die Schwere, die er in der Zunge gefühlt. Er konnte Wörter mit mehr Leichtigkeit aussprechen.

---

72) Hahnemann a. a. O. No. 508, 640. 73) H. a. a. O. No. 503. 74) H. a. a. O. No. 501, 521. 75) H. a. a. O. No. 642 ꝛc. 76) H. a. a. O. No. 612. 77) H. a. a. O. No. 746 ꝛc. 78) H. a. a. O. No. 612. 79) H. a. a. O. No. 742.

Sein Gedächtnis erschien besser als zuvor.

Fleisch schmeckte ihm besser, sodaß er durchaus nichts Widerliches darin fand. Er war überhaupt kräftiger.

Ein unangenehmes Gefühl, das er zuvor gehabt hatte, wenn er sich selbst irgendwo anfühlte, wurde nicht mehr verspürt. Menschen und Metalle spürte er weniger als früher, Gold gar nicht mehr, Quecksilber sehr wenig.

Wörter, die er sonst nicht hatte merken können, behielt er nun ohne Schwierigkeit.

Der Kopf wurde von Tag zu Tag leichter. Am 28. Januar war er fast so leicht wie damals, als Hauser noch in seinem Käfig war.

Er kann mit niedrigem Kopfkissen schlafen, ohne Kopfschmerz zu bekommen, was sonst nicht der Fall war. Sonst konnte er nie die Arme emporheben, ohne Schmerz auf der Brust zu empfinden, jetzt kann er das (wenn er die Arme über den Kopf emporhob, war es ihm, als liefe etwas die Arme herab auf die Brust, wo es drückte und schmerzte wie von Messerstichen; dann war es ihm, als liefe es wieder von dieser in jene zurück). Die verschiedene Stärke und Beschaffenheit von Bieren einerlei Art konnte er nicht mehr durch den Geruch unterscheiden.

Statt daß sonst der Appetit mehr in Form eines gewissen Schwächegefühls sich eingestellt hatte, bekam er jetzt bestimmten, natürlichen Hunger.

Die Augen sind noch fortwährend klarer als sonst, werden aber empfindlicher, er kann sie nicht mehr so viel gebrauchen.

Den 28. Januar nachmittags ward ihm abermals der Kopf schwer, und es kehrte der Geruch der Arznei, wie das vorige Mal (vor zwei Wochen), zurück. Eine halbe Stunde darauf erfolgte Nasenbluten; der Geruch verging allmählich ohne Aufstoßen. Nach dem Nasenbluten spürte er wieder ein auffallendes Leichterwerden im Kopf sowie in den Armen und Füßen. Die tägliche Öffnung stellte sich früher als gewöhnlich ein und war weich, eine zweite, nach einiger Zeit erfolgende, wässerig. Ein kleiner Rest der früheren Schwere, die er noch des Morgens in den Gliedern gefühlt hatte, war am nächsten Morgen verschwunden. Das Bedürfnis des Kopfwaschens war nicht mehr da, und nach demselben stellte sich keine Veränderung mehr ein. Er begriff besser als zuvor; doch war der Kopf noch nicht völlig so leicht als im Zustand seiner Gefangenschaft.

Die Öffnung, welche sonst zuweilen früher oder später eintraf und bald etwas härter bald etwas weicher war, wurde in Hinsicht der Eintrittszeit und Beschaffenheit ganz regelmäßig.

Der Druck, den er in der Mitte der Stirne bei anhaltendem Nachdenken gefühlt hatte, verminderte sich sehr.

Das Nachtschwitzen war verringert.

Vom 4. Februar an war Stillstand der Besserung, die wahrscheinlich länger gedauert hätte, wenn nicht damals eine heftige Einwirkung auf Hauser stattgefunden hätte. Noch blieben außer großer allgemeiner Reizbarkeit einige Beschwerden, hauptsächlich jenes das Denken erschwerende Drücken in der Stirne, wiewohl vermindert, zurück. Dagegen wurde nun Silicea (Silicium!) gewählt.

2. Silicea.

Erster Tag.

Man ließ ihn den 17. Februar an Silic. X riechen. Ich näherte ihm das mir vom Arzte eingehändigte Gläschen, worin sich eine Anzahl befeuchteter Streukügelchen befand; in dessen Hause und Beisein langsam von ferne, und ehe es noch so weit genähert war, daß er es hätte erlangen können, sagte er zusammenschreckend: der Geruch sei ihm in den Kopf gegangen.[1])

Er unterschied in diesem Geruch drei besondere: einen dem des Weins und Branntweins ähnlichen (also den Weingeist), einen Zuckergeruch (also den der Streukügelchen) und einen dritten, den er nicht beschreiben konnte (ohne Zweifel den der Arznei selbst). Er war sichtlich konsterniert, entfärbte sich und schwankte beim Gehen; es war, „als wäre ihm ein ungeheurer Schlag versetzt worden". Die Arzneiwirkung ging ihm, wie er sagte, zuerst in den Kopf, dann fuhr sie in den Leib und in alle Glieder, sodann wieder in den Kopf, worauf (einige Minuten nach dem Riechen) der Schweiß auf der Stirne ausbrach. Es folgte Übelkeit, und er meinte nicht mehr aufbleiben zu können.

Ungefähr eine halbe Stunde nach dem Riechen fand starkes Aufstoßen ohne Geruch, und nach einigen Minuten noch stärkeres mit einem Geruch statt, den auch die Umstehenden rochen, und der nach Hausers Aussage dem Arzneigeruch gleich war. Darauf verschwand die Übelkeit, und die Eingenommenheit des Kopfes war vermindert.

Ferner zeigten sich folgende Erscheinungen:

---

1) Er hatte den Geruch schon früher empfunden,' weil er aber nichts Übles davon verspürte, so unterließ er die Anzeige, (!) bis ihn derselbe auf einmal so heftig angriff.

Beim Gehen Schneiden in der Fußsohle, am ersten Tag den ganzen Nachmittag, am zweiten Tag nach dem Stuhlgang eine Zeit lang.

Vom Oberkopf herabwärts ein mehrere Minuten anhaltendes Drücken. Es war ihm, als ob es aus seinem Ohre herauspfeife.

Im Kopf ist es öfters, „als wäre etwas Lebendiges darin, das herumlaufe“, „es läuft bald hin und her, bald im Kreise“.

Reißen im Vorderkopf. — Stechen in den Augen, Fippern (?) der Augenlider. — Schmerz in den Knieen, als wäre er darauf gefallen. — Ungewöhnlicher Durst. — Einige Zeit nach dem Aufstoßen Nasenbluten. — Zwei dünne Stuhlgänge. — Abends heiser.

Anmerkung. Zur Verminderung der Wirkung ließ man ihn einigemal an Schwefelleber riechen, welche (nämlich den Stöpsel des Glases, woran etwas von dem Pulver hing) ich bis auf drei Schritte näherte, worauf er sogleich einige Verringerung der Beschwerden fühlte. Schon in jener Entfernung drang sich ihm der bestimmte Geruch der Arznei auf.

Seit dem ersten Aufstoßen Reiz zum Husten im Halse und oftmaliges Husten. — Wenig Appetit. — Ekel vor Fleisch, sodaß er es kaum sehen kann. — Seit dem Nasenbluten Müdigkeit und Abgeschlagenheit in allen Gliedern.

Die Augen brennen seit dem ersten Aufstoßen, sind entzündet und thränen. Lichtscheu. Muß aufhören zu lesen wegen Wehethuns der Augen. Die Pupillen trüb; am untern Augenlide des rechten Auges ein rotes Fleckchen. — Seit dem Riechen ist der Kopf sehr eingenommen. — In den Augen sind die krankhaften Gefühle am stärksten.

Fortwährender Druck in der Stirne (erster und zweiter Tag). Abends große Müdigkeit, Kopfschmerz; er geht vor Mattigkeit bald zu Bette. Kann bis 11 Uhr nicht einschlafen; um 12 Uhr erwacht er schon wieder und bleibt bis 4 Uhr wach, schläft dann bis $5^1/_2$ Uhr, bleibt aber vor Müdigkeit noch lange im Bette.

Wankt und taumelt öfters (erster und zweiter Tag). — Eingeschlafenheit und starkes Zittern des rechten Beins (am zweiten Tag kam es wieder, aber weniger stark).

Zweiter Tag.

Der Urin des Morgens sehr trüb und mit rotem Bodensatz. — Früh taumelig, der Kopf voll und eingenommen. — Drücken über den Augen. — Drücken in der Stirne, welches durch Waschen verschwand, später

aber wiederkam. — Große Müdigkeit und Abgeschlagenheit vor Tische. — Ungewöhnlicher Durst. — Abends Jucken eines Unterbeins. — Taumelig, hauptsächlich abends.

In der zweiten Nacht wird er noch öfter wach, als in der ersten.

Das Drücken in der Stirne ist in den zwei ersten Tagen stärker als sonst zu der Zeit, da er es auch früher hatte. — Wenig Appetit. — Weicher Stuhlgang. — Eine Stunde nach Tisch Nasenbluten.

Drücken vom rechten Auge herab bis zum untern Kinnbacken (erster und zweiter Tag). Stechen vom Genick bis zum rechten Ohr; das Ohr schmerzt beim Befühlen.

Dritter Tag.

Urin trüb, mit weniger Bodensatz als am vorigen Morgen. — Nicht mehr so taumelig als den gestrigen Morgen, aber noch matter. — Drücken über den Augen bis zum Waschen, ärger als die vorigen Tage. Es kam nachher noch eine Viertelstunde lang und verschwand sodann auf immer.

Müde vor Tisch; wenig Appetit. — Etwas weniger weicher Stuhlgang als am zweiten Tag. — Öfteres Aufwachen des Nachts. — Abends um 7 Uhr Nasenbluten über eine Stunde lang. Zuvor Übelkeit und Unwohlsein, sodaß er sich legen muß.

Vierter Tag.

Der Kopf sehr eingenommen, aber das Drücken war verschwunden. — Starkes Haarausfallen diese vier Tage lang; dann verminderte es sich.

Fünfter Tag.

Am fünften Tag war der Urin hell. — Fünf Tage lang schmerzte der Kopf beim Gehen. — Einmal stößt er sich am Fuße, was starken Schmerz im Kopf verursacht, „als wolle es ihm das Gehirn herausdrücken."

Vom sechsten Tag an wurde es im Kopfe täglich freier und leichter; auch die übrigen krankhaften Gefühle verschwanden. — Nach dem Riechen der Arznei war ihm sieben Tage hindurch alles Fleisch unausstehlich widerlich; am zehnten erst bekam er wieder Appetit zu Fleisch.

Am zwölften Tag morgens acht Uhr befiel ihn Übelkeit, und der Geruch der Arznei kehrte zurück. Darauf Ausbrechen sehr bittern Wassers und Schleims; dann wurde der Geruch stärker. Eine Stunde nachher erschien ein roter Ausschlag auf der Stirne und unter den Augen;

hierauf großes Unwohlsein, starker Kopfschmerz, er muß sich legen. Riechender Schleim auf der Zunge. Vier Tage lang geht er vor Müdigkeit nicht aus. Er ist unfähig zu arbeiten. Die Augen sind so angegriffen, daß er nichts lesen kann; sie thränen sogleich, wenn er lesen will.

Ungefähr vierzehn Tage lang hatte er Ohrenklingen, nachmittags öfters als vormittags. — Am dritten Tage nach dem Brechen erschrickt er nachmittags von einem in einem benachbarten Garten fallenden Schuß so sehr, daß ihm zwei Tage lang die Glieder weh thun; er zittert noch abends. — Stiche in den Füßen und Brennen in allen Gliedern. Das Drücken in der Stirne kehrte jedoch bei diesem neuen Angriff der Arznei nicht wieder. — Seit dem Brechen ist der Urin außerordentlich trüb.

Mit dem 4. März geht in seinem Geiste eine Veränderung vor, er fühlt sich mehr als sonst aufgelegt zum Denken und Arbeiten, er glaubt in sich eine erhöhte Denkkraft zu fühlen. Es zeigt sich dieses auch wirklich in seinen Reden und Leistungen; es zeigen sich wieder Spuren jener geistigen Lebendigkeit, Erregbarkeit und Forschbegierde, die er früher vor dem Nachlaß seiner Geisteskräfte an den Tag gelegt.

Die Fernsichtigkeit seines Auges, welche seit der Gewöhnung an Fleischnahrung nachgelassen hatte, fängt an zurückzukehren. — Er spricht zusammenhängender, reiner. — Seine Augen leuchten wieder wie früher, und sein Gesicht bekommt einen Ausdruck von Geistigkeit, den es lange nicht mehr gehabt hatte. [1])

Das Versinken in tiefes Nachsinnen über Gegenstände, die er zu begreifen sucht, zeigt sich wieder. Ueberhaupt verliert sich die Indolenz, in welche er geraten war. — Sein Kopf arbeitet unaufhörlich, sodaß er sich darüber beklagt, daß er nicht ruhen kann. — Er denkt sich über religiöse Gegenstände manches Eigene mit großer Klarheit und Bestimmtheit aus. — In der fünften Woche spürt er fast gar nichts Unbehagliches oder das Denken Hemmendes im Kopfe.

Am 20. und 21. März fanden erneuerte Angriffe statt, aber nicht so heftige wie das erste Mal. Beim Erwachen am 20. März Schwere im Kopf wie ein dichter Nebel vor den Augen, beim Aufstehen taumelig; durch Waschen verschwindet der Nebel, es wird dann abwechselnd schlechter

---

[1]) Als Hauser später einmal wiederum Silicea erhielt und zwar in einer mehr als hundertsten Verdünnung, hatte sie eine auffallend ähnliche Wirkung auf seinen Geist, und die vorher matten Augen wurden eben so wieder leuchtend und scharf. — D.

und besser. — Stechen vom Hinterkopf gegen das rechte Ohr hin. — Um neun Uhr wird es auf eine Stunde lang so gut, wie es seit seiner Erkrankung im Turme nie gewesen, dann wurde es wieder schlecht.

Nachmittags kam nochmals eine Stunde lang gänzliches Freiwerden des Kopfes. — Den andern Tag waren die Wechselzustände nicht so auffallend, es wurde nicht mehr so schlimm und nicht mehr so gut. — Den dritten Tag trat gleicher Zustand ein. — Mehrere Tage hindurch trüber Urin. Im allgemeinen bessert es sich jetzt wieder von Tag zu Tag.

Am 26. März fühlte er plötzlich im obern Kopfe einen Stich, sodann hatte er ein Gefühl, als senke sich etwas den Kopf herab, und er fühlte sich im Oberkopf bis zum untern Teil der Stirn herab ganz frei. Hier aber, sagte er, sei es wie abgeschnitten, es sei ihm, als sei ein Faden herumgebunden. Im übrigen Teil des Kopfes blieb es wie zuvor.

Am 29. März verschwand das Gefühl des Gebundenseins im Kopfe, nur fühlt sich der untere Teil des Kopfes noch nicht völlig frei. Von Tag zu Tag jedoch hob sich auch letzteres, und am Morgen des 2. Aprils war alles verschwunden.

In den letzten Tagen aß er mit Lust und in größeren Quantitäten Fleisch, wovon er bis dahin nur einen oder zwei Bissen zwar nicht mit Widerwillen, aber auch nicht mit Lust und Neigung genossen hatte. Auch bekam es ihm besonders gut, seitdem sich dieser entschiedene Appetit eingestellt hatte.

Am 1. April befiel ihn sogar ein Gelüsten nach Braten.

Zu Ende des Märzes verlor sich der Nachtschweiß, der sich sogleich nach dem Riechen an Silicea sehr verstärkt hatte (das Hemd wurde gelb davon, auch roch der Schweiß übel). — Erst am 2. April war der Urin ganz klar und hell.

Er kann jetzt ohne Augenbeschwerden anhaltend arbeiten. — Die Augen sind gegen das Licht nicht mehr empfindlich. — Er sieht wieder ausnehmend weit in die Ferne (die früheste Schärfe des Fernsehens kehrte jedoch nicht wieder).

Am 5. April aß er gekochte Zwetschen, ohne die geringste Wirkung zu spüren.

An demselben Tage kam er mittags irgendwo hin, wo saurer Rindsbraten gegessen wurde. Er bekam ein großes Gelüsten darnach und aß ein paar Bissen davon. Er war den Nachmittag über wie von Wein potenziert. In der Sauce jenes Bratens, den er ohne mein Wissen genoß, waren Ge-

würznelken, Pfeffer, Citrone, Zwiebel und andere Zuthaten. Er spürte gleichwohl nichts Schlimmes davon, so sehr war damals seine Empfindlichkeit gemindert.

Nach Verschwinden der letzten physisch krankhaften Empfindung besserte sich sein geistiger Zustand in Hinsicht der Befähigung und Leichtigkeit des Denkens fortwährend, sodaß er sich an jedem Tag mit Bestimmtheit um einiges besser als am vorigen fühlte, bis zum 16. Mai, wo ihn ein neuer Unfall niederwarf."

Dieser neue Unfall war wirklich grauenerregend; denn Kaspar bekam vom „eingezogenen Geruche eines Firnisses, womit irgendwo außer der Wohnung etwas bestrichen wurde," Krampfhusten. Dagegen wurde ihm Ipecacuanha zu riechen gegeben. Er ging langsam auf das Streukügelchen zu und sah es ungefähr 2 Schritte weit. Am 23. Mai verließ er das Bett.

Im Juni aber kehrten frühere Krankheitssymptome wieder, und so begann am 16. das Riechen an Sepia, sogleich „wird ein Psorasymptom getilgt." Am 1. Tage bloß gegen 30 Symptome (Durst, Schwindel, mattes Reden, schwankender Gang, Frostschauder, starkes Schütteln, u. s. w.), aber zweimal Öffnung, die „erste härter als gewöhnlich, die zweite weich," wie vom Großlama in Tibet. Bis zum 10. Tage aber „gedieh die Besserung täglich um einen fühlbaren Schritt weiter," die glückliche Nachwirkung davon, daß Kaspar am 16. Juni „an dem trockenen Stöpsel eines Gläschens gerochen hatte, worin ein mit Decillionverdünnung befeuchtetes Streukügelchen befindlich war."

„Am 15. Juli 1829 stieß sich Hauser, indem er sich zurücklehnen wollte, den Hüftknochen der rechten Seite an der Schneide eines Fenstergesimses an. Er fühlte von der Stelle, an der er sich gestoßen hatte, einen Schmerz den Rücken hinauf bis zum Genick, dann einen Riß im linken Auge (auffallend zeigte sich hier wieder die linke Seite als die ergriffene), mit Hitze im ganzen Körper" u. s. w. Gegen Abend des 3. Tages erhielt er Arnika zum Riechen, d. h. er roch eine Spanne weit am Stöpsel, am 20. Juli begann bestimmte Besserung.

Im August aber „fing er an sehr dick und fett zu werden, worüber er sich bitterlich beklagte (Körperfülle ist ihm widerlich, ganz wadenlose Füße dünken ihm die schönsten) und war höchst erfreut, als ich (Daumer) ihm sagte, daß es für diese Art von Krankheit eine Arznei gebe.“ Da unsere Zeit sich mit Banting-, Ebstein-, Bade- und anderen Kuren gegen Fettsucht abquält, verdient diese 6. Krankheitsgeschichte unsere ganze Aufmerksamkeit.

Kaspar „erhielt nun Calcarea. Ich näherte den Stöpsel des Gläschens, und als er nichts empfand, ließ ich das Kügelchen mit Umkehrung des Gläschens einige Augenblicke auf dem Stöpsel sich bewegen, worauf ich diesen wiederum näherte. Er empfand die Wirkung, als es ungefähr einen Zoll weit von der Nase war. Sogleich stellte sich ein kurz dauernder Husten und Eingenommenheit des Kopfes ein; ein starker Mundgeruch, Hitze, vorzüglich im Kopf, und Durst. Zweimalige Öffnung am 1. Tag. Die erste anfangs weich, dann hart, die zweite erst hart, dann weich. Nach der Öffnung müde und abgeschlagen. Öffnung am 2. Tag erst hart, dann weich, und später als gewöhnlich. Die Kleider wurden ihm zu weit. (Von Daumer selbst unterstrichen!) Dies war Heileinwirkung. Hahnemann giebt in seinen Vorbemerkungen zur Calcarea Dick- und Fettwerden bei Jünglingen als einen der Fälle an, bei denen sich Calcarea vorzüglich hilfreich erzeigt.“ Ich denke, mit dieser Zauberkur lassen wir es genug sein. Augenbutter, Stuhlgang u. s. w. werden bis zum Ekel registriert. Starke Gemütsbewegungen erheischen am 4. Oktober Nux vomica, über die 30. Verdünnung hinaus; die Arznei erregte ihn aber so tief, daß die Geschichte Daumer erst am 17. Oktober begreiflich wurde. Am 15. November kam Lycopodium an die Reihe. — Mit Rücksicht auf das Anstandsgefühl der Leser sind wir gezwungen, den jetzt folgenden Auszug aus den Seiten 50 bis 53 im 2. Heft der „Mitteilungen über Kaspar Hauser“ (1832) in lateinischer Sprache wiederzugeben: „Alvus, ut solebat, mollis erat ac laxata, glande membri virilis, id quod alias nunquam noster senserat, pruriente, formicante, fervente, dolente. Tertio die (sive ante diem III. Nonas Decembres) iterum glans, priusquam alvus deiecta est, urebatur, tum primum penis erectus est.

Alvus illo die soluta est ad tempus brevi ante horam quintam et dimidiam praeterlapsam. Sexto die (sive ante diem VIII. Idus Decembres) eadem ratione alvus est laxata. Ante meridiem quoque cauda leviter erecta est. Post erectionem autem membrum principio condoluerat, qui dolor die quinto et sexto illi (scil. adolescenti) non iam contigit. Septimo die (sive a. d. VII. Id. Dec.) eadem fuit erectionis species. Octavo die eodem modo alvus deiecta. Nono die item. Erecto pene, magna vis oculis est infusa summaque claritas. Decimo die (s. a. d. IV. Id. Dec.) ardor atque dolor membri magis magisque comminuebatur, augebatur erectio. Tertio decimo die (sive Idibus Decembribus) post meridiem ad horam eodem sensu affecta sunt genitalia. Decimo quarto Dec. (sive a. d. XIX. Kal. Ian.) glandis ante erectionem aestus uredoque evanuerat, eiusque loco paulatim apparuit sensus mollis ac libidinosus, coëundi appetitu cohibito. Decimo sexto die (s. a. d. XVII. Kal. Ian.) tempore pomeridiano alvus erat astricta, sed ad tempus (scil. a Casparo) praestitutum erectio facta est. Vicesimo et vicesimo primo Decembris mensis die (sive ante diem XIII. et XII. Kal. Ian.) perfrictione pedum et alvus astricta erat neque erecta est cauda, quae erectio, tertio inde die ex toto remissa, quarto die rediit primo mane." [1]) Später, bei ausgesetzter antipsorischer Behandlung schlummerte das Vermögen wieder gänzlich ein. Graphit in hoher Potenzierung angewandt, erweckte es einmal wieder, über welchen Fall ich (Daumer) jedoch nichts Näheres (!) aufzuzeichnen vermochte. Hauser kam bald hierauf in ein anderes Haus und in andere Verhältnisse, wo man die (ketzerische?) Meinung hatte, daß Hauser seiner Natur überlassen und nur bei besonderen Erkrankungen und dringenden Fällen ärztlich behandelt werden müsse. Eine mit Sorgfalt fortgeführte antipsorische Behandlung war somit nicht mehr möglich, und die folgenden Fälle stehen vereinzelter da."

[1]) Der elende Erzieher, der sich hier noch am 23. Dezember 1829 mit seinem Zögling über Erektion unterhält, — die erste ist am 18. November 1829 vorgefallen! — ließ 1859 eine „chronologische Übersicht der hervortretendsten und interessantesten Thatsachen der Geschichte und Entwickelung Hausers, soweit sie noch mit Sicherheit zu bestimmen sind," drucken, und darin wird „1829 den 22. Oktober H. der Sicherheit wegen von mir hinweg und in die Wohnung des Kaufmanns und Magistratsrates Biberbach versetzt."

Bei dem leichtgläubigen von Tucher ging die verderbliche Gaukelei wieder an. Im Mai und Juli 1830 wurde an Stöpseln gerochen (Nux vomica 34. Potenz), und Kaspar trat würdig in die Reihe der homöopathischen Schriftsteller. Er schrieb für Daumer:

„Am 15. Juli bekam ich eine Arznei für ein Übel, welches ich schon seit einigen Wochen fühlte. Nachdem ich einige Minuten an der Arznei gerochen hatte[1]), bekam ich den Schmerzen sehr stark, so daß ich meinte, ich kann es nicht mehr aushalten, ich mußte Blut ausspucken, eine ganze halbe Stunde ehe der Schmerz nachgelassen hatte, dann überfiel mich ein starker Frost. Um 12 Uhr erwachte ich, und gegen dreiviertel auf 1 Uhr fühlte ich ein wenig Drücken ohne Schmerzen.

Am 16. morgens erwachte ich mit einem sehr müden Gefühl und trocknem Mund, und sehr dicker Schleim mit einem unangenehmen Geruch. Am Tag bekam ich dreimal sehr weiche Öffnung mit einem sehr übelen Geruch. Ich hatte auch einen Geruch in der Nase, der ganz widerlich war, diesen verlor ich gegen Mittag. Abends um 8 Uhr kam der Schmerz sehr heftig, aber ohne Blut auszuspucken, und haltet eine halbe Stunde an. In der Nacht erwachte ich gerode um diese Zeit und fühlte nur ein kleines Drücken ohne Schmerzen.

Am 17. Juli erwachte ich sehr matt und abgeschlagen und mit sehr vielem Schleim im Mund. Eine sehr weiche Öffnung, den Tag über sehr abwechselnd, bald besser, bald schlechter.

Am 18. sehr viel besser am ganzen Leibe, die Öffnung nicht gar so weich mehr. Abends blieb der Schmerz ganz aus. Eine sehr gute Nacht, geschlafen ohne Aufwachen."

Stöpsel und Nase waren aber immerhin für ätherische Wesen wie Daumer und Hauser recht grobe Medien. Am 9. August war Kaspar „durch gewisse geistige Aufregungen sehr angegriffen." Daumer verwendete jetzt seine hochpotenzierte Nux vomica vorsichtiger: er ließ bei dieser Kur Hauser Mund und Nase mit einem Tuch verwahren und ihn erst dann einen Finger über das Gläschen halten. Der Finger wurde jedesmal „wie abgestorben und kalt", Kaspar

[1]) Man verstehe: einige Minuten nach dem Riechen ꝛc. — D.

aber „fühlte sich am 14. August wieder ganz wohl." Dr. Preu machte seinem Freunde den Unsinn sofort nach. Der arme Kaspar hatte sich den 13. August beim Turnen am Barren wehe gethan. Ein Wundarzt, der an einem „mit Quadrillionenverdünnung der Arnika befeuchteten Streukügelchen" nichts riechen konnte (es war das offenbar ein schlechter Kerl), ließ kalte Umschläge machen. Preu aber ließ diese Symbole des Unglaubens am anderen Tage entfernen, und „Hauser sodann nach Verwahrung der Nase (er durfte also nicht mehr riechen) den Zeigefinger der rechten Hand über das Arzneigläschen halten. Die Kälte des Fingers, die auch dieses Mal erfolgte, wurde vom Arzte und Herrn v. Tucher empfunden. Späterhin schälte sich der Finger ab" (von Daumer unterstrichen). Jetzt flunkerte Kaspar wieder hinzu, daß ihm „früher beim Riechen an homöopathischen Arzneien die Nase kalt geworden sei."

Im Winter wurde Zahnschmerz durch Rhus (28. Potenz) weggestöpselt, den 2. August 1831 aber mußte er „langsam mit ausgerecktem Finger" auf ein Gläschen mit Silicea (über „100 hinaus potenziert"!) zugehen. Kaspar spürte bereits unterwegs eine Bewegung im Arm wie einen Stoß. „Als ich Hauser einige Tage nach dem Versuche wieder sah, war sein Wesen auffallend verändert. Die vorher matten, geistlosen Augen leuchteten wieder wie in früheren Zeiten, der Blick war lebendig, scharf und geisterfüllt." Der Leser wird sich hoffentlich dieses Mittel (Silicea XXXIV.) merken, ohne sich an den Hohn „vulgärer Rationalisten" zu kehren. Schwefel thut es aber auch. Am 10. November war Kaspar wieder „sehr zum Nachteil verändert." Diesmal fehlte es „in der Nabelgegend". Daumer hatte gerade Schwefel weit genug verdünnt (Tinct. Sulfuris XXX.), die Fingerwunderkur fand wieder statt, und? „Am 25. November fand ich dieselbe geistige Veränderung in seinem Blick und Benehmen, die ich früher — nach Silicea an ihm beobachtet hatte. Das Aussehen war überhaupt sehr gut. Bald darauf verließ er Nürnberg; doch erhielt ich aus Ansbach[1]) die erfreulichsten

[1]) Wo Kaspar Daumers ganze Hausapotheke nicht mehr riechen konnte, ungebraucht verschwinden ließ und von der homöopathischen Heilkünstelei nichts mehr wissen wollte!

Nachrichten über sein Befinden.“ Die hier mitgeteilten Geschichtchen nennt Daumer 1834 „die schlagendsten wissenschaftlichen Gründe“ für den Räuberroman „Kaspar Hauser“. Die Gegengründe aber nannte er „die monströsesten Unwahrscheinlichkeiten und Absurditäten“, einen Ungläubigen erklärte er für einen Menschen, dem alle Vernunft umnebelt sei. Bei diesem Bannspruch erinnern wir uns aber, daß derselbe Mann schon im Oktober 1829 an Binder die goldene Wahrheit geschrieben hatte: „Wie es oft bei Kindern vorkommt, daß sie den Erwachsenen und Vorgesetzten ihre Schwächen abmerken und sich darnach zu verhalten lernen, so war es auch bei Hauser der Fall.“ Und sicher am reichlichsten bei den homöopathischen Spukgeschichten. Die Epigonen Hahnemanns behaupten zwar, daß dieser Spuk nicht zur Homöopathie gehört, allein was echte Homöopathie ist, wollen wir von „Vater“ Hahnemann lernen, nicht von dem erstbesten Dr. Schulze oder Dr. Müller. Und wie der große Meister selbst geurteilt hat, der aufmerksame Leser wolle es noch einmal im Motto dieses Kapitels nachlesen.

V.

Kaspar Hausers Verstellung und Verlogenheit.

„Diese — neuen Erfahrungen befestigten mich in der schon länger gewonnenen Ansicht immer mehr: daß dem Kaspar Hauser die Unwahrheit bereits zur andern Natur geworden sei, und daß man eigentlich etwas rein Unmögliches fordere, er solle auf einmal alles Lügen aufgeben und ganz wahr sein."

Lehrer J. G. Meyer in Ansbach.

Schlauheit und List gehören nicht der bewußten, sondern der instinktiven Intelligenz an. Sie sind nicht eine Begabung oder geistige Überlegenheit, sondern gehören einer niederen Bildungsstufe an. Die Kinder, der Pöbel[1]), Irrsinnige, Wilde überlisten so oft mit erstaunlicher Leichtigkeit sogenannte „gescheite" Leute, daß Darwin mit seiner Theorie den Affen wahrhaftig kein Kompliment gemacht hat. Auch in unserem Falle war Kaspars Schlauheit weniger

[1]) Vgl. die Hand- und Lehrbücher der gerichtlichen Medizin von Th. R. Beck (Weimar, 1827), I. S. 1—32; M. Orfila, von Hergenröther (Leipzig, 1829), II. S. 1—46; A. Henke (10. Aufl., Berlin, 1841), §. 207 ff.; Jos. Bernt (Wien, 1846), §. 400 ff.; B. Brach (Köln, 1850). S. 35—61; F. W. Böcker, (Iserlohn, 1857), S. 64—78; E. Buchner (München. 1867), §. 149; J. L. Casper (7. Aufl., Berlin, 1881), §§. 87, 115; G. Kraus und W. Pichler, Encyklop. Wörterbuch der Staatsarzneikunde, IV. (Stuttgart, 1878), im Register unter Simulation; A. Krauß, Psychologie des Verbrechens (Tübingen, 1884), S. 411: Die Verstellungskunst. Interessante Einzelfälle sind enthalten in Krügelstein, Erfahrungen über die Verstellungskunst in Krankheiten (Leipzig, 1828); G. C. Staravasnig, Abhlg. von dem außerordentlichen Fasten der M. M. Mutschler (Freiburg u. Wien, 1780 u. 1782); L. J. Schmidtmann, Merk-

auffallend als die unheilbare Dummheit seiner Umgebung. Diese Umgebung besann sich u. a. nicht einen Augenblick darauf, daß scharfe Sinne in der Natur ausgebildet werden; daß Blinde die Metalle wenigstens betasten müssen; daß ihr Kaspar eine erdgraue Gefängnisfarbe hätte haben müssen; daß Gedächtnis und Fassungsvermögen Übung heischen; daß nicht Kaspar in der Dunkelheit, gleichzeitig aber in der freien Natur in die Ferne — daß wenigstens nicht auch sein Lehrer durch lebenslängliche Übung „im Finstern" hätte sehen können. Solche elementare Bedenken erregten keinen Anstoß. Im Gegenteil, der Glaube versetzte Berge. Kaspar lagerte im Kerker bei seinem Nachttopf, im Freien aber konnte er eine halbe Stunde weit riechen; in einem finsteren Loche am Boden gebunden war er immer gesund, im Freien aber kränklich; er war ein Wunderknabe an Verstand, das Thor seines Einzugs aber kennt er nicht (kam er mittels eines Luftballons nach Nürnberg?); ein Händedruck lähmte ihn, er ist aber ein guter Reiter; er wird magnetisch fest ans Pferd gezogen, steigt aber richtig auf und ab; Gold berührt ihn unangenehm, die Thürklinke aber geniert ihn nicht; er riecht zweierlei Weinsorten in verschlossenen Flaschen, nicht aber, daß ihm Branntwein statt Wassers gereicht wurde. Und so weiter!

Und jetzt wollen wir aus der umfangreichen Hauserlitteratur einen sehr unvollständigen Katalog von Simulationen und Lügen unseres Helden zusammenstellen. Wer hier nicht die Verstellung durchschauen kann, dem ist nicht zu helfen.

---

würdige Geschichte eines Mädchens (A. M. Klinker), das 18 Monate lang ohne Speise und Getränke lebte (Hannover, 1800); J. D. Herholdt, Auszüge aus den über die Krankheiten der Rachel Herz während der Jahre 1806—1826 geführten Tagebüchern (Kopenhagen, 1826). Die von den Ärzten öffentlich verteidigten Betrügerinnen sind hinterher durch genaue Bewachung entlarvt worden. In J. Th. Pyls Repertorium, I. (Berlin, 1789) S. 190—217 gebiert eine Jüdin tagelang Entenfleisch, zuletzt sogar gebratenes. „Dies konnte ich (Dr. med. J. F. J . . . n) nun nicht mehr zusammenreimen und sagte zu Hrn. L. (dem Kollegen), es müßte hier schlechterdings Betrug sein." Dieser Kollege aber „vermutete vielmehr etwas Übernatürliches". Ebenso bescheinigten die Ärzte in Nürnberg Kaspars wilde und gebratene Enten.

1) „Hauser kam mit Stiefeln angethan nach Nürnberg und erschien auch mit diesen bei den Verhören. Als er nach einiger Zeit andere anziehen sollte, war sein Benehmen wie das eines Affen, der Stiefel anzieht: er stürzte zusammen und war unvermögend zu gehen oder zu stehen." Hickel.

2) „Von sich selbst sprach er in der dritten Person, als vom Kaspar. Sein Sprechen war mühsam und ringend, und er suchte dem Ausdruck der Rede durch eigentümliche Arm- und Handbewegungen nachzuhelfen." Sowohl mit den Händen als mit dem Munde sprechen zu wollen, ist eine allgemeine Unart bei Ungebildeten; daß Kaspar aber sehr gut mit ich und du zu reden verstand, haben wir am 26. Mai gehört. Auf derselben Blattseite erzählt Daumer sehr naiv: „Hilfszeitwörter, Pronomina wurden häufig ausgelassen, das Verbum ans Ende des Satzes gestellt, statt bestimmter Verbalformen häufig der Infinitiv gesetzt, z. B.: sie mir dees lehrna, du mir dees lehrna, statt lehren sie mir das, lehre mir das." Da steht also erstens richtig „mir" statt „Kaspar", und zweitens kann man diese mundfaule Satzbildung (wie „Trinken?" „Milch haben?") tagtäglich allüberall von den niederen Ständen zu hören bekommen.[1])

3) „Wenn er sann und nachdachte, hörte und sah er nichts von dem, was um ihn herum vorging. Man konnte ihm, der sonst so empfindlich gegen laute und starke Töne war, mit der lautesten Stimme zurufen, ohne daß er es hörte. Erst wenn er mit einer schwer zu beschreibenden, fast einem Aufschrecken gleichen, zuckenden oder vielmehr schüttelnden Bewegung (jetzt, 1832, ist es zuweilen nur noch ein Ruck) in seinen gewöhnlichen Zustand überging und selbst wieder zu sprechen begann, vernahm er auch andere wieder."

4) „Seine Unkunde war anfangs so groß, daß er nicht einmal alle Glieder seines Leibes kannte. Einmal, erzählte er (!) mir, sei jemand zu ihm gekommen, der sich bemüht habe ihn damit bekannt zu machen. Als man ihn mit den Händen an seine Ohren habe langen lassen, sei er sehr verwundert gewesen und habe geglaubt, das

---

[1]) Die Beispiele ohne Quellenangabe rühren sämtlich von Daumer her.

sei etwas Ungehöriges, welches von seinem Körper weggeschafft werden müsse. Erst da der Gefängniswärter (vgl. dessen Kunststück mit der Haut, S. 29) ihn ein wenig an den Ohren gezogen, habe er sich überzeugt, daß es ein Teil seines Leibes sei."

5) „Als ein Arzt seinen Kopf untersuchen wollte und mit beiden Händen daran griff, hörte ich ihn bitten, man möge ihm den Kopf nicht herunternehmen."

6) „Einen Ring, den man ihm an den Finger gesteckt hatte, und den er ablegen wollte, bemühte er sich durch den Finger hindurch wegzuziehen."

7) „Als ihm einmal die Röte seiner Wangen auffiel, fragte er, wer ihm das Rot hingemacht habe."

8) „Einmal äußerte er, sein Gesicht müßte recht schön aussehen, wenn es vergoldet wäre, ging auch einmal alles Ernstes Herrn Bürgermeister Binder an, ihm das Gesicht vergolden zu lassen."

9) „Wenn man ihn fragte, ob ihm nicht der eine Mensch schöner als der andere scheine, so sagte er, sie wären alle gleich schön, denn die wären ja nicht schwarz im Gesichte."

10) „Eine ganz weiße Katze, einen ganz weißen Hund fand er schön, schöner aber, meinte er, wäre es, wenn diese Tiere rot oder blau wären. Das Grün des Laubes, Grases u. s. f. fand er nicht schön. Es sollte, sagte er, rot oder blau sein. Als man ihn auf einer Anhöhe auf eine schöne Aussicht aufmerksam machte, sagte er, da sehe er nichts Schönes, es sei ja alles grün."

11) „Als er eine graue Katze erblickte, fragte er, warum sie sich nicht wasche, damit sie weiß werde."

12) „Als er auf einem Wirtshausschilde ein rotes Pferd angemalt sah, sagte er, wenn die Pferde so schön rot wären, dann wären sie herrlich."

13) „Beim Anblick eines an einem Hause angemalten, im Galopp laufenden Pferdes fragte er, warum dieses Pferd so ohne Führer daherspringe."

14) „Die Spielpferde (?), mit denen er sich im Käfig unterhalten hatte, sowie die, mit denen er zu Nürnberg spielte, galten

ihm für lebendige und teilnehmende Wesen, und alle Liebe, die in ihm war, hatte er in sie gelegt. Zu ihnen sehnte er sich unablässig hin — er hoffte, daß sie wieder zu ihm kommen würden, und betrübte sich über ihr langes Ausbleiben."

15) „In den ersten Tagen zu Nürnberg glaubte er, Brot, Wasser und Spielpferde seien ihm davon gelaufen, und sprach mit dem Brot, das er bekam, und mit einem Ofen, dessen glänzende Farbe ihn anzog." Dieser Ofen im Turm hatte nun aber leider die von ihm angeblich gehaßte grüne Farbe.

16) „Als er zum erstenmale (vor meiner Bekanntschaft mit ihm) eine brennende Kerze sah, wünschte er die Flamme zu haben, um sie dem Spielpferd anzuhängen (!), und da man sagte, man schenke sie ihm, langte er in die Flamme, so daß er sich die Finger verbrannte."

17) „Noch nach seinem Eintritt in mein Haus hielt er die Meinung fest, der große hölzerne Reitgaul, auf dem er sich öfters geschaukelt hatte, sei lebendig; ich hörte ihn noch, da ich ihn im Turme besuchte, die Besorgnis äußern, er möchte ihm davonlaufen, wenn die Thüre nicht verschlossen würde. Als er einmal auf diesem Holzpferde einschlief und sich am Finger quetschte, beklagte er sich, daß ihn das Pferd gebissen habe."[1])

18) „Als er sah, wie ein Kind, auf einem gefällten Baumstamm sitzend, mit einem Stöckchen darauf schlug, fragte er, warum es den Baum schlage, indem er meinte, es wolle demselben etwas zuleide thun."

---

[1]) Auch der (kalte) Schnee, der die Häuser weiß anstrich, hat ihn einmal gebissen! H. v. Lang behauptete 1834 nicht uneben: „Die Naivetäten Kaspar Hausers hatten immer einen ganz einfachen feststehenden Typus, so wie etwa die großen Buben die kleineren lachen zu machen suchen, oder so wie auf den Brettern der Jahrmärkte, Pferderennen u. s. w. die sogenannten Thabäderl in der stehenden Rolle jugendlicher Pinsel aufzutreten pflegen; z. B. was andere Leute für anmutig halten, garstig zu nennen, beim Anschauen des Mondes zu stieren, vom Schnee sich beißen lassen, vor einer schwarzen Henne in Schrecken und Angst geraten; wenn man seinen Kopf berührt, zu schreien, man sollte seinen Kopf sitzen lassen, eine Kugel durch Rufen aufhalten und zurückbringen zu wollen."

19) „Als ein rollender Apfel einmal an einen andern im Wege liegenden anstieß und ihn auf die Seite trieb, beschwerte er sich über den garstigen Apfel, der dem andern weh gethan und ihn weggestoßen habe, und sagte, diesen möge er nun nicht mehr.“

20) „Als jemand die rollenden Äpfel mit dem Fuße aufzuhalten suchte, und diese über den Fuß wegsprangen, freute er sich sehr über ihre Klugheit und Behendigkeit, ermahnte jeden, den er rollen ließ, zuvor, dasselbe zu thun, und zeigte ihm, wie er es machen müsse.“

21) „Als ihm der Wind ein Blatt Papier vom Tische wehte, sagte er, es sei heruntergelaufen, und da man ihm sagte, der Wind habe es heruntergeweht, sagte er, sich beschwerend, das solle der Wind nicht thun, indem er den Wind als ein persönliches Wesen nahm.“

22) „Die Kruzifixe in den Kirchen erregten ihm den ungeheuersten Schauder, weil er die angenagelten Christusbilder für gemarterte lebendige Wesen hielt. Ich hörte ihn in Kirchen mit dem Ausdrucke höchsten Schmerzes flehen, diese Menschen nicht so zu quälen, sondern von ihren Kreuzen herabzunehmen.“

23) „Als er im Oktober 1828 den betenden Christus an der Lorenzer Kirche sah, sagte er, das sei ein einfältiges Bild: der eine bitte um etwas und könne doch nichts empfangen, da er von Stein sei, der andere aber (Gott Vater) könne ihm nichts geben, weil er auch von Stein sei.“

24) „So als er im September 1828 die Steinbilder unter der Burg von Nürnberg betrachtete, lachte er über den schlafenden Johannes, der ein Buch in der Hand hält, weil dieser lernen wolle und doch schlafe.“ Da haben wir aus derselben Zeit tot und lebendig zusammen. Daumer druckt den Schwindel auf derselben Blattseite ab und gießt dann eine philosophische Brühe darüber.

25) „Als sich einmal in dem geöffneten Fenster die im Zimmer befindlichen Personen abspiegelten, fürchtete (!) er sich davor und sagte, man solle das Fenster zumachen, damit die Leute da draußen nicht hereinkommen könnten.“

26) „Man zeigte ihm ein Kupferblatt, auf welchem ein Ritter zu Pferde von der Seite dargestellt war, so daß man den Kopf des Pferdes nicht zu sehen bekam. Er fragte, warum dieses Pferd keinen Kopf habe? Als man ihm sagte, der Kopf sei auf die Seite gewandt, die man hier nicht sehen könne, wandte er das Blatt um und wollte auf der leeren Seite desselben den Kopf erblicken."

27) „Beim Anblick eines Turmes äußerte er, das müsse ein großer Mann gewesen sein, der diese Steine alle habe aufeinander legen können, den möchte er sehen."

28) „Als ihn einmal jemand aufforderte, ihm mit einer Rute einen kleinen Schlag zu versetzen, war er nicht dazu zu bringen; es thue ihm selbst gar zu weh, sagte er."

29) „Da ihn jemand im Scherze aufforderte, einer Dame die Hand zu küssen, und es ihm vormachte, sagte er abwehrend: nein, hineinbeißen muß man nicht."

30) „Als man ihn im September und Oktober des Jahres 1828 ins Theater führte, freute er sich bloß über die glänzenden Anzüge der Schauspieler. Von dem Gesprochenen verstand er damals noch nichts. Kam auf der Bühne eine komische Figur vor, so bewog sie ihn nicht zum Lachen, sondern zum Abscheu und zum Wunsche ihrer Entfernung. Im Oktober hörte er Paesiellos Oper: die Müllerin. Er hatte sich Baumwolle mitgenommen, um sich vor zu lauter Musik die Ohren zu verstopfen, doch konnte er zu jener Zeit bereits die nicht angreifende Musik dieser Oper bis aufs Finale ohne solche Verwahrung hören. — Von dem garstigen Amtsverwalter (er äußerte den stärksten Abscheu gegen seinen Haarbeutel) sprach er noch nach dem Theater mit einem Gesichte, als solle er ein Brechmittel einnehmen."

31) „Er ärgerte sich darüber, daß die Hauskatze mit dem Munde äße und sich mit demselben putze und ablecke. Er wollte ihr das Essen mit den Händen lehren, ergriff ihre Pfote und ermahnte sie, mit derselben ihren Fraß zu fassen und an das Maul zu bringen."

32) „Als er in mein Haus kam, wollte er der Hauskatze die Schnurre abschneiden. Bärte, Zöpfe, lange Haare und Schnur-

ren waren ihm Greuel, und er schüttelte sich zuweilen heftig bei ihrem Anblicke."

33) „Die Flöhe, die ihn im Turme gewaltig peinigten und mit ihren Stichen aus dem Schlafe weckten, sah er mit Unwillen töten und begnügte sich sie zum Fenster hinaus zu schaffen." Dafür heißt er 1873 „ein vollkommener Engel"!

34) „Mit Schauder sprach er nachher von diesen Schwarzen. Vor einer schwarzen Henne fürchtete er sich deshalb, weil er sie der gleichen Farbe wegen für einen solchen schwarzen Beißer (= Floh) hielt."

35) „Eine schwarze Henne, welche auf ihn zukam, versetzte ihn in große Angst; er schrie und machte die äußerste Anstrengung, um auf seinen ihm hierzu den Dienst versagenden (!) Füßen von ihr hinwegzulaufen." Dieses reizende Bildchen für die „Fliegenden Blätter" in München rührt von Feuerbach in Ansbach her.

36) „Im Jahre 1829, am 9. September nachmittags, ließ sich auf seinen Kopf eine Spinne an ihrem Faden herab. Als sie an den Oberkopf kam, fühlte er Frost und besonders starke Kälte an der Stirne, ohne daß er wußte, was die Ursache war. Als sie weiter herunter kam, fühlte er hin" u. s. w. Man lasse sich nur eine dicke Kreuzspinne übers Gesicht laufen und man wird die richtige Deutung schon — fühlen. Darum kommt's auch stärker.

37) „Am 26. August 1830 bekam er abends beim Lesen einen kalten Schauder, „„wie früher einmal von den Schlangen."" Er sah sich um und bemerkte nichts. Es wurde ihm immer kälter, und bei genauerem Nachsehen entdeckte er nicht ferne an der Wand eine herabkriechende große Spinne. Er nahm einen Leuchter, um sie zu besehen, und zwar mit der Hand des rechten Armes, an welchem er sich vorher beim Turnen durch Auffallen am Barren einen krankhaften Zustand zugezogen hatte. Bei der Annäherung ergriff ihn in diesem Arme so großer Schmerz, daß er den Leuchter fallen lassen mußte. Um diesen Schmerz zu beseitigen, näherte er den Finger dem stehen gebliebenen Arzneigläschen, das zuvor gegen jene Verletzung angewandt worden war. Er fühlte einen schmerzlichen Zug von oben herab, dann ging die Empfindung zurück in die

Schulter, von da in den Fuß und wieder zurück. Nach einigen Minuten war aller Schmerz vorüber. Lang dauerte aber das Kältegefühl, das die Spinne erregt hatte. Der rechte Arm, der bei Annäherung an die Spinne so heftig affiziert wurde, scheint in Folge der erwähnten Verletzung damals noch empfindlicher als gewöhnlich gegen solche Einwirkungen gewesen zu sein."

38) „Da er Ochsen auf dem Pflaster gelagert sah, fragte er, warum sie sich auf den harten Boden legten und nicht lieber nach Hause gingen."

39) „Er betrübte sich fast bis zur Thräne, als er hörte, das Pferd, das er zu reiten pflegte, habe ein geschwollenes Bein, und als er hörte, dieses Pferd werde auf dem Theater einen Maulesel vorstellen, erzürnte er sich und sagte, diesen braven Gaul müsse man nicht foppen."

40) „Als er im Herbste 1828 Affen sah, die allerlei Kunststücke machten, hatte er eine kindische Freude darüber. Da er aber bemerkte, wie sie damit wieder von vorn anfangen mußten, um neu hinzugekommene Zuschauer zu befriedigen, verlangte er mit dem Ausdrucke des Mitleids fortgeführt zu werden. Er hätte vor Jammer nicht mehr zusehen können, sagte er nachher, denn er habe selbst die Erfahrung gemacht, wie widerlich es sei, das, was er schon tausendmal den Neugierigen gesagt und vorgezeigt habe, von neuem sagen und vorzeigen zu müssen."

41) „Im März 1829 wurde er zum erstenmale in eine Hütte geführt, worin ausländische Tiere zu sehen waren, und nach seinem Wunsche auf den dritten Platz gestellt. Sogleich beim Eintritt empfand er ein Fieberfrösteln, das, als die gereizte Klapperschlange zu rasseln begann, viel stärker wurde und bald in Hitze mit vielem Schweiß überging. Der Blick der Schlange war dem Platze, wo er stand, nicht zugewendet. Er war sich übrigens dabei, wie er versicherte, weder des Schreckens noch der Furcht bewußt." Feuerbach nach Daumers Bericht.

42) „Zu Nürnberg ließ ihn Herr Bürgermeister Binder rote Fischchen in ein Wasserbecken setzen, worüber er das größte Vergnügen bezeigt — haben soll. Als ihm aber zu Ansbach Hr. v. F. eine

gleiche Überraschung bereiten wollte, fing er an zu toben und zu schreien: Blut! Blut! mich fressen! und fiel bald darauf in eine anscheinende Ohnmacht, bis alle Gegenstände dieses erdichteten Schreckens entfernt wurden.“ H. v. Lang in Ansbach.

43) „Neulich machte Hauser in Begleitung des H. v. F. und eines anderen Bekannten eine Spazierfahrt nach Erlangen. Munter und froh über diesen Ausflug, trübte sich plötzlich diese Heiterkeit bis zum Weinen. Seine ängstlich besorgten Reisegefährten fragten, ob vielleicht das Fahren ihm Kopf-, Leib- oder sonstiges Wehe verursachte, was er verneinte. Endlich nach mehrfachem Bestürmen gestand er die Ursache: „„weil er in den Walfisch fahren, folglich sterben müsse.““ Unterwegs nämlich waren seine Begleiter über das Absteigequartier in Erlangen, ob der Gasthof zum Walfisch oder zur blauen Glocke gewählt werden sollte, uneinig; endlich aber hatten sie sich verständigt und dem Kutscher zugerufen: „„im Walfisch.““ Hauser, welcher aus der Naturgeschichte diesen als den größten Fisch kennt, wollte glauben, er sei von seinen besten Freunden als Opfer dem Walfisch bestimmt. Auf die gemachte Vorstellung, sie seien ja doch selbst dabei, der Walfisch müßte dann sie auch fressen, sie aber wollten im Walfisch essen, war die naive Antwort, das habe er nicht gewußt, Professor Daumer habe ihn gelehrt, der Walfisch sei sehr groß, folglich müsse dieser ihn fressen.“ Hickel.

44) „Einmal, als ich ihn noch nicht kannte, kam zu ihm ein Frauenzimmer mit gelbem Hut und rotem Kleid. Nachher bekam er einen Bilderbogen zum Geschenk, worauf unter anderem ein aufrechtstehender Löwe abgebildet war. Als er diesen Bogen mit Hilfe eines Sohnes des Gefängniswärters illuminierte, bemalte dieser den unteren Teil des oben gelb angestrichenen Löwen mit roter Farbe. Da erinnerte sich Hauser des Frauenzimmers und hielt diese gelbrote Erscheinung für einen Löwen. Als nachher wieder Frauenzimmer mit gelben Hüten zu ihm kamen, nahm er sie für Löwen. Die Füße und Hände des Frauenzimmers hatten ihm (aber) nicht genug Ähnlichkeit mit den Hinterfüßen und Tatzen der Löwen. Auch fragte er, warum das Frauenzimmer hinten keinen Stecken (Schweif) habe?“

45) „Hausers Natur verhielt sich lange Zeit in geschlechtlicher Beziehung völlig indifferent, und sein Sexualvermögen war in tiefen, unerweckbaren Schlummer versetzt. Anfangs wollte er mit aller Gewalt ein Mädchen werden, weil ihn die schmucken weiblichen Kleider reizten, und nach seiner Meinung zu der Umwandlung nichts gehörte als die Veränderung des Anzugs. Später jedoch, als er, ohne zwar den Geschlechtsunterschied zu fassen, die weibliche Natur — als eine eigentümliche erkannte, änderte sich diese Neigung in das Gegenteil um. — Um dieselbe Zeit (im Sommer 1828) that jemand die Frage an ihn, ob er auch einmal eine Frau nehmen wolle? Was soll ich mit einer Frau thun? erwiderte er, die kann mir nichts lehren. Nichts, pflegte er zu sagen, komme ihm einfältiger vor als das Heiraten; denn wozu brauche man eine Frau? Es gäbe recht brave Dienstboten. Da sei z. B. die alte Bärbel (die Magd des Herrn Binder), die würde er sich nehmen, und die würde ihm alles thun, was und wie er es haben wolle. Frauenzimmer, sagte er, seien zu nichts nütze als zum Dasitzen. Von den weiblichen Personen meines (Daumers) Hauses, die er immer zweckmäßig beschäftigt sah, behauptete er, sie seien keine Frauenzimmer. Als z. B. meine Mutter einst, da er in seiner Weise die Frauenzimmer heruntersetzte, zu ihm sagte, sie sei ja auch ein Frauenzimmer, entgegnete er: Sie sind kein Frauenzimmer, sondern eine Mutter. — Frauenzimmer schmähten hinter dem Rücken auf andere Weiber, denen sie nicht gut seien, und wenn sie mit ihnen zusammen kämen, schmeichelten sie ihnen doch. Zuweilen sage eine der andern: höre, ich will dir was anvertrauen, aber du mußt es niemand sagen, was denn diese auch gar sehr zu befolgen verspreche. Begegne nun letztere einer dritten, und diese sage: weißt du nichts Neues? so entgegne jene: ich wüßte wohl etwas, aber du mußt es nicht weiter sagen“ u. s. w.

46) „Eine der (von seinen Erziehern gewünschten) Sonderbarkeiten in Hausers Geschmack (immer hübsch das Gegenteil von anderer Leute Behauptung zu sagen) ist, daß ganz wadenlose Füße ihm die schönsten dünken. Daß man beim Weibe Schönheit suchen oder vermissen könne, schien ihm ganz fremd zu sein. Als er

ein komisches Bild sah, wo bei einem Tanze einem nur eine häßliche dürre Alte überblieb, begriff er nicht, was gemeint sei, und fragte, ob denn die Alte nicht auch tanzen könne? Da man entgegnete, sie könne wohl, aber sei alt und häßlich, erwiderte er, das thue ja gar nichts, wenn sie nur tanzen könne (Herbst 1829). Nie hörte ich ihn weibliche Schönheit preisen, außer daß er einmal (Dezember 1829) die Schönheit einer 72 jährigen Dame nicht genug zu rühmen wußte. Noch im Frühling 1830 (nachdem der Bursche also 18 Jahre alt und schon seit zwei Jahren von dummen Weibern umtändelt und verhätschelt war!) hielt er sich über Erektion mit der größten Unbefangenheit als über etwas ganz Unnützes auf, was er nicht an sich haben wolle."

Es ist der keusche marianische Dichter Daumer, der die Sache drucken ließ und bei der Aphrodite zu verantworten haben wird. Nun beachte man aber genau die Daten, Herbst und Dezember 1829 und Frühling 1830, schon im Sommer 1829 aber (es ist derselbe Daumer, der es uns mitteilt) war der neutrale Kaspar einer Seiltänzerin nachgegangen. Denn er (D.) „ärgerte sich damals gewaltig darüber, daß er bei einem Paradezug von Seiltänzern einer in diesem Zuge reitenden Frauensperson ein paar Straßen weit nachgegangen war. Da sei ihm, sagte er ärgerlich, doch auch einmal geschehen, was, wie er höre (!), zuweilen bei andern der Fall wäre, er sei einem Weibe nachgelaufen."

47) „Als Kaspar (auf dem Wege von Nürnberg nach ***) das erste Mal fuhr, in dem Augenblicke, als der Wagen anfing etwas schnell auf der Straße fortzurollen, ergriff er ängstlich die Hände der mit ihm fahrenden Damen und gab mit zitternden Gebärden zu verstehen, daß ihm die an der Straße stehenden Bäume nachliefen." (Giehrl). Anderen Kindern laufen die Häuser, Bäume u. s. w. beim Fahren davon!

48) „Noch im Herbste des Jahres 1828 hielt er sich sehr darüber auf, daß ein Pferd im Stalle vor allen Leuten sein Wasser ließ."

49) „Das kindliche Gemüt des H. verriet sich allenthalben; er erzählte mir (!), daß er die weißen Gänse in meinem Hofe auch

für Rosse gehalten; meinem Schimmel verargte er es sehr, daß er in unserer Gegenwart gestrahlt, ja er bestieg meinen Schimmel sogar nicht mehr, weil er s. v. geblasen!" Beeidigte Aussage des Stallmeisters Wilhelm v. Rumpler am 2. November 1829. Dr. Julius Meyer bemerkt zu diesem Reiterstückchen mit Recht: „Hier simulierte Häuser auf falsche Weise; einen solchen Abscheu hat kein Naturmensch, sondern ein Anstandsmensch." Herr Rumpler war Kaspars Reitlehrer und war später genötigt („an den Eid zurückerinnert") über dessen kindliches Gemüt auszusagen: „Anfangs betrug sich Kaspar Hauser, wenn er geritten ist, sehr gut, und ich hatte meine Freude an ihm; später aber äußerte er keine so große Aufmerksamkeit mehr, ließ die Pferde immer zappeln, und nachdem ich ihm mehrmals eröffnet, daß dieses den Pferden wehe thue, und daß dies hartherzig von ihm wäre, hat er hierauf nicht geachtet; ich mochte ihm daher auch kein Pferd mehr geben, und somit hat sich unser Bekanntsein auch aufgehoben." (Vgl. Nr. 40.)

50) „Er beschwerte sich darüber, daß die Tiere, z. B. Ochsen, Pferde, den Weg verunreinigten und nicht auf den Abtritt gingen."

51) „An einer Statue des Gartens, der an meiner Wohnung liegt, nahm er großes Ärgernis, weil sie sich, wie er sagte, nicht reinigte und putzte."

52) „Wann man ihm etwas zum Genusse anbot, was ihm widerstand, pflegte er zu sagen: das fressen die Pferde nicht; so sehr hatte er in ihnen die Anschauung seiner selbst." Au!

53) „Von dem Winter sagte er, er wundere sich, daß es ihn nicht selber friere, wenn er so kalt mache." Der Witz ist nicht übel!

54) „Beim Anblicke gezackter großer Blätter fragte er mich, wer das so ausgeschnitten habe, und es war vergeblich, ihm vorstellbar und glaublich machen zu wollen, daß die so von selbst hervorwachsen."

55) „Als man eine Blume abriß und ihm zeigte, sagte er, man müsse nichts abreißen und zerbrechen, befestigte die Blume, so gut es

gehen wollte, wieder an ihre Stelle und glaubte (?) sie nun in ihren vorigen Zustand zurückversetzt zu haben."

56) „Er glaubte früher, daß Bäume, Blätter, Blumen, Früchte von Menschenhand gemacht und geformt wären. Ich ließ ihn daher (August 1829) einige Samenkörner von verschiedener Art in Blumentöpfe stecken und verkündigte ihm, was geschehen würde. Er wolle mir alles glauben, sagte er, wenn sich das bestätige. Und als nun die Körner wirklich aufgingen, geriet er in nicht zu beschreibende Freude und Verwunderung und sieht seit dieser Zeit die Natur mit ganz andern Augen an. Jene Blumentöpfe zeigte er jedem, der zu ihm kam, als etwas Außerordentliches."

57) „Er erblickte in meinem Hause (1828) zum erstenmale den Mond. Es war gerade Vollmond. Wenn er den Mond mehr als flüchtig ansah, so fror ihn durch den ganzen Leib, und Bewegungen des Schauderns waren an ihm bemerkbar. Auch als er später, wie einmal im Oktober, den Vollmond vom geheizten Zimmer aus betrachtete, war dies der Fall. — Wenn ich ihn bestimmte Sterne ins Auge fassen ließ und fragte, ob er von diesen nichts empfinde, verneinte er es." Eine so astralische Natur sollte nichts vom großen und kleinen Bären empfunden haben?

58) „Den Mond, da er ihn zum erstenmale erblickte, hielt er zuerst für die wiedergekehrte Sonne. Als er ihn aufmerksam betrachtete, verwunderte er sich darüber, daß er ein Angesicht habe, Augen, Nase, Mund, doch aber keine Ohren und Haare, die er für weggeschnitten hielt, und glaubte, ein am Himmel angeklebtes Bild zu sehen. Er meinte, der Mond gehe durch die Wolken durch, und als ich ihm bemerklich gemacht, daß die Wolken vielmehr unter dem Monde hinweggingen, wunderte er sich, daß derselbe von dem anstreifenden schwarzen Gewölke nicht befleckt werde und immer wieder so rein und glänzend hervortrete. Er wollte mir nicht eher glauben, daß der Mond und die Wolken weit von einander entfernt seien, bis ich ihm die perspektivische Täuschung an andern Gegenständen gezeigt hatte."

59) „Im August 1828 sah er in meinem Hause zum erstenmale den gestirnten Himmel. Sein Erstaunen, sein Entzücken läßt sich nicht beschreiben. Er konnte sich nicht satt daran sehen, kehrte immer zum Anschauen dieses Glanzes zurück und bemerkte die Sterngruppen und die ausgezeichnet hellen Sterne mit ihren verschiedenen Farben. Das sei das Schönste, sagte er, was er jemals gesehen, und fragte, wer die vielen schönen Lichter da hinaufsetze, anzünde und wieder auslösche. Als man ihm sagte, daß sie wie Sonne und Mond immer fortleuchteten, aber nicht immer gesehen würden, fragte er, wer sie zuerst da hinaufgesetzt, sodaß sie immer fortbrennten. Endlich versank er in tiefes Nachdenken, indem er, wie gewöhnlich in solchem Falle, unbeweglich und mit gesenktem Kopfe dastand, nichts mehr sehend und hörend. Als er wieder zu sich kam, hatte sich seine Freude in die tiefste Schwermut verwandelt. Er ließ sich zitternd auf einen Stuhl nieder und fragte, warum ihn jener böse Mann immer eingesperrt gehalten und nichts von all diesen Schönheiten gezeigt habe, da er doch nichts Böses gethan. Er brach in ein langes, schwer zu stillendes Weinen aus. Man solle den Mann, äußerte er unter anderem, auch einmal zwei Tage lang (!) einsperren, damit er wisse, wie hart das sei."

60) „Als er zuerst in eine Kirche kam und des Predigers erhobene Stimme vernahm, meinte er, der Mann zanke mit den Leuten da. Das Singen der Gemeinde wie des Predigers Vortrag war ihm ein widerwärtiger Lärm und Unfug, der sein höchst feines und reizbares Gehör beleidigte; erst, sagte er ärgerlich, schrieen die Leute, und wenn diese aufhörten, fange der Pfarrer zu schreien an." Der lutherische Gottesdienst wird den Wallfahrer nach Alt-Öttingen gewiß wenig erbaut haben!

61) „Schon im Oktober des Jahres 1828 hatte er vernommen, daß es verschiedene Religionsparteien gebe. Als man ihm um dieselbe Zeit bemerkte, er werde künftig einmal von einem Gottesgelehrten Unterricht empfangen, sagte er, den werde er recht ausfragen, um zu erfahren, wer Recht habe, und zu der Partei, die Recht hätte, wolle er sich halten. Anfangs erzählte er mir, der Lehrer habe die Erklärung über dies und jenes, das er gefragt, auf folgende Lehr-

stunden verschoben, und erwartete vertrauend den versprochenen Aufschluß. Später fing er an zu klagen, daß er keine Aufschlüsse erhalte und überall, wo er begreifen wolle, aufs Glauben verwiesen werde, ja daß man ihm sogar sage, das Forschen über dunkle Gegenstände des Glaubens sei unrecht."

62) „Einmal äußerte er, warum denn Gott jetzt nicht mehr zu den Menschen herabkomme, (!) auf welche Frage, wie auf viele andere Hausers es in der That keine andere Antwort giebt als eine schlechte. Wie es einem Hauser vorkommen mußte, wenn ihm gesagt wurde, es gebe drei Himmel, im Jahre 1836 werde der jüngste Tag kommen und dergleichen, kann man sich denken. (Sogar mit den Offenbarungen der Swedenborg, Bengel und Jung-Stilling hat man also den armen „Tiermenschen" behelligt?) Beim Lesen des alten Testamentes fielen ihm (wie später Colensos Kaffer?) Widersprüche in den Erzählungen auf. Obwohl Hausers Unglaube und Zweifel von mir ganz und gar nicht gefördert wurden" u. s. w.

63) „In Beziehung auf einen Geistlichen, der ihn besucht hatte, sagte er mir einst (im Sommer 1828), er sei erschrocken, da er gehört, er sei ein Pfarrer, und da ich nach dem Grunde fragte, entgegnete er, daß ihn diese Leute schon sehr gepeinigt hätten. Einmal im Turme seien vier auf einmal zu ihm gekommen und hätten ihm Dinge gesagt, die ihm unbegreiflich gewesen, z. B. daß Gott alles aus nichts erschaffen habe. Da er habe wissen wollen, wie das zugegangen sei, hätten sie alle zusammen gesprochen (geschrieen nach seinem Ausdruck), und jeder habe etwas anderes gesagt. Auf seine Erwiderung, das verstehe er nicht, er wolle erst lesen und schreiben lernen, hätten sie geantwortet, jenes müsse man zuerst lernen. Auch wären sie nicht eher gegangen, bis er zu ihnen gesagt, sie sollten doch jetzt einmal fortgehen. Ein andermal erzählte er, er habe ihnen angedeutet: wenn er etwas machen wolle, so müsse er etwas haben, woraus er es mache, sie sollten ihm (dem „Tiermenschen" im Turm) sagen, wie Gott etwas aus nichts habe machen können. Hierauf hätten sie zusammen eine Zeit lang geschwiegen und dann miteinander zu reden angefangen, so daß er nun gar nichts mehr habe verstehen und unterscheiden können. —

Denkbar und wirklich war ihm gleichbedeutend." Ein zweiter Hegel!

64) Wirkung einer Blume. (Von Hauser selbst geschrieben.) „Ich ging in den Garten des Herrn Haubenstricker und fand eine Blume, die mir sehr wohlgefallen hat; ich sah sie lange an, betrachtete sie recht; dann fragte ich den Herrn Haubenstricker, was dieses für eine Blume sei. Er gab mir zur Antwort: eine Kaiserkrone. Den andern Morgen erzählte ich es dem Herrn Professor, daß ich eine sehr schöne Blume gesehen, und erzählte ich, wie sie aussah; dann sagte der Herr Professor, ich solle eine bringen; ich ging in den Garten und holte eine; als ich sie anfaßte und abpflücken wollte, bekam ich die nämliche Empfindung, als von den Schlangen (vgl. 41), die ich gesehen habe, bekam ich ein (!) Frost, nach einiger Zeit wurde es mir sehr heiß, und bekam eine ganze Viertelstunde Kopfschmerzen, und meine Hand, in der ich die Blume trug, war als wenn sie lahm wäre. Dieses dauerte 5 Minuten. Ehe der Kopfschmerz verging, gab's mir ein (!) Schütter; dann sind die Empfindungen weg gewesen, aber einige Stunden war mir nicht mehr so wohl als zuerst; ich bin sehr müde gewesen, und so ist es bei den Schlangen auch gewesen."

65) „Im Dezember 1829 wurde Hauser mit einer Somnambule zusammengebracht, die sich damals mit ihrem Magnetiseur, Herrn Professor Hensler aus München, zu Nürnberg befand. Hauser wurde von der Nähe dieser Person aufs widerwärtigste angegriffen, sowie hinwiederum sie von Hauser eine besonders widrige Wirkung verspürte. Ich (Daumer) bestimmte Hauser über die Empfindungen, die er hatte, folgendes zu Papier zu geben: „„Als ich an das Zimmer kam, und die Thüre von der Kranken geöffnet wurde, welche ich nicht kannte, fühlte ich ein plötzliches Ziehen auf beiden Seiten der Brust, als wenn man mich in das Zimmer ziehen wollte, als ich hineintrat und an der Kranken vorüber ging, wehte mich eine sehr starke Luft an, und als ich die Kranke im Rücken hatte, wehte es von hinten, und den Zug, welchen ich vorher an der Brust fühlte, fühlte ich nun an den Schultern. Als ich auf das Fenster zuging, folgte mir die Kranke von hinten nach, indem ich Herrn v. Tucher

fragen wollte, bekam ich ein Zittern am linken Fuß, und es wurde mir unwohl, sie ging wieder zurück, und das Zittern verlor sich, sie setzte sich auf das Kanapee und sagte: wollen sich die Herren nicht setzen? Darauf sagte Herr Professor Hensler zu ihr: sie sollte mich ansehen; sowie sie sich mir bis auf zwei Schritte näherte, wurde mir noch unwohler, als vorher, und ich bekam in allen Gliedern Schmerzen. Herr Professor Hensler sagte ihr, daß ich der Mensch sei, der geschlagen wurde; indem bemerkte sie meine Narbe und deutete darauf hin, da ging mir die Luft stark an die Stirne, und ich bekam Schmerzen daran; auch fing mir der linke Fuß stark an zu zittern. Die Kranke setzte sich auf das Kanapee und sagte, daß ihr übel sei, und ich sagte auch, daß mir so unwohl sei, daß ich mich setzen müsse. Ich setzte mich in das andere Zimmer, nun fing auch der andere Fuß an zu zittern. Obgleich mir Herr v. Tucher die Kniee hielt, so konnte ich sie doch nicht stille halten. Nun bekam ich starkes Herzklopfen, und mir wurde im ganzen Körper heiß; das Herzklopfen ließ nach, und ich bekam Zittern im rechten Arm, welches nach einigen Minuten aufhörte, und mir wurde wieder etwas besser. Dieses Befinden blieb sich gleich bis den andern Morgen, da bekam ich wieder Herzklopfen und Zittern in den Gliedern, doch nicht so heftig; nach einer halben Stunde verlor es sich wieder; nachmittags um 3 Uhr kam es wieder etwas weniger stark und verlor sich noch früher, ich bekam eine weiche Öffnung und eine halbe Stunde darnach wieder eine, darauf wurde mir wieder ganz wohl."" Zu dieser Dreckstudie des gelehrigen Schülers schrieb der Meister noch folgenden Kommentar: „Man beachte in Hausers Erzählung den Umstand, daß ihm erst nach weichem Stuhlgang wieder ganz wohl wurde. So fand ich sehr oft, daß sich sein Organismus der eingedrungenen feindlichen Wirkung durch Durchfallstuhl entledigte bei Gerüchen, Genüssen, mineralischen und animalischen Einwirkungen."

66) Einmal (1831) schenkte Hauser der Frau von Haller ein sehr geschmackvoll gearbeitetes Papierkästchen und sagte, er habe dasselbe für sie gemacht und sich außerordentliche Mühe gegeben, damit es recht schön ausgefallen sei. Frau v. H. fand das Kästchen für eine Arbeit von Hauser zu vollkommen schön und fragte ihn daher

mehrere Male mit Nachdruck, ob e r denn wirklich dasselbe gemacht habe. H., daran erinnernd, daß er ja bei Herrn Schnerr solche Arbeiten gelernt habe, versicherte wiederholt, er sei die ganze Nacht hindurch aufgeblieben, um das Kästchen ungesehen fertig zu bringen. Frau von Haller ließ sich dann bei den Polizeisoldaten, die H. gewöhnlich bewachten, erkundigen und erfuhr so den Laden, in welchem er das Kästchen gekauft hatte.

67) „Hauser ritt wöchentlich zweimal mit meinem Pferde aus und brachte es öfters ganz warm nach Hause, obgleich er sich mit ihm nur auf der offenen Reitbahn vor der Stadt bewegen sollte. Auf die Frage, warum er das Pferd so warm zurückbringe, beteuerte er, er reite nur Schritt, und schob das Schwitzen auf das Haaren (!) und auf die Sonne. Bei näherer Erkundigung neckte man mich wegen meines guten, an Hauser gewonnenen Stallmeisters, der (mit Zurücklassung und Bestechung des Dieners) allein nach dem zwei Stunden von hier (Ansbach) entlegenen Pfarrorte Lehrberg im schärfsten Trab reite." Kaspar leugnete natürlich. „Zuletzt durch die Drohung mit Entgegenstellen der Zeugen und durch des Dieners Geständnis in die Enge getrieben, deutete er sein — Leugnen als Vergessen." Hickel. — Mit s o l c h e n lahmen Ausflüchten hat man sich fünf Jahre lang abspeisen lassen!

68) In Ansbach lieh er von dem vorhin erwähnten Diener und von der Magd seines Lehrers Geld, um ins Theater zu gehen, erdichtete dann aber Einladungen durch eine vornehme Familie. — J. G. Meyer.

69) Im Sommer 1833 zeigte er Hickel einen goldenen Siegelring, welchen die Gräfin Karoline von Harrach wegen der Gleichheit der Initialen (K. H.) ihm zum Andenken geschenkt hätte. Die Gräfin hieß aber nicht Karoline, sondern Auguste, und Kaspar hatte sich den Ring selbst auf der Messe zu Ansbach um neun Gulden gekauft. Die Buchstaben ließ er darauf stechen, als er sich bald darauf in Nürnberg aufhielt.

70) „Neulich durchsuchte der Graf (Stanhope) seine Papiere und legte eine Rechnung (des Herrn von Tucher) beiseite. Hauser nahm sie zur Hand und äußerte, daß derjenige, der sie gefertigt, seinen

Vorteil nicht vergessen habe, und war auf die von mir erhaltene Zurechtweisung sogar frech genug, den Ankaufspreis einer in der Rechnung vorkommenden Sache niedriger anzugeben und hiermit seine Behauptung zu begründen. Dieser schändliche Undank, dieses freche Verleumden eines allgemein geachteten Mannes, der während der ganzen Reise unter meinen Augen handelte, mußte uns empören." Hickel.

71) Feuerbach hatte (1832 S. 75) auf Kaspars Autorität hin drucken lassen: „der Mann, bei dem ich immer gewesen (und der, wohl zu merken, während der angeblichen Einkerkerung niemals zu ihm gesprochen haben soll!) hat mich gelehrt, daß ich thun müßte, was man mir heißt." Graf Stanhope berichtet den 10. Februar 1834: „Als ich Kaspar Hauser auf diesen auffallenden Widerspruch aufmerksam machte, gab er mir zur Antwort: ich habe es nicht gesagt."

Mit den letzten Nummern sind wir schon aus der Verstellung heraus und in die krasseste Verlogenheit hineingeraten. Bei Hickel und Meyer sind uns noch stärkere Proben aufbewahrt worden, wir wollen hier aber bloß noch den interessanten Brief einer seiner Pflegerinnen in Nürnberg an seine Pflegerin zu Ansbach einschalten.

„Werte Frau!

Entschuldigen Sie, daß ich mich schriftlich an Sie wende, da ich Ihnen doch im Ganzen fremd bin, obwohl Sie in meiner Eltern Hause das Licht der Welt erblickten. Später erinnere ich mich nur dunkel, Sie als junges Mädchen gesehen zu haben. — — Und nun zur eigentlichen Ursache meines Schreibens, wobei ich schon im voraus um Ihre Geduld und Nachsicht bitten muß, da es eine Sache betrifft, wobei ich mich nicht übereilen will und darf. — K. H., das glückliche Unglückskind, ich nenne ihn gerne so, da er wirklich bei so manchen trüben, herben, bittern Erfahrungen, die er gemacht, doch wieder unendlich vom Glück begünstigt wurde, lebt nun in Ihrem Hause, und ein reiches Feld von Beobachtungen jeglicher Art liegt Ihnen und Ihrem Herrn Gemahl offen. H. war längere Zeit das Schoßkind Nürnbergs, aber unzeitiges Lob, Schmeichelei von allen Seiten, dabei ein Experimentiren von Gelehrten und Ungelehrten hätten bei einem Haar den armen Knaben zum Narren gemacht. Später,

als er die Kopfwunde im Daumerischen Hause bekam, da wurde er von neuem auf den Händen getragen, und der beständige Umgang zweier Polizeisoldaten, die Tag und Nacht nicht von seiner Seite kamen, trug viel zu seinem Verderben bei. In diesem schon verderbten Zustand nahmen wir ihn aus reinstem Mitleid und, Gott weiß es, ohne irgend eine Nebenabsicht in unser Haus, in unserer Familie auf, da sein würdiger Lehrer, Leiter und Führer, Herr Professor Daumer, ihn seiner eigenen Kränklichkeit wegen nicht nebst seinen Wächtern, die den Hausleuten, wie wir sattsam selbst erfuhren, keine kleine Plage machten, länger behalten konnte und mochte. Furcht und Angst vor fernerer Verfolgung Hausers war bei den meisten hiesigen Einwohnern Ursache genug, ihn nicht aufzunehmen; doch wir fürchteten nichts, und H. wurde von uns allen als ein Kind geliebt und behandelt. Wie viel bittre Stunden, wie viel Jammer und Verdruß uns H. durch seine entsetzliche Lügenhaftigkeit bereitete, davon spricht freilich kein öffentlicher Bericht. Nach jedem solchen bitteren Auftritt gelobte H. reuig Besserung und wurde immer mit neuer Liebe an unser Herz geschlossen; aber der böse Lügengeist war nicht zu bannen, und leider versank H. immer tiefer und tiefer in dieses Laster. Einmal, als wir abermals seinen fein ersonnenen Lügen auf den Grund zu kommen suchten, schlug er im Beisein seines Lehrers, Herrn Bäumler, mit beiden Fäusten auf den Tisch, indem er die Worte ausstieß: „da wolle er lieber nimmer leben." Von diesem Augenblick an, als er sich entlarvt sah, und es ihm nicht so leicht möglich war, sich aus seinem Lügengewebe heraus zu winden, fing er an sich von uns abzuwenden. Nun mußten wir ihn fast verloren geben, da alle Ermahnungen, liebevolles Bitten, warmes ans Herz sprechen kein Gehör mehr fanden, sondern wir mit Herzeleid bemerkten, wie er nur denen, die ihm schmeichelten, weil sie ihn nicht kannten, sich zuwandte. Gotte gebe, daß Sie nicht ähnliche Erfahrungen durch ihn machen; er steckt voll Eitelkeit und Tücke, und da, wo er so trefflich den Gutmütigen spielt, steckt der Schalk dahinter. Ich scheue mich nicht dies laut zu bekennen; denn es ist wahr, und ich getraue mir, auf meine Erfahrungen gestützt, zu behaupten, daß niemand ihn so ganz genau kennt als wir, weil sich die wenigsten Mühe geben tiefer zu gehen, ja sich durch seine Katzenfreundlichkeit bestechen ließen, die sich aber bald verliert, da wo man ihm den Willen bricht. So viel wir durch sein abscheuliches Betragen zu dulden hatten, ja den schwärzesten Undank, und, was noch entsetzlicher, die niedrigste Verleumdung von ihm erfuhren, so kam keine Klage über unsere Lippen; denn es hätte gar leicht kommen können, daß man ihm dann auch

die Wahrheit nicht mehr geglaubt hätte, denn ein eigentlicher Betrüger ist er doch nicht. Ihnen und Ihrem verehrten Herrn Gemahl glaube ich indes einen Gefallen zu thun, wenn ich Sie auf Ihren Zögling aufmerksam mache, der gar lange unter der Decke zu spielen weiß und die schärfsten Beobachter leicht hintergeht. Er täuschte uns lange, nicht minder seinen Vormund, und der gegen ihn so gütig gesinnte Herr Graf Stanhope kömmt gewiß nur zu bald zu der schmerzlichen Entdeckung, eine Schlange an seinem Busen zu nähren. Von einer Ansbacherin erfuhr ich, daß H. in Gesellschaft sich zu sagen erdreistete, sein Vormund, der Herr v. Tucher, habe es gar nicht gut mit ihm gemeint; ist das nicht abscheulich, da er demselben nur Dank schuldig ist? Ebenso lieblos urteilte er über uns und über alle, die ihm Wohlthaten erzeigten. Wäre der Herr Graf nur zu uns gekommen, wir hätten ihm gerne die Augen geöffnet; aber der pfiffige Junge hat sicher denselben davon zurückgehalten, und das aus guten Gründen. Das Schrecklichste für die, welche er verläumdet, ist das, daß ihm Hunderte aufs Wort glauben, weil sie ihn für engelrein und keiner Lüge fähig halten. Schon seine beständigen Heimlichkeiten waren mir ein schlimmes Zeichen; denn schon bei Daumers versteckte er bald da bald dort etwas in einem Winkel, und bei jedem Gang aus der Stube verwahrte er alles mit einer eigenen Ängstlichkeit, die auf nichts Gutes schließen ließ; ein Gleiches that er auch bei uns. Sind Sie nur immer recht wachsam, und es wird Ihnen, wie Ihrem Herrn Gemahl, nicht entgehen, daß er so ist, wie ich ihn Ihnen schildere; es müßte denn der Fall sein, daß er als reicher Pensionär, der er sich nun zu sein dünken wird, sich etwa doch mehr selbst überlassen wäre, was sich aber, so hoffe ich's, mit den Ansichten und Grundsätzen Ihres Herrn Gemahls über Erziehung nicht vereinigen wird. Ohne Dank, ohne Abschied ging H. von denen, die ihn in der Not aufnahmen; ist das recht? Begegnete er uns zufällig auf der Straße, so wich er uns absichtlich aus, wie einer immer thut, der kein gutes Gewissen hat. Mit seiner Verstellungskunst treibt er es so weit, daß er sogar Thränen zur Bestätigung seiner Lügen hervorbringt, wovon wir Beweise haben. Stehen Sie und Ihr Herr Gemahl etwa in näherer Berührung mit dem Herrn Präsidenten v. Feuerbach, so bitte ich Sie sogar, demselben Mitteilung von diesem Schreiben zu machen, denn nur durch allgemeines Zusammenwirken wäre es bei scharfem Beobachten jeder Handlung unsers H. etwa doch noch möglich, ihn aus dem Schlamm zu ziehen, worin ihn teils unglückliche Verhältnisse teils aber auch er sich mutwillig selbst stürzte. Und nun bitte ich Sie oder Ihren Herrn Gemahl, welchem ich

mich nebst den Meinigen bestens zu empfehlen bitte, recht angelegentlich, mir in einiger Zeit Nachricht über H. zu geben, wie er sich Ihnen zeigt, und was Sie beide von ihm halten; denn ich kann Sie versichern, daß derselbe, trotz allem schnöden Undank, den ich durch ihn erfuhr, dennoch ein kleines Plätzchen in meinem Herzen einnimmt, und ich nichts sehnlicher wünsche, als daß er doch so weit kommen möchte, recht thätig an seiner Selbstbesserung zu arbeiten, ehe er in die große Welt eintritt, wo er noch weit mehr Kraft und Stärke als im gewöhnlichen Leben nötig haben wird. — Unter den besten Empfehlungen der Meinigen mit Achtung und Ergebenheit

Nürnberg, den 19. Febr. 1832

Ihre

Klara Biberbach.“

Brauchen wir da nicht einige Beruhigung wegen der Wunderkuren? Daumer hat sie uns nicht vorenthalten, sondern in seiner Apologie vom Jahre 1834 zubereitet. „Was die gegen Hauser erhobene Beschuldigung der Lügenhaftigkeit betrifft, so ist nicht zu leugnen, daß sich Hausers Charakter in dieser Hinsicht von seiner ersten hohen Reinheit (!) allmählich entfernt und eine sehr bedauerliche Richtung zur Unaufrichtigkeit, Unwahrhaftigkeit und Verstellung genommen hat, von der er sich, so schmerzlich er das Geschehene in Momenten der Erschütterung und Besinnung selbst mit Verwünschung seines Lebens beklagte, nie wieder ganz loszumachen vermochte. Er schrieb mir einst: „„Sie schreiben mir, ich soll es recht bedenken, es stände noch in meiner Macht: ich wollte, es wäre nie in meiner Macht gestanden, dann wäre ich auch nicht zu dieser Erbärmlichkeit gekommen.““ Welche Folgen seine Auffassung und Benutzung der Schwächen anderer, solche Anbequemung an die Sinnesart und die Launen der verschiedenartigsten Menschen, mit denen er zu thun hatte, solches Schmiegen, Schmeicheln, Ausweichen und Bestreben, seine Beherrscher durch List zu beherrschen, Jahre lang fortgesetzt, für Hausers moralische Beschaffenheit haben mußten, läßt sich denken. (Freilich!) Es konnte ihm dies zur Notwehr gebrauchte trügliche Spiel am Ende sogar zu einer Art von Vergnügen gereichen, seine Eitelkeit kitzeln, ihm ein angenehmes

Gefühl geheimer Überlegenheit über andere geben, und ein Wesen aus ihm machen, dem Lüge und Verstellung zur andern Natur wurde. . . . Ich setzte hinzu, daß außer diesem noch die geflissentlichen Abführungen vom Wege des Wahren und Rechten durch andere, denen er ausgesetzt war, bei Beurteilung derselben in die Wagschale zu legen sind. Als ich ihm, da er schon nicht mehr in meinem Hause lebte, aber noch in genauer Verbindung mit mir stand, eine sehr ernstliche, schriftliche Ermahnung und Verwarnung in betreff seines unwahren Verhaltens gegeben und die Besorgnis geäußert hatte, es möchte in das, was ich aus seinem Munde über ihn zu Papier gebracht, schon manches Falsche und Erdichtete gekommen sein, schrieb er mir: „„Dieses erbärmliche Lügen habe ich nicht (?) daher verwendet, sondern ich hatte es nur (??) da angewandt, wenn die Leute zu mir sagten: ich möchte doch den Nachmittag kommen, dann sagte ich: ja, der Herr Professor wird's schwerlich erlauben, dann sagten sie, ich muß es nicht gerade sagen, wo ich hingehe, und da ließ ich mich zu dem schädlichen Lügen verleiten.““

Wer könnte da noch zweifeln?! Wer möchte da nicht so recht von Herzen mit dem berühmten Kriminalisten Feuerbach einstimmen, der zwar eingesteht, daß wir von der Kaspar-Hauser-Geschichte **keine andere Kunde** als Kaspars Erzählung haben, dann aber versichert, daß die Wahrheit der fast (?) unglaublichen Erzählung so sehr durch die Persönlichkeit des Erzählenden verbürgt ist, daß er schließlich sogar in einen Siegesjubel ausbricht?

VI.

Der schwarze Mann.

„Wenngleich jeder Menschenfreund schon nach den ersten Verhören mit dem Jungen ein gräßliches Verbrechen ahnete, so ward seine dunkle Ahnung zur Gewißheit auf die Schreckensnachricht, daß am 17. Okt. l. J. auf das Leben des unglücklichen Findlings ein höchst frevelhafter Mordversuch gemacht worden sei, und offen sprach man es aus, daß von einem und demselben Ungeheuer an einem und demselben Unglücklichen das Verbrechen des Betruges, der Fälschung, der Gesundheits-Verletzung, des Menschenraubes und des Mordattentates begangen worden sein **müsse.**“

Kemptener Skizze, Dezember 1829.

Mit der häufig genannten, aber wenig gelesenen Selbstbiographie des berühmten Nürnberger Findlings können wir uns erst im vierten Buche gründlich befassen. Bevor dieses Produkt der Behörde vorgelegt worden ist, hat Kaspar ein gelungenes dramatisches Vorspiel dazu aufgeführt. Auch hier spielte der Rittmeister von Wessenig das Präludium. Etwa am 10. Oktober 1829, erzählte der Findling einem gerichtlichen Vernehmungsausschuß, „ritt ich auf einem Pferde des Herrn Stallmeisters v. Rumpler ohne weitere Begleitung nachmittags zwischen 4 und 5 Uhr zum Lauferthore hinaus gegen das Spittlerthor zu. Unfern des Vestnerthores begegnete mir der K. Rittmeister Herr v. Wessenig, welcher zu Pferde die Thorwache visitierte, und der mit mir bis an das Spittlerthor ritt. Er, nämlich Herr Rittmeister v. Wessenig, erzählte mir bei dieser Gelegenheit, daß er einen Brief von meiner Mutter erhalten habe, und daß ihm letztere geschrieben habe, ich sollte mich nur gut aufführen, sie werde in 2 Jahren auftreten, und daß

ich dann Soldat, Chevau-leger, werden könne. Ich frug den Herrn v. Wessenig hierauf, nicht einmal, sondern dreimal, ob ich denn das, was mir eben von ihm eröffnet worden, dem Herrn Bürgermeister Binder mitteilen dürfe, und da er mir jedesmal geantwortet hatte: ja, Sie können es dem Herrn Bürgermeister sagen, so erzählte ich die bezeichnete Eröffnung noch denselben Tag abends der Frau Bürgermeisterin und des andern Tags auch dem Herrn Bürgermeister selbst. Als Herr Bürgermeister Binder hierauf an den Rittmeister v. Wessenig geschrieben und ihn aufgefordert hat, den erhaltenen Brief meiner Mutter zu meiner Beruhigung mitzuteilen, stellte derselbe zwar nicht in Abrede, von einem Briefe meiner Mutter mit mir gesprochen zu haben, er erklärte jedoch, daß er denjenigen Brief gemeint, mit dem ich hierher nach Nürnberg gekommen, daß er einen zweiten, späteren Brief aber nicht erhalten. Nach diesen Umständen muß ich glauben, daß sich Herr Rittmeister v. Wessenig durch die bezeichnete Erzählung einen Spaß mit mir gemacht hat, was er nicht hätte thun sollen, und was um so weniger hübsch von ihm ist, als er ja ausdrücklich mir erlaubte, es dem Herrn Bürgermeister zu erzählen, was er mit mir gesprochen hatte."

Am 2. November darauf wurde mit v. W. ein gerichtliches Verhör abgehalten, und ihm nach seiner Beeidigung Kaspars Mitteilung vorgehalten. Seine Antwort lautete: „Die bezeichnete Äußerung ist an sich wahr, ich bediente mich derselben jedoch in Bezug auf das mir von H. im Jahre 1828 überbrachte Schreiben, in welchem enthalten ist, daß, wenn er einmal Soldat wäre, sie, dessen Mutter (!), welche ich für die Briefstellerin hielt, kommen und ihn abholen werde. Auf Grund der bezeichneten brieflichen Äußerung ermahnte ich den Hauser zur Ordnung, Fleiß und Geduld, — worauf er mir erwiderte: ich werde meinem Charakter gewiß treu bleiben." Der Rittmeister hat hier tüchtig geflunkert, denn in dem ihm so gut wie allen Stadtgenossen genau bekannten Brief ist von einem Besuch der Mutter mit keiner Silbe die Rede. Kaspar dagegen hielt Wort: er blieb seinem Charakter durchaus treu!

Kaspar Hauser hat es durch seine unheilbare Verlogenheit fertig gebracht, die Sympathie seiner gläubigsten Propheten zu verlieren.

Am 16. Oktober 1829 schwänzte er eine Unterrichtsstunde: „er ging ans Thor." Der schon oft hintergangene Daumer stellte ihn zur Rede, Kaspar leugnete aber hartnäckig, und ließ es auf das Äußerste ankommen: der Herr Professor „möge nur nachfragen lassen." So brachte dieser aber am Samstag Morgen, den 17. Oktober, in Erfahrung nicht bloß daß Hauser diese eine Stunde am Freitag, sondern daß er sie schon während der ganzen Woche verabsäumt hatte! Daumer setzte ihm auf das ernstlichste zu, hielt ihm in starken Zügen die Folgen seiner Unwahrhaftigkeit vor, wandte sich mit Unwillen von ihm und äußerte zu seiner Mutter, sie möge den Lügner mit Verachtung strafen und von ihm gar keine Notiz nehmen, während Daumer Einleitungen treffen wolle, ihn aus dem Hause zu entfernen. Unmittelbar nach diesem unliebsamen Auftritt ging Daumer aus, und bis er zurückkehrte, hatte das unbekannte Ungeheuer der Selbstbiographie versucht — den armen Kaspar zu ermorden. Am 28. Oktober wurde diese wohlüberlegte Ergänzung der Selbstbiographie aus Kaspars eigener Erzählung zu Protokoll genommen. Er wurde „bei vollkommenem Gebrauch seiner Geisteskräfte befunden," und deponierte:

„Ich heiße, so viel mir bekannt (!), Kaspar Hauser. Nach der hier herrschenden Religion erhalte ich im evangelisch-lutherischen Glauben bei dem Herrn Professor Daumer Unterricht, ohne daß ich jedoch bis zur Zeit von einem Herrn Geistlichen zur Kommunion selbst vorbereitet worden. Nach dem Inhalte des Briefes, der mir mit hierher gegeben worden ist, soll ich den 30. April 1812 geboren und sohin 17 Jahre alt sein, ohne daß mir der Ort meiner Geburt oder meines jugendlichen Aufenthaltes jedoch bekannt ist. Seit dem 26. Mai 1828 bin ich bekanntlich dahier" u. s. w.

Kommissions-Note: „Von der Beeidigung des Komparenten ward Umgang genommen, einesteils wegen Minderjährigkeit, andererseits aber, weil dem Hauser ohnedies der erforderliche Religionsunterricht annoch ermangelt."

1. Kommissionsfrage: Geben Sie eine zusammenhängende Erzählung des Vorfalls vom 17. Oktober d. J. zu Protokoll.

Antwort: Am Sonnabend den 17. d. Mts. stand ich früh um 7 Uhr, wie gewöhnlich, auf, ich wusch mich, machte mein Bett und ging dann zum Frühstücke zur Pflegemutter, der Mutter des Herrn Professor Daumer.

Als ich von dort aus in meine Stube zurückgekommen war, las ich die christliche Betrachtung des Tages und beschäftigte mich sodann insolange, bis mich die Schwester des Herrn Professor Daumer, Fräulein Kathi, frug, ob ich sie etwa, wie schon oft geschehen, auf den Markt begleiten wolle. Es war schönes Wetter, daher ich von diesem Anerbieten Gebrauch machte und circa um $^{3}/_{4}$ auf 8 Uhr mit der Fräulein Kathi auf den grünen Markt ging. Fräulein Daumer sprach geraume Zeit mit der ihr wohlbekannten Gärtnerin von Schniegling, während welcher Unterredung mir die Zeit wahrhaft lang wurde, weil ich von einem Gefühle innerer Beängstigung mich dergestalt ergriffen fühlte, daß ich Fräulein Daumer ausdrücklich ersuchte, bald mit mir nach Hause zu gehen. Schon auf dem Wege nach dem Markte war uns der Dr. Preu begegnet, der mich um 10 Uhr zu sich bestellte, weil ein Fremder in seinem Hause mich zu sehen wünsche, daher ich vom Markte aus nur eigentlich, um eine Rechentafel zu holen, nach Hause gegangen und von da aus erst gegen 10 Uhr zu dem Herrn Dr. Preu ins Haus gekommen bin. Dr. Preu befand sich dortmalen noch nicht zu Hause, traf jedoch bald nach mir ein, ohne daß übrigens der Fremde erschienen, welchem mich Herr Dr. Preu vorstellig machen wollte. Nachdem ich bis um $^{1}/_{4}$ nach 10 Uhr bei Dr. Preu gewartet, ging ich nach Hause, weil ich mich in Folge einer von Herrn Dr. Preu mir gegebenen wälschen Nuß, von der ich jedoch kaum den vierten Teil gegessen, höchst unwohl fühlte. (!)

Ich setzte den Herrn Professor Daumer von diesem meinem Übelbefinden in Kenntnis, der hierauf verlangt hat, daß ich für jenen Tag die Rechenstunde, welche ich von 11—12 Uhr bei Herrn Emmerling besuchen sollte, nicht nehmen, sondern zu Hause bleiben sollte. Ich ging hierauf in mein Zimmer, zog den Rock aus und reinigte insonderheit meinen Mantel im Hausplatze vor meiner Stube. Während dieser Beschäftigung hörte ich an der Hausthüre läuten, es ward diese von der Mutter aufgezogen, und ich nahm wahr, daß

es die Günthers Magd gewesen, welche, wie täglich zu geschehen pflegt, und an diesem Tage namentlich, zwischen 1/2 und 3/4 auf 11 Uhr eingetroffen ist. Schon früher habe ich zum öfteren bemerkt, es auch der Mutter ausdrücklich erzählt, daß die Günthersche Magd es verabsäumt, die Hausthüre zuzumachen, vielmehr insolange, bis sie von oben herab zurückkehrt, die Hausthüre lediglich anlehnt, und obwohl ich es nicht wahrnehmen konnte, daß dies auch am 17. d. M. von der Güntherschen Magd geschehen, so bin ich doch des Dafürhaltens, daß die Günthersche Magd auch an diesem Tage die Thüre nur angelehnt und dadurch Gelegenheit zum Einschleichen gegeben habe.[1]) Als mein Mantel von mir gereinigt war, wollte ich mich im Schreiben etwas beschäftigen[2]), ward von hier aus aber durch ein natürliches Bedürfnis auf den Abtritt geführt, wo ich kaum eingetroffen war, als es 3/4 auf 11 Uhr schlug. Wegen Leibreißens ward ich länger denn eine halbe 1/4 Stunde auf dem Abtritte gehalten, von wo aus ich aus der unteren Holzkammer ein Geräusch wahrgenommen, demjenigen ähnlich, welches mit der Eröffnung der Thüre der Holzkammer gewöhnlich verbunden und mir wohlbekannt ist.[3]) Auch nahm ich vom Abtritte aus einen leisen Ton der Hausthürglocke wahr, welcher mir jedoch nicht vom Anschellen, sondern von unmittelbarer Berührung der Glocke selbst herzurühren schien. Ich rief: „Käthe, möchten Sie nicht etwa aufmachen, ich glaube, es hat jemand an-

---

[1]) Kath. Magd. Regulein, das Monatmädchen des Kandidaten Günther, hat am 23. Oktober beschworen: „Am 17. Oktober habe ich ganz spät, nämlich erst um 3/4 auf 12 Uhr das Geschirr gebracht, und es ist mir genau erinnerlich, dortmalen die Thüre zugemacht, sohin nicht nur zugelehnt zu haben."

[2]) Hier verschweigt Kaspar, daß er eine halbe Stunde vor dem sogenannten Mordanfall Zucker kaufen und damit zweimal an dem angeblich in der Holzkammer (vgl. die Skizze des Haubenstrickerschen Hauses, S. 146, Nr. 1693 auf der Schütt), versteckten Mörder vorbei mußte. Dieser beherzte Mörder zog aber vor, an drei Fenstern vorbei Kaspar aufzusuchen.

[3]) Nach seinem ersten Verhör trat ein Mann, als er vom Abtritt aufgestanden war, plötzlich vor ihn hin. Die Attentatsgeschichte erweiterte sich, wie die Biographie, mit jeder neuen Auflage um bedeutende Züge. In der 2. Auflage (= Verhör Nr. 2) nimmt er bestimmt an, daß sich der Mann in der unteren Holzkammer verhalten hat.

geschellt"; sie antwortete mir jedoch nicht, was, wie die Folge zeigte, daher rührt, weil sie sich über 2 Stiegen verhalten und meinen Ruf sohin nicht vernehmen konnte.[1]) Gleich nachdem ich angegebenermaßen gerufen, eine Antwort jedoch nicht erhalten hatte, hörte ich leise Fußtritte vom untern Gang her, nahm zugleich auch durch den Zwischenraum der vor dem Abtritte befindlichen Tapete und der Stiege selbst wahr, daß eine Mannsperson aus dem Gange hergeschlichen ist (vgl. S. 143 Anm. 3). Bei dem Blick durch die Tapete bemerkte ich den ganzen schwarzen Kopf der Mannsperson.[2]) Ich dachte, es sei etwa der Schlotfeger, welcher, weil er die Stiege nicht hinaufging, etwa an der Hausthüre sich verhalte; ich verweilte noch einen Augenblick auf dem Abtritt, um von dem Schlotfeger nicht gerade im Aufstehen bemerkt zu werden[3]); als ich aber hierauf mich vom Sitze aufrichtete[4]), erhielt ich plötzlich einen Schlag auf den Kopf, in dessen Folge ich für den ersten Augenblick mit dem Kopfe in den Abtritt zurück, sogleich nachher aber mit dem ganzen Körper auf den Boden vor dem Abtritt niederfiel. Deutlich sah ich, als ich aus dem Abtritt heraustreten wollte, daß es eine Mannsperson in der Größe zwischen dem Herrn Bürgermeister und dem Herrn Professor Daumer gewesen, der vor dem Abtritte an der Mauer der Stiege gegenüber sich verhielt und von da aus mir den Schlag versetzt hat. Dieser Mann war seiner Statur nach ungleich breiter über die Brust, denn Herr Professor Daumer, ja sogar auch etwas breiter, als Herr Bürgermeister Binder. Vom Gesichte, mit Einschluß der Hauptthaare dieses

---

[1]) Eine wertvolle Ergänzung seiner Aussagen vom 19. und 20. Oktober. Denn die Frage, warum er denn nach dem angeblichen Angriff keinen Laut von sich gegeben hat, mußte sich jedem aufdrängen.

[2]) Der Mann hatte nämlich (1. Verhör) „ein vielleicht von der Luft aufgeblähtes schwarzes Tuch (am hellen Tage!) vor seinem Gesicht." Im 2. Verhör „hatte er sein Gesicht mit einem schwarzen Tuche und zwar dergestalt vermummt, daß dem K. nicht einmal sein Haar zu Gesicht gekommen ist."

[3]) Die Plötzlichkeit des Angriffs ist durch diese Reflexion total verschwunden.

[4]) Hier ergänzt Feuerbach (Kaspar Hauser", S. 132): „und meinen Kopf, während ich meine Beinkleider wieder aufziehen wollte, aus dem engen Abtritt etwas hervorstreckte."

Mannes konnte ich gar nichts wahrnehmen, denn er war verschleiert, und zwar, wie ich glaube, vermittelst eines über den ganzen Kopf herübergezogenen seidenen schwarzen Tuches. Die Kleider desselben bestanden aus einem neuen Ueberrock und dergleichen langen Beinkleidern, ohne daß ich darüber zu urteilen mir getraue [1]), ob die bezeichneten Kleider von dunkelgrauer, dunkelgrüner oder schwarzer Farbe gewesen. Genau nahm ich dagegen wahr, daß er mit neuen, schön gewichsten Stiefeln ohne Hufeisen oder Nägel auf den Absätzen, endlich mit gelbledernen Handschuhen an beiden Händen versehen gewesen. [2]) Endlich hörte ich im Niederfallen auf den Boden vor dem Abtritt aus dem Munde des bezeichneten Mannes die Worte: „Du mußt doch noch sterben, ehe du aus der Stadt Nürnberg kommst,“ und obwohl er diese Worte nur ganz leise sprach, so erkannte ich dennoch an der Stimme (!) denselben Mann, der mich hierher geführt und auch schon dortmalen nur leise mit mir gesprochen hat. Nachdem ich geraume Zeit bewußtlos [3]) vor dem Abtritte gelegen, endlich aber doch wieder zu mir selbst gekommen war, spürte ich etwas Warmes mir über das Gesicht laufen, griff nach der Stirn mit beiden Händen, die hierdurch blutig wurden. Erschreckt hierüber wollte ich zur Mutter hinauf, kam in der Verwirrung und Angst [4]) aber, statt zur Thüre der

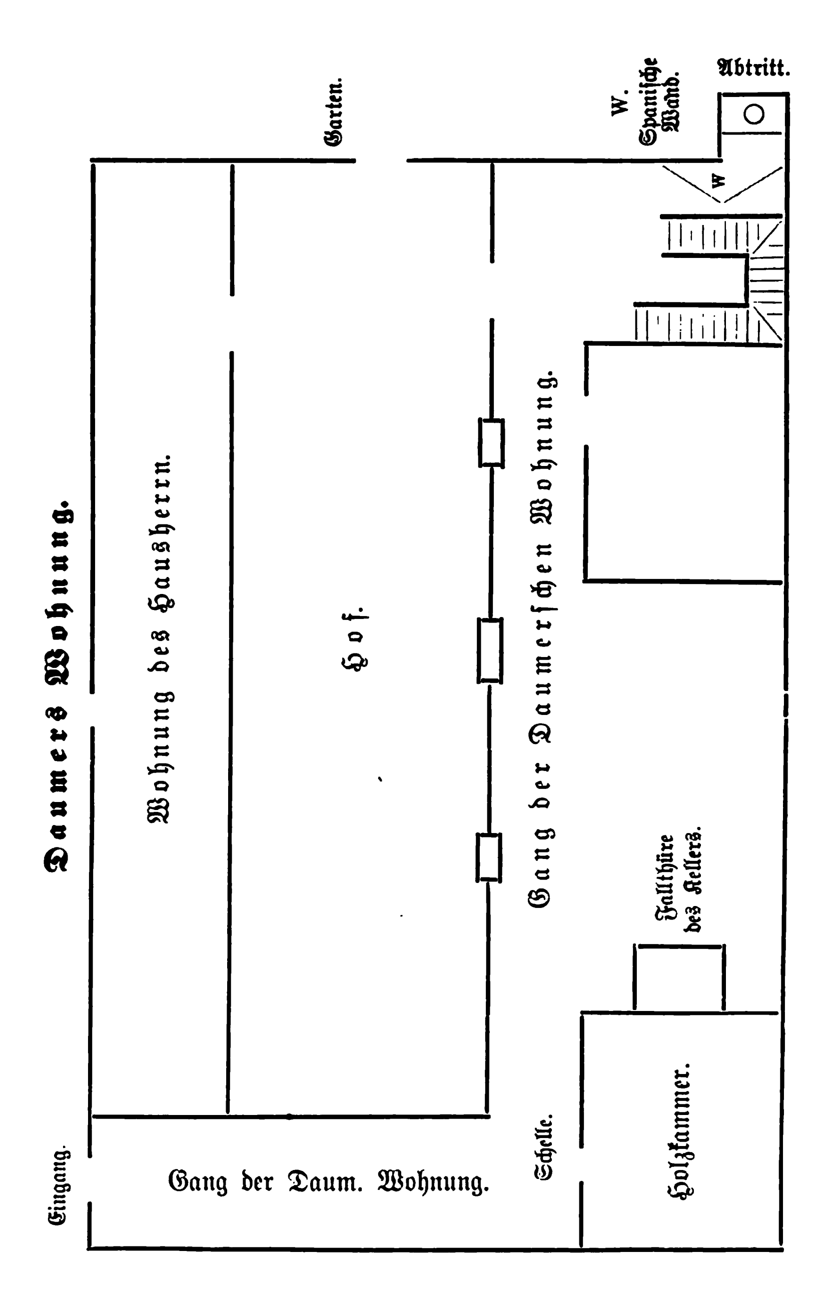
---

1) Es war nämlich „am Abtritt zu dunkel.“ Und doch gehörte der Mann „nach seinem Aussehen zu den vornehmen Herren in der Stadt.“ (Erstes Verhör.)

2) Dieser Teil der Toilette erschien im 2. Verhör. „Vergessen habe ich bisher, daß der Mann an beiden Händen weißgelbe Handschuhe trug, was vielleicht auch sein Glück ist, denn hätte ich nur eine seiner Hände gesehen, ich getraute mir, sie in vorkommenden Fällen wieder zu erkennen.“ Auch diesen Kohl der Cheiromantie Kasperles verschluckte die Kommission ohne Beanstandung. Übrigens war die Maßregel des „Mannes“ überflüssig. Er war so dumm, ein dummes Attentat so dumm wie nur möglich auszuführen und sich dann nachträglich durch seine „verstellte Stimme“ Kaspar zu entdecken!

3) „Geraume Zeit“ und doch „bewußtlos“? Im 1. Verhör schon: „Ich weiß es genau, daß ich geraume Zeit dort gelegen bin.“

4) Hier schaltet Feuerbach („Kaspar Hauser“, S. 133) ein: „denn ich fürchtete immer, der Mann, der mich geschlagen, sei noch im Haus und werde zum zweitenmal über mich kommen.“


Abtritt.
W.
Spanische Wand.
W
Garten.
Daumers Wohnung.
Wohnung des Hausherrn.
Hof.
Gang der Daumerschen Wohnung.
Fallthüre des Kellers.
Holzkammer.
Schelle.
Eingang.
Gang der Daum. Wohnung.

Mutter, an den Kleiderschrank vor meiner Stube. Hier verging mir das Gesicht, es wurde Nacht vor meinen Augen und ich suchte mich durch Anhalten mit der Hand am Schranke aufrecht zu erhalten, — woher die heute noch am Schranke befindlichen Blutspuren rühren. Als ich mich erholt hatte, wollte ich abermals zur Mutter hinauf, kam in der weiteren Verwirrung jedoch statt die Treppe hinauf — die Treppe hinunter, den Gang vor und an den Keller.[1]) Wie ich dazu gekommen, oder mit anderen Worten, wie ich die Kraft erlangt, die Fallthüre des Kellers zu eröffnen, dies ist mir bis zur Stunde ein Rätsel[2]); gleichwohl aber geschah es dennoch, daß die Kellerthüre vor mir eröffnet worden, und daß ich hineingeschlupft bin. Durch das im Keller getroffene Wasser und dessen Kälte kam ich zu besserem Bewußtsein, ich bemerkte einen trockenen Fleck (!) auf dem Boden des Kellers, woselbst ich mich niederließ. Ich hatte mich kaum niedergelassen, als ich 12 Uhr läuten hörte und da bei mir selbst dachte, „nun bist du hier ganz verlassen, es wird dich niemand finden, und du wirst hier umkommen," welche Aussicht meine Augen mit Thränen füllte, bis mich Erbrechen überfallen[3]), und ich in dessen Folge das Bewußtsein verloren habe. — Als ich mein Bewußtsein wieder erlangt hatte, fand ich mich in meiner Stube auf dem Bette; ich wollte meinen anwesenden Pflegeeltern den Vorfall erzählen, ich war aber zu schwach dazu und konnte nur abgebrochene Worte, als „schwarzer Mann, wie Schlotfeger, der schlug mich", vorbringen.

---

[1]) Feuerbach („Kaspar Hauser," S. 134) hat folgende Version: „Als ich mich erholt hatte. wollte ich abermals zur Mutter hinauf, kam aber, in weiterer Verwirrung, statt die Treppe hinauf, die Treppe herab und befand mich zu meinem Entsetzen wieder unten im Gang. Als ich die Kellerthüre erblickte, gab mir die Angst den Gedanken ein, mich im Keller zu verstecken."

[2]) Lächerlich! Was die alte Frau Daumer und das Fräulein Anna Katharina Daumer täglich thaten, die Kellerluke aufheben, das konnte auch der $17^1/_2$jährige sattelfeste Kaspar. Und doch staunt Feuerbach diese „herkulische" That als eine unter anderen Umständen unmögliche an!

[3]) Im 1. Verhör verlief die Sache noch reinlicher; ohne Thränen und Erbrechen heißt es: „Unter diesen Gedanken verlor ich mein Bewußtsein," was man später nicht motiviert genug gefunden haben wird. Darum spie Kaspar noch ein wenig hinzu, nachgesehen wurde doch nicht.

Dies ist eine getreue Erzählung des mir am 17. Oktober zugegangenen Anfalles, der nach meiner festen Überzeugung von eben jenem Manne herrührt, der mich gefangen gehalten und zuletzt hierher nach Nürnberg geführt hat, und welcher, weil er fürchtet, von mir verraten zu werden, mich ums Leben zu bringen trachtet.

2. Kommissionsfrage: Sie werden ersucht, nächst der Beschreibung auch eine Zeichnung des fraglichen Instrumentes hierher zu geben.

Antwort: Das ganze Instrument, mit dem ich geschlagen worden bin, war nach meinem Dafürhalten 12—13 Zoll lang, nämlich einschlüssig des hölzernen Heftes.

Das breite scharfe Eisen desselben war breiter denn 2 Zoll, ich entsinne mich nicht, ein dergleiches Instrument je gesehen zu haben, und zu dessen Versinnlichung ich nachstehendes hieher zeichne.

Wobei K. H. nach einer Feder griff und vermittelst derselben nachfolgende Zeichnung[1]) hierher gefertigt hat.

Meine Augen sind noch leidend, und daher rührt es, daß ich eine bessere Zeichnung des Instrumentes zu liefern nicht vermag.

3. Kommissionsfrage: Nach einer früheren Äußerung sind Sie des Dafürhaltens, den Verbrecher schon an der Hand wieder zu erkennen, woher können Sie dieses behaupten?

---

[1]) Kaspar zeichnete ungefähr ein Hackmesser. Feuerbach bemerkt (S. 135): Ich habe mehrere, jedoch zu öffentlicher Mitteilung nicht wohl geeignete Gründe zu glauben, daß die Wunde Hausers weder durch Hieb noch durch Stoß, weder mit einem Säbel noch mit einem Beil noch mit einem Meißel noch mit einem gewöhnlichen zum Schneiden bestimmten Messer, sondern mit einem andern scharf schneidenden, bekannten Werkzeuge (also mit einem Rasiermesser!) zugefügt worden, und daß es bei dieser Verwundung nicht auf die Stirne, sondern auf den Hals abgesehen gewesen . . . Der Thäter konnte, da Kaspar sogleich blutend zusammenstürzte, sein Werk für gelungen halten." Hielt er darum noch die widerwärtig kindische Anrede an Kaspar? Wir wissen übrigens aus Daumers Mitteilungen (II. S. 52), daß Kaspar Hauser sich selbst „barbierte". Am 10. Dezember verschluckte er etwas Seife, und — ? „nachmittags blieb die Öffnung aus"!

Antwort: Zur Zeit, da ich in die große Welt eingetreten bin, habe ich die Menschen an zufälligen Merkmalen zu unterscheiden gesucht, ich habe namentlich in Gegenwart des Herrn Bürgermeister Binder bemerkt, daß ich die Madame Ryß an roten Korallen wieder erkannt habe, welche sie um den Hals zu tragen pflegt. Herr Bürgermeister Binder verwies mir dies und lehrte mich, den Menschen selbst und nicht die zufälligen Merkmale desselben genau zu beobachten. Dies thue ich denn auch seitdem und habe in Folge sorgfältiger Beobachtung wahrgenommen, daß keines Menschen Hand der des andern gleich ist. An den Nägeln, den Gliedern der Finger und der breiten Hand selbst werden Sie an jeder Hand besondere Merkmale finden, und ich erachte diese Beobachtung für verlässiger als das Wiedererkennen nach dem Gesichte — welch letzteres sich durch die Zeit, durch Krankheit und andere zufällige Ereignisse leicht verändern kann. Ich habe Leute aus Ungarn, aus Frankreich, aus Dänemark und anderen Gegenden schon gesehen, ich würde sie vielleicht im Gesicht nicht wieder erkennen, daß ich sie an den Händen jedoch wieder erkennen würde, dessen bin ich nach der Stärke meiner Eindrücke und der Kraft meines Gedächtnisses fest überzeugt.[1])

4. Kommissionsfrage: Sie sagten, daß Sie infolge des erhaltenen Schlages zu Boden gefallen; der Verbrecher hatte daher Grund zu glauben und anzunehmen, daß er den Zweck seiner Übelthat erreicht habe. Unter diesen obwaltenden Umständen läßt sich nicht glauben, daß der Verbrecher dennoch noch gesprochen, namentlich geäußert habe: „Du mußt doch noch sterben, ehe du aus Nürnberg kommst.“

Antwort: Der Mann fühlte gar wohl, (!) daß er an Ort und Stelle wegen Enge des Raumes und Nähe der spanischen Wand außer stande war, einen so kräftigen Schlag zu führen, als erforderlich gewesen wäre, um mich zu morden. In diesem Gefühle und weil er sich vielleicht nicht Zeit genommen, mir einen zweiten tötlichen Schlag zu versetzen, sprach er die bezeichneten Worte, die ich

---

1) Hier hätte man sich doch nicht die Gelegenheit entgehen lassen sollen, von Hauser Proben dieser ganz besondern Fähigkeit ablegen zu lassen.

recht wohl vernommen, die Stimme des Mannes auch sofort wieder erkannt habe.

Gebärden-Note: „Hauser deponierte sehr unbefangen und mit vieler Zuversicht. Das geringste Geräusch, namentlich aber die Wahrnehmung, als unter der Vertäfelung vielleicht Ratten oder Mäuse hin- und herliefen, setzte denselben dergestalt in Angst und Schrecken, daß er in entgegengesetzter Richtung Platz nahm und dringendst um Schutz gegen allenfallsige Angriffe bat."

Nach den Zeugenvernehmungen ist folgendes festgestellt:

Den 17. Oktober nachmittags über 12 Uhr wurde Kaspar mit abhängenden Hosen in einer Ecke des Kellers sitzend aufgefunden und von Friedrich Haubenstricker mit Hilfe einer Magd nach oben geschafft. Er war blutig und stöhnte: „Mann—geschlagen." In seinem Bette sagte er: „Mutter! Professor erzählen, Abtritt, Mann schlagen, schwarzer Mann, wie Küchen" (d. h. wie der Schornsteinfeger neulich in der Küche). Mutter sagen, nit funden mein Zimmer, in den Keller verstecken."

Bald darauf wurde er bewußtlos. Der uns nicht mehr unbekannte Dr. Preu schickte zunächst ein mit homöopathischer Akonitverdünnung befeuchtetes Streukügelchen, um Kaspar daran riechen zu lassen. Daumer, der vorsichtig verfahren wollte, nahm von dem Gläschen, in welchem das Kügelchen lag, den Stöpsel, setzte nur einen Augenblick lang einen neuen reinen darauf und hielt diesen sodann gegen die Nase des besinnungslosen Kaspar. „Sogleich fuhr dieser auf, tobte sehr, und die Anfälle wiederholten sich schnell nach einander mit Ungestüm." Dabei rief er: „stinkt, stinkt — warum mir so garstige Sachen geben." Für jeden gesunden, nicht an Homöopathomanie leidenden Menschen ist durch diese Tobsucht, infolge eines neuen Stöpsels mit nichts, die Simulation der Besinnungslosigkeit ohne weiteres erwiesen. „Er sprach in den Paroxysmen in der abgebrochenen und mangelhaften Weise früherer Zeit", — sogar gut altbayrisch: „Julli (Julius Hiltel) weck! net alles zammareißa!"

Dr. Preu verband seine Wunde, eine unbedeutende horizontale Schnittwunde von 19½ Linien auf der Stirne, durch einen Umschlag mit Leim. Plötzlich aber brach er wieder los und

riß sich den Verband herab. „Als das Bewußtsein zurückkehrte, verlangte er nach mir (Daumer) und erzählte in der reinsten Aussprache und in gewählten, oft fast poetischen Ausdrücken zusammenhängend und periodisch das Vorgefallene, indem er scharfsinnige Vermutungen und Erklärungen untermischte. Er war in einem erhöhten Zustande." Die ihn bewachenden Polizeisoldaten Besold und Kohl zeichneten auf höheren Befehl folgende Äußerungen während der Paroxysmen von ihm auf:

„Herrn Bürgermeister sagen — nicht einsperren — Mann weg — Mann kommt — Glocken weg — Gaul weg — auf dem Markt gewesen — weg — Mann kommt — Herr Bürgermeister Kartusch geben — weg — Mann kommt — nicht einsperren — schöne Musik — ich nach Fürth hinunter reiten — Mann weg — nicht einsperren — nicht mit nach Erlang in Walfisch — nicht umbringen — nicht Mund zuhalten[1]) — nicht sterben — meine Notdurft verrichten — nicht umbringen — Hauser wo gewesen — beim Herr Dr. Preu — nicht nach Fürth heute — nicht — nicht mehr fort — schon Kopfweh — nicht nach Erlang in Walfisch (vgl. S. 124) — der Mann mich umbringen — Gewiß der Mann, der mich in der Plattners Anlag umbringen hat wollen (!) — weg — nicht umbringen — ich alle Menschen lieb — niemand nichts gethan — Frau Bürgermeisterin mir helfen — Mann dich auch lieb — nicht umbringen — warum Mann mich umbringen — ich auch gern lebe — warum du mich umbringen — ich dir niemals was gethan — mich nicht umbringen — dich doch bitten, daß du nicht eingesperrt wirst —

[1]) Ein Indicium! Kaspar hatte schon längst erfahren, daß er nur eines seiner Sätzchen hinzuwerfen brauchte, damit die Binder, Daumer und dgl. für ihn einen Vers daraus machten. Er wurde diesmal aber selbst über sein Phantasieren vernommen und sagte nun: „Ich erinnere mich dieser Äußerung nicht, ich hatte auch keinen Grund, so etwas zu sagen, da mir der Mund am 17. Oktober nicht zugehalten worden ist." Von dem „Manne der Plattner Anlage" wußte er natürlich auch nichts. Ohne diese Vernehmung würden die beiden Indizien uns noch heute als Offenbarungen vorgehalten werden. Daumer aber schreibt (1873, S. 241) ganz unverfroren: „Es ist nicht unwahrscheinlich, daß ihm dort wirklich aufgelauert worden war, und Hausers Flucht — den Versteckten abgehalten hat, einen damals schon vorgehabten Mordversuch zu machen."

du hast mich niemals herausgethan aus meinem Gefängnis — du mich gar umbringen — du mich zuerst umgebracht, ehe ich verstanden, was Leben ist — du mußt sagen, warum du mich eingesperrt hast gehabt."

Gar nicht übel simuliert. Denn was war es doch mit der gräßlichen, jedenfalls „mit einem sehr scharf schneidenden Instrument" zugebrachten Wunde? Dr. Preus visum et repertum konstatiert, daß man sie „in den ersten 24 Stunden beinahe gar nicht berühren konnte, weil augenblicklich dadurch H. in ein Toben geriet, daß drei Männer an ihm zu halten hatten."[1]) Denn schauens, geehrter Leser, der Kaspar „ist bekanntlich (!) ein eigentümlich organisiertes, zoomagnetisches, an der krankhaftesten Reizbarkeit leidendes Subjekt. Bei ihm mußte also — die Gehirn-Thätigkeit in völlige, wenn auch nur momentane Zerrüttung versetzt werden. Gegenwärtig hat sich dieser Sturm gelegt" und .... Sie lächeln? Bitte, hören Sie dann einen Augenblick auf Professor Daumers Aussagen vor dem erlauchten Gerichte: „Daß der Mann wirklich gesprochen, ist höchst unwahrscheinlich ... Kaspar spürt wieder wie in früherer Zeit Metalle, Glas, Gesteine und die Strömungen der Lebenskraft aus animalischen Körpern auf eine sonst nur im Somnambulismus vorkommende Weise." Sehen Sie, so liegt der Fall, und darum lautet Dr. Preus Gutachten vom 30. Dezember 1829:

„In meiner früheren Begutachtung habe ich die Wunde Hausers an sich für unbedeutend erklärt. ... An jedem anderen ge-

[1]) Der dritte war ein Bürger, nach Daumer „sowohl apsorisch als unvenerisch und sehr robust," sodaß der Mesmerismusschwindel wieder angehen konnte. Als jemand eintrat, der parfümiert war, fiel Kaspar in tobende Phantasien. Die Ringe an seinen Fingern machten ihm große Schmerzen. Wenn er Daumer ansah, thaten ihm die Augen weh. Wenn sich Daumer seinem Orte zuneigte, bekam er Frost. Als eine Person, die er übel empfand, an seinem Bette stand, bekam er dadurch Aufstoßen. Daumer ließ den apsorischen Nürnberger einmal ein kleines Arzneigläschen mit frischem Wasser etwa eine Minute lang in der Hand halten und Kaspar daran riechen — und in ein paar Minuten erfolgte Stuhlgang (18. November). Der Professor garantiert zum Überfluß die Realität des Kasparkotes.

funden Subjekte würde diese Wunde in den ersten 6 Tagen ohne weitere Beschwerden geheilt gewesen sein; bei Hauser dauerte es 22 Tage."

Fleckige Stellen auf dem Sitze des Abtritts rührten von blutigen Fingern her. Vor dem Abtritt hat Blut gelegen, das Daumers Schwester sich aus einem Nasenbluten Kaspars erklärt und weggespült hat. Von einer Hand verursachte Blutspuren fanden sich an Kaspars bei seinem Zimmer stehenden Kleiderbehälter im ersten Stock und an der Kellerluke. In seinem Zimmer sah Fräulein Daumer „einige kleine Tropfen von Blut." Kaspar ist also nach der Verwundung in seinem Zimmer gewesen. Sich dort aber so auffinden zu lassen, war ihm offenbar nicht gruselig genug, darum besann er sich und ging wieder in ein „finsteres Loch", in den Keller. Machte er nun aber diese Gänge „mit herabhängenden Hosen",[1]) wie er sie im Keller hatte? Nicht sehr wahrscheinlich: im Keller hatte er Zeit genug, sich auf seine „Auffindung" einzurichten.

Da das Hirngespinst der „Selbstbiographie" auch der „Attentäter" vom 17. Oktober gewesen sein soll, ist der Mordanfall so gut wie die Einkerkerung erdichtet. Daß er echter Naturdichter war, beweist ein von ihm „nach dem Nürnberger Attentat" mit auf-

[1]) Daumers Mutter sagte von Kaspar aus, daß er „gewöhnlich sich bis auf die Hosen auszog, wenn er auf den Abtritt ging, was sie ihm schon einmal beredet hatte." Dieser gemeine Zug ist schon öfter am Pöbel bemerkt worden und zeichnet den Kaspar nach 1½jähriger Verhätschelung noch in seiner wahren Gestalt. Auch am 17. Oktober wußte die Pflegemutter, weil sie „sein Chemise, Halsbinde und Weste auf dem Klavier liegen sah, daß er sich auf dem Abtritte befinden müsse." Und über diesen Burschen deponiert die Frau weiter, daß er „von dem ersten Augenblicke an, so zu sagen, zu den Seltenheiten der Stadt gezählt ward, und die Fremden glaubten, die Stadt gar nicht verlassen zu können, ohne den H. gesehen zu haben, ja die Zudringlichkeit ging so weit, daß er häufig zu Fremden in Gasthäusern berufen worden, was von meinem Sohne jedoch — lediglich auf persönliche Verwendung der Gasthofbesitzer (!) geschehen ist. Lohnbediente wurden dagegen jederzeit geradezu abgewiesen". Ein anderer Augenzeuge berichtet: „Namentlich mehrere dahier durchreisende Engländer legten einen besonderen Wert darauf, sich auf Stammbuchblätter den Namen Kaspar Hauser eigenhändig schreiben zu lassen." How shocking!

fallend geübter Hand beschriebenes Blatt Papier, das Daumer 1873 lithographisch nachbilden ließ und folgenden Inhalt hat.

„Den 18ten in der Nacht machte ich im Traum den (!) Vers:

O Siehe, du böser Mensch in die Natur, wie herrlich | sie bereitet würd, für uns in Zukunft u. in die Ewigkeit! | Betrachte du den Baum, das feld, die ganze fluhr u. | Denke wie mich der liebe Gott, hat aus den Dunklen | Licht in's helle mich, mit größter freundlichkeit gebracht; | Und alle Menschen ruffen in seiner bracht, der liebe | Gott beschützet mich noch ferner mit seiner gütigen Hand."

Daumer, ebenso hellsehend wie sein Zögling, entdeckt mit Leichtigkeit, daß „hier ein infolge mangelhafter Erinnerung verdorbenes und verstümmeltes Gedicht zu Grunde liegt. H. spricht darin ohne Zweifel den Mann an, der ihm das Leben rauben wollte." Wirklich? Gewiß, denn wenn man die ursprünglichen Verse wieder herstellt (das Original fälscht) „und in das Sinnlose und Abgerissene Sinn und Zusammenhang bringt", lauten die vier Schlußverse so:

„Das Eisen das mich schlug, hat nichts genutzt.
Ich lebe noch, so nah der Tod mir stand,
Und alle Menschen sagen mir: Gott schützt
Dich ferner noch mit seiner gütigen Hand."

Kaspar hat seinen Zweck und seine Umgebung außerordentlich gut verstanden. Der ungefährliche Einschnitt in die Stirnhaut[1]) rief nicht bloß wieder Tausende von Neugierigen vor die Wohnung, nachdem man in der Stadt selbst „nach und nach auf-

[1]) Wundärztliche Kritik wäre eine Beleidigung des verständigen Lesers. Denn schon die Richtung der Schnittwunde schließt den erlogenen Angriff vollständig aus; bei einer solchen unbedeutenden Wunde fällt das Opfer nicht, wie Kaspar flunkert, wie ein mit Kraft geworfener Kegel erst rück- und dann wieder vorwärts; als Hieb- oder Stoßwunde von solcher Kraft aber würde sie andere Folgen gehabt haben. Kaspar hat das auch sehr gut aus den Gesprächen herausgehört und wollte auch „deutlich verspüren, daß am linken Ende der Wunde die Hirnschale selbst etwas verletzt sei". Er war durch seine Buchbinder- und Papparbeiten, die er bei Schnerr lernte, durch seine Tischlerarbeiten bei Daumer natürlich nicht ohne Messer. Aber wer wollte damals bei dem Wundermenschen selbst Nachforschungen anstellen!

gehört hatte von dem Findling zu sprechen" (Giehrl), sondern er besiegelte blutig „das an ihm verübte furchtbare Verbrechen."

Jetzt ging die Geschäftigkeit der gläubigen Hauserianer erst recht los! Binder erließ am 19. Oktober wieder eine Bekanntmachung und behauptete, obgleich wieder kein Schatten eines Beweises vorlag, daß „an unserm aus öffentlichen Blättern bekannten merkwürdigen Findling Kaspar Hauser mit der größten Verwegenheit ein Meuchelmord versucht wurde."

Nach dieser offiziellen Anerkennung seines gelungenen Streichs retouchierte Kaspar sein Schauergemälde immer von neuem. Jetzt erst behauptete er, er hätte von dem Mordanfall eine Ahnung gehabt. Nun kann allerdings einer, der etwas im Schilde führt, sehr billig vorher „eine Ahnung" davon haben. In diesem Falle aber gesteht Daumer selbst, daß „Hauser sich erst nach dem Falle mit Bestimmtheit äußerte, weil er — verlacht zu werden fürchtete. Hausers nach dem Mordversuch gemachten bestimmten Angaben zufolge fing die Ahnung am Montag und Dienstag vor dem Sonnabend, an welchem die That geschah, sich zu regen an und trat am Mittwoch mit voller Bestimmtheit ein. Es befiel ihn des Morgens Angst und Frostschauder, mit der Vorstellung verbunden, es werde jemand kommen und ihn umbringen. Dieses Gefühl hatte er die vier Tage lang bis zur Begebenheit, und wenn es ihn verließ, so kam es doch nach einer halben oder ganzen Stunde wieder. Wenn er allein im Zimmer war, so kam es ihm vor, als sei ein (unbestimmter) Mann darin, auf der Straße, als gehe ihm ein Mann nach, nach welchem er sich auch umsah. Am Sonnabend vormittags vor der That war das Gefühl am stärksten. Es befiel ihn mitten auf dem Markte unter vielen Menschen mit Frostschauder und Vorstellung von Ermordung, die heute oder morgen an ihm geschehen werde, so daß er seine Begleiterin, eine Person meines Hauses, ohne ihr jedoch einen Grund zu nennen, antrieb nach Hause zu gehen. Er hatte bestimmt die Vorstellung von Erschlagenwerden (nicht z. B. von Erstochenwerden). Die Vorstellung, daß er in seiner Wohnung ermordet werden sollte, hatte er nicht, er fühlte nur im allgemeinen Angst vor Ermordung. Bis zum Sonnabend ward es mit jedem

Tage ärger; gleich als er am Sonnabend aufwachte, befiel es ihn mit der größten Stärke, und höchst schmerzhaft wurde ein grabendes Gefühl in der Brust. Nicht lange vor der Begebenheit klagte er mir Unwohlsein und bat um Erlaß einer Lehrstunde" u. s. w. Denn die Geschichte des Durchfalls wegen einer viertels Nuß (S. 142) kennen wir schon. Noch schlimmer ist es aber, daß Daumer den wirklichen Vorgang am berühmten Samstag Morgen (Merker 1835, S. 239) verschwiegen hat. Auch v. Rumpler suchte man eine Prophezeiung aufzuhalsen, er sagte aber aus: „Ich bezeuge bei meinem Eide, daß K. H. weder irgend eines Gegenstandes, der ihn beängstigt hätte, geschweige denn von einem schwarzen Manne gesprochen hat." Und doch erhielt Kaspar eine Schutzwache[1]) von zwei Polizeisoldaten, die ihn überall zu begleiten hätten, und diese wurde erst am 4. März 1831 um einen Mann vermindert. Die Hauptsache aber war eine Verfügung des Appellhofes zu Ansbach vom 27. Oktober 1829 an das Kreis- und Stadtgericht Nürnberg, um „wegen des an dem angeblichen Kaspar Hauser höchst wahrscheinlich verübten Verbrechens der widerrechtlichen Gefangenhaltung die Generaluntersuchung zu eröffnen." Insbesondere wurde „der Inquirent darauf aufmerksam gemacht, daß der Mordversuch an H. allem Vermuten nach mit der früheren unmenschlichen Behandlung desselben in dem innigsten Zusammenhange steht, und daß daher eine sorgfältige Vergleichung der bezüglich des Mordversuchs vielleicht jetzt schon erhobenen Thatsachen mit den auf die frühere That sich beziehenden Umständen ohne Zweifel Licht in die Sache verbreiten und auf die zweckmäßige Leitung der Untersuchung von großem Einflusse sein wird. Es ist durch Kommunikation mit dem

[1]) Ein Dr. Schedel aus Pest, der, ohne von irgend jemand im Hause gesehen worden zu sein, Kaspar am 26. September 1829 auf seinem Zimmer besucht hatte, schrieb drei Wochen nach dem „Mordversuche" zu Berlin einen Bericht darüber an die Pester Zeitung. „Er beschreibt höchst genau die Örtlichkeit des Daumerschen Hauses und gesteht, daß er dadurch für die Sicherheit Hausers besorgt geworden sei." Diese Angst hätte der Professor denn nur früher und zwar sofort in Nürnberg äußern sollen! Jetzt bewies seine Erzählung bloß, daß in N. selbst weder Daumer noch Kaspar besorgt waren, für das Publikum aber war nun der Mordversuch natürlich erwiesen.

dortigen Gendarmerie-Kommando von kurzer Hand die Veranstaltung zu treffen, daß diesem Kommando, ohne jedoch den Gang der Untersuchung dadurch aufzuhalten, die Einsicht der Magistrats-Akten, sowie erforderlichenfalls der gerichtlichen Verhandlungen von Zeit zu Zeit gestattet werde, damit auch die Gendarmerie zur völligen Entdeckung des Thäters kräftig mitwirken und nach Umständen das richterliche Verfahren unterstützen kann, wozu die Gendarmerie nach einer von dem Regierungs-Präsidium dem Appell.-Gerichts-Präsidium gemachten Zusicherung noch besonders angewiesen werden wird. Vernehmungen von nur einiger Erheblichkeit sind nicht durch Requisition an andere Gerichte, sondern durch das Untersuchungs-Gericht selbst und zwar nötigenfalls und, wie es der Zweck der Beschleunigung oder eine andere Rücksicht erheischt, an Ort und Stelle vorzunehmen. Insbesondere sind die allenfalls nötigen Augenscheine von dem Inquirenten selbst einzunehmen und zwar mit Zuziehung des erforderlichen Personals von der Gendarmerie und gewandter Polizeisoldaten. Das Kgl. Appellations-Gericht vertraut zu dem Diensteifer des Inquirenten, Kgl. Kreis- und Stadt-Gerichts-Rats Frhr. v. Röder, daß derselbe diese wichtige Untersuchung mit Fleiß und Umsicht führen und alle Kräfte aufbieten werde, bei den vorgefallenen Ereignissen, welche für die Menschheit (!) und die Strafrechtspflege des bayrischen Vaterlandes von gleich hohem Interesse sind, der Wahrheit auf den Grund zu kommen und wo möglich aktenmäßige Gewißheit in der Sache herzustellen."

Zugleich erstattete das Appellations-Gericht über den Vorfall Bericht an das Staats-Ministerium der Justiz. Am Schlusse dieses Berichtes heißt es:

„Wegen der bedrohten Sicherheit und bei dem Interesse, welches Hausers Schicksal auch außer Bayern eingeflößt hat, muß dem Staate an der Entdeckung des Thäters alles gelegen sein, und wir bitten daher uns zu ermächtigen, in einer öffentlichen Bekanntmachung eine Belohnung von 100 Dukaten auf die Entdeckung des Thäters setzen zu lassen."

Es erfolgte am 1. November 1829 ein von König Ludwig I. unterzeichnetes Reskript:

„Wir genehmigen, daß in Gemäßheit des Artikel 87 Teil II des Strafgesetzbuches und der hierauf sich beziehenden Novelle vom 21. April 1818 durch öffentliches Ausschreiben eine Belohnung von 500 fl. demjenigen versprochen werde, welcher hinsichtlich des an K. H. in Nürnberg verübten Mordversuches solche Anzeigen und Beweise liefert, welche die Entdeckung und Bestrafung des Thäters begründen. Diese Ausgabe ist einstweilen als Vorschuß zu führen. Zugleich sind alle Vorsichtsmittel anzuwenden, daß Kaspar Hauser vor ähnlichen Angriffen und Mißhandlungen geschützt bleibe."

Dieses allerhöchste Reskript wurde dem Kaspar am 8. Nov. 1829 im Original vorgezeigt, um „ihm dadurch zur Beruhigung seines geängsteten Gemüts die Überzeugung zu verschaffen, daß alles aufgeboten werde, um nicht nur des Thäters der an ihm verübten Verbrechen habhaft zu werden, sondern auch seine Person gegen fernere Angriffe zu schützen."

Um dieselbe Zeit schrieb der König das vom 10. Dezember 1829 datierte Vorwort zu Walhallas Genossen: „Rühmlich ausgezeichneten Teutschen steht als Denkmal und darum Walhalla, auf daß teutscher der Teutsche aus ihr trete, besser, als er gekommen." Nicht aber die Kongenialität des Stils („Wo Wahrheit? fragt seit Jahrtausenden sehnend der Forscher," heißt es am angeführten Orte, 1842, S. 343), sondern die hohe Politik beseelte des Königs immer mehr steigendes Interesse an Kaspar. Worüber später.

Den 6. November 1829 wurde vom Appellations-Gericht, unterzeichnet von dessen Präsidenten v. Feuerbach, in den Intelligenzblättern Bayerns sowie im Korrespondenten von und für Deutschland eine öffentliche Bekantmachung erlassen:

„Am 26. Mai 1828 wurde ein unbekannter junger Mensch in der Stadt Nürnberg betroffen, welcher durch sein einem Blödsinnigen ähnliches Benehmen die Aufmerksamkeit der städtischen Polizeibehörde auf sich zog. [1])

[1]) Das ist denn doch wahrhaftig gar zu stark! Hauser hat gar nicht durch sein Benehmen die Aufmerksamkeit der Polizei auf sich gezogen: v. Wessenig hat den ihm nicht konvenierenden Reiterkandidaten mit v. Scheurls Hilfe sich vom Halse geschafft, das ist alles.

Es ergab sich indessen bald, daß weder Blödsinn noch Verstellung dem Benehmen des Jünglings, angeblich K. H. genannt, dem Anscheine nach beiläufig 16—18 Jahre alt, zu Grunde liege, daß vielmehr derselbe, seiner sehr guten natürlichen Anlagen ungeachtet, an seinem Geiste gänzlich verwahrlost und einem unmündigen Kinde gleich zu achten sei, welchem die ganze äußere Welt noch unbekannt geblieben.

Der körperliche und geistige Zustand, in welchem sich dieser angebliche K. H. befand, dessen Herkunft bis jetzt noch nicht auszumitteln gewesen, sowie die Erzählungen, welche derselbe über einzelne Umstände seines früheren Lebens nach und nach zu geben vermochte, begründeten die hohe Wahrscheinlichkeit, daß an demselben auf grausame Weise von seiner ersten Kindheit an viele Jahre lang das Verbrechen des widerrechtlichen einsamen Gefangenhaltens, zuletzt aber das Verbrechen des Aussetzens einer hilflosen Person verübt worden ist.

Diese Wahrscheinlichkeit wurde neuerdings durch einen Vorfall bestätigt, welcher sich am 17. Oktober d. J. ereignete und nach allen Umständen mit den früheren an H. verübten Missethaten in dem innigsten Zusammenhange steht.

Es wurde nämlich K. H. an diesem Tage zu Nürnberg in seiner Wohnung von einem Manne mit vermummtem Gesichte meuchlings überfallen und am Kopfe verwundet, sodaß er besinnungslos zu Boden stürzte. Der Thäter ergriff sofort die Flucht[1]), und es ist

1) Was v. Feuerbach nicht alles schon weiß! Natürlich hatten dumme Weiber schon bald den schwarzen Mann gesehen. Die Wäscherin Maria Marg. Geiersberger sah sich um 2 Uhr nachmittags von einem Handwerksburschen (der aber dem Rotschmiedslehrling Jos. Pfauntsch nur „etliche 20 Jahre alt zu sein schien") angebettelt. Daraus macht Feuerbach (S. 136): „Bald ergaben sich ... mehrere, Spuren des Thäters nachweisende Anzeigungen. Dahin gehört z. B., daß an demselben Tage, in derselben Stunde, wo die That geschehen, der von K. H. beschriebene Mann gesehen worden ist, wie er aus dem Daumerschen Hause sich wieder entfernte!" Frau Christiane Übelhör hat gesehen, daß um 12½ Uhr ein sothanes Kasparmännchen in den Feuerkufen des Hauptspitals, welches der Schütt gegenüber liegt, sich die Hände gewaschen hat. Die „wahrscheinlich blutigen" Hände, ergänzt Feuerbach! Den 21. Oktober hat ein etwa 40jähriger Herr sich morgens zwischen 6 und 7 Uhr bei Marg. Stengel erkundigt, ob K. H. schon gestorben sei, und im Tiergärtnerthor die Bekanntmachung gelesen. Das sind doch gewiß alles miteinander recht verwegene --- Mörder!

bisher den eifrigen Bemühungen des Magistrates und des Untersuchungsgerichts nicht gelungen, desselben habhaft zu werden.

Bei der Wichtigkeit des Falles, welcher für die Gerechtigkeitspflege wie für die Menschheit (!) von gleich hohem Interesse ist, haben S. K. M., dem Antrage des unterzeichneten Gerichtshofes entsprechend, durch allerhöchst eigenhändig vollzogenes Reskript vom 1. d. M. allergnädigst zu genehmigen geruht, daß eine Belohnung von 500 fl. demjenigen versprochen werde, welcher hinsichtlich des an K. H. in Nürnberg verübten Mordversuchs solche Anzeigen und Beweise liefern wird, welche die Entdeckung und Bestrafung des Thäters begründen. Es wird dies zur öffentlichen Kenntnis gebracht ꝛc. ꝛc."

Auch diese Bekanntmachung brachte die Angeberin der Nanetta Baumann (S. 52) auf die Beine. Nachmittags den 14. November 1829 sollte ein Bauer am Rathausportal die Kaspar-Proklamation gelesen und ihr gesagt haben: „er wisse, wo K. H. erzogen worden sei; der Meßner Schrey in Mariahilf, eine halbe Stunde von Neumarkt, habe ihn aufgezogen und hieher gebracht; er kenne auch das Loch, in welchem K. H. aufbewahrt gewesen sei." Neue Untersuchung, deren negatives Resultat wir für das vierte Buch aufheben wollen. Durch Entschließung des Appellgerichtes für den Rezatkreis, vom 13. September 1831, wurde die Generaluntersuchung gegen die beiden Schwestern Baumann und den Meßner Schrey „definitiv aufgehoben." Der Leser wird sich nicht wundern, daß in dieser Untersuchungssache (nach widerrechtlicher Gefangenhaltung, Aussetzung einer hilflosen Person und Mordversuch) zwar acht dicke Aktenbände vollgeschrieben worden sind, daß man aber nicht das Allergeringste über diese drei, nur nach seiner eigenen Erzählung an Kaspar verübten Verbrechen entdeckt hat. Der kluge Bürgermeister aber glaubte so fest an den „schwarzen Mann", daß er — „die Wohnungen sämtlicher Kaminfeger sowie die Kleider ihrer Leute nach Blutspuren untersuchen ließ." Trugen die Kaminfeger Nürnbergs denn damals schwarzseidene Tücher vor dem Gesicht?

Die Akten enthalten noch einen merkwürdigen Originalaufsatz Kaspar Hausers über den sogenannten Mordanfall.

„Etwa 6 Wochen vor dem Mordversuche besuchten mich 2 fremde Herrn, von dem Einer sehr böse Züge in seinem Gesicht hatte, trug einen schwarzen Backenbart, auch einen Schnurrbart, dieser fragte mich, was ich den da schreibe, ich antwortete: Meine Geschichte, wie ich in dem Käfig behandelt worden bin, und wie mich dieser Mann nach Nürnberg gebracht hatte. Da nahm es der Eine und las vielleicht 2 Seiten; indem mich der mit seinem schwarzen Schnurrbart um allerlei Sachen gefragt hatte, besonders ob ich fleiß Spazieren gehen, Nein war meine antwort: den meine Füße thun mir gleich wehe, ob ich auch in die Unterricht gehe und was ich lerne und √ ich sagte alles. Nachdem nahm er die Geschichte und laß es von der ersten Zeile bis zur letzten, sodann gingen sie fort und ich begleitete sie, wie gewöhnlich auch die Uebrigen bis zu der Hausthüre. Aber als ich mit ihnen über die Treppe oder Stiege herunter kam, fragten sie mich, was den dieses da sei, ich sagte es ist eine Holzkammer und machte auf, daß sie es sahen, nachdem ich ihnen alles gezeigt hatte, fragte ich sie auch wo sie her seien; ich bekam zur Antwort, sie sind weit von hier und ich würde den Ort doch nicht wissen, wenn sie es mir auch sagen würden und so gingen sie fort.

√ um welche Zeit

Geschrieben den 15. Juni im Hause
des Herrn Präsidenten v. Feuerbach
1831."

Wir können aber Kaspars Verwundung noch nicht verlassen, ohne eine merkwürdige Erscheinung hervorzuheben. Schon in dem ersten Verhör erzählte er ausdrücklich: „Ich vermute, daß jener Mann es fürchtet, es möchten mir Sachen in den Sinn kommen aus meiner früheren Zeit. Mein Gefühl sagt mir insonderheit, daß dieser Mann es fürchtet und es bereits vernommen hat, daß ich den Weg, den ich hierher genommen, genau (!) bezeichnet, und ihm hierdurch auf die Spur könnte gekommen werden. Diese Vermutung geht insonderheit aus den eigenen Worten des Mannes hervor, denn er sprach unmittelbar, nachdem er mich geschlagen hatte: Du mußt doch noch sterben, ehe du aus der Stadt Nürnberg kommst, welche Worte mir durch alle Glieder gingen."

Trotzdem hielt der gläubige Daumer es sogar vor Gericht „für höchst unwahrscheinlich, daß der Mann wirklich gesprochen habe.“ Da haben wir ein Charakteristikum aller Orthodoxieen vor uns: sie werfen alles aus der Mirakelbude hinaus, was irgend einem „Apologeten“ nicht zusagt, gebärden sich dabei aber zugleich als die „Stützen des Glaubens.“ Ein gläubiger „Dr. M.“ ergriff in Kaspars Interesse die Feder und ließ folgendes drucken:

„Nur selten hat sich bis jetzt mehr als die Neugierde an ihn herangemacht. Seit Jahren ist nicht leicht ein Fremder durch Nürnberg gereist, ohne sich K. H. anzusehen, und manche haben deshalb einen Umweg über diese Stadt nicht gescheut . . . Sollte er aber so wie ein Wundertier sich den Fremden zeigen und ihnen nur seine Geschichte beständig erzählen, so hätte zuletzt, daß unter den beständigen Verwunderungen und Bewunderungen, die er erfuhr, ihn der Dämon der Eitelkeit leicht ergriffen, nur schwer verhütet werden können.“ Der Mann ging also nicht zu Kaspar? Doch!

„Ich sah ihn (1830) zuerst mit seinen beiden Wächtern beim Gottesdienst in der St. Sebaldskirche, den er sonntäglich und regelmäßig besucht, auf dem Chor in der Loge des Herrn v. Tucher, in dessen Hause er jetzt lebt;[1]) ich unterhielt mich den Nachmittag länger mit ihm, und er zeigte großen Ernst und große Ehrfurcht vor Gott, dabei keine Finsterkeit oder Trübheit, sondern offenes, kindliches, heiteres Wesen; als es dunkel werden wollte, wurde er erinnert, daß seine Führer gekommen seien, und sogleich ging er mit ihnen fort, nachdem er allen Frauen und Männern in der Gesellschaft freundlich die Hand gegeben . . .

Noch jetzt, nach länger als zwei Jahren seines öffentlichen Erscheinens, ist, obgleich er das Aussehen eines festen, gedrungenen, nur im Wuchs zurückgebliebenen Körperbaues hat, sein Nervensystem so schwach und reizbar, daß er anhaltender Beschäftigung unfähig, in seiner Diät vorsichtig, und wählend und durch das Geringste leicht

[1]) Gottlieb Freiherr v. Tucher war im Dezember 1829 förmlich als Kaspars Vormund verpflichtet worden, er selbst aber wurde damals dem Kaufmann Biberbach zur Pflege übergeben. Im Mai 1830 nahm ihn dann Tucher in seine eigene Familie auf.

bewegt und affiziert ist. Als ich in seiner Gegenwart von einer seltsamen (?) Zufälligkeit sprach, daß wir nämlich bei unserem Einfahren in Zürich vor dieser Stadt ein Haus bemerkt hätten, über dessen Thüre sich die Worte befanden: Materialienhandlung von Kaspar Hauser, so war er gleich äußerst aufgeregt und unruhig, wahrscheinlich in der Hoffnung, über Familien-Angelegenheiten darin einen Aufschluß zu finden, und sagte das wohl nicht genau überlegte: „der heißt wohl nur so“ — eine Unterscheidung von Heißen und Sein, die sonst nicht gewöhnlich ist.

Er erzählte unter anderem im Beisein mehrerer, er habe in der finstersten Nacht ganz deutlich lesen können, und wie er nach Dingen griff, die noch sehr entfernt waren, und sie näher sah, als sie waren, so auch größer, wie denn in seiner Gegenwart auch erzählt wurde, daß er eines Abends, als er, am offenen Fenster stehend, den gestirnten Himmel erblickte, ausrief: welche Lichter! und ohnmächtig zurücksank. Von der Schärfe seiner Geruchs-Organe führt Herr v. Pirch einiges an, was mir gleichfalls erzählt wurde, wie auch, daß er übelriechendes Kraut mit der Bezeichnung der Gegend, wo es stehe, auf eine halbe Stunde weit entdeckt habe. Es konnte niemand ihm herzhaft die Hand geben, ohne daß er darauf sogleich eine besondere Lähmung des Armes verspürte. Das Ausstrecken des Armes gegen ihn affizierte ihn magnetisch. Ich kann mich überhaupt der Überzeugung nicht erwehren, daß er sich nach seinem ersten Erscheinen in Nürnberg in einem ganz träumerischen Dasein, in somnambulem Zustande, befunden, und daß ihm nachher unter Menschen sein früheres Leben im einsamen Gefängnis auch nur noch als ein traumartiges Dasein in der Erinnerung gegenwärtig war, wie er auch jetzt wohl manchem seiner Träume Wirklichkeit giebt. Hieraus erklärt sich die Unsicherheit und Inkonsistenz in mancher seiner Aussagen. . . .

Wann man ihn jetzt selbst diese Geschichte (des „Mordversuchs“) erzählen hört und dabei seine ganze Individualität, die Lebendigkeit und Aufgeregtheit seiner Phantasie in Anschlag bringt, so kann man sich des Gedankens kaum erwehren, daß die Erscheinung des schwarzen Mannes, der ihn töten wollte, in das Reich seiner Träume

am hellen Tage gehört. Es haben auch verständige Ärzte in Nürnberg dieser Ansicht beigepflichtet und die Beschaffenheit der Wunde nicht für einen Einwand dagegen erklärt."

Dr. M. übersetzt sodann das Hausermärchen „in seine Ansicht," ein Kunststückchen, wie es die theologische Harmonistik noch täglich dem großen Hausen vormacht. Eine Antikritik bemerkte zutreffend: „Nur die Thatsache, daß K. Hauser in Nürnberg mörderisch angefallen worden war, gab der Meinung einer gegen ihn gerichteten feindlichen Verfolgung den einzigen reellen Haltepunkt. Zerfließt diese Begebenheit in ein Luftgebilde, so kann doch wohl nur derjenige, der durchaus etwas Wunderbares haben will, noch den Glauben an die Einkerkerungsgeschichte unerschütterlich festhalten."

Mit Kaspar verabschieden auch wir uns jetzt von Professor Daumer, gestatten ihm aber das Schlußwort:

„Der an ihm verübte Mordversuch machte einen üblen Eindruck auf sein Gemüt. Er äußerte nachher, wenn der Unbekannte, der ihn in der Gefangenschaft gehalten, und von dem er fest behauptete, er sei derselbe, der jene That verübt, früher entdeckt worden wäre, würde er für ihn gebeten haben, weil er ihn doch als Kind aufgenährt und nicht getötet habe. Jetzt aber, wenn man ihn ergriffe, möge man mit ihm thun, was man wolle. Als er einige Wochen nach seiner Verwundung sich im Schießen nach der Scheibe übte und einmal gut getroffen hatte, kam er jubelnd zu mir gelaufen und sagte, jetzt könne er schon einen Menschen totschießen. So umgestimmt war damals das frühere so harmlose Wesen, das kein Tierchen zu beleidigen vermochte, auch wenn es ihn selber quälte."

Mit der mystischen Periode des Findlings ist es nun überhaupt vorbei, denn es beginnt jetzt die aristokratische. Das „Inland" zu München veröffentlichte am 27. November 1829 „Vermutungen," in welchen es u. a. hieß: „Vielmehr dürfte die Maßregel dem Vorteil einer ganz anderen Linie (gemeint ist die Linie einer ansehnlich begüterten Familie, die den einzigen männlichen Sprößling einer anderen Linie durch geheime Einsperrung von der Erb- oder Nachfolge habe verdrängen wollen) gegolten haben, die übrigens die Entscheidung des Hindernisses aller Wahrscheinlichkeit nach nur an

einem verwaisten Kinde oder an dem Sohne eines kranken, schwachen und verwaisten Vaters bewirken konnte."

Sogar der berühmte deutsche Staatsrechtslehrer und Publizist Johann Ludwig Klüber (1762—1837) sah sich jetzt zu Hauserstudien veranlaßt und schrieb (anonym) im Frankfurter Journal vom 6. Dezember 1829 einen gläubigen Aufsatz über das Kind von Nürnberg. „Jeder, der ein edles Herz im Busen trägt, wird sich lebhaft aufgefordert fühlen zur Teilnahme an der Entdeckung und Bestrafung der Urheber und Gehülfen der an diesem Unglücklichen verübten grausamen Verbrechen, der vieljährigen Einkerkerung, der physischen, sittlichen und geistigen Unterdrückung, der Aussetzung in hilflosem Zustande, des Meuchelmordversuchs." Es sollten sich nun ohne Verzug in einem Umkreis von zehn Wegstunden um Nürnberg alle Besitzer von alten Schlössern, Burgen oder anderen mittelalterigen Wohngebäuden, deren selten eines ohne heimliches Gemach, Gewölbe, Gefängnis, Burgverließ gefunden wird, sich freiwillig zur Durchsuchung derselben erbieten! „Erinnert sich kein Hausgenosse, von 1815 bis 1828 täglich oder oft bemerkt zu haben, daß ein Stück Schwarzbrod von 1 bis 2 Pfund fehlte oder wegkam aus unbekannter Ursache, daß ein Wasserkrug abwechselnd zum Vorschein kam, gefüllt und weggebracht ward, und an dessen Stelle ein anderer zum Vorschein kam." Klübers eigene Hypothese über Kaspars Herkunft ging auf ehebrecherischen Umgang einer Frau mit ihrem Diener, der dann Einsperrung, Ernährung, Fortschaffung und das Attentat geleistet haben soll. (Aus Klübers Nachlaß.)

Das „Attentat" vom 17. Oktober 1829 bezeichnet einen Wendepunkt in Hausers Geschichte.[1]) Daß Kaspar genau wie in seiner Selbstbiographie nicht müde ward, auch zu diesem Kapitel immer Ergänzungen zu liefern, kann noch mit zwei Zügen belegt werden. Er las später in dem ersten Heft des Justizrats Schmidt von Lübeck

[1]) „Klar ist es jetzt" -- so folgerte ein für alle Stände, jung und alt, interessantes und belehrendes Bilderwerk, das Karlsruher Unterhaltungsblatt — „daß an dem Leben des Kaspar Hauser mehr gelegen ist, als man irgend glaubte, und daß er das Opfer eines ungeheuren, wahrscheinlich aus Habsucht hervorgegangenen Verbrechens ist."

über Kaspar Hauser[1]) das Bedenken, wenn er ein so feines Geruchsorgan hätte (wieviel er durch die spanische Wand hindurch vom Abtritt aus gesehen hat, wissen wir), so könnte „er auch den Unbekannten, wenn derselbe in der Nähe oder gar im Hause versteckt war, gar füglich gerochen haben.“ Gleich darauf sagte er dem Grafen Stanhope, dieses wäre wirklich der Fall gewesen. Die Zuspringerin Margarethe Stengel, bei der sich vier Tage nach dem „Mordversuche“ ein Herr erkundigt haben soll „ob der, welcher geschlagen (!) worden, gestorben sei“ — sah bei diesem mystischen Frager nicht bloß „gewichste Stiefel am Leibe“, sondern auch einen weißledernen Handschuh an, den zweiten in der linken Hand, und am Zeigefinger der rechten Hand einen großen goldenen Plattenring. Diesen Ring wollte Kaspar, wie er nachträglich Hickel und Stanhope erzählte, „unter dem Handschuh“ bemerkt haben.

Die unsinnigste Richtigstellung aber, die falsche Richtung des Hauteinschnittes, habe ich für den Schluß dieses Kapitels aufbewahrt. Daumer ließ 1832 folgende verrückte Darstellung des „Mordversuchs“ drucken:

„In meine Wohnung führte damals bis zur Treppe an einer Holzkammer vorbei ein langer im Winkel laufender Gang; unter der Treppe befindet sich ein Abtritt, vor welchem eine spanische Wand stand. Als sich Hauser vor elf Uhr vormittags in diesem Abtritte befand, hörte er die ungefähr zwanzig Schritte weit entfernte Thüre der Holzkammer öffnen, darauf leise die daneben befindliche Hausglocke ertönen. Der Mörder hatte offenbar in der Holzkammer gelauert, wahrscheinlich um, wenn Hauser um elf Uhr, wie er pflegte, eine Lehrstunde zu besuchen ginge und vor der Holzkammer vorbeikäme, ihm entgegen zu stürzen. Ich aber hatte ihm für diesen Tag jene Lehrstunde erlassen; ein glücklicher Umstand, da sonst Hauser wohl zum Tode getroffen worden wäre. Der Mann scheint nun Hauser auf den Abtritt gehen gehört und danach seinen Plan ge-

[1]) Im April 1886 las ich zu Ansbach in Kaspars eigenhändiger Rechnung über die Einnahmen und Ausgaben meiner Haushaltung für das Jahr 1831/32 (Blatt 4 Rückseite): „Für Anschaffung eines Werkes betitelt K. H. von Schmidt v. L. zum Gebrauch des Herrn Grafen St. 27 xr.“ Sept. 1832.

ändert zu haben. [1]) Er langte, was leicht geschehen konnte, an die Klingel, als er sich schon im Hause befand, um, wie es scheint, Hauser vorzulocken. Hauser meinte, eine Person des Hauses sei in der Holzkammer, und rief ihr zu, sie solle die Hausthüre öffnen, da man die Glocke gezogen. Hierauf kam der Mann mit leisen Schritten vorgegangen, und Hauser, der ihn durch die spanische Wand hindurch erblickte, glaubte des schwarzvermummten Gesichtes wegen, es sei der Schornsteinfeger. Jener trat in den engen Raum zwischen die Mauer und die spanische Wand und führte mit einem Hackmesser (!) quer auf Hausers Stirne einen Streich in den Abtritt hinein. Durch eine Zurückbeugung Hausers wurde die Wirkung des Hiebes geschwächt; auch kam der Mann nach Hausers Beschreibung so zu stehen, daß er die Mauer und den Abtritt im Rücken hatte und den Streich rückwärts mit der linken Hand führen mußte, so daß derselbe notwendig in die Quere ging." Dieser Blödsinn — denn ein gelinderer Ausdruck wäre hier selbst Blödsinn — soll Kaspars Hauptschnitzer in dem simulierten Attentat verdecken: er hätte sich auf dem Abtritt einen schrägen oder einen senkrechten, nicht aber einen wagerechten Einschnitt beibringen müssen. Der Professor, vielleicht selbst wieder der Vater des originellen Gedankens, faselt sofort weiter: „Der Mann hatte die unbequeme Stellung wohl deshalb gewählt, um keinen Augenblick am freien Umherblicken gehindert zu sein, und wurde vor Vollendung des Mordes vielleicht durch das Geräusch eines auf den Treppen oder auf dem Söller des Hauses oder im anstoßenden Hofe gehenden Menschen hinweggescheucht, in welchen, zweien Wohngebäuden gemeinschaftlichen, Hof man von der Stelle aus, wo der Mann den Hieb führend zu stehen kam, sogar durch ein Gitterfenster sehen kann, und in welchen gleich neben diesem Fenster eine damals unverschlossene

[1]) „Es ist nicht wahr, daß Kaspar Hauser zu Hause blieb; denn der Spezereihändler N. in Nürnberg erzählte mir, daß, ungefähr eine halbe Stunde früher, als der Vorfall sich ereignete, K. H. zu ihm kam, ganz allein, um Zucker zu kaufen." Da hätte der versteckte Meuchelmörder zweimal eine Gelegenheit gehabt, ihm entgegen zu stürzen. Daß Kaspar noch zum Abort gehen würde, konnte niemand voraussehen.

Thüre führt, so daß der Mann von zwei Eingängen her bedroht war." Sehr bedenklich für — Kaspar.

Vierzig Jahre später ergänzte Daumer weiter:

„Nun ist aber noch etwas sehr Interessantes mitzuteilen, was sich in den Akten nicht findet. Es ist mir nämlich aus Nürnberg von guter Hand die Nachricht zugegangen, daß daselbst noch eine Person lebt, welche bezeugen kann, daß der schwarze Mann . . . keine wahrheitslose Erfindung des Findlings gewesen ist. Diese Person befindet sich auf der von der Pegnitz gebildeten Insel Schütt (auf ebenderselben steht das Haus, in welchem ich mit Hauser wohnte, und sich der Mordanfall ereignete), hinter dem sogenannten Wildbade S. 1700, ist die Aufschlägerswitwe Babette Binz, geb. Brunner, und war zur Zeit des Attentates ein ungefähr neunjähriges Mädchen, welches in mein Haus täglich den Milchbedarf brachte. Von diesem Milchmädchen ist zwar in den Akten die Rede;[1]) dasselbe wurde jedoch damals, was sehr zu bedauern ist, keiner näheren Berücksichtigung und Vernehmung gewürdigt. Jetzt hat sich diese Frau gegen respektable Persönlichkeiten wiederholt und mit aller Bestimmtheit dahin geäußert, daß sie jenen dem Findling im Hause auflauernden Mann mit Augen gesehen. Sie erblickte, wie sie in meiner Wohnung, nachdem sie oben ihre Milch abgegeben, die Treppe hinabstieg, hinter der Thüre des an der Treppe befindlichen Abtrittes (also doch nicht in der Holzkammer?) eine Figur mit schwarzem Gesichte und einem blinkenden Beile (!) in der Hand,

[1]) Man fragte nämlich 1829 im Zeugenverhör Daumers Mutter: „Der Vorfall läßt sich vollständig und wahrscheinlich nicht erklären, wenn man nicht Leute, die entweder in dem Hause wohnen, oder wenigstens in demselben einen vertrauten Zugang haben, entweder sich als Mitwisser oder wenigstens als unschuldige Teilnehmer denkt? Antwort: Ich habe selbst keine Magd, es kommen auch zu uns nur vertraute Leute und diejenigen Personen, welche Viktualien bringen, namentlich der Metzgerbursche, die Bäckermagd und das Milchmädchen, welch letztere jedoch schon vieljährig unser Haus besuchen, von gutem Leumund sind und keinen Anhang haben. In dem Vorderhause wohnt lediglich der Haubenstricker und seine Familie, welche sämtlich sehr solid sind, so daß in Ansehung dieser Leute zur gestellten Frage durchaus kein Bedenken geäußert werden könnte." Hätte man daraufhin auch noch ein ungefähr neunjähriges Kind gerichtlich vernehmen sollen?

ergriff, erschreckt und entsetzt von diesem Anblicke, eilig die Flucht, erzählte auch nachher davon, doch ohne daß es irgend eine Folge hatte."

Das Kind, das den schwarzen Mann mit dem blinkenden Beil so deutlich gesehen haben will, daß es entsetzt die Flucht ergriff, hat damals gar nichts erzählt! Denn die bald darauf angeschlagene, auch an alle Privatpersonen gerichtete Bekanntmachung Binders (S. 155) hätte unfehlbar zur Vernehmung des Milchmädchens geführt, wenn sie sich nur irgendwie über ihre angebliche Wahrnehmung geäußert hätte. Was wird da jahrelang in Nürnberg alles zusammengeklatscht worden sein, und doch — obgleich der gläubige Daumer 1832, 1834, 1838, 1859 über den „Findling" und über das „Attentat" geschrieben, so hat er doch bis 1873 nie etwas von dem Milchmädchen gehört. An ein blankes Beil und zugleich an eine Hautschramme, überhaupt an die Gespenstergeschichten glauben, welche Kaffeeschwestern sich aus der Kindheit erzählen, das kann nur die von einem „Professor" gehandhabte „affirmatorische Kritik" fertig bringen. Daumer sagt: „Sie (Babette Binz, geb. Brunner) zu verdächtigen, würde wenig helfen; das Publikum dürfte ihr wohl mehr Glauben schenken als der negativen Kritik." Darin mag er freilich recht haben; man kann von dem dummen Publico nie gering genug denken.

Die Hausergläubigen brachten also „in das Sinnlose und Abgerissene Sinn und Zusammenhang!" So entstand die berühmte, dem Magistrat von Nürnberg im Winter 1829/30 endlich überreichte Lebensbeschreibung Kaspar Hausers, die wir uns aber erst im vierten Buche genauer ansehen wollen.

VII.

Polizeirat Merker.

„Ich sehe Merker fast alle Tage und oft stundenlang, und sein Umgang ist mir eben so angenehm als belehrend, da er in einem sehr hohen Grade gemütlich und fröhlich ist, mannigfaltige, ausgebreitete Kenntnisse besitzt und aller seiner Erfahrungen ungeachtet immer ein Menschenfreund bleibt. Sein ausgezeichneter Scharfsinn und seine logische Beurteilung sind allgemein und rühmlichst bekannt, und sogar Feuerbach sagte in einem seiner Briefe: wollte Gott, daß wir einen solchen Mann hier hätten. Merker sagt: niemand hat K. H so richtig beurteilt und so ganz durchschaut wie Sie."

Graf Stanhope an Lehrer Meyer, den 29. Juli 1835.

Indem ganz Deutschland wie mit Blindheit geschlagen zu sein schien, hat doch wenigstens ein Mann die Ehre der deutschen Kultur gerettet: der wegen seiner nüchternen Wahrheitsliebe von der berauschten Romantik verkannte, geschmähte, verleumdete Berliner Polizeirat Merker. Als die beiden Enthusiasten Feuerbach und Hitzig[1]) sich entschlossen hatten, für das Kind von Europa eine öffentliche Geldsammlung zu veranstalten und in den Annalen die anonyme „Skizze der bis jetzt bekannten Lebensmomente des merkwürdigen Findlings K. H. in Nürnberg" (Kempten bei Dannheimer,

[1]) Hitzig (Berlin, 1780–1849) hatte den 1. Band seiner Zeitschrift für Kriminalrechtspflege (1825) Feuerbach gewidmet. Mit Dr. W. Häring (Wil. Alexis) gab er 1842–50 den Neuen Pitaval, eine Sammlung der interessantesten Kriminalgeschichten aller Länder, heraus (warum fehlt Kaspar Hauser?) und hatte also wie sein Freund Feuerbach einen starken Hang zur romantischen Kriminalistik.

eine bloße Umschreibung der Bekanntmachung vom 7. Juli 1829) und v. Pirchs ungarisch-slawische Experimente (im 9. Kapitel) abdrucken ließen, war Hitzig unbefangen genug, auch Merker, der zwei Zeitschriften für Polizeiwesen redigierte,[1]) in die Angelegenheit hineinzuziehen. Er schickte ihm den ersten Artikel der Annalen mit folgendem Begleitschreiben:

„Eine verehrliche Redaktion wird ganz ergebenst ersucht, dem Gegenstande, welchen nachstehende Blätter (= Hitzigs Annalen VII, S. 434 bis 458) betreffen, durch Wiederabdruck, Beurteilung oder Benutzung derselben zu Auszügen die möglichst größte Ausbreitung zu geben. Es kommt nämlich darauf an, das Publikum, an welches später umständlichere Aufforderungen zu Sammlungen für den unglücklichen Findling ergehen sollen, nur erst im allgemeinen darauf vorzubereiten und dessen Interesse für die Sache zu erregen. . . . Zu jeder Gegengefälligkeit so bereit als willig,

Berlin, den 1. Juli 1830. ganz ergebenst

Hitzig,

Königl. preuß. Kriminal-Direktor."

Da war Merker (er zählte damals 55 Jahre) doch wohl zu einer gewissenhaften Prüfung der Findlingsgeschichte berechtigt? Er druckte Hitzigs Artikel auch vollständig ab, schrieb aber 50 kritische Bemerkungen dazu, die ihn zu dem Resultate gelangen ließen: „Kaspar Hauser, nicht unwahrscheinlich ein Betrüger."[2]) Gegen das ihm vorgelegte romantische Material sind alle Bedenken Merkers durchaus richtig. Mit vollstem Rechte hob er hervor: „niemand weiß von K. H. mehr, als was er selbst über sich kund gegeben hat." Zu der Wegführungsgeschichte aus dem Kerker nach

[1]) Für sein älteres periodisches Blatt, Mitteilungen zur Beförderung der Sicherheitspflege, hatte er „schon vor Jahr und Tag um Verstattung der Einsicht der Akten angesucht oder um einen möglichst vollständigen Auszug aus den Verhandlungen". Umsonst. In seinen Beiträgen waren schon eine Anzahl Betrüger und Betrügerinnen aktenmäßig entlarvt worden, was in den Augen der Romantiker keine Empfehlung gewesen sein wird.

[2]) Im April 1886 habe ich mich zu Ansbach aus den Akten überzeugt, daß der Fanatiker Tucher Schritte veranlaßt hat, eine Beschlagnahme der Merkerschen Schrift herbeizuführen!

Nürnberg bemerkt er: „Eine solche Erzählung klingt in einem Romane und in einem Zaubermärchen recht schön. Aber welchen befriedigenden Aufschluß über die Möglichkeit eines solchen Wunders K. H. seinem Inquirenten gegeben hat, möchte ich wohl erfahren.“ Über den Christophorus des neuen Wunderkindes: „Er wanderte, mit H. auf dem Rücken, eine halbe Nacht hindurch und zwar einen Berg hinauf, er trug einen Laib Brot von solcher Größe, daß beide sich drei Tage auf einer anstrengenden Reise davon sättigten; er trug ein Bündel mit Kleidungsstücken und außerdem noch eine gefüllte Wasserflasche, welche letztere wenigstens sehr entbehrlich war. . . . . Doch die Robinsonade wird erst recht vollständig, wenn der Unbekannte auch noch eine gefüllte Wasserflasche bei sich führt.“ Der Text sagte: „Ein anderer Stoff (als das Vater-Unser) der Reiseunterhaltung (mit einem „Tiermenschen!“) war die häufige Versicherung, Hauser komme nunmehr in kurzer Zeit zu seinem Vater und werde bald wie dieser einst als Reiter prangen. Diese doppelte Zusage versetzte jedesmal den guten Hauser in die lebhafteste Freude, so daß er die ungewohnten Reisebeschwernisse stündlich mit mehr Fassung ertrug.“ Zu diesem haarsträubenden Unsinne fragt Merker: „Wie war denn K. H. dazu gekommen, sich einen Begriff von einem Reiter zu machen? Noch mehr: Was dachte er sich darunter, daß er als Reiter prangen sollte? Es scheint, daß K. H. doch der Sprache schon sehr mächtig sein mußte. Die Versicherung, er werde seinen Vater sehen, er werde als Reiter prangen, versetzte ihn in die lebhafteste Freude. Bei der Erzählung dieser Umstände scheint die Einfalt, die, wie versichert wird, der Bursche bei seiner Vernehmung zeigte, ihn ein wenig verlassen zu haben. Vielleicht war sein Führer (wie bei dem zauberhaften Sprechen-, Lesen-, Schreiben- und Gehenlehren) auch hier wieder einmal ein Hexenmeister. . . . . Dabei gab K. Hs. Lehrmeister seinem Zögling, der an zwei Stöcken nicht zu viel Stützen gehabt hätte, nicht einmal einen Stock in die Hand, denn seine Geschichte lehrt uns nicht, daß er mit einem Knotenstock in der Hand in Nürnberg erschienen ist. Hier ist unleugbar ein Wunder geschehen.“ Was war Vernünftiges darauf zu antworten? Merker stellte die Streitfrage richtig auf das Dilemma: „muß man

sich nicht entweder wirklich zu dem Glauben an Wunder entschließen, oder Kaspar Hauser für einen Betrüger halten?" Es entging seinem geübten Blicke auch nicht, daß sich bei Kaspar in allen kritischen Momenten entweder Schlafen oder Weinen oder Kopfschmerz oder Tiefsinn eingestellt haben. „Wie konnte, fragt man, ein 18 (16) Jahre alter Bursche wohl den Plan ersinnen, die Teilnahme von ganz Europa erregen zu wollen? Einen solchen Plan hatte Hauser gewiß nicht. Die versuchte Täuschung beschränkte sich unzweifelhaft auf die Erwerbung sehr mäßiger Vorteile. Erst durch die Art des Verfahrens gegen ihn wurde er ein Betrüger von größerer Bedeutung, sowie er sich sehr wohl darin zu fügen wissen würde, wenn der Wunsch, ihn durch Sammlung großer Summen zu einem begüterten Jüngling zu machen, den gehofften Erfolg haben sollte. . . . Es hat einigen Anschein, als hätte ein recht verschmitzter Schulbube, dem viele Romane gewisser Klassen in die Hände fielen, gegen Wissen und Willen seiner Angehörigen Kavallerist werden wollen, ist nun aber durch eine eigentümliche Wendung der Vorgänge in Nürnberg in seine jetzige Rolle hineingeraten, die ihn bis zum Kinde von Europa erhebt . . . Sollten meine Bemerkungen nicht vollständig widerlegt werden können, so ergiebt sich daraus wohl ein zureichender Grund, um den Findling und seine Märchen einer schärferen Prüfung zu unterwerfen." Höchst zutreffend aber war die Bemerkung: „Ob und wie K. H., wenn er ein Betrüger sein sollte, noch jetzt entlarvt werden kann, darüber darf ich mir keine Äußerung erlauben. So viel scheint indes gewiß, daß, wenn die vorliegende Geschichte mit den Akten übereinstimmt, eine Ermittelung seitens derer, welche bisher die Untersuchung führten, und so lange der Findling nicht ganz außer aller Verbindung mit seinen jetzigen Umgebungen gesetzt wird,[1]) schwerlich zu erwarten stehet."

[1]) Merkers Vorschlag (1830, S. 390), daß „Herr Stuhlmüller, der Mann, welcher einst als Vorstand des Korrektionshauses auf der Plassenburg (wo er eine große Zahl von Einzelbekenntnissen der allergefährlichsten Verbrecher erwirkte, die viele Jahre hindurch keiner Kriminal-Behörde ein Zugeständnis gemacht hatten, und deren Lebensverhältnisse bis dahin in dem tiefsten Dunkel lagen), allen Gaunern ein Erbfeind war, Gelegenheit erlangen möchte, prüfend in K. Hausers

Merkers Kritik erschien als Sonderdruck und muß doch mehr Eindruck gemacht haben, als wir jetzt wahrnehmen können, denn aus der Kasparkollekte ist nichts geworden. In seiner Zeitschrift selbst beantwortete er die nicht besonders scharfsinnige, und eben darum fortwährend erhobene Frage: „warum sollte K. H. denn lügen? was hätte er davon?“ schon im Jahre 1830 noch eingehender: „Wie sollte er jetzt zurücktreten, wenn ihn auch sogar eine innere Stimme dazu aufriefe? — K. Hauser sieht sich zu einem merkwürdigen Menschen erhoben. Ihm ist gewiß nicht unbekannt geblieben, daß nicht wenige einen verfolgten Fürstensohn in ihm zu sehen glauben. Teilnehmend drängte man sich zu ihm; die Damen machen ihm Geschenke,[1]) und überall begegnen seinen Blicken wohlwollende Mienen; man unterhält sich davon, wie zutraulich er allen die Hand reicht, wenn er in irgend einem gesellschaftlichen Kreise der am meisten hervorgezogene Mensch dieser Gesellschaft war. Er, der Pflegling der Stadt Nürnberg, soll durch ein Zugeständnis, wozu ihn nichts drängt, auf alle diese Vorzüge verzichten; er soll durch eine offene Angabe vor der ganzen Stadt als ein Lügner, als ein Betrüger erscheinen? Statt der Bewunderung, der Teilnahme und des Mitgefühls soll er Vorwürfe, Geringschätzung und Verachtung auf sich ziehen; er soll die Rüge des Gesetzes herbeiführen und sich aus einem behaglich eingerichteten Zimmer in ein Gefängnis versetzen? Das müßte eine tiefe Reue sein, welche K. H. zu einem Eingeständnis bestimmen

Untersuchungsangelegenheit einschreiten zu können,“ war für das „Phänomen“ der Romantik natürlich viel zu gewöhnlich, um Beachtung zu finden.

[1]) Das geradezu ekelhafte Benehmen der Weiber (wir wissen ja, was deutsche Weiber noch 1870 den „lieben Kriegsgefangenen“ gegenüber geleistet haben, bis eine Jüdin gegen dies schmachvolle Gebahren einen Aufruf „an die deutschen Frauen“ erließ!) zeichnet sogar der hyperorthodoxe Hauserianer Daumer (1873, S. 312): „Ein Frauenzimmer sagte einmal in meinem Beisein zu ihm: O Kaspar, was hast du für schöne Öhrchen! Ich sah, wie ihn in feineren (!) Gesellschaften die Damen bedienten, ihm die Sporen anlegten ꝛc. Sie waren förmlich in ihn verliebt und vernarrt“ u. s. w. Und schon 1832: „So unvernünftig und unglaublich ihm auch von manchen weiblichen Personen geschmeichelt wurde (ich könnte wunderbare Beispiele davon anführen), so gewannen sie doch nichts anderes damit, als daß er sie geringschätzte.“

könnte. Ohne daß er durch die Folgen einer gründlichen Untersuchung überführt wird, dürfte er wohl schwerlich sich für schuldig erklären, auch wenn er die guten Eigenschaften, die man an ihm wahrgenommen hat und mit Wärme hervorhebt, nicht heuchelt.

Es bleibt auch zu beachten, welche errungenen Vorteile in Bezug auf seine künftige Existenz K. H. durch ein Bekenntnis aufopfern müßte. Und wenn nun ein Gefühl des Ehrgeizes in seinem Innern angefacht ist; wenn es dem jungen Manne wohlthut, sich von einem unbeachteten Burschen zu dem Kinde von Europa erhoben zu wissen, von dem die Zeitschriften des In- und Auslandes erzählen; wenn es seinen Ehrgeiz kitzelt, daß ihm eine Wache von Hellebardieren vor seine Thür gestellt ist; wenn es dem Findling einen angenehmen Genuß gewährt, daß er Reisende nach Nürnberg zieht, daß viele der Neugierigen sich vergeblich bemühen ihn zu sehen und zu sprechen; wenn nun eine solche Saite bei ihm vorherrschend anklingt: wie soll sich da ein Gefühl der Reue ausbilden, wie soll es die Kraft erlangen, sich in ein Bekenntnis aufzulösen?

So viel ist gewiß, daß K. H. gegen die äußeren Verhältnisse, unter welchen er in Nürnberg erschienen ist, sich jetzt in einer höchst angenehmen Lage befindet und also, wenn er ein Betrüger sein sollte, sich durch den Betrug recht reelle Vorteile errungen hat. Er wird in einer achtbaren Familie als ein Kind des Hauses gehalten, die Stadt Nürnberg trägt die Kosten seiner Erziehung, und es wird nur von ihm abhängen, sich für die Zukunft in ein sehr angenehmes Lebensverhältnis gestellt zu sehen."

Merkers Ansichten wurden am 3. September 1830 in Berlin zu Protokoll genommen, und sodann Dr. Preu und Dr. Osterhausen den 27. Oktober von dem Kreis- und Stadtgericht Nürnberg ersucht: „den ungegründeten (?) Verdacht, daß K. H. ein Betrüger sei, durch ein anatomisch-psychologisches Gutachten, ärztlich motiviert, zu widerlegen und zu diesem Ende den H. nicht nur wiederholt mit größter Sorgfalt zu untersuchen, sondern hierbei auch auf denjenigen Einfluß geeignete Rücksicht zu nehmen, welcher an Hauser bei dem Gebrauch der Muskelkraft, dem Genuß geistiger Getränke, Gewürze und sonstiger Speisen bis zur Stunde wahrgenommen werden kann, und aus

welchen sich ergiebt, daß Hauser allerdings von frühester Jugend an aus der menschlichen Gesellschaft entfernt gehalten und hierdurch seine körperliche und geistige Entwicklung gehemmt und zurückgehalten worden ist." Für ein solches bestelltes (apologetisches scheinwissenschaftliches) Kunststück, bei dem das angeblich zu erforschende Resultat schon im voraus feststand, waren die beiden Ärzte gerade die richtigen Männer. In dem Rekonstruktionsschwindel der Hauserianer haben sie auch das Unmögliche geleistet, sodaß Dr. Preu sich am 27. Mai 1832 über sein ursprüngliches Gutachten (S. 32) ausließ wie folgt:

„Indessen enthielt doch dieses Gutachten schon 2 arge Irrtümer, welche sich erst später aus der immer mehr gereinigten (?) Beobachtung Hausers als solche darstellten, nämlich daß er damals schon notdürftig habe lesen können, und daß er an seinem früheren Aufenthaltsorte ein weißes Roß gefüttert habe. . . . . Was er zu lesen können schien (aus einem mitgebrachten Gebetbüchlein), war ihm bloß auswendig eingelernt, und das Roß, das er sollte gefüttert haben, waren kleine hölzerne Pferde, mit welchen er in seinem Kerker gespielt hat."

Damit sind die medizinischen Autoritäten des Kasparmythus als dienstfertige Charlatane gerichtet. Aus ihren einfältigen Gutachten vom Dezember 1830 wollen wir uns etliche Spässe aufheben.[1])

1) „Am rechten Ellenbogen ist eine breite irreguläre Narbe zu sehen, von einer länger angedauerten Vereiterung zeugend. Als H. hierher gekommen, saß nach seiner Angabe noch ein Schorf darauf, welchen die Hiltelsche Ehefrau auf dem Turm weggewaschen hat. H. will diese Verletzung in den letzten Tagen seiner verborgenen Einkerkerung durch einen Schlag erhalten haben, welchen ihm sein Wärter mit einem Stabe auf diese Stelle gegeben habe." In dem Protokoll der Leichenbeschau von Dr. Albert, Landarzt Koppen und Medizinalrat Dr. Horlacher, lesen wir: „Auf der vorderen Fläche des rechten Oberarmes an der Beendigung des Delta-Muskels befindet

[1]) Zu Osterhausens Gutachten bemerkt Feuerbach: „In Folge besonderen Befehls des Königl. Appellations-Gerichts des Rezat-Kreises", das heißt also kurz und gut „auf Befehl Feuerbachs".

sich eine regelmäßige Impfnarbe; an dem oberen Teile, dem Ellenbogen nahe, ist eine gezackte, ungleiche Narbe vorhanden, an welcher man nach dem Auseinanderziehen der Haut mehrere kleine Narben wahrnehmen kann in der Art, wie man sie an gebissenen Stellen findet." Sicher ist, daß der hölzerne Hund, mit welchem Kaspar in seinem Kerker täglich gespielt, ihn nicht gebissen hat.

2) „Beide Kniee zeigen eine eigentümliche Bildung. Die Gelenkköpfe der Ober- und Unter-Schenkel treten stark nach hinten zurück und sinken dagegen vorn samt der Kniescheibe beträchtlich hinein; daher liegen, wenn Hauser sich auf die platte Erde setzt, die Füße in der Kniekehlengegend so scharf auf, daß auch nicht ein Blättchen Papier (Osterhausen: kaum ein Kartenblatt) durchgeschoben werden kann, während bei anderen Menschen man füglich eine geballte Faust durchbringt." Die Sektion hat keine Spur einer eigentümlichen Bildung gezeigt, und das beschriebene Kunststück, das hier ein mehr als 12jähriges Sitzen im Kerker beweisen soll, ist keine Seltenheit.

3) „Seine Sinne sind sämtlich noch jetzt auffallend geschärft, obwohl sie, seitdem er an Fleischkost sich gewöhnt hat, beträchtlich stumpfer geworden sind. Anfänglich aber sah er in vollkommener Nachtfinsternis so gut, daß er Geschriebenes und Gedrucktes lesen konnte; — sein Gehör war so reizbar, daß er vom Anhören der Regimentsmusik zwei Tage lang nervenkrank darniederlag."

4) „Er ist nicht aus dem Geschlechte der Israeliten."

5) „Er genießt als höchst wohlschmeckend und wohlthätig in dem eigens für ihn gebackenen Brote zusammengemischt Kümmel, Koriander, Anis und Fenchel", — kurz, Dr. Preu kommt zu der erwünschten Schlußfolge, daß „Hauser wirklich von seiner frühesten Kindheit an aus der menschlichen Gesellschaft entfernt und an einem Orte, zu welchem das Tageslicht nicht zu bringen vermochte, verborgen aufgezogen worden und in diesem Zustande bis an jenen Zeitpunkt hin verblieben ist, wo er mit einem Mal, wie aus den Wolken gefallen, unter uns erschien." Heiliger Münchhausen!

Dr. Osterhausen, der den Kaspar erst drei Wochen nach diesem Wolkensturz kennen lernte, wollte doch nicht hinter Preus Gläubigkeit zurückstehen und begutachtete das Phänomen noch ausführlicher:

6) „Seine blauen Augen sind der Spiegel seines inneren Menschen. . . . Noch nie (!) ist der Fall vorgekommen, daß von den vielen Hunderten jedes Standes vom In- und Auslande, welche ihn gesehen und beobachtet haben, irgend jemanden auch nur der leiseste Gedanke (!) an die Möglichkeit eines Betruges aufgestiegen wäre." Sogar für Nürnberg eine Unwahrheit.

7) „Sein Gang sowie die Haltung seines Körpers war schwankend und unsicher; und beim Treppen-Auf- und Absteigen mußte er geführt werden." Eine noch stärkere Unwahrheit. „Er kam mit ganz wunden Fußsohlen hier an." Der gläubige Gefängniswärter Hiltel, der einzige Zeuge, der hier in Betracht kommt — denn er sah Kaspars Füße drei Wochen früher als der Arzt — hat eidlich zu Protokoll gegeben: „seine Füße waren bei seiner Ankunft wohl nicht wund, jedoch sehr angelaufen, da seine Stiefel ganz enge waren". Was schon manchem Menschenkind passiert sein mag.

Ein bejahrter Arzt, der den Kaspar Hauser während seines Aufenthalts in Nürnberg gekannt hat, erinnert sich deutlich, daß er den Gang eines Plattfußes hatte. Dieser Zeitgenosse fügte hinzu: „Der Plattfuß rührt von Schwäche der Gelenkbänder, diese von skrofulöser Anlage her. Schwäche der Gelenkbänder tritt bei Skrofulösen auch in anderen Körperteilen auf und kann sehr wohl bei Hauser die angeblich auffallende Kniebildung verursacht haben. Skrofulöse zeichnen sich auch durch besonders zarte Haut aus." Auch als Plattfuß könnte Kaspar ein leidenschaftlicher Reiter (nach Hickel „kehrte er die Schuhspitzen wie ein Reiter einwärts") und Tänzer gewesen, der Plattfuß kann also sehr wohl für diesen Unterteil der Kern der Fabeleien sein. Um aber auf eine skrofulöse Basis zu schließen, müßten wir wissen, ob Kaspars Plattfüße angeboren oder, wie z. B. die der Kellner und Bäcker, erworben waren. Als Plumpfuß wäre ihm die Sache angeboren, er aber nicht der gesuchte Tänzer der Kasparnärrinnen gewesen.

8) „Als ihm nach mehreren Monaten seines Hierseins, wo er schon sicherer gehen konnte, zum erstenmale Stiefel angezogen wurden, worüber er große Freude hatte, benahm er sich so ungeschickt, daß

er, bis er sich daran gewöhnt hatte, öfters zu Boden fiel." Er kam aber schon gestiefelt von Regensburg über Neumarkt nach Nürnberg.

9) „Sein Sehorgan war so scharf, daß er bei Nacht lesen und die entferntesten (!) Gegenstände deutlich unterscheiden konnte. So z. B. geschah es einmal, daß er an einem Tuche die dunkelblaue Farbe von der dunkelgrünen richtig zu unterscheiden wußte (vgl. S. 180!). Das Tageslicht that ihm wehe, und helles Sonnenlicht konnten seine Augen nicht ertragen. Man konnte diesen Zustand eine Tagblindheit nennen." Mit einem Rückblick auf den 26. Mai 1828 müssen wir wiederholen: Unwahrheit.

10) „Wasser ist, wie von jeher so auch noch jetzt, sein einziges (trotz Milch und Chokolade?) und Lieblingsgetränk. Bald nach seiner Hierherkunft wurde ihm von einem mutwilligen Menschen Branntwein statt Wassers gereicht. Er spuckte solchen zwar, sowie er ihn im Munde hatte, wieder weg," u. s. w. Nun heißt es aber in eben diesen beiden Gutachten von eben diesem Menschen, der ohne Geruchswarnung Branntwein statt Wassers trinkt, daß er a) die Ausdünstung des Gottesackers vom Garten des Herrn Kaufmanns Scharrer, also über 400 Schritte weit, roch; b) vom Geruch des Terpentinfirnisses Erstickungsanfälle bekam; c) vom Geruche eines Nußbaumes in einem benachbarten Garten Kopfschmerzen bekam; d) noch jetzt in einem Zimmer zweierlei Weine in verschlossenen Flaschen durch den Geruch unterschied; e) durch den Dunst einer geöffneten Champagnerflasche halb betrunken wurde!

Durch solchen zusammengetragenen Klatsch kommt der Nürnberger Arzt zu seinem „unzielsetzlichen Gutachten" über drei Perioden der Kasperiade:

„Erste Periode. Hauser lebte die erste Zeit seiner Kindheit unzweifelhaft unter Menschen und genoß selbst eine Erziehung. Beweise sind: er konnte schon eine Sprache sprechen — und seine Muttersprache mußte die ungarische oder polnische gewesen sein. . . Er erinnerte sich an seine Kindsmagd, er war an Reinlichkeit bei Verrichtung seiner Bedürfnisse gewöhnt, und auch seine Impfnarben können einigermaßen als Beweis gelten, daß er seine

ersten Kinderjahre in der menschlichen Gesellschaft verlebt habe." Die wackelige Grundlage dieser „Periode" wird in den Kapiteln VIII und IX geschildert werden!

„Zweite Periode. Wahrscheinlich war Hauser, als er eingekerkert wurde, schon 3 bis 4 Jahre alt. Sein Kerker muß wie die Tagesblindheit, an der er (nicht!) litt, dunkel und wahrscheinlich unter der Erde gewesen sein . . ."

„Dritte Periode. Diese beginnt mit Hausers Freilassung aus seiner Haft. Er kam aus derselben, zwar nach Wuchs und Aussehen als ein Jüngling zwischen 16 und 17 Jahren, in Wahrheit aber als ein Kind, das sich seiner noch nicht bewußt (!) ist. Hauser war damals weniger (!) als ein solches Kind. Es ist unwahr, und Hauser hat es nie gesagt (doch!), daß er gleich bei dem Austritt aus seinem Kerker Berg und Ebene habe unterscheiden können; er sagte bloß, er wäre von dem Mann eine Höhe hinaufgezogen (=tragen?) worden . . . Die schnellen Fortschritte, die er in seiner geistigen Ausbildung zu machen schien, die hervorstechenden Fähigkeiten, die er anfangs zeigte, erkläre ich für einen krankhaften Zustand." Schwindel.

Auch v. Tucher wurde im Dezember 1830 vernommen und gab seinen Senf zu dem medizinischen Gebräu. „Ein Versuch im Sommer 1828 gab mir den Beweis, daß Kaspar damals bei gänzlicher (?) Finsternis zwei Stücke von dunkelbraunem und dunkelrotem (also nicht mehr dunkelgrünem) Tuch genau unterschied und deren Farbe angab." Bei gänzlicher Finsternis, und — Daumer und Tucher selbst konnten in dieser Finsternis die Tuchfleckchen sehen — „wenn sie auf einen hellen Grund gehalten wurden." Diesen Widerspruch nahm das Gericht in einem Satze zu Protokoll! „Auf einem Spaziergange sah er bei einbrechender Dämmerung in einer Entfernung von zirka 150 Schritten die schwarzen Beeren eines Holunderbaumes, und gab ihre Verschiedenheit von den ihm schon bekannten Schwarzbeeren an. Es war dabei so dunkel, daß ich und Professor Hermann nur die Umrisse des Baumes erkennen konnten. Jetzt sind seine Augen zwar noch sehr scharf, haben aber die Fähigkeit, in der Finsternis

so deutlich zu sehen, beinahe ganz verloren. . . In Beziehung auf den Geruch muß ich noch nachtragen, daß er im Februar durch das Öffnen einer Champagner-Bouteille in seiner Gegenwart und in einer Entfernung von 4 bis 5 Schritten nach zirka 5 Minuten wie betrunken (!) und taumelnd aus dem Zimmer geführt werden mußte. Heute (also am 5. Dezbr. 1830) geschah es, daß er in ein Zimmer trat, in welchem, in Papier eingewickelt, ein Stückchen Kampfer lag; er mußte sich sogleich wieder entfernen, indem er den heftigsten Krampfhusten bekam." Freilich kann Tucher „manche Eitelkeiten" und „kleine, handgreifliche Lügen" des Wunderkaspar „nicht leugnen." Auch sind seine geistigen Fähigkeiten „nicht glänzend" — aber was schadet das dem Mythus? Als die eingebildeten Fähigkeiten drei Jahre später noch viel weniger „glänzend" waren, hatte Tucher die Dreistigkeit, — obgleich er „seit November 1831 ganz außer Verkehr mit Hauser gekommen" — ihn einen Menschen „von außerordentlichen Gaben und Fähigkeiten" zu nennen. Freilich war er gleichzeitig wieder so naiv auszuplaudern, daß Kaspar es verstand: „mit bewunderungswürdiger Gewandtheit die Schwächen derer kennen zu lernen und zu benutzen, an deren Gunstbezeigung ihm etwas lag; daß er überhaupt sich in alle Menschen zu fügen verstand." Dr. Meyer nennt dieses Gutachten vom 20. Februar 1834 „zweifelsohne das Verständigste, was jemals von einem der Verteidiger Kaspar Hausers über diesen geschrieben worden ist." Aus der Beschaffenheit dieses „verständigsten" Unsinns kann man auf die hohe Flucht der unverständigen Kasperianer schließen!

Diese drei Gutachten wurden nun durch Feuerbach in dem 18. Heft der Annalen veröffentlicht. Hitzig sprach dabei die Hoffnung aus, daß „Herr Polizeirat Merker, da es ihm nur um Wahrheit zu thun ist, den Lesern seiner Zeitschrift den wesentlichen Inhalt der gerichtsärztlichen Gutachten nicht vorenthalten und, dadurch vielleicht selbst überzeugt, thun werde, was in seinem Vermögen steht, den bösen Schein, welchen seine Schrift auf K. H. geworfen, wiederum schwinden zu machen." Merker wird sich köstlich amüsiert haben! Der „Einsender" (Feuerbach) war so wohlwollend, sogar noch mehr Argumente für den krankhaften modernen Wunderglauben der Romantik

in eigenen Anmerkungen ihm zuzuführen. Diese Bereicherungen der Gutachten[1]) enthalten noch folgende Hauseriana:

„Nachdem man ihm (der noch gegenwärtig mit den eigentlichen Geschlechtsverhältnissen unbekannt ist) einigermaßen die Worte: Mutter, Bruder, Schwester erklärt hatte, verfiel er in tiefes Nachdenken." War nicht nötig, denn er kannte diese Ausdrücke zur Genüge, und hat die Worte Vater und Mutter von Anfang an in Nürnberg gebraucht.

„Sein Gang — war mehr dem Tappen eines aufrecht gehenden Bären als dem Gange eines Menschen zu vergleichen; bei jeder Unebenheit, welcher sein Fuß begegnete, war er in Gefahr zu fallen. Auch mußte er auf dem Straßenpflaster entweder geführt werden oder mit einem Stocke sich forthelfen." Aktenwidriger Schwindel!

„In dieser Lage (mit gestreckten Schenkeln) saß er nach seiner Erzählung beständig in seinem dunkeln Kerker. Auch in Nürnberg nahm er in den ersten Monaten seines Dortseins, so oft er sich allein befand, auf dem Boden sitzend dieselbe Stellung an, die ihm nur mit Mühe abgewöhnt werden konnte." Wie oben.

„Die Zehen seiner Füße waren, als ich am 11. Juli ihn zum erstenmal beobachtete, beinahe ganz rund und standen weit auseinander wie bei einem Menschen, der noch keine Schuhe getragen hat." In Gegenwart gaffender Besucher, die in seinem Beisein alle Hypothesen durchsprachen, die Zehen spreizen, — das war allerdings für den pfiffigen Kaspar kein großes Kunststück.

---

1) Die Fragestellung (S. 175/76) wurde von Feuerbach so verstümmelt: „die Personal-Beschreibung des K. H. soviel nur immerhin möglichst (!) zu vervollständigen." Dr. Preu fügte seinem Gutachten noch hinzu: „Einen doppelt bündigen Beweis (!) für sein Nachtleben gab früher die so lange an ihm bemerkbare Eigenschaft des tierischen Magnetismus und des Einwirkens der Metalle aus der Entfernung auf sein Gefühlsvermögen und so manches andere von sorgsamen (?) Beobachtern an ihm Wahrgenommene, welches alles die Übergewalt des Tellurischen über das Siderische bekundete, aber bald sich verminderte und endlich ganz verloren ging, nachdem Hauser an Fleischkost war gewöhnt worden. Da nun gegenwärtig (3. Dezbr. 1830) nichts mehr von dieser Eigentümlichkeit an Hauser zu bemerken ist" . . .

„Er (Kaspar) fühlt, daß er in dieser Welt ein Fremdling ist, gleichsam das einzige Geschöpf seiner Gattung: was er bei verschiedenen Veranlassungen auf seine Weise unter heißen Thränen äußert."

„Der Mordversuch (am 17. Okt. 1829) wird in der Schrift: Skizze u. s. w. auf ganz aktenwidrige Weise erzählt.[1]) Der Verfasser dieser Schrift hat jene Begebenheit bloß nach Hörensagen erzählt; und es wäre wohl keine Verletzung des in Bayern so schwer verpönten Amtsgeheimnisses gewesen, wenn das Königl. Kreis- und Stadtgericht Nürnberg sich für verpflichtet erachtet hätte wenigstens im allgemeinen zu erklären, daß jene Erzählung in den Akten nicht

---

[1]) Aber es war gerade diese Schrift, eine 2. Auflage des Binderschen Romans, deren aktenwidrigen Inhalt man im 14. Heft derselben Annalen abgedruckt hatte! Man las dort über das sogenannte Attentat: „Es war am 17. Oktober 1829, da Hauser allein mit einer Magd die Wohnung hütete (!) . . . Siehe! da wird plötzlich an der Glocke geschellt; Hauser in der Meinung, eines der Hausangehörigen kehre zurück, ziehet an der Leine das Schloß auf (!) und gehet dem Ankömmlinge in den unteren, etwas dunkeln Hausgang entgegen. (!) Da trifft er einen unbekannten Mann mit vermummtem Gesichte, der rasch auf ihn zuschreitet und ihm mit einer Hacke mehrere (!) Schläge auf den Kopf beibringt. Hauser stürzt besinnungslos zu Boden, winselt und wälzt sich (!) und lockt durch dies Getöse die im oberen Stocke (!) arbeitende Magd herbei. Auf das laute Angstgeschrei der Magd (!) entflieht der Mörder, soll aber unter der Flucht die deutlichen Worte von sich gegeben haben: Du sollst mir doch nicht lebendig aus Nürnberg kommen. Kaum zur Besinnung gekehrt (die Wunden waren zwar stark, aber nicht tödlich), rafft der unglückliche Junge alle seine Kräfte zusammen und fliehet, vom Schreck gepeitscht, in den Keller. Da (!) verfiel er bei seinem schwachen Nervensysteme in Wahnsinn und tobte so gräßlich, daß man ihn fesseln und so lange bewachen mußte", u. s. w. Zu dieser Fabelei schrieb Hitzig aus einem Briefe Feuerbachs die Phrase hin: „Lernen und nur lernen und immer lernen ist, sobald seine halbätherische Spinnewebennatur nicht durch äußere Einflüsse vorübergehend beinahe ganz in ein Schattendasein sich aufgelöst hat, sein einziges Verlangen, das nicht selten als instinktartige zitternde Begierde, wie ein Heißhunger der Seele hervorbricht." Hat er darum trotz der unzähligen Privatstunden in fünf Jahren nichts Ordentliches gelernt!? Es ist deutlich, daß Leute, die solches Zeug leisten und verdauen, nur infolge Merkers schneidiger Kritik mit der verbesserten Darstellung der Mordgeschichte den Rückzug angetreten haben.

gegründet sei. Daß der Mordversuch an Kaspar Hauser wirklich geschehen, ist außer allem Zweifel und zu vollkommener juridischer Gewißheit dargethan." Feuerbach hat selbst diese „aktenwidrige" Lüge unterstrichen, und Hitzig dazu die Anmerkung geschrieben: „Was diese Versicherung aus Herrn v. Feuerbachs Munde zu bedeuten habe, hierauf brauche ich wohl nicht besonders erst aufmerksam zu machen." Wir kennen genau den Wert der „Versicherung." Zu einer vollkommenen juristischen Gewißheit gehörte vor allem die Ermittelung eines (wenn auch flüchtigen) Thäters, nicht aber das kindische Hirngespinst einer nackten, widerspruchsvollen Erzählung. Auch Feuerbachs „juridische Gewißheit" beruhte wie die abgedankte Skizze bloß auf Hörensagen, und aus was für einer Quelle! Und Hitzigs Satz hatte nur denselben substanziellen Inhalt wie wenn er gelautet hätte: „Was diese Versicherung aus Herrn Hausers Munde zu bedeuten habe, hierauf brauche ich wohl nicht besonders erst aufmerksam zu machen." Gewiß nicht, Herr Kriminal-Direktor!

Merker wies (1831) das verspätete medizinische Kauderwelsch nach Gebühr zurück und zeigte den Herren Juristen mit beschämender Klarheit, worum es sich in der Kasparfrage eigentlich handelte.

„Die treue und genaue Schilderung von dem Benehmen K. Hausers, als er, den bekannten Empfehlungsbrief aus der Tasche ziehend, einen Bürger in Nürnberg anredete, wie er sich über das Aufsuchen des Rittmeisters, an den der Brief gerichtet war, mit dem Bürger, wie er sich mit dem Rittmeister, der ihn dem Magistrat überwies, verständigte, ob und welche Wünsche er äußerte, wie er sich auf dem Wege zum Rittmeister rc. benahm, was er damals zu seinem Begleiter sprach, dies alles ist von entscheidender Wichtigkeit. Die Nachweise, daß K. Hauser bei diesem ersten Auftreten das Tageslicht nicht ertragen konnte, daß und wie er sich damals gegen die Einwirkung der ihm so neuen Tageshelle schützte, daß damals sich eine entzündliche Wirkung an seinen Augen zeigte; dies ist wesentlich für den Beweis, daß er soeben der vieljährigen Einsperrung in einem dunklen Kerker entlassen war. Die aktenmäßige Nachweise von den Wahrnehmungen, daß K. Hauser bei den ersten Gängen in Nürnberg durch die Unebenheiten des Bodens am Gehen gehindert

wurde, daß er nur mit Beihülfe anderer sich aufrecht erhalten konnte, daß er versuchte, durch Rutschen auf dem Hintern sich fortzubewegen, daß sein Erheben vom Boden schwieriger war als das eines kleinen Kindes: aus den Angaben der Zeugen hierüber muß der Beweis sich ergeben, daß K. H. seit Jahren des Laufens entwöhnt und nur eben erst genötigt worden war, das Rutschen mit dem Gehen zu vertauschen."

„Die Angabe von Augenzeugen, daß K. H. bei seinem ersten Forttaumeln auf den Straßen in Nürnberg nicht darauf achtete, den Fuhrwerken und Reitern auszuweichen, und daß er durch das Wagengeräusch betäubt wurde, würde für seine völlige Unbekanntschaft mit dem, was auf den Straßen eines bewohnten Ortes vorgeht, und für seinen jahrelangen Aufenthalt in einer Einsamkeit, wohin kein Schall dringen konnte, sehr überzeugend sprechen."

„Sobald die Untersuchungs-Behörde die damals aufgenommenen Verhandlungen mitteilt, wird sie leicht diejenigen überzeugen, die die Einkerkerungsgeschichte noch bezweifeln." [1])

„Eine sorgfältige, genaue und treue Schilderung von K. Hausers Benehmen in den ersten Tagen seiner Anwesenheit in Nürnberg, eine treue, durch Thatsachen belegte Darstellung, wie er zu jener Zeit das, was er sehe, hörte, fühlte rc., auf seine Sinne wirkte, wie die Außendinge von ihm aufgefaßt worden sind, als er in Privathäusern, Gasthöfen und Schenken umhergeführt worden ist, welche Eindrücke sich damals zeigten, wenn er in die Nähe solcher Orte gebracht wurde, wo starke Gerüche, die Dünste geistiger Getränke, starkes Geräusch rc. ihn trafen: dies kann nur für den Glauben einer Einkerkerungsgeschichte entscheidend sein, über die K. H. selbst keine Aufschlüsse giebt."

Sehr verständlich war auch folgender Wink: „Wahrscheinlich entwickelte der Findling, als er so reißende Fortschritte machte, nur

---

[1]) Obgleich Merker seine Zeitschrift (zu welcher ihm „auf Veranlassung der Landes-Regierungen fast aller deutschen Staaten von den Kriminal- und Polizei-Behörden aktenmäßige Nachrichten überschickt" wurden) für die so heiß ersehnten authentischen Mitteilungen zur Verfügung stellte, hütete man sich wohl, diesem berechtigten Wunsche zu entsprechen.

diejenigen Kenntnisse, die er sich bereits vor seiner Ankunft in Nürnberg angeeignet hatte, und als er den Grenzpunkt dieses Wissens erreichte, mußte der Stillstand sehr natürlich um so bemerklicher werden, als das Unterrichtssystem, wie es scheint, nicht auf diese Erscheinung berechnet war."

Schließlich erzählte er noch ein Beispiel:

„Johann Georg Sippel entwich, zwölf Jahre alt, seinen Eltern, und obgleich seine Personsbeschreibung öffentlich bekannt gemacht wurde, trieb er sich doch zwei Jahre hindurch in nicht sehr großer Entfernung von seiner Heimat teils allein teils in Gesellschaft von Gaunern umher, ehe er entlarvt wurde. Unter der Maske eines Taubstummen hatte der junge Bursche Privatpersonen und Beamte sehr glücklich getäuscht; er war kurz vor seiner Entlarvung der Gegenstand allgemeiner Unterhaltung und das Wunder der Gegend geworden und sollte nach seinem Verlangen bei einem Schuhmacher als Lehrling untergebracht werden. Er zeigte in seinem Betragen eine seltene Ruhe, Treuherzigkeit und Unbefangenheit, und er war sogar von einem Polizei-Beamten mit einem offenen Empfehlungsbriefe versehen worden."

Aus Merkers Kritik der Daumerschen Mitteilungen, die er 1833 in seiner Zeitschrift veröffentlichte, wollen wir ebenfalls einiges aufheben.

„Wünschenswert wäre es, wenn Hauser (der keiner Lüge fähig ist) der Welt auch noch das Geheimnis aufdecken wollte: wie er es denn angefangen hat, sich bei dem Absitzen vom Pferde von der ihn in Sattel und Bügel festhaltenden Kraft augenblicklich und mit der Zwangslosigkeit zu befreien, daß er mit Eleganz und Leichtigkeit abstieg, und weshalb die Metall-Saiten des Klaviers und die metallenen Klaviaturstifte ihm weniger Beschwerden verursachten als die entfernter niedergelegten Geldsäcke ... Unzweifelhaft mußte ihn hierbei ein Etwas unterstützen, was er noch nicht beschrieben hat, nicht minder neu und wunderbar, als seine Beziehung zu den Metallen überhaupt. Da nun auch die quantitative Verschiedenheit der Metallmasse nichts in der Art des Zuges änderte, also wahrscheinlich ein Decillionen-Teilchen so viel wirkte als einige

Zentner, so bleibt es wünschenswert von dem Wundermenschen zu erfahren, wie er seine Füße von der Kraft befreite, und mit welcher die Nägel in den Dielen, die auf dem Steinpflaster von den Wagenrädern abgesetzten Eisenteilchen auf ihn wirkten, da ohnehin auch die Berührung des Granits ihm fühlbar war. Wohl möglich, daß durch diese Mitteilung die Ursache seines schwankenden eigentümlichen Gehens auf ganz natürliche Weise aufgeklärt wird, ebenso wie die Welt nun weiß, wodurch der des Reitens Ungewohnte so sattelfest war. Es wäre für die weiteren gelehrten Forschungen nicht gleichgültig, wenn Hauser sich erklärte, wie er in einem mit Mineral-Farben gemalten Zimmer angezogen, wie er beim Öffnen der Thüre durch Berührung des metallenen Drückers gepeinigt worden ist; wie ihn, wenn er metallene Knöpfe getragen hat, diese nach allen Seiten hingezogen und beim Aus- und Ankleiden schmerzliche Gefühle erregten rc. rc. — Wie groß ist das Feld, welches hier dem gelehrten Forscher noch offen stehet? Wird es nicht z. B. bei einigem Nachdenken schon dem schlichten Menschenverstande erklärlich, weshalb der Geizige auf seinem Geldsacke verhungert? Er ist mit einer stärkeren physischen Empfindlichkeit für die Anziehungskraft der Metalle begabt; es schmerzt ihn, wenn er sich davon losreißen will."

„Einst wird in der Weltgeschichte gelehrt werden: in einer Stadt Deutschlands, in Nürnberg, erschien ein Jüngling wie von einem andern Stern herabgesenkt. Aber dennoch kam der Jüngling nicht aus höheren Regionen zur Erde, sondern aus seinem unterirdischen Kerker trat er an das Tageslicht hervor; unter empfindlichen Schmerzen wurde er auf dem Rücken von einem rätselhaften Unbekannten aus einem tiefen Loche herausgeschafft, von einem Unbekannten, der sein Kerkermeister, sein Lehrer, sein Zuchtmeister und sein Wohlthäter war und auch sein Mörder werden wollte. Die Polizei der Stadt Nürnberg vermochte nicht gleich das Unerhörte zu fassen; sie hielt das aus der Erde hervorgezauberte Wunderkind für einen gewöhnlichen Vagabunden, doch bald erfolgte die bessere Überzeugung."

„Bücher wurden geschrieben. Von der Geschichte des Wunderkindes widerhallten die Zeitschriften. Sein Speichel, die Ausflüsse

seiner Nase, seine Augenbutter, sein Urin, seine Ausleerungen, seine Blähungen sogar sind Gegenstände tiefer wissenschaftlicher Forschungen geworden. Hausers Niesen, sein Liegen, sein Sitzen, Stehen und Gehen rc. rc. wurden als bedeutungsvoll erkannt."

„Diejenigen Ärzte der Stadt Nürnberg, die an den Wundern zweifelten, diejenigen Einwohner jener Stadt, die das im Orte sich ereignete (!) Unerhörte nicht glaubhaft finden wollten, sowie jeder, der es wagte eine Frage des Zweifels auszusprechen, wurde, wie es sich gebührte, in öffentlichen Schriften zurecht gewiesen, und so löste sich die Entdeckung aus dem Nebellichte, mit welchem sie umschleiert war. Ein wunderbares Ereignis wurde immer durch ein noch wunderbareres aufgeklärt und erwiesen, bis sich alles zur lichten Wahrheit gestaltete."

So liegen wirklich die Thatsachen! Man wollte keine prosaische Entdeckung der Wahrheit, man dichtete nur immer frisch darauf los. Und wer jetzt davon überzeugt werden will, beachte nur, daß Dr. Preu im Dezember 1830 schrieb und unterstrich, daß Feuerbach und Hitzig veröffentlichten: „Die Geschlechtsfunktion schlummert noch ganz in ihm" (in Kaspar Hauser), und dann lese er S. 111 nach, was Daumer schon ein volles Jahr früher über den Punkt niedergeschrieben hatte!

Merker veröffentlichte (1835, S. 275) einen unverständlichen (nein, gar zu verständlichen) Zug der gläubigen Taktik.

„Eine Absicht des Magistrats zu Nürnberg hätte zu Entdeckungen führen können, die der romantischen Geschichte ein nicht erwartetes Ende gemacht haben würde. Man wollte ein gut getroffenes Bild des Burschen in seiner damaligen Gestalt und ein Faksimile des eingelieferten Briefes durch das ganze Land, namentlich aber in die Gegenden verbreiten, wo die ihm eigene Mundart gesprochen wird. Es sollte dadurch der Ort entdeckt werden, wo er widerrechtlich eingesperrt gewesen, und die Personen, welche an ihm zu Verbrechern geworden waren. Sehr möglich, daß sich durch dies Mittel K. Hausers Geschichte vollständig aufgeklärt hätte. Ein Schullehrer konnte wohl seinen Zögling, eine Familie ihren Verwandten rc. in Schrift und Bild erkannt haben. Unbegreiflicherweise aber ist die

Ausführung dieser Maßregel durch Herrn von Feuerbach untersagt worden. Man wies selbst das Anerbieten zurück, durch die Mitteilungen zur Beförderung der Sicherheitspflege (von Merker) den Versuch zu machen, K. Hausers Verhältnisse zu ermitteln, was ganz unentgeltlich geschehen konnte und in ähnlichen Fällen nicht selten günstigen Erfolg gehabt hat." Daß „Signalement und Porträt in alle vier Winde geschickt wurden", ohne daß man Kaspar Hauser wieder erkannte, wie man in gläubigen Hauserschriften lesen kann, ist also auch eine der vielen Unrichtigkeiten dieser Litteraturgattung. Inmitten einer solchen allgemeinen geistigen Verblendung zogen die Sehenden das Gold des Schweigens dem Silber des Redens entschieden vor. Viele in Nürnberg hielten Kaspar Hauser für einen Betrüger, z. B. ein nachheriger bayrischer Gesandter, der ihn etwa vierzehn Tage nach seiner Ankunft besuchte (die Mitteilung rührt von dem gutgläubigen Hiltel selbst her), — die Fanatiker aber behielten wie immer die Oberhand.[1])

Ein Zeitgenosse berichtete 1830: „Man hatte im Anfang jedermann den Zutritt zu dem merkwürdigen Fremdling verstattet, und es fehlte nicht an Leuten, die sich ein Verdienst oder ein Vergnügen daraus machten, in Hauser große Gedanken von seiner Herkunft zu erregen. Ein Lieblingsgedanke dieses Publikums (bis auf den Wiener Professor Ottokar Lorenz 1883!), der auch (vor) dem Gegenstand oft ausgesprochen wurde, war: Kaspar Hauser sei der Sohn Napo-

[1]) Traf noch in der jüngsten Zeit jeden, der in der Hausersache nach Wahrheit trachtet, ein Hagelschlag von Schmähungen, so wundern wir uns nicht, daß der Kgl. B. Kreis- und Stadtgerichts-Rats-Accessist in Nürnberg, Rudolph Giehrl, 1830 in seiner sogenannten Widerlegung Merkers Zwischensätze wie die folgenden gegen ihn verwendete: „(harbe muus [!] — sagt der Jude) — Wie inhuman, wie neidig (!), wie unchristlich! — Wie unglücklich sind wir Nürnberger — — ja wir Bayern alle, daß wir keinen Polizeirat Merker in unserer Mitte haben! — Da haben der Herr Rat doch gewiß einen Bock geschossen?? — — Kann denn ein dressierter Star sprechen, weil er das Wort: Spitzbube zu flüstern (!) weiß? — — Also, wie sich Kaspar Hauser, wenn er — salva venia — von hinten sich expektorieren wollte, auf einen Hafen setzen konnte — ist etwas Unbegreifliches. (Hört, hört!! — — Begreifen hätte man es freilich nicht — wohl aber . . . . können). — (Um Christi willen, halten Sie ein, Herr Rat!!!) — (ey weih ge-

leons." Hickel besagt: „Hauser ist bei solchen Erzählungen sehr bescheiden und zurückhaltend, er lächelt und fällt in Nachdenken." Das war wirklich kein Wunder. Denn bald sollte er ein Napoleonide, bald ein außerehelicher Sohn des Königs Max Joseph I. von Bayern, bald ein Sohn des ehemaligen Kurfürsten von Mainz, bald ein Sproß der letzten (sehr reichen und galanten) Kurfürstin von Bayern gewesen und wegen der unermeßlichen Erbschaft von einem Grafen von Pappenheim beseitigt worden sein!

Infolge einer Eingabe Tuchers hatte die Stadt Nürnberg im Januar 1830 für Kaspar Hauser eine jährliche Unterstützung von 300 Gulden ausgesetzt. Ein Gesuch, die Kosten seiner Verpflegung und Erziehung auf die Staatskasse zu übernehmen, wurde unter Hinweis auf die Bekanntmachung vom 7. Juli 1828 abgewiesen. Den 21. September 1831 erkannte das Landgericht Nürnberg, daß die Kosten seiner Verpflegung aus dem Kreisfonds für Heimatlose, die Kosten seiner Ausbildung aber aus Kommunalmitteln zu bestreiten seien. Nach dieser Notiz aus der rauhen Wirklichkeit versteigen wir uns mit Adlerschwingen in die höheren Regionen der Romantik, in das Wolkenkuckucksheim der Hauserianer.

schrieen)" u. s. w. S. 39 steht der Schwindel, daß man K. H. den 17. Okt. 1829 „mit einer bedeutenden Wunde am Kopfe, die die Breite der ganzen Stirne durchlief, antraf." S. 50 beginnt der Roman: „Dieser Unglückliche stammt entweder von väterlicher oder mütterlicher Seite aus einer großen, vielleicht sehr wohlhabenden Familie ab (1812). Seine frühesten Lebenstage genoß er nicht im deutschen Vaterlande, er sah wahrscheinlich zum erstenmale die Sonne in Ungarn aufgehen . . . K. Hausers Vater — vielleicht ein ungarischer Magnat — zog 1812 in das Feld" u. s. w. Der Herr Stadtgerichtsrats-Accessist brauchte keine anderen Beweise als das Wörtlein mochte, und solches Zeug nannte ein Kaspar-Hauser-Komplott 1883 Merkers schlagende Widerlegung „durch den Juristen Giehrl"!

Zweites Buch.

Baron Kaspar.

„Überhaupt hat ihn die Wucherpflanze der Eitelkeit bereits fest umschlungen; sie, die genährt wird durch immerwährende Lobhudelei und durch seine nahe Verbindung mit dem Grafen, potenziert ihn in seiner Einbildung schon zum Lord, mit welchem Titel er von einigen mit großem Unrecht schon benannt und besungen wurde."

Hausers Vormund Joseph Hickel, K. H. 30. Brief (1881 S. 86).

„Sobald das Segel aufgespannt wird, das ihn übers Meer nach England führt, liegen alle trüben Rückerinnerungen hinter ihm. Neue Luft, neue Lebensweise, neue Lebensinteressen werden seiner Jugend Frische und Stärke wiedergeben. Vielleicht erblüht ihm in England ein stilles, und daher mehr sicheres Glück, als er, selbst einem Fürstengeschlechte angehörend, auf der sturmbewegten See der Zeit gefunden haben würde, wenn die Hand der Bosheit ihm nicht ein solches Inkognito bereitet hätte."

Schmidt von Lübeck, C. H. (1832 S. 39).

VIII.

Johann Samuel Müller.

„Auf jeden Fall wird sich ergeben, was es mit der Freimaurerei und dem Protestantismus auf sich habe.“

Der Zeitrechnung nach könnte hier erst ein Roman Graf Kaspar von Tattenbach vorangehen. Nach den Erzählungen des Volks sollte ein Graf von Tattenbach in München 99 Rittergüter besitzen, welche einem jungen Erben aus dem gräflichen Hause Arco zugefallen seien, obgleich der letzte Besitzer, Graf von Tattenbach, einen leiblichen Sohn hinterlassen hätte, den man aber hinterlistig auf die Seite zu schaffen gewußt habe.[1]) Kein Geringerer als der preußische Gesandte in München, Küster, berichtete am 27. Dezember 1829 nach Berlin: „Les gazettes ont déjà parlé de l'histoire énigmatique d'un jeune inconnu, C. H. etc. — J'oserai marquer ici, que dans ce moment cette même histoire occupe *infiniment* le public d'ici. C'est que quelques feuilles avaient d'abord débité, que *H.* était un rejeton de la famille des comtes de Tattenbach en Bavière, mais renié et abandonné depuis la naissance à cause de quelque grand héritage. — Comme effectivement en 1821 le dernier comte de T. de la ligne principale est mort ici sans héritiers naturels, et que sa succession, montant à un million de florins après avoir été long-temps disputée en justice entre les prétendants d'une autre branche et le jeune comte de Arco-Valega,

[1]) Interessant ist, daß nach der Fremdenliste ein Obersthofmeister v. Arco, ein Oheim des Tattenbach mit den 99 Rittergütern der Volksrede, sich gerade am 17. Oktober in Nürnberg befand: ein nicht ungeeigneter „Attentäter“!

comme parent du côté maternel et héritier testamentaire, a été enfin adjugée à ce dernier *(sic!)*, les mêmes feuilles ont donné dernièrement à entendre des bruits injurieux contre le digne père de ce jeune comte ex-président du tribunal supérieur et frère de l'époux de l'Electrice douairière, comme coupable des crimes qui auraient pu être commis envers C. H. — Un mandataire de la famille de T. vient maintenant de publier des notices généalogiques, suivant lesquelles cet inconnu ne saurait jamais avoir appartenu à la dite famille.“ [1])

Der „letzte Tattenbach“ ist aber kein Glaubensartikel der Hauserianer geworden, und so wollen wir für diesen Fall nur ohne weiteres auf Kaspars Successionsberechtigung verzichten.

Der jetzt folgende ungarische Räuberroman, Stephan Bartakowits, zeigt sonnenhell, wie morsch das ganze Gebäude der gläubigen Kaspardogmatik von Anfang an gewesen ist. Zur vorläufigen Orientierung des Lesers sei bemerkt, daß ein an Verfolgungswahn leidender Konvertit, ein ehemaliger evangelischer Geistlicher in Vöcklabruck, Johann Samuel Müller, 1830 aber Domprediger in Preßburg, sich entschlossen hat dem Protestantismus den Hauserschwindel aufzubürden. Der rohe Fanatiker war früher zu Budapest Erzieher bei der Baronin Marianne von Majthényi, einer geborenen Bartakowits, die ihn aber aus ihrem Hause entfernte, weil „sie den frommen Sinn und die Ruhe des Geistes, die ein Erzieher haben soll, ganz in ihm vermißte. Auch gab es mehrere unangenehme Scenen wegen ihres Sohnes, den er mißhandelte.“ Gouvernante der Frau Majthényi war damals Anna Frisacco aus Triest, nach einem französischen Major, mit dem sie früher gelebt hatte, jetzt Talbonne genannt; 1830 wohnte sie als Erzieherin des Grafen Tavernicus bei der Gräfin Palffy zu Preßburg. Die beiden Damen sind nie wieder aus den Kasparbüchern verschwunden, hatten aber ursprünglich nicht einmal in Müllers Denunziation irgend etwas mit Kaspar Hauser zu thun! Müller wollte bloß „Protestanten und

[1]) Den 12. Februar 1832 berichtet er Kaspars „adoption par le riche Anglais Stanhope.“ Die Gerichte haben noch nichts aufgefunden.

Freimaurern" etwas am Zeug flicken, zu diesem Zwecke versuchte er Frau von M. und ihre Gouvernante als Zeugen zu verwenden, und erst nachdem ihm dieser Versuch mißlungen war, begann er sie anzuschwärzen. Zuletzt sollte ein früherer Kollege, ein evangelischer Pfarrer (Wirth) aus der Gegend von Augsburg, den Frau Dalbonne nicht einmal dem Namen nach gekannt hat, 1825 oder 1826 sich zu Pest mit ihr über die Gruselgeschichte unterhalten haben. Dieser Halunkenstreich führte den Namen Kaspar Hausers feierlichst in lateinische Akten ungarischer Gerichte, in diplomatische Depeschen Metternichs an den österreichischen Gesandten Grafen Spiegel zu München, in Entschließungen des bayrischen Staatsministeriums der Justiz ein! Das wäre nun lustig genug, schlimmer aber war, daß die schändlich verleumdete Gouvernante, die ihre alte (ebenfalls gerichtlich vernommene!) Mutter zu versorgen hatte, aus dem Hause der Gräfin Palffy entfernt wurde, in Wahnsinn verfiel und erst durch eine liebevolle Pflege im Rochus-Spital nach einigen Monaten geheilt worden ist. Ihre wirklich rührende Bittschrift vom 14. April 1830 an den Kaiser von Österreich (A. M. 552) schließt wie folgt: „Eure Majestät mögen einer unschuldig Verunglückten die allerhöchste Gnade erweisen und das Resultat der ihretwegen veranlaßten Verhandlung gnädigst beschleunigen, sodann aber im offiziellen Wege der betreffenden Behörde zu bedeuten (?) geruhen! Nicht Entschädigung, die mir vielleicht von jenem Bösewicht (Müller) gebühren könnte, der es nicht scheute, das schwer erworbene Glück mir schändlich zu entreißen, nicht Rache, die meinem Herzen ewig fremd war und sein wird, sondern die Pflicht der Ehre, jene der Selbsterhaltung und die Sorge für eine alte Mutter, die nur durch mich lebt, ist es, allergnädigster Kaiser und Herr, welche mich erdreistet, Eurer Majestät obberührte Bitte mit aller Beruhigung zu Füßen zu legen. Denn überzeugt, nur um Recht zu bitten, bin ich der Erfüllung meiner Bitte gewiß."

Müller log ein so verrücktes Zeug zusammen, daß nur ein „Genie" wie Feuerbach hereinfallen konnte. Man überlege nur: 1) in 1813, 1814 oder 1815 — das weiß dieser Augenzeuge nicht so genau — sollen nicht weniger als vier Herren in Müllers

Gegenwart einen Einsperrungsplan behufs Erbschaftserschleichung verabredet haben; 2) bis 1829 hat dieser „entrüstete“ (!) Augenzeuge nicht bloß geschwiegen, sondern sich überhaupt erst damals an die Sache „erinnert“; 3) zwei Pfarrer sollen im Hause der Frau von Majthényi in zwei verschiedenen Zimmern über Naturalismus, Supranaturalismus, Genugthuung, Inkonsequenz des Protestantismus, Autorität der Bibel, Kant ꝛc. ꝛc. disputiert, sich zuletzt insultiert, und eine Gouvernante aus Italien soll die Kapuzinerkeiferei hin und her getragen haben! Ist Feuerbach wirklich fähig gewesen, an eine so verrückte Posse zu glauben?! An ihn selbst hat sich Müller zunächst mit einem anonymen Brief gewendet. Wir wollen jetzt den tonsurierten Schurken bei der Arbeit sehen: die scharfe Beobachtung der immer anwachsenden Verleumdungen ist psychologisch interessant, und ein Kommentar für den aufmerksamen Leser gewiß überflüssig.

„Wohllöbliches Präsidium!

Bei dem allgemeinen Interesse, welches Kaspar Hauser erregt, und bei dem ebenso allgemeinen Wunsche, den Urheber der an ihm verübten Barbarei entdeckt zu wissen, fühle ich mich im Gewissen verbunden, nachstehende Eröffnung zu machen, die höchst wahrscheinlich zu den nötigen Aufschlüssen über diese Sache führen wird. Ich erinnere mich nämlich in betreff der Sache selbst ganz klar und deutlich, in Ansehung der Zeit aber, ob es im Jahre (1)813 oder (1)814 oder (1)815 war, nur dunkel und unbestimmt, daß der damalige Landgerichts-Aktuar in Vöcklabruck, später in Burghausen, Herr v. Mayer bei dem dortigen protestantischen Pfarrer Ludwig Wirth (= Würth), späterhin nach Martinsheim und Oberriegolsheim befördert, in Gegenwart des Landgerichts-Advokaten Lambert, wenn ich nicht irre, von dieser Sache redete, daß nämlich ein ehemaliger Universitätsfreund von ihm eben das, was nun seither mit Kaspar Hauser wirklich geschah, thun wolle, um sich in den Besitz des Vermögens seines blutsverwandten sehr reichen Mündels — wenn ich nicht irre, seines Neffen, dessen Vater als K. b. Offizier im Kriege umkam — zu setzen, und ihn, Herrn Mayer, in betreff der Verantwortlichkeit, welcher er sich, wenn die Sache sollte entdeckt werden, aussetzen würde, konsultierte. Der Plan war eigentlich, wie sich der Herr Aktuar verlauten ließ, die physische sowohl als die moralische und geistige Entwickelung und Ausbildung des Kindes zu verhindern und

dasselbe durch eine gänzliche Entfernung und Absonderung von aller menschlichen Gesellschaft blödsinnig und zur einstigen Besitznahme und Verwaltung seines Vermögens unfähig zu machen. Ich unterließ nicht sogleich zu bemerken, daß ein solches Vorhaben eine große Gewissenlosigkeit voraussetze, und daß die göttliche Vorsehung die Umstände so zu lenken wissen werde, daß ein solches Verbrechen zu seiner Zeit nicht unentdeckt und unbestraft bleibe — worauf Herr Mayer, den Blick auf mich heftend, zum Pfarrer Wirth sagte: dieser könnte die Sache mit der Zeit noch verraten! was aber der Pfarrer mit der Bemerkung in Abrede stellte, daß ich in keinem Verhältnisse mit Bayern stehe und zumal in der Ulmer und Nürnberger Gegend ganz unbekannt sei. Im ganzen kamen die Herren dahin überein, daß es am ratsamsten wäre, wenn man schon so gewissenlos sein wolle oder könne, den Erben eines solchen Vermögens, das man sich zuzueignen wünsche, aus der Welt zu schaffen, was bei einem Kinde ohnehin leicht thunlich sei."

Ich enthalte mich ein mehreres zu berichten und füge nur noch bei, daß ich voll Unmut über die menschliche Verdorbenheit, die einer solchen That fähig ist, die Gesellschaft verließ und nach Hause ging und seither, in ganz andere Verhältnisse versetzt, an diese Sache gar nicht dachte, bis ich diesen Herbst durch die Nachrichten, die man von Kaspar Hauser in den Zeitungen las, auf das lebhafteste daran erinnert wurde.

Sollte ein wohllöbliches Präsidium von diesen Angaben Gebrauch machen und vielleicht auch den Stand und Namen des Einsenders wissen wollen, so wird das hiesige katholische Stadtpfarramt unter der Bedingung der nötigen Verschwiegenheit Auskunft hierüber geben.

Preßburg, den 25. Dezember (1)829."

Jetzt galt es, mit Hilfe der Transsubstantiation Zeugen zu schaffen, was unser Priester durch einen Brief vom 28. Dezember 1829, an dem wir auch orthographisch keinen Buchstaben ändern wollen, zunächst so versuchte:

„Hochwohlgeborene, gnädige Frau!

Indem der gehorsamst Unterzeichnete die Gelegenheit des feierlichen Jahreswechsels benützt, seine frommen Glückwünsche für Euer Gnaden und Ihre Kinder und für Alle, die Ihrem Herzen lieb und teuer sind, in dieser Zuschrift zu eröffnen, nimmt er sich zugleich die Freiheit, Euer Gnaden an jene Szene zu erinnern, wo sich ihm, dem Unterzeichneten, in Ihrem Hause in Ofen ein gewisser Königlich bayrischer Pfarrer Würth (so)

— derselbe, welcher den Unterzeichneten vor zwei Jahren in Linz beinahe ermordet hätte — aufdringen wollte.[1]) Bekannt mit dem Unglauben und den unmoralischen Grundsätzen dieses Menschen, welche der Unterzeichnete an demselben schon in den Jahren 813, 814 und 815 kennen und verabscheuen lernte, als er noch in Ober-Österreich sein Amtsbruder und Amtsnachbar war, wollte er denselben, wie sich Euer Gnaden wohl erinnern werden, durchaus nicht vorkommen lassen, was dann in Gegenwart Euer Gnaden zu verschiedenen Aeußerungen und Erörterungen Veranlassung gab. Unter Anderm erinnert sich der Unterzeichnete geradezu erklärt zu haben, er sei darum katholisch geworden, um aus allen Verbindungen mit den Protestanten heraus zu treten, deren Irreligiosität und Gewissenlosigkeit er kenne, und deren Abfall vom christlichen Glauben er von Herzen bedauere — wie er denn selbst, der Kgl. bayerische Pfarrer Würth, weiter nichts, als ein elender Naturalist sei u. s. f. Anstatt seiner Gemeinde das Wort Gottes zu verkündigen, laufe er in der Welt herum, um dann, wenn er nach Hause kommt, sich hinzusetzen, seine naturalistische(n) Ansichten und Bemerkungen nieder zu schreiben und über die katholische Religion und Kirche wacker zu schimpfen u. s. f. Was er denn auch in seinen „Vertrauten Briefen über die äußere Lage der Evangelischen in Ungarn" redlich gethan hat — wie dieß der Unterzeichnete Euer Gnaden voriges Jahr in Solmár erzählt zu haben sich erinnert.

Doch dieß Alles gehört jetzt nicht zur Sache; vielmehr wünscht der Unterzeichnete von Euer Gnaden zu erfahren, ob Sie sich nicht auch daran erinnern, daß gedachter Pfarrer Würth dem Unterzeichneten durch die Frau von Dalbonne, welche bekanntlich (!) die Güte hatte, die Posten hin und her zu tragen, nicht nur Geld anbieten (!) sondern auch drohen ließ, wenn er, der Unterzeichnete, die ihm bewußte Geschichte von der Verheimlichung eines Kindes in Bayern offenbaren würde (!), so würde es ihm schlecht gehen?

Der Unterzeichnete konnte sich zwar damals an diese Geschichte entweder gar nicht, oder doch nur sehr dunkel erinnern; desto lebhafter wurde

[1]) In einer Umarbeitung vom Februar 1830 (Szene in Ofen im Hause und in Gegenwart der Frau Marianne von M., Stern-, Kreuz- und Ordens-Dame, als sich mir der Kgl. bayerische Pfarrer Würth aufdringen wollte im Jahr 1826) redet erst das Stubenmädchen heimlich mit der Gouvernante, dann die Gouvernante heimlich mit der Frau v. M., und endlich erinnert diese ihn an seine früheren freundschaftlichen Verhältnisse mit W. Folgt eine lange dogmatische Disputation. In seinem Promemoria vom 8. März 1830 endlich „entstand vermittelst der Frau von Dalbonne, welche die Posten hin und hertrug (!), ein Gespräch, das nach des Pfarrers W. eigener Erklärung ein sogenanntes Kolloquium oder Religionsgespräch sein sollte."

er aber diesen Herbst durch die Nachrichten (!) daran erinnert, die man von Kaspar Hauser in den Zeitungen las. — Schon im Herbste 1813 kam der Unterzeichnete hinter dieses Geheimniß der Bosheit, als er den Pfarrer Würth in Vöcklabruck besuchte, und der dortige Landgerichts-Aktuar Mayer in Gegenwart des Landgerichts-Advokaten von dieser Sache redete, daß man nämlich ein Kind verheimlichen wolle, oder schon verheimlicht habe, um sich das Vermögen desselben zuzueignen. Der Unterzeichnete machte nach seiner gewohnten Freimüthigkeit gleich damals die Bemerkung, daß ein solches Vorhaben eine große Gewissenlosigkeit voraussetze, und daß die göttliche Vorsehung die Umstände so zu lenken wissen werde, daß ein solches Verbrechen zu seiner Zeit nicht unentdeckt und unbestraft bleibe — und fühlte sich auch jetzt, nachdem er sich mehrere Umstände und Personen, die an diesem Geheimniß der Bosheit Theil nahmen, erinnert hat, im Gewissen (!) verbunden, höheren Orts davon Anzeige zu machen und sich auf solche Art zur Rechtfertigung der göttlichen Vorsehung gegen den Unglauben der Menschen als Werkzeug gebrauchen zu lassen. Denn als der Unterzeichnete im Herbste 1813 beim Pfarrer Würth von der göttlichen Vorsehung zu reden anfing, sagte der Landgerichts-Aktuar geradezu: „Es ist eben gut, daß wir an keine Vorsehung glauben, sonst bliebe uns nichts Anderes übrig, als das Kind aus der Welt zu schaffen.“ Voll Unmut über eine so verdorbene Gesinnung verließ der Unterzeichnete damals die Gesellschaft und konnte sich nicht enthalten, seinem beklommenen Herzen unterwegs im Nachhausegehen dadurch Luft zu machen und Erleichterung zu verschaffen, daß er für das Kind, von welchem die Rede war, betete und dasselbe in seinem Gebete dem Schutze der göttlichen Vorsehung empfahl.

Haben Euer Gnaden die Güte, an jene Szene zurück zu denken und, was sich davon in Ihrem Andenken erhalten hat, dem Unterzeichneten gefälligst mitzutheilen. Der Unterzeichnete wird dann auch nicht unterlassen, das Resultat der Untersuchungen, die er durch seine Angaben bereits veranlaßt hat, Euer Gnaden bekannt zu machen. Auf jeden Fall wird sich daraus ergeben, was es mit der Freimaurerei und mit dem Protestantismus auf sich habe. Denn alle vier Personen, die der Unterzeichnete namhaft machen konnte, sind Freimaurer, und zwei darunter protestantische Geistliche. Wie verdorben und boshaft müssen doch Menschen sein, die an einem unschuldigen Kinde eine solche Barbarei verüben und nachdem sie dasselbe durch eine gänzliche Entfernung und Absonderung von aller menschlichen Gesellschaft um alle Freude der Jugend gebracht und alle der Vortheile beraubt haben, die es bei seinem großen Vermögen, das, wie

dem Unterzeichneten scheint, in der englischen Bank niedergelegt ist, zu seiner physischen, moralischen und geistigen Ausbildung hätte genießen können — — am Ende sogar meuchelmörderisch nach dem Leben ihm streben konnten! — — —"

Sonderzettel: „Im Vertrauen auf den religiösen Sinn, welchen der Unterzeichnete von jeher an Euer Gnaden gekannt und verehrt hat, erlaubt er sich auch Euer Gnaden daran zu erinnern, daß ihm Euer Gnade(n) voriges Jahr, als er mit dem Pfarrer von Solmár bei Euer Gnaden speisete, erzählte, daß Frau von Dalbonne ihre Mutter von Triest nach Ofen kommen ließ und sie daselbst ernähre. So schön diese That auch in die Augen fällt, so verliert sie doch allen moralischen Werth, wenn man annimmt (!), daß Frau von Dalbonne auf Kosten des armen Hauser in den Stand gesetzt wurde, dieses zu thun. Und daß dem also sei, daß Frau von Dalbonne zu dem Ende vom Pfarrer Würth Geld erhielt, und daß dieser selbst auf Kosten des armen Hauser seine Reisen machte, ist außer allem Zweifel. Indeß bittet der Unterzeichnete diese Bemerkung geheim zu halten, so wenig er auch gegen die Mittheilung des übrigen Inhalts seines Schreibens einzuwenden hat."

Währenddem der fromme Mann diesen Brief auf die Seele der Baronin wirken ließ, wendete er sich wieder an Feuerbach, und dieser versicherte dem sauberen Gesellen sofort, daß „durch seine Angaben Licht in dieser Sache verbreitet zu werden scheine"!

Wohllöbliches Präsidium!

Gestern abend erhielt ich durch das hiesige Stadtpfarramt den Erlaß eines wohllöblichen Präsidii vom 2. dieses und beeile mich in betreff der quästionierten Sache nachstehende nähere Mitteilungen zu machen.

Es war bestimmt (!) im Spätherbst 813, als ich auf die schon bewußte Weise hinter dieses Geheimnis der Bosheit kam, und da ich von der göttlichen Vorsehung zu reden anfing, sagte der Landgerichts-Aktuar Mayer geradezu: „Es ist aber gut, daß wir an keine Vorsehung glauben, sonst bliebe uns nichts anderes übrig, als das Kind aus der Welt zu schaffen!" Im Nachhausegehen konnte ich mich nicht enthalten, meinem beklommenen Herzen dadurch Luft zu machen, daß ich für das Kind, von dem die Rede war, betete und dasselbe in meinem Gebete dem Schutze der göttlichen Vorsehung empfahl — was ich dem Pfarrer Würth bei der nächsten Gelegenheit, als er zu mir kam und mir eine mildere Ansicht von der Sache, als ich davon

hatte, beibringen wollte, erzählte, der dann darüber lachte und mir versicherte, es werde dem Kinde nichts geschehen, ich könne ruhig sein u. s. f.

Als einen Mitwisser und Teilnehmer an diesem Geheimnisse kann ich auch den ehemaligen Kgl. bayerischen Pfarrer von Attersee, Adam Leidel, späterhin nach Eltersdorf befördert, angeben, der nach Pfingsten 814, als er nach oder über Nürnberg seine Braut abzuholen reiste, irgendwo – mir scheint in München — Geld entweder nur angeboten oder wirklich bekam, was ich bestimmt nicht zu sagen weiß, weil er nach seiner Zurückkunft in meiner Gegenwart mit dem Pfarrer Würth anfangs — bis ihn nämlich dieser darauf aufmerksam machte, daß und auf welche Art ich davon wisse — sehr geheimnisvoll von dieser Sache sowie auch davon redete, daß entweder er selbst oder sonst jemand — mir scheint aber er selbst — das Kind schlafend gesehen habe. — So viel kann ich mich mit aller Gewißheit erinnern, daß Herr Leidel von einem dunkeln, rund herum mit Holz verlegten Verwahrungsorte redete, in welchem das Kind, das übrigens, soviel man in der Dunkelheit bemerken könne, gut aussehe, verschlossen sei. Auch äußerte er den Wunsch, daß er lieber von der ganzen Sache nichts wissen möchte, weil sie noch einen schlimmen Ausgang gewinnen könne, und auf mich hindeutend sagte er, für diesen wäre es gut, wenn er nämlich dabei wäre, so könnte er auch seinen Anteil beziehen! Es war auch von einer gewissen Summe Geldes die Rede, die jährlich an die Mitwisser verteilt würde — worauf ich erwiderte, ich müßte erst umständlich wissen, wo das Geld herkomme, um es mit gutem Gewissen annehmen zu können, sonst wolle ich lieber arm bleiben u. s. f. Von da an war dann von dieser Sache nie mehr eine Rede unter uns, und so geriet sie bei mir in Vergessenheit, bis ich, wie ich bereits in meiner vorigen Zuschrift bemerkte, durch die Nachrichten, die man von Kaspar Hauser in den Zeitungen las, daran erinnert wurde.

Seither fiel mir aber noch folgende Thatsache ein. Es war entweder zu Ende des Jahres 825 oder zu Anfang des Jahres 826, als sich mir, der ich früher in Ober-Österreich unweit Vöcklabruck evangelischer Prediger, damals aber in Ofen im Hause der Frau Marianne v. Majthényi, Stern-Kreuz-Ordens-Dame, Erzieher war, der Kgl. bayerische Pfarrer Würth aufdringen wollte, und weil ich ihn seiner irreligiösen und unmoralischen Grundsätze wegen, die ich in den Jahren 813, 814 und 815 an ihm kennen und verabscheuen lernte, durchaus nicht vorkommen ließ, so ließ er mir unter anderm durch die Gouvernante, eine gewisse Frau von Dalbonne, sagen, wenn ich es wagen würde, die mir bewußte Geschichte von der Ver-

heimlichung eines Kindes in Bayern zu offenbaren, so würde es mir schlecht gehen, ich würde selbst meines Lebens nicht sicher sein; auch ließ er mir Geld anbieten — ich erklärte mich aber in Gegenwart der Frau v. Majthényi und der Gouvernante ein Mal über das andere Mal, daß ich von ihm nichts wissen und mit ihm nichts zu thun haben wolle — ich sei darum katholisch geworden, um aus allen nähern Verbindungen mit den Protestanten herauszutreten, mit denen ich nun einmal bei ihren Grundsätzen und bei meiner religiösen Einsicht und Überzeugung nicht harmonieren könnte.

Ich konnte mich zwar damals an die Verheimlichung eines Kindes entweder gar nicht oder doch nur sehr dunkel erinnern, was sich bei den vielen und großen Veränderungen, die während der Zeit mit mir vorgegangen waren, leicht (?) erklären und begreifen läßt; ebensowenig fiel mir die Sache vor 2 Jahren bei, als ich auf meiner Reise nach Ober-Österreich um meine Tochter in Linz wirklich in Gefahr war, von dem oft gedachten Kgl. bayerischen Pfarrer Würth gemeuchelmordet zu werden — vielmehr schrieb ich die Verfolgungssucht dieses Menschen teils seinem Hasse gegen die katholische Religion, der im Grunde nichts als Christushaß ist, teils aber dem Umstande zu, daß er sich als der Verfasser der verbotenen Schrift: „Ferdinand Friedrichs vertraute Briefe über die äußere Lage der Evangelischen in Ungarn“ durch mich bei der Polizei in Wien angegeben und verraten glaubte, was doch gar nicht der Fall war. Desto lebhafter erinnere ich mich aber jetzt an den ganzen Zusammenhang der Sache und konnte nicht umhin auch die hochlöbl. K. K. Hof-Polizei- und Zensurstelle in Wien davon mit der Bemerkung in Kenntnis zu setzen, daß ich mir keineswegs die Gefahr verhehlte, der ich selbst mein Leben aussetzte, indem ich durch diese Angaben und die dadurch vielleicht veranlaßten Untersuchungen den Haß und die Rache dieser Menschen wider mich reize, daß ich aber bei der Gewißheit, die ich von der Sache habe, kein Bedenken trage, sondern es für heilige Pflicht halte, der Wahrheit Zeugnis zu geben und mich auch in diesem Falle zur Rechtfertigung der göttlichen Vorsehung gegen den Unglauben der Menschen als Werkzeug gebrauchen zu lassen.

Übrigens thut es mir leid, daß ich einem wohllöbl. Präsidio in Ansehung des eigentlichen Urhebers sowie des eigentlichen Orts des Verbrechens keine nähere Auskunft geben kann. Von ersterem weiß ich nur, daß er als Universitätsfreund des Herrn Mayer, des Ludwig Würth u. s. f. zu gleicher Zeit mit ihnen zu Erlangen studierte und, wenn nicht vom höhern Adel, doch wenigstens vom Ritterstande sei; von letzterem aber, daß er irgendwo seitwärts von Nürnberg sich befinden müsse. Auch verdient

der Umstand berücksichtigt zu werden, daß Pfarrer Würth während dieser Zeit mehrere große Reisen nach Italien, nach Holland, nach Ungarn u. s. f. gemacht habe. Es entsteht nämlich dabei die Frage, ob sein Vermögen sowie Einnahme dazu hinreichte, oder ob es nicht etwa auf Kosten des armen Hauser geschah — eine Frage, die um so mehr stattfinden kann, da die oben gedachte Frau von Dalbonne vor 2 Jahren durch eine Geldunterstützung, die sie vom Pfarrer Würth erhielt, in den Stand gesetzt wurde, ihre Mutter von Triest nach Ofen kommen zu lassen. Es war zwar die Rede von einem Fonds, den die Protestanten in Bayern zu solchen wohlthätigen Zwecken haben sollen, und aus dem diese Unterstützungen fließen; mir bleibt aber kein Zweifel übrig, daß die Interessen von dem Vermögen des armen Hauser, das, wie mir scheint, in der englischen Bank niedergelegt ist — was ich jedoch nicht behaupten kann — dazu herhalten mußten. Zum Schlusse muß ich ein wohllöbliches Präsidium noch darauf aufmerksam machen, daß, wie mir scheint, der ehemalige Landgerichts-Advokat von Vöcklabruck — Lambert oder wie er hieß — der Vertraute war, der gewissermaßen die Aufsicht über den armen Hauser führte. Wenigstens wurde im Spätherbst 813 beim Pfarrer Würth, als von dieser Sache die Rede war, scherzweise gesagt, daß er sich ganz wohl zu diesem Geschäft schicke, das Kind nämlich wie einen Bären groß zu füttern. Späterhin kam er von Vöcklabruck weg, ich weiß nicht wohin? und, oder ist mir nur wie ein Traum, als wenn mir der Pfarrer Würth gesagt hätte, daß er sich von den Geschäften zurückgezogen habe und irgendwo bei einem Freunde privatisiere.

Wohllöbliches Präsidium, da es mir unter den obwaltenden Umständen nötig schien, auch eine hochlöbl. K. K. Hof-Polizei- und Censurstelle in Wien mit Angabe meines Namens und Standes von dieser Sache in Kenntnis zu setzen, so trage ich kein Bedenken, im Vertrauen auf Gott, der Recht und Wahrheit schützt, mich auch hier mit dem Wunsche im Herzen, in dem vorliegenden Falle zur Enthüllung der Wahrheit und zur Handhabung der Gerechtigkeit durch diese Angaben das Meinige beigetragen zu haben, hochachtungsvoll zu unterzeichnen

eines wohllöbl. Präsidii

gehorsamster Diener

Johann Samuel Müller,

der Graner Erz-Diözese

Priester und Domprediger bei St. Martin.

Preßburg, den 10. Jänner 1830.

Jesus — Maria — Joseph — da fällt mer halt ebbe no eppes ei!

Wohllöbliches Präsidium!

Nachträglich zu meinem letzten Schreiben vom 10. dieses, bei dessen Ausfertigung ich, da es eben ein Sonntag war, durch mehrere dazwischen gekommene Amtsgeschäfte öfter unterbrochen und dadurch gehindert wurde, mich so vollständig als möglich an alles zu erinnern und über alles zu äußern, kann und muß ich noch folgendes berichten:

Schon im Spätherbst 813 hatte man den Plan, den unglücklichen Hauser, wenn er würde erwachsen sein, dem Militär zu überliefern. Man rechnete nämlich auf Revolutionen und Kriegszeiten, wo es leicht sein würde, ihn — sollte er auch noch so unbehilflich sein, wenigstens beim Fuhrwesen unterzubringen und — ist wirklich ein adeliger Geist in ihm, so wird er schon empor zu kommen wissen.

Im Jahre 814 war beim Pfarrer Leidel in Attersee allerdings von einer Kapelle die Rede, wo man das Kind einsperren wollte oder wirklich eingesperrt hatte; weil man aber den Ort nicht für sicher genug hielt wegen der nahen Straße, so brachte man dasselbe an einen andern Verwahrungsort, der, soviel ich mich erinnern kann, ein kleines Nebengebäude entweder bei einem Ritterschlosse oder bei einem Meierhofe — und rund herum mit Holz verlegt war. Auch hatte man damals schon den Plan, dieses Gebäude zu zerstören, sobald das Kind würde in Freiheit gesetzt sein. Es ist indes auch möglich, daß man verschiedenes redete, um mich irre zu führen, weil man sich vor mir fürchtete, als ich mich erklärte, kein Geld annehmen zu wollen.

Was den eigentlichen Kerkermeister des Kindes betrifft, so bleibt mir kein Zweifel übrig, daß sich der ehemalige Landgerichts-Advokat von Vöcklabruck dazu gebrauchen ließ. Wenigstens erinnere ich mich sehr gut, den Pfarrer Würth öfter als einmal gefragt zu haben, wo derselbe hingekommen sei? Die Antwort war, er habe sein Amt (!) resigniert und sich zu einem Freunde zurückgezogen, wo er privatisiere und sich nebenbei mit der Erziehung eines Kindes beschäftige, das nach einem ganz eigenen Plane müsse erzogen und gebildet werden.

Wenn mich meine Vermutung nicht täuscht, so ist Öttinger in München, der sich unlängst in der allgemeinen Zeitung als der Herausgeber des „schwarzen Gespenstes“ ankündigte, in welcher Schrift es besonders über den Mystizismus, Obskurantismus und Pietismus hergehen soll, auch von der Bande — wenigstens kommen in seiner Ankündigung Phrasen vor, deren sich Pfarrer Würth vor 2 Jahren in Wien bedient hat, z. B. wenn

von Leuten die Rede ist, die zu hoch wohnen, als daß man ihnen bequem beikommen könne, oder wenn Herr Öttinger sagt, daß er weiter nichts als Herr seiner fünf Sinne und seines Gänsekiels sei u. s. f. — Die heutigen Naturalisten würden auch Christus und seine Apostel, wenn sie jetzt lebten und lehrten, für weiter nichts als für Mystiker, Obskuranten und Pietisten erklären und wider sie mit ihrem unüberlegten, unzeitigen und boshaften Witze zu Felde ziehen. Wir nähern uns eben dem antichristlichen Zeitalter mit starken Schritten, wenn wir nicht schon in demselben leben. Um so mehr haben die Regierungen Ursache, auf das Thun und Treiben der Naturalisten und Freimaurer, die, wie dies die an Hauser verübte Barbarei beweist, sich die frevelvollsten Dinge erlauben, ein aufmerksames Auge zu haben. — Doch der Herr wird seine Kirche und die Seinen zu schützen und zu erhalten wissen. Im Vertrauen auf ihn unterzeichne ich mich mit aller Hochachtung

eines wohllöbl. Präsidii

gehorsamster Diener

Johann Samuel Müller,

Domprediger.

Preßburg, den 12. Jänner 1830.

Das Appellations-Gerichts-Präsidium (Feuerbach) übergab die drei Schreiben dem Kriminalgericht zu Ansbach, das den 19. Januar 1830 dem Kreis- und Stadtgericht Nürnberg die Weisung erteilte, mit der darin enthaltenen Denunziation nach Vorschrift der Art. 61 bis 64 T. II des S.-G.-B. zu verfahren. Nürnberg verfügte den 22. Januar eine Requisition an den Stadtrat in Preßburg um Vernehmung des Dompredigers Müller, an den Stadtrat in Ofen zur Vernehmung der Frau von Majthényi und von Dalbonne, an den Inquirenten „unter der Hand mit größter Vorsicht über den Aktuar Maier (Mayer), Pfarrer Würth (Wirth) und Advokat Lambert Notizen zu sammeln."

Da indessen Frau Marianne Majthényi brieflich die erdichtete „Szene" zurückgewiesen hatte, wollte Müller den 30. Januar 1830 ihrer „Erinnerungskraft zu Hülfe kommen." Jetzt erfrechte er sich sogar u. a. hinzuzulügen: „Da sich mir der Pfarrer Würth selbst wider meinen Willen aufdringen und in das Sitzzimmer kommen wollte, Euer Gnaden aber bei Ihrer Damen Ehre sich dieses verbaten,

ließ er Euer Gnaden durch die Gouvernante sagen, er könne nichts anders denken, als daß Euer Gnaden mit mir in einem zu vertrauten Verhältnisse stünden, sonst würden Sie mich nicht so in Schutz nehmen — worüber Euer Gnaden ganz entrüstet in die Worte ausbrachen: Honny soi, qui mal y pense! und — forderten mich Euer Gnaden auf, jenes Sprüchwort mit lauter Stimme, daß er es hören könne, deutsch zu sagen, was ich auch that, sprechend: Ein Schelm, der Böses denkt! ... allein es heißt eben, fügte ich hinzu: Gut macht Mut, Mut macht Übermut, und Übermut thut selten gut! Auch wendete ich das Sprüchwort auf ihn an: Dumm und stolz wächst auf einem Holz! worauf er sogar von Duellieren redete[1]) ... Auch von den Töchtern des Superintendenten Thielisch redete er, daß sie recht schön herangewachsen wären, und daß ich mir auf eine derselben Hoffnung machen könnte, wenn ich wieder evangelisch würde, was leicht geschehen könnte, wenn ich mit ihm nach Bayern ginge u. s. f. ... Der Pfarrer Würth redete auch von seiner guten Einnahme, die er habe, und ließ mir Geld anbieten, was ich natürlich nicht annahm.[2]) ... Unter anderm war auch die Rede von Kant, mit welchem der Pfarrer Würth als mit einem großen Lichte, welches das protestantische Deutschland

[1]) Scene: „wozu ich aber nur lachte und ihm sagen ließ, in Ungarn wären die Leute so vernünftig und überließen so etwas den dummen, unüberlegten und übermütigen Burschen auf den deutschen Universitäten — ob ihm denn die Dummheit noch nicht vergangen sei? Ich würde (mich) nicht duellieren, sondern auf das Komitats=Haus gehen und von der Sache Anzeige machen, damit man ihn als einen gefährlichen Menschen beim Kopf nehme." Wir vernehmen da auch noch, daß König Ludwig v. B. „die Protestanten wahrscheinlich nur als ein notwendiges Übel betrachte."

[2]) Scene: „Am Ende war der Pf. W. so verblendet und ließ sich von mir gegen das Versprechen, daß er sich wegen der ihm von mir zugefügten Beleidigungen an mir nicht rächen wolle, eine schriftliche Erklärung darüber geben, daß ich ihn nicht absichtlich, sondern nur im Affekte beleidigt habe, und daß ich von der Verheimlichung eines Kindes nicht wisse, oder mir (!) wenigstens nicht daran erinnere u. s. f." Promemoria: „auch, wenn sie mir einfallen (!) würde, keinen Gebrauch davon machen wolle. In dem Augenblick dachte ich, wie dumm doch dieser Mensch (Müller?) ist! Ein solches Zeugnis kann er ja nirgends aufweisen, weil es wider ihn selbst zeugt! und wenn

hervorgebracht habe, groß that, und welchen ich ohne weiteres einen Esel nannte ..... Euer Gnaden machten mir zuletzt das Kompliment, daß ich Sie sehr in Ihrem Glauben bestärkt habe [1]), und dankten mir dafür ...."

Frau M. würdigte die neuen Lügen gar keiner Antwort mehr. Am 18. Februar schrieb sie dem Grafen Xavernicus Fid. Palffy: „ich würde gewissenlos handeln, wenn ich nur eine Stelle seines Briefes bezeugen wollte, da ich durchaus keine Kenntnis von der ganzen Geschichte habe." Dasselbe hat sie den 26. Februar in Pest gerichtlich beschworen: „Ich habe keine Kenntnis von der Sache. Müller hat schon durch Briefe auf meine Einbildungskraft einwirken wollen. Ich begreife nicht, wie er sich unterfangen kann mir solche Lügen vorzubringen."

Den 1. Februar versuchte Müller den Pfarrer Franz Benisch zur Zeugenschaft zu bearbeiten. „Erinnern Sie sich nicht, Herr Pfarrer, ob ich von dieser Sache mit Ihnen nicht geredet habe? Die Frau v. M. schreibt mir, daß sie sich an jene Scene nicht erinnern könne ... Es ist mir nur wie im Traum, als wenn ich auch mit Ihnen davon geredet hätte. Desto besser aber erinnere ich mich daran, daß, als wir beide im Herbste 1828 bei der Frau v. M. zu Mittag speisten, sie u. a. erzählte, daß die Frau von Dalbonne ihre Mutter von Triest nach Ofen habe kommen lassen.

ich nicht irre, machte die Frau v. M. dieselbe Bemerkung. Desto geneigter ließ ich mich finden, ihm hierin zu willfahren, und während ich dann auf mein Zimmer ging — und dieses Zeugnis schrieb, hörte ich den Pf. W. im Sitzzimmer reden, aus dem er wieder zurücktrat, als ich mit dem Zeugnis kam, welches ihm die Gouvernante, nachdem sie es gelesen und auch der Frau v. M. gezeigt hatte, einhändigte!"

[1]) Scene: „auch das Stubenmädchen war ganz gerührt und erfreut über meine Reden und sagte, ihr Onkel, ein katholischer Pfarrer, rede gerade so, wie ich, und es wäre ihr gewesen, als hätte sie ihn gehört." (Promemoria: „von dem Pfarrer Würth aber sagte sie, daß er ein böser Mensch sein müsse.") Die leichtsinnige Gouvernante aber, die gleich ganz für den Pf. W. eingenommen war, hieß mich einen stolzen Mann und sagte mir in Beziehung auf die mir von ihm gemachten Anträge: das wäre mir doch lieber! — Ihnen wäre bald etwas anderes lieber! war meine freilich etwas sarkastische (sollte heißen: pöbelhaft-schmutzige) und Verdruß erregende Antwort."

Erinnern Sie sich nicht, Herr Pfarrer, ob bei dieser Gelegenheit nicht auch gesagt wurde, daß sie zu dem Ende von Pfarrer Würth eine Unterstützung an Geld erhalten habe? Das weiß ich ganz bestimmt, daß von einem Fonds die Rede war, den die Protestanten in Bayern zu solch wohlthätigen Endzwecken haben sollen ... Da sie (Dalbonne) übrigens nicht wissen konnte, wo der Pfarrer W. das Geld her habe, sondern es bona fide von ihm empfing, so kann ihr die Sache auf keinen Fall zum Nachteil gereichen. Haben Sie die Güte besonders über diesen Punkt nachzudenken und mir dann das Resultat davon zu berichten. In meinen Eingaben an den Präsidenten Feuerbach — kommen einige starke Stellen über den Verfall der Religion und des Glaubens bei den Protestanten und über die Gründe vor, die mich bewogen katholisch zu werden ... Nun kann sich Euer Hochwürden denken, welchen Eindruck die Sache in dem protestantischen Nürnberg machen mußte ... Auch können sich Euer Hochwürden denken, welche Sensation diese Sache auf die hiesigen protestantischen Magistratsräte machte!" Folgt der „Mordversuch" des W. auf Müller; dieser fromme Mann aber war „voll guten Mutes und voll kindlichen Vertrauens auf Gott, daß er seine Bemühungen für die Enthüllung der Wahrheit mit dem erwünschten Erfolge krönen wird." Half nichts, auch dieser „Zeuge" versagte in einer amtlichen Erklärung vom 31. März 1830 (An denique Minister Vürth 1825 aut 1826 Budae aut Pestini commoratus et in domo Viduae Majthényianae constitutus fuerit, mihi non constat).

Den 14. Februar erklärte Müller sich „bei der Gewißheit, die er von der Sache habe", bereit, seine Angaben „nicht nur der Hauptsache nach sondern auch in betreff mehrerer Nebenumstände eidlich zu bestätigen." Er beschwert sich, noch nicht vernommen zu sein. „Wohl aber hat man mich schon vor 8 Tagen teils für einen Narren erklärt — teils aber die ganze Sache meinem Hasse gegen die Protestanten zugeschrieben." Sodann zeigte er an, daß Wirth im Herbste 1827 in Preßburg gepredigt hatte und „als Naturalist und Freimaurer vermutlich auch mehrere Glaubens- und Ordensbrüder hier hat, die höchst wahrscheinlich auf Kabalen und Intriguen sinnen."

Sein gutes Herz, dem „die Regungen des Hasses und der Schadensucht fremd waren", beweist er dann noch einmal damit, daß er „in Linz in Gefahr war, von dem Pfarrer Wirth gemeuchelmordet zu werden" und — doch keine Anzeige machen wollte. Nach dieser Probe der „Verfolgungssucht der Protestanten" taucht auf einmal noch ein neuer alter Feind auf.[1])

In seinem Promemoria vom 8. März dichtete er eine Einladung der Gräfin Péchy durch die Gouvernante am Tage nach der „Scene" hinzu, berief sich auf Wirths „Freund" Kalchbrenner in Pest[2]) und verübte noch die folgende Schurkerei: „Als ich der Frau von Majthényi (im Herbste 1828 zu Solmár) erzählte, daß mich der Pfarrer Wirth ein Jahr vorher in Linz beinahe ermordet hätte,[3])

---

[1]) „Es ist wahr, ich ließ mich damals und seither schon öfters bei verschiedenen Gelegenheiten, wo von dieser Sache (seinem Übertritt) die Rede war, über den Herrn Konsistorialrat Glatz, der eigentlich an allem schuld war, heftig heraus, erklärte ihn nicht nur für eine falsche, boshafte Schlange, sondern erlaubte mir auch in meiner Entrüstung noch härtere Ausdrücke über ihn; wer es aber weiß und bedenkt, was sich dieser Mensch seit dem Herbste 1819 für Kabalen und Intriguen wider mich erlaubte, — der wird sich über jene Heftigkeit nicht wundern" u. s. w. Das war nicht Haß gegen die Protestanten, sondern „es ist vielmehr das Gefühl des Mitleids über ihren Abfall vom christlichen Glauben".

[2]) Der Pfarrer Josef Kalchbrenner erklärte nach Wahrheit und Gewissen (juxta veritatem et conscientiam): „Me Bavaricum Verbi Divini Ministrum Vürth nulla tenus nosse nec scire an ille anno 1825[to] vel 26[to] hic loci fuerit vel non; hospitio talis nominis virum me nunquam excepisse, consequenter et hoc ignorare an profatus Vürth Dnum Joannem Samuelem Müller, actu concionatorem ad metropolitanam Posoniensem Ecclesiam, tunc vero in qualitate Educatoris, Budae in Domo Comitissae Majthénianae constitutum, invisere voluerit et quid rei inter ambos intercesserit. Dabam Pestini die 19[ma] Martii 1830."

[3]) Warum schwieg der fromme Mann, der 1830 in allen Briefen dieses Attentat bis zum Seekrankwerden ableierte, 1827? Dieses Bedenken versuchte er später so zu entkräften: „Als ich dann mit meiner Tochter nach Linz zurückkam, war auch an der Tafel des hochwürdigsten Herrn Bischofs Gregorius Thomas von Ziegler, wo ich in Gesellschaft des gnädigen Domherrn und Regierungsrates von Reichenberger u. s. f. zu speisen die Ehre hatte, die Rede davon. Unter anderm machte letzterer die Bemerkung: „„Durch Sie werden wir erst auf die göttliche Vorsehung aufmerksam gemacht; trotz unserer guten Polizei hätten Sie uns können

sagte sie: das werde ich der Frau von Dalbonne erzählen, die wird sich darüber wundern — welche Äußerung ganz natürlich auf irgend ein der Frau von Majthényi bekanntes Verhältnis zwischen dem Pfarrer Wirth und der Frau von Dalbonne schließen läßt . . . Da übrigens dies alles in Gegenwart der Frau v. M. geschah, und die Gouvernante ihr alles anvertraute und öfter heimlich mit ihr redete, wenn sie vom Pfarrer W. herein kam — bleibt mir in dieser Hinsicht nichts anders übrig als sie zu bedauern, daß sie sich auf solche Art kompromittiert — während sie sich doch bei der ganzen Sache sehr gut benommen hat, und ich sie sonst als eine sehr reelle Dame kenne (welche Lumpenfrechheit!) und auch meine Beschützerin und Wohlthäterin in ihr verehre. Schon als Sternkreuz-Ordens-Dame sollte sie sich meiner Meinung nach doppelt verpflichtet fühlen, in einer so wichtigen Sache die Wahrheit zu bezeugen, da sie in ihrem Ordenszeichen ein Partikel von dem Kreuze hat, an welchem einst der Heiland der Welt für die Wahrheit sein Leben verblutete. Preßburg, den 8. März 1830." Und damit sind wir auf dem Gipfel pfäffischer Verruchtheit angelangt.

Den 21. März 1830 erklärte sich Müller schriftlich (er nennt es unaufgefordert „eidlich und umständlich," ein beabsichtigter Meineid, den wir ihm gut schreiben wollen) auf 14 Fragepunkte des Kreis- und Stadtgerichts Nürnberg. Er wiederholte die verrückte Unterredung der Verschwörer „im Spätherbste 1813 zu Vöcklabruck," den versuchten Meuchelmord durch Wirth „am 4. Oktober 1827" und so weiter. Unterhaltend ist, daß in der Fragestellung das Hirngespinst Müllers ohne weiteres mit K. H. identifiziert wurde. Ein

---

erstochen werden."" Und weil auch davon die Rede war, daß die Protestanten (!) sich sehr fürchteten, ich möchte in Wien allerhöchst Se. Majestät auf ihre Machinationen wider mich aufmerksam machen und mich darüber beklagen, so wiederholte ich hier, was ich bereits bei meinem Schwiegervater — gesagt hatte, daß ich nämlich von der Sache keinen Gebrauch machen und niemanden schaden wolle (?), ich danke Gott, daß ich gerettet sei u. s. f., was der hochwürdigste Herr Bischof mit den Worten billigte: „„So ist es recht! so gefallen Sie mir! Ihre Feinde heißen evangelisch, Sie aber handeln evangelisch."" Eine nette, tolerante Gesellschaft das.

paar Fragen und Antworten mögen zur Kennzeichnung der Geister genügen.

4. Aus wessen Munde und unter welchen Umständen er (Müller) erfahren, daß schon im Jahre 1813 der Plan gewesen, den Hauser, wenn er würde erwachsen sein, dem Militär zu überliefern?"

„Ad 4. Es wurde bei jenem Besuche — vom Aktuar Maier gesagt (unter 14 heißt dieser „echt jakobinisch") und fand bei den übrigen Beifall, besonders bei der Hoffnung und Aussicht auf Revolutionen und Kriegszeiten, mit der man sich schmeichelte, weil man in solchen Fällen nicht viel wähle, sondern froh sei, einen Rekruten zu bekommen. Taugt er nicht unters Gewehr, hieß es, so wird er doch beim Fuhrwesen zu gebrauchen sein."

„5. Von wem beim Pfarrer Leidel im Jahre 1814 von einer Kapelle die Rede gewesen, wo man das Kind einsperren wollte oder wirklich eingesperrt hatte?"

„Ad 5. Der Pfarrer Leidel redete selbst davon und erzählte es dem Pfarrer Wirth in meiner Gegenwart. Übrigens war auch schon im Jahre 813 bei Pf. W. in Vöcklabruck von einer Gruft die Rede, wo das Kind — von den Geistern seiner Ahnen und anderer alter Ritter, die da beigesetzt wären, könne umschwebt werden. Indes fand man einen solchen Aufenthaltsort doch etwas schauerlich — um dessen willen, der dem Kinde nachzusehen und das Essen zu bringen hätte!"

„8. Worauf sich die Vermutung gründe, daß Hausers (!) Vermögen in der englischen Bank niedergelegt sei?"

„Ad 8. Es ist mir nur wie ein Traum, als wenn im Jahre 813 beim Pfarrer Wirth wäre gesagt worden, daß des Kindes Mutter eine reiche Engländerin (also doch nicht Marianne von Majthényi geb. Bartakowits?) gewesen sei."

„9. Woher es ihm bekannt sei, oder er vermute, daß Pfarrer Leidel (im Original stets Leidek!) Geld — bekommen?"

„Ad 9. Der Pfarrer Leidel hat dies, als ich im Jahre 814 mit Pfarrer Wirth bei ihm war, selbst gesagt!"

„12. Durch was er erfahren, daß der Urheber des Verbrechens von höherm Adel sei?"

„Ad 12. Davon war im Jahre 813 beim Pfarrer Wirth die Rede; hauptsächlich redete der Aktuar Maier davon, daß der eigentliche Urheber auf der Universität zu Erlangen (ein von den Hauserianern übersehenes Indicium der Vaterschaft Stanhopes), wie dies bei Vornehmen und Begüterten öfter der Fall, nicht sehr fleißig gewesen wäre."

„13. Was ihm darüber zu Ohren gekommen, auf welche Art und Weise oder durch welches Vorgeben an Ort und Stelle das Abhandenkommen des Kindes bemäntelt worden."

„Ad 13. Darüber weiß ich nichts Bestimmtes zu sagen; wie mir aber erinnerlich, war im Jahre 813 beim Pfarrer Wirth von einem erdichteten Sterbefall die Rede, und wie man es anzufangen habe, daß derselbe in das Sterberegister der Pfarrerei (!) könne eingetragen werden."

Den 22. Mai wurde das Gericht „im Namen des Königs von Bayern" durch Feuerbach aufgefordert, mit umgehender Post seinen Beschluß anzuzeigen. Es stellte am 25. Mai 1830 „den gehorsamsten Antrag: gegen den Domprediger Müller wegen Verleumdung die Untersuchung zu veranlassen." Man (besonders der rechtschaffene Metternich) hat das aber nicht für opportun gehalten.

IX.

Kaspar, ungarischer Magnat.

März 1830 bis Mai 1832.

„Das Wahre ist nicht immer das Wahrscheinliche, sagt ein Sprüchwort. Ich glaube, daß unser Freund Hickel endlich meine Meinung bestätigen wird, daß Istvan ein ungarischer Magnat ist."

Stanhope an Feuerbach, den 25. Januar 1832.

Nachdem wir an einem vergessenen Konvertitenbilde das Fundament untersucht haben, wollen wir das darauf errichtete Gebäude, Kaspar Hausers ungarische Nationalität und Magnatenwürde, uns ebenfalls mit unbenebeltem Blicke ansehen!

Otto Ferdinand von Pirch, Premierlieutenant im 1. preußischen Garderegiment zu Potsdam, war 1829 in Ungarn gewesen, las später den Zeitungsklatsch über eine Gouvernante „Valbon" oder „Bonval" zu P.[1]) und besprach sich auf der Rückreise nach seiner Garnison (Potsdam) zu Ansbach mit dem Präsidenten von Feuerbach. Da er etwas polnisch verstand, ein paar magyarische Wörter aufgefaßt hatte, seine Verwandten in Nürnberg noch besuchen wollte und „begierig war, eine der merkwürdigsten Erscheinungen, vielleicht aller Zeiten, selbst zu sehen und zu sprechen" —

---

[1]) Eine kleine Distellese bei Schmidt von Lübeck 1832, S. 30—37. Im Münchner Bazar schrieb ein Schwindler (Frank) aus Wien: „Man scheint in Beziehung auf K. H. mit der Erkaufung von Dolchen nicht sparsam umzugehen. Die Enthüllung der Wahrheit könnte also auch für mich mit Lebensgefahr verbunden sein, eine Thatsache ans Licht zu stellen, die vielleicht ganz Europa in eine elektrische Spannung versetzen dürfte."

forderte Feuerbach ihn auf zu erproben, ob diese Worte nicht Anklänge bei Kaspar erregten, und zweitens, Feuerbachs Freund Hitzig in Berlin zur Mitwirkung zu einer Subskription zu bestimmen, um 1) den Magistrat von Nürnberg der immer lästiger werdenden Sorge für Hauser zu entheben und letzteren als einen Sohn Europas zu adoptieren, 2) die Untersuchungskosten zu decken.

In der Woche aber, ehe v. Pirch nach Nürnberg kam — so hat v. Tucher vor Gericht ausgesagt — träumte Kaspar, er sehe einen Mann, der ihm eine Schrift von lateinischen Worten vorhalte. Diese Worte schrieb er sich auf und zeigte sie am Tage seinem Lehrer, dem Kandidaten der Theologie Bäumler, welcher nach einigem Nachsuchen einen Vers aus Virgil darin erkannte.[1] Ebenso träumte ihm ein andermal, er lese lateinische Worte, welche er verstümmelt niederschrieb, die aber einen Sinn erraten ließen, der auf sein früheres Schicksal hindeutete. Bäumler erzählte er die Sache so: ein Mann, der ihm schon früher im Traume einen Säbel und einen Degen gebracht, habe ihm ein mit den großen lateinischen Buchstaben beschriebenes Blatt vor die Augen gehalten. (Die Traumdeutung [S. 220] erfolgte aber erst am Montag den 29. März.) Endlich träumte ihm auch zum drittenmale, daß er lateinische Worte lese; bei Nachsuchung waren es zwei Zeilen aus der bekannten Horazischen Ode Diffugere nives etc. Zugleich sah er den Inhalt dieser Worte als ein Bild im Traum. Da Kaspar diese Worte (was im Hause des augenleidenden Schulmeisters Daumer gewiß sehr leicht war!) „nicht vielleicht irgendwo gelesen haben konnte (der gläubige Bäumler hat nämlich Kaspars Bücher durchgesucht), so geben dieses als auch die heiligsten Versicherungen Hausers die bestimmte Gewißheit, daß diese Verse und Worte Traumgesichte sind."[2]

[1] Daumer erzählt (1873, S. 236) Bäumler nach, daß Kaspar den ihm sonst unbekannt (?) gewesenen Namen Virgilius im Traume 25 mal dekliniert und tags darauf seinen Lehrer gefragt habe, was das für ein Wort sei, er könne es nicht finden; worauf ihm derselbe gesagt, es sei der Name eines berühmten Dichters.

[2] Nach demselben Tucher (Originalbrief vom 30. April 1871) war diese Horazgeschichte vielleicht „der Anfang der später (?) eingetretenen Periode der Lügenhaftigkeit!" Bei Hickel liest man (S. 154), daß Kaspar „später selbst gestand, daß er (die lateinischen Verse) aus einem Buch bei Daumer gemerkt habe."

Zeitgemäß war die Frühlingsode an Torquatus (IV, 7) auf jeden Fall!

Diffugere nives, redeunt iam gramina campis
Arborisque comae;
Mutat terra vices, et decrescentia ripas
Flumina praetereunt;
Gratia cum Nymphis etc.

Rings floh eisiger Schnee, und zurück kehrt Feldern die Grasung,
Bäumen der grünende Schmuck;
Tellus wandelt ihr Kleid, und, gesenkt schon tiefer im Flußbett,
Rollen die Wasser (Rollet die Pegnitz) vorbei.
Nymphen gesellt, u. s. w.

Nach diesem inspirierten Latein, in Ungarn bekanntlich früher Staatssprache, lassen wir uns schon weniger ängstlich durch Biberbach und den Buchbinder Schnerr mit v. Pirch bei Kaspar, der durch den Stadtklatsch (Münchener Konversationsblatt No. 78) schon auf ungarische Experimente vorbereitet war, einführen. „In einem wohl verschlossenen Hause, im ersten Stock des Seitenflügels, der wieder abgeschlossen ist, befindet sich seine Wohnung; erst ein Vorzimmer, in welchem zwei bewaffnete Wächter sind, dann das Zimmer des jungen Mannes selbst, hübsch und bequem eingerichtet. Ich setzte mich, erzählte von Pirch dem arglosen Publico, in seine Nähe und sprach mit ihm — ob er schon rechne, ob er das Ein-mal-eins kenne. Dann nannte ich ihm die ungarischen Worte: edy, katdö, harom = 1, 2, 3."

Halten wir hier sofort einen Augenblick inne! Da die Kaspargeschichte von jetzt an sogar überdaumert, übertuchert und überfeuerbacht wird, müssen wir uns Hausers neue Sprachkenntnisse doch einmal genauer ansehen. Denn für nüchterne Leute (darunter verstehe ich nicht Aufklärungsphilister, sondern einfach Leute, die nicht berauscht sind!), die nicht an eine Wiederholung des Pfingstwunders, das heißt an eine Inspiration fremder Sprachen, noch an die korinthische übernatürliche Glossolalie[1]) bei dem Schlingel Kaspar Hauser

[1]) Der leichtgläubige Bäumler war nicht übel auf dem Weg dahin. „Er ging (am Sonntag den 28. März nach Tisch) ans offene Fenster, bückte sich fast bis auf den Rahmen nieder und fing aufs neue an nachzudenken und noch viel

glauben, — sind hier nur zwei Dinge möglich: entweder hat er ungarisch und polnisch wirklich verstanden, und dann fällt nicht allein das Einkerkerungsmärchen, sondern sogar die Annahme eines zurückgezogenen Lebens in Trümmer; oder er hat diese Sprachen nie verstanden, und dann liegt ein neuer Schwindel vor. Ein drittes giebt es nicht. Auf welcher Seite des Dilemmas liegt die Wahrheit? Ausdrücke wie den bald folgenden abscheulichen Nationalfluch des Magyaren könnte Kaspar „von der Grenze" her schon gekannt haben, wenn er sich selbstverständlich bis dahin auch gehütet haben würde das merken zu lassen.

Bei der von dem Entdecker des Magyaren Házas[1]) Gáspár beliebten Einleitung mit unbewußt hilfreicher Betonung (man denke nur an die unbewußten Willensthaten der Gläubigen beim Tischrücken u. dgl.) hätte Kaspar das eins, zwei, drei in jeder Sprache der Welt verstanden. Außerdem hatte v. Pirch auf der Reise eine solche homöopathische Dosis der ungarischen Sprache zu sich genommen, daß sein eigenes Urteil und Kaspars angebliches Verständnis völlig wertlos ist. Denn er giebt sein Experiment im öffentlichen Druck bloß phonetisch nach schlechter Aussprache wieder. Eins heißt nämlich egy (das Lautzeichen „gy" auszusprechen wie in magyarisch = madjarisch), zwei kettö (Pirchs katdö ist gar nichts), drei három (nicht harom, was hòrom lauten würde), hundert ist száz, nicht zaz. Kaspar war das natürlich einerlei! Da v. Pirch die Wörter apa,

strenger; dabei plapperte er unverständliche Worte; er suchte, glaube ich, die, welche ihm in den vorgesagten Reden zu fehlen schienen. Nur mit Mühe konnte man ihn aus dieser Beschäftigung herausreißen. Wir gingen mit ihm auf sein Zimmer; da zeigte er dann seine Arbeiten und Geschenke, wobei er sich besonders über eine neue Weste und Halsbinde kindisch freute." Diese Übergänge (von Pirch hatte noch nie in seinem Leben solche rasche Übergänge in der Mimik gesehen wie bei K. H.), die man in der Kasparkomödie überall wahrnehmen kann, beweisen, wie rein äußerlich die Possen alle abgespielt worden sind.

[1]) Hauser läßt sich, wie mir mein Kollege, Herr Majláth Béla, Vorstand der Széchényischen Landesbibliothek im Nationalmuseum zu Budapest, bestätigt, nicht so recht übersetzen; das ungefähre Wort Házas von ház = Haus ist doppelsinnig, da es Hausbesitzer, aber auch Ehemann bedeutet. Ungarische Broschüren oder größere Zeitungsartikel über K. H. scheinen nicht vorhanden zu sein.

atya (Vater) und anya (Mutter) nicht wußte, kramte er das polnische matka aus, ein Ungar aber würde dabei an das magyarische mátka (Liebste, Braut, sponsa) gedacht haben. Ausdrücke wie pesztra, pesztonka (slawischen Ursprungs), gyermekre vígyázó szolgáló, für Kindermädchen, kannte er natürlich erst recht nicht. Und was verstand Kaspar denn wirklich? Das wird v. Pirch uns selbst erzählen.

„Er verfiel, als er die Töne (das verdorbene 1, 2, 3 nämlich!) hörte, in ein tiefes Nachdenken. (Was könnte er denn Klügeres thun?) Ich zählte weiter, um ihn noch mehr von diesen Lauten hören zu lassen, aber Herr Biberbach sagte mir: er hört jetzt nichts mehr, Sie mögen ihm sagen, was Sie wollen.[1]) Nach einigen Minuten schüttelte Hauser den Kopf wie jemand, der etwas von sich schütteln will (nein, wie ein Simulant, der sich seine Rolle ruhig überlegt hat); er fing an zu reden, aber — in abgerissenen Sätzen und nur im Zusammenhang der Gedanken, nicht der Worte. Er sagte: Das — hab' ich schon gehört — wie geträumt — dann fiel er wieder in Nachdenken, und als er sich aufgeschüttelt: ja, ja, die Worte kenne ich — sagen Sie mir noch mehr! — Nach mehreren anderen Worten (nicht Zahlen) nannte ich zaz (100! das wäre aber tsots, also nichts!). — Das — das eine große Zahl — sagte er, und wurde wieder nachsinnend. Ich dachte an die Mißhandlungen,

---

[1]) Bäumler, der am Samstag den 27. März ebenfalls hinzukam, erzählt in seinem Manuskript seinen Eintritt zu dem Schauspiel so: „Er war so vertieft, daß er mich, als ich ins Zimmer trat, gar nicht bemerkte: selbst als ich mit starkem Tritt auf ihn zuging und ihn bei der Hand faßte, blieb er noch in derselben Richtung, das Gesicht unverrückt nach dem Boden gewendet, die Arme etwas nach vorne gestreckt, wie ein Suchender, aber bewegungslos an den Boden gebannt. Erst als ich ihn laut anrief, fuhr er auf, wie aus einem tiefen Schlafe geweckt. Er begrüßte mich und fügte gleich mit ängstlichem, halb weinerlichem Tone, aber zugleich mit einem gewissen freudigen Erstaunen hinzu: Aber Herr Bäumler, das sind Worte, die habe ich schon einmal gekannt; und das böse Wort, das habe ich ganz so unterwegs gehört, darum hat es mich so sehr erschreckt. (Daumer glaubte 1873 den Mann jetzt zu kennen, derselbe hatte wirklich die Gewohnheit ungarisch zu fluchen!) Herr v. P. nannte ihm noch ein paar Worte — nämlich auf ungarisch: Komm, mein Kind!" Das war nun aber kein ungarisch, sondern polnisch. So schlecht fährt die Geschichte sogar mit ihren „Augenzeugen."

die er erlitten, und sprach nur hingeworfen, ohne zu accentuieren, das ungarische Fluchwort aus: basmana remtete.[1]) Er zuckte zusammen und sagte ängstlich zu den andern Herren: — Das hat der Mann gesagt, — zweimal — auf dem Weg, — wie er mich geschlagen hat; — er faßte dabei mit einem schmerzlichen Gefühl an den Ellenbogen — das ist ein böses Wort — das darf man nicht sagen.“ Als v. Pirch am 30. März eidlich über seine Experimente vernommen wurde, sagte er auch noch aus, daß er den weiteren Fluch bot foi mat (ungefähr dieselbe Sauerei auf polnisch) aussprach: „Hauser zuckte zusammen und äußerte: das ist ein böses Wort, darf man nicht sagen.“ Warum hat der Experimentator diese beschworene Geschichte aus seiner so ausführlichen Abhandlung weggelassen? Weil sie klar beweist, daß der Herr Leutnant wie bei dem folgenden Kindsmagdsgeflunker so auch bei den Flüchen das entsprechende Gesicht gemacht hat. Experimentieren wir also weiter.

„Ich besann mich vergebens, was im ungarischen Mutter und Vater heiße; endlich fiel mir bei, es auf polnisch zu sagen; deutsch, slavisch und ungarisch wird in Ungarn fast zu gleichen Teilen gesprochen. Nachdem ich mit Herrn Schnerr geredet, sprach ich das Wort aus matka. — In dem Augenblick flog es hell über Kaspars Züge, und: das ist Mutter! rief er mit freudiger Betonung. — Es war ein ergreifender Augenblick. Ich sprach das Wort aus: oyciec. Sogleich sagte er: das ist Vater — aber — das nicht so oft! — Er dachte weiter nach. Ich machte noch einen Versuch und sagte mit dem Ton, den man gegen kleine Kinder annimmt: poydž mòy kochany mòy chlopię (komm, mein Lieber; komm, mein Junge)! Ach — sagte er: — die Worte habe ich gehört — ja — meine Kindsmagd!“

Herr v. Pirch, der nach v. Röder „mit großem Interesse für

[1]) Verstümmelt (A. M. 527) und erst nachträglich in „teremtete“ korrigiert, kann übrigens deutsch nicht wiedergegeben werden, man mache also nur beliebig: Potztausend Element! Himmel Herrgott noch einmal! Daß Dich der Teufel! Teremtette kommt von teremteni, schaffen: Isten teremtette a világot = Gott schuf die Welt.

Hauser deponierte", hatte aber am 30. März 1830 ausgesagt, beschworen und unterschrieben, und die Zeugen Johann Jakob Schnerr (alt 42) und Joh. Chr. Biberbach (alt 43) haben den 31. März seine Aussage durch Eidschwur und Unterschrift bestätigt:

„Nachdem ich scherzend geäußert buzirscz moi kochan, buzircz moi chlopek, komm mein Lieber, komm mein Junge, lachte Hauser und sagte freundlich" u. s. w.

Damit vergleiche man nun gefälligst, wie v. Pirch sich also erlaubt hat, sein wirklich gesprochenes „polnisch" hinterher zu „korrigieren"! Bei seinem ersten Worte hat er vielleicht an buzia, Mäulchen, Küßchen gedacht, ersetzte es aber durch das Zeitwort pòydę, hingehen; kochan fand er im Wörterbuch (z. B. G. S. Bandke, Breslau 1806) als verächtlichen Ausdruck, dafür aber eine Kolumne weiter mòy kochany, mein Lieber, chlopek ist kleiner, armer Bauer, also Ersatz durch: chlopię = unmündiger Knabe. Welcher Schwindel! Und die mitwissenden Herren in Nürnberg haben alle auf diese öffentliche Fälschung beschworener Aussagen geschwiegen. Da rede man noch von der „schwierigen" Rolle Kaspar Hausers! Und jetzt mag der gespornte Geburtshelfer unseres Magnaten weiter erzählen.

„Dabei lachte er, aber er sagte gleich darauf: mein Kopf — mir so sehr weh! Man durfte nicht weitergehen. — Nachdem er sich ein wenig erholt hatte, sagte er: da fällt mir eine Stube ein — eine Thür — da haben die Leute geschlafen! — ach, wenn mir der liebe Gott doch die Gnade thät und ließ mir alles wieder einfallen!

Herr Biberbach bat uns nun ihn zu verlassen, um ihn nicht zu sehr anzustrengen; seine Nerven erfordern die größte Schonung. Ich sagte ihm Lebewohl und gab ihm die Hand. In dem Augenblick rief er den anderen Herren zu: so lieb — so lieb hab' ich doch noch niemals einen fremden Herrn gehabt."

Pirch, Bäumler und Kaspar gingen auch noch spazieren, und Kaspar (Magnat oder Woywode?) fand die deutsche Sprache schon sehr fade. „Ich denke noch — erzählte er, der Mann legte mich so auf seine Knie — und sagte mir so schwere Worte zum

Lernen vor, die mir ganz häßlich und fad vorkamen, — und die ich nachher konnte — ja, die ich sprach, als ich nach Nürnberg kam. (Er meinte, sagt Herr von Pirch, das Deutsche, das wenige, was er bei seiner Ankunft konnte.) Sie haben mir schöne Worte gesagt, — die kenne ich schon, — und — die Kindsmagd." — Er fing wieder an nachzudenken. Pirch sagte vor sich hin: moia baba (meine Kinderfrau). „Ja, rief er lachend und streichelte sich, indem er vor sich hinsah — ja, dabei lachte sie immer — wie sie doch lachte." Man sieht, die nie erwähnte „Kinderfrau" wächst rasch.

Am 28. März, in Gegenwart Binders, Tuchers und des Grafen von Drechsel aus Regensburg, hatte Kaspar glücklicherweise noch zu viel Kopfschmerz, um polnisch zu reden. „Er wird, sagt v. Pirch, in der Biberbachschen Familie nicht wie ein Sohn, sondern wie das teuerste Kleinod des Hauses behandelt. Herr Binder fragte ihn: wie bist du denn überhaupt auf den Gedanken von der Kinderfrau gekommen? Du hast uns doch früher nie davon gesagt? — Wie mir der Herr die Worte gesagt hat — da — ja und da fällt mir auch eine Stube ein, auf der Erde lag Stroh und Tiere darauf — wohl Schweine — dort mit meiner Kindsfrau einmal. Erinnerst du dich denn, fragte v. Pirch ihn, ob deine Kindsmagd dich auf dem Arm getragen hat oder an der Hand geführt? — Nicht geführt, antwortete er, auf dem Arm getragen." Am Tisch zeigte man ihm türkischen Waizen oder Kukururz, den er schon von Daumer her kannte, jetzt aber hätte „seine Kindsmagd ihm denselben eingefädelt um den Arm gehängt" — kurz, das „gewöhnlichste Spiel der Kinder in Ungarn mit den Kolben und Körnern des Kukururz" wurde wieder richtig in Kaspar hineingeforscht. Den 29. März werden wir geradezu mit einer lateinischen Traumoffenbarung bereichert. Denn an dem Montag kam Kaspar in Gespräch mit von Pirch auf das Papier mit den großen lateinischen Buchstaben zurück, und „erzählte nun (schreibt Bäumler), er habe im Traum den Sinn des lateinischen Satzes wohl gewußt, und es wäre ihm gewesen, als ob noch einmal ein Angriff auf sein Leben gemacht werden solle . . . Daraus kann man schließen, daß jener korrupte Satz etwa: et magno ambitu alius excipit vitam geheißen

habe.[1]) ... Vergangene Nacht hat er sich im Traume wieder mit Deklinieren beschäftigt und unter anderem auch das zuvor nicht gehörte Wort ducatus (Herzogtum!) durchgemacht."

Konnte Kaspar eine bessere Herde von Gläubigen um sich herum wünschen? Der für das „Hauserproblem" nicht zurechnungsfähige Vormund von Tucher mythologisierte wieder sehr stark, als auch er über das Experiment vernommen wurde.

„Am Montag den 29. März 1830 — deponierte er — sprach Herr von Pirch in meiner Gegenwart noch viele polnische und ungarische Worte aus, welche in Beziehung auf das Familienleben stehen, und welche teils Kaspar Hauser verstand teils als wohlbekannte (!) Klänge wieder erkannte. Da ich keine dieser Sprachen verstehe, so habe ich alle Worte vergessen" u. s. w. Daß Kaspar aber viele polnische und ungarische Worte verstand, ist nicht wahr. Er hat 1, 2 3 und Mutter (wobei der Vater natürlich nicht ausbleiben konnte) erraten müssen, dafür wurde unbewußt gesorgt; siostra, brat, miasto (Schwester, Bruder, Stadt) verstand er nicht, mit dem Reste schlug er sich wie gewöhnlich unter leeren Redensarten durch, welche seine stupiden Bewunderer wieder so gefällig waren ins Konkrete zu übertragen. Auch v. Tucher ließ sich von Kaspar aufbinden: „Nun weiß ich, warum mir die Sprache, die mir der Mann in meinem Käfig lehrte, und Hiltel auf dem Turm, so schwer und fad vorkam!" Und doch belehrt uns derselbe Mann in derselben Vernehmung, daß sich auf Hauser „freilich hinsichtlich dessen, was er sich aus der Zeit von der Freilassung

[1]) Diese noch ziemlich bescheidene Schlußfolgerung des Kandidaten Bäumler übersetzt Daumer (1873, S. 236) in eine geträumte Thatsache. „Einmal — habe ihm dieser Mann ein beschriebenes Blatt vor die Augen gehalten, worauf die Worte standen: Tua res est magno momento et magno ambitu in hoc vitam excipit alius. Darunter habe mit kleinerer Schrift noch mehreres gestanden; davon habe er nur das Wort duodeviginti (= 18) lesen können. Er sei in der Nacht aufgestanden und habe sich das beim Scheine des Nachtlichtes aufgeschrieben. (Diese verschnappte Reminiscenz kann wahr sein! Den 20. April 1830 sollte Kaspar duodeviginti alt werden; wollte er mit einer inspirierten Ode auftreten?) Die Wörter monumentum, ambitus, excipere und 18 waren in den Lehrstunden noch nicht vorgekommen."

aus seinem Kerker und der Ankunft (in Nürnberg) erinnerte, nicht sehr zu verlassen ist, indem ihm unendlich viel Falsches eingeredet und eingefragt worden ist (wie z. B. ganz frisch am 27. bis 29. März 1830!), so daß er jetzt nicht mehr Wahres und Falsches in diesem Stück zu unterscheiden weiß." Und trotz alle und alledem „glaubt Kaspar sich zu erinnern, daß er mehrere Gegenstände zu benennen gewußt und diese auch ganz eigentümlich benannt habe, worauf aber der Gefangenwärter Hiltel ihn zurechtweisend die Namen der Gegenstände, wie er sie jetzt noch kenne, gesagt habe." Warum ließ man Hiltel nicht sofort holen?! „Ferner muß ich noch erwähnen, fährt Tucher fort, daß ich nie die leiseste Spur einer Erinnerung aus der Zeit vor seinem Gefängnis an ihm wahrgenommen habe." Sonntags aber hatte Kaspar seinem Vormund schon gesagt: „ich meine immer, ich müßte mich auf einen Namen besinnen." Der jetzt auch gewiß nicht ausbleiben wird.

Bei Biberbach aber sah man die Sache des Kleinodes denn doch etwas nüchterner an (vgl. S. 135), sodaß Kaspar sich dort nicht behaglich fühlte. Sehen wir, wie er schon im Mai 1830 von dort wieder fortkam!

Den 2. April 1830 kam Kaspar später als gewöhnlich nach Hause. Auf die Frage, wo er so lange gewesen sei, erwiderte er: bei Herrn Bäumler. Darauf zeigte er Lebkuchen, die dieser ihm mitgegeben hätte. Biberbach glaubte an diesen süßen Beweis nicht, sondern erkundigte sich am anderen Tage in Hausers Gegenwart bei dem genannten Lehrer. Bäumler aber versicherte, den Kaspar gestern gar nicht bei sich gesehen zu haben. „Über diese Aufdeckung seiner Lüge geriet der junge Mensch in den abscheulichsten Zorn, sagte aber schlechterdings nicht und Herrn Biberbach auch später nie, wo er gewesen war, obwohl man dies bald auf anderm Wege erfuhr. Als ihm nun Herr Biberbach recht ernstlich seine Meinung sagte, schlug Hauser mit beiden Fäusten auf den Tisch und stieß unter den boshaftesten Gebärdungen die Worte aus: „da will ich nimmer (nicht mehr) leben."

Herr Biberbach verließ ihn mit der Weisung, bei solcher Auf-

führung heute nicht zum Mittagstische zu dem Bürgermeister Binder zu gehen, bei dem er jeden Sonnabend aß, und vor der Hand sein Zimmer nicht zu verlassen.

Nachdem der Lehrer Bäumler fortgegangen war, knallte in Kaspars Zimmer ein Schuß, seine beiden Wärter eilten herbei und fanden ihn mit einer Hautwunde oberhalb des rechten Ohres bewußtlos zu Boden liegen. Darum eilte der Schutzmann Wimmer am 3. April gegen 12 Uhr fast außer Atem auf das Polizeibüreau, um anzuzeigen, Kaspar Hauser habe durch einen Pistolenschuß seinem Leben ein Ende zu machen gesucht. Röder begab sich in die Wohnung, fand aber schon den unvermeidlichen Dr. Preu und den Chirurgen Schaller mit der Behandlung zweier Hautverletzungen an der rechten Kopfseite in der Schläfegegend beschäftigt. Es handelte sich diesmal bloß um einen Unfall, der nach Kaspars Erzählung sich so zugetragen haben soll. Auf einem Gesimse der getäfelten Wand seines Zimmers standen seine Bücher, darunter aber hingen zu seiner persönlichen Sicherheit zwei geladene Pistolen an Nägeln. Am bezeichneten Morgen stellte Kaspar dort einen Stuhl hin, um sich ein Buch herunter zu langen; der Stuhl wankte aber, Kaspar fuhr mit beiden Händen an die Wand, ergriff eine Pistole, der Stuhl fällt, Kaspar riß Pistole und Nagel herunter, der Schuß fiel. An der Stelle, wo die Pistole gehangen hatte, fanden sich zwei Brandflecken; in der schrägen Richtung der Mündung des Rohrs war (wo?!) ein Loch, in dem man drei Zoll tief die Kugel spürte. Kaspar aber lag, als die zwei Soldaten herbeisprangen, mit dem Kopf *in der entgegengesetzten Richtung* der Stelle, wo die Pistole hing; wahrscheinlich, wie von Tucher vor Gericht erklärte, von dem durch den Schuß verursachten Druck der Luft *zurückgeworfen*. Credat Judaeus!

Ebenso unverständlich war die angegebene Entladung der Pistole und die Art der Verwundung. Röder schrieb in seiner Anzeige: „Über dem Herunterziehen muß an einer hervorstehenden Leiste die Steinschraube vom Hahnen der Pistole etwas gehaftet und aus der Ruhe sich gezogen, und der Hahnen (!) sich halb gestaut haben; dann aber, wie die Steinschraube los geworden, schlug dieser vor an die Batterie und zündete.“ Der Schuß selbst war damit von dem Herrn

Polizeioffizianten aus seiner Phantasie heraus für den Stadtmagistrat Nürnberg schon wieder zur Genüge erklärt, und Kaspar brauchte das Geschäft nicht mehr zu besorgen. Nun aber die Laufbahn des Schusses. „Da H. mit seinem Kopfe tiefer lag, als die Lage der Pistole war (gewiß!), so fuhr die Kugel zunächst an die rechte Schläfegegend, verursachte eine $^1/_2$ Zoll lange und zirka 5‴ breite Fleischwunde (Hautwunde), dann glitschte sie aus, drang einen Zoll weiter unten nochmals in das Fleisch (in die Haut) ein und führte noch eine einen guten Zoll lange und vielleicht 3‴ breite Haut- resp. Fleischwunde herbei.“ Das war allerdings eine sehr gefällige, wie Kaspar selbst von gewissen Gesetzen so ziemlich unabhängige Kugel! Sind aber die Hautritzen auf ihre Beschaffenheit als Schußwunde untersucht worden? Nein, einen solchen „vulgären Rationalismus“ gab es dazumal in Nürnberg nicht. Preu, Tucher, und Zweifel, wenn Kaspar spricht? Unmöglich. Und die Gläubigen haben geschwiegen, obgleich Dr. Zimmermann es (1834 S. 135) öffentlich aussprach:

„Die Wunde an und für sich schon demonstriert mathematisch gewiß, daß sie keine von einem Schusse herrührende gewesen war.“

Feuerbach aber schrieb den 8. April an den König von Bayern: „Welch ein wunderbares Verhängnis über dem fast gespensterhaften Dasein des mysteriösen Findlings waltet, zeigt von neuem die bereits aus öffentlichen Blättern bekannte nahe Todesgefahr, welcher K. H. am 3. d. Mts. wieder nur durch glücklichen Zufall entgangen ist. Die Kugel, welche ihm bloß eine starke Streifwunde an der linken (?) Seite des Kopfes versetzt hat, würde, wenn sie auch nur um einige Linien tiefer eingedrungen wäre, unfehlbar getötet haben. Dabei trieb der Zufall das seltsame Spiel, daß ihn in diesem Jahre an demselben Wochentage in derselben Stunde aus Versehen eine Kugel traf, an welcher im vorigen Jahre ihn das mörderische Eisen seines Verfolgers verwundete.“

Nach Berlin zurückgekehrt, bearbeitete der Premierleutnant im 1. Garderegiment im Monat Juni seine Kasparkomödie, aber nicht für das Kasparle-Theater in Hamburg, sondern für die Annalen des

Kriminal-Direktors Hitzig in Berlin. Allerdings machte ihn sein magyarisch-slawisches Experiment unsterblich, denn eine Kasparlitteratur ohne Otto Ferdinand v. Pirch war von da an nicht mehr möglich.[1])

v. Pirch drang stark auf die Beschaffung von Geldmitteln, dadurch allein wäre das Kasparproblem zu lösen. Bis jetzt „ruhte die ganze Last der Untersuchung auf der Stadt Nürnberg allein. — Dies reicht indessen für den bedeutenden und verwickelten Gegenstand nicht aus, und hier wird es nötig sein, daß Europa (!) seine passive Teilnahme in eine aktive verwandle; es bedarf einer allgemeinen Beisteuer; nur mit bedeutenden Mitteln wird etwas Bedeutendes geschehen können." Der Enthusiast Hitzig erließ sofort als Nachschrift eine Proklamation an das Weltall: „Wer möchte nicht aus vollem Herzen zustimmen, daß es zunächst darauf ankommt, ein ansehnliches Kapital zusammenzubringen! Gewiß aber könnte ein solches nicht leichter gewonnen werden, als wenn derjenige, der (außer den verruchten Bösewichtern, den Un-

---

[1]) Die Starkgläubigkeit des Herrn v. Pirch war so stark, daß er nicht nur auf Grund der Binderschen Bekanntmachung geographische Berechnungen aufstellte und das Terrain des Feindes förmlich rekognoszierte, sondern auch noch folgendes Stückchen auftischte. „Es ist merkwürdig, daß, während ihn der kleinste Spaziergang aufs äußerste ermüdet, das Reiten, stundenlang und auf den harttrabendsten Pferden, ihn stärkt und erfrischt; und — daß er vom ersten Augenblick an ein sehr guter sattelfester Reiter war. Man stößt überhaupt bei ihm auf die allerseltsamsten Erscheinungen. Es wurde ihm einmal plötzlich angst und unwohl, der Schweiß trat ihm auf die Stirne, er zitterte am ganzen Körper. Man entdeckte bald die Ursache, es war eine tote -- Maus in der Nähe. Einige Tage darauf ging er mit seinem Lehrer vor dem Thore spazieren, und er empfand wieder dieselbe Angst mit allen anderen Umständen. Gewiß eine tote Maus wieder, sagte er. Der Lehrer fand nichts und ging weiter mit ihm; jeder Schritt vermehrte sein Übelbefinden. Endlich bemerkte der Lehrer, daß man in der Nähe des Gottesackers war und sich demselben immer mehr näherte." Damit vergleiche man nun die Erzählung des Lehrers selbst (Seite 60/61)! Daumer nennt 1832 v. Pirchs Geschichte „eine ganz verdrehte Nachricht, in der zwei sich ganz fremde Vorfälle aufs wunderlichste zusammengeworfen werden." Herr v. P. nahm ein grausames Ende: auf einem Spazierritte zu Breslau wurde er vom Pferde geworfen, geschleift und zerrissen.

geheuern) mehr von der Sache wissen muß als irgend ein Sterblicher, wenn Feuerbach eine Ansprache in ganz Europa in allen Zungen ergehen ließe, wenn er mit der zauberischen Darstellung, die nur ihm eigen ist, der Welt den wunderbaren Knaben vorführte und — gewissenhafte Rechenschaft gäbe. Eine solche Maßregel würde Tausende auffordern — zu geben und zu sammeln. Für Berlin erbiete ich mich zuerst hierzu. Vorläufig eröffne ich in diese(n) Annalen eine stehende Rubrik:

Über Kaspar Hauser.

Den 16. Juni 1830. Hitzig, Friedrichstraße Nr. 242."

Geriet nun aber Kaspar durch dieses Ausposaunen seiner magyarisch-polnischen Sprachkenntnisse nicht in eine furchtbare Verlegenheit? Durchaus nicht. Ein ungenannter Dr. M., der nach Nürnberg eilte und persönlich mit ihm verkehrte, der öffentlich wider Merker für ihn aufkam, ließ sich dabei die wichtige Nachricht entschlüpfen, daß „Kaspar Hauser jedoch in v. Pirchs Schrift (die man also den Jungen hatte lesen lassen!) mehrere Unrichtigkeiten gefunden zu haben meinte." Bei Pirchs Abreise aber wollte er mit diesem fort und weinte bitterlich, als das abgelehnt wurde. Denn neue Sprachforschungen standen ihm jetzt selbstverständlich bevor!

Die Lektüre des Pirchschen Aufsatzes spornte den sogenannten Humoristen Moritz Gottlieb Saphir aus Kalau an, ebenfalls in Nürnberg Sprachversuche anzustellen. Er frühstückte den 9. August mit dem Buchhändler Eichhorn bei v. Tucher und brachte Kaspar nach „mehreren ungarischen Worten und Redensarten, die ohne Wirkung auf ihn vorüber gingen," zuletzt so weit, daß er das eine Wort sétálni (= spazieren gehen; der Jude blieb hoffentlich ganz ruhig, als er dies schetalmi aussprach?) kurz und bündig so übersetzte: „Es ist mir, als ob dieses Wort so wäre, als ob man irgend wohin gehen sollte." Jetzt können wir uns wenigstens in Bewegung setzen, denn wir müssen um jeden Preis nach Preßburg und Pest, nach der Zeitungsgouvernante. So kam denn unter anderen Namen der bedeutendsten Ortschaften Ungarns auch das Wort Pozsonyba (zs = j im franz. jardin. nicht wie Saphir aussprach Poschomba) nach Preß-

burg. Saphir erzählt die Geschichte in seiner unbeeidigten Vernehmung am 13. August. „Bei diesem Klange war er auffallend erschüttert; alle seine Muskeln arbeiteten heftig, er bat mich das Wort zu wiederholen, welches ich auch langsam und deutlich that. Darauf sagte er, auf das heftigste bewegt: ich weiß mich ganz gewiß zu erinnern, dieses Wort oft gehört zu haben, und es ist mir, als wenn man mir gesagt hätte: mein Vater ist dort oder ist dahin gegangen; es muß ein Ort sein. Sein ganzes Wesen war in Aufruhr: heftige Thränen entstürzten seinen Augen, und fast mit nervösen Zuckungen hielt er diese Idee fest, fragte mich, ob ich dahin ginge, und ob er nicht dahin könnte? Da diese Unterredung ihn so angriff, daß er fast unfähig war, sich weiter zu sammeln, ich selbst auch besonders affiziert von diesem Auftritte war, so unterließ ich es, für diesen Tag ihn noch ferner anzuregen. Inzwischen sah und sprach ich ihn noch einmal, fand ihn aber noch physisch und geistig zu aufgeregt, um durch neue Versuche ihn noch mehr aufzureizen. Als ich ihn zum drittenmale sprach, setzte ich meinen Versuch mit ungarischen Worten, Sätzen und Flüchen und Eigennamen fort. Bei dem Worte teremtete sagte er: „das ist ein böses Wort und ist so, als ob es Urheber bedeute.“ [1]) Das Wort heißt ursprünglich: der dich geschaffen hat. Unter andern erkannte er auch einen Ausdruck az apád jön als einen Ausdruck, den er von seiner Amme gehört haben wollte. Allerdings heißen diese Worte: der Vater kommt. [2]) Er bat mich ferner, ihm zu sagen, wie Großvater heiße? Ich sagte nâgy opád, [3]) welches er auch erkannte. Er fragte mich ferner, wie heißt denn das: ein andrer Vater wird kommen? Ich erwiderte: másik apàd jön, [4]) worauf er sagte: diese Töne sind mir wohl sehr bekannt, doch kann

[1]) Da auch in Nürnberg Ungarn vorhanden waren, hatte man sich natürlich seit April nach dem landläufigen Fluch erkundigt. Schon als Schulknabe hörte ich ihn in Holland von einem napoleonischen Veteranen Louis Legras. Teremtete allein heißt: er schuf.

[2]) Falsch! Der Vater kommt, würde heißen: az apa jön; az apád jön aber bedeutet: dein Vater kommt.

[3]) Falsch! Großvater heißt nagy apa. dein Großvater aber nagy apád.

[4]) Unsinn! Es sollte heißen: Egy másik apa fog jönni; was Saphir sagt, bedeutet: dein anderer Vater kommt.

ich nicht ganz genau angeben, ob es ganz dieselben sind. Er kam auf das Wort Posonyba zurück und sagte, er erinnere sich deutlich und gewiß, dieses Wort noch hier auf dem Turm (!) oft ausgesprochen zu haben. Er war eben so unendlich erschüttert und jammerte unter bittern Thränen darüber, daß die Leute alle von dem Land, wo diese Sprache gesprochen wird, herkommen, aber nicht dahin gehen. Ich beruhigte ihn, versprach ihm auf seine Bitte noch einmal zu ihm zu kommen, fand ihn aber bei diesem folgenden Besuch (am 10. Aug.) dermaßen angegriffen und unwohl, daß es nicht ratsam war, den Gegenstand von neuem in Anregung zu bringen."

Tucher wurde ebenfalls unter Rückerinnerung an den geleisteten Eid über die Saphirschen Experimente vernommen. Seine Aussage befähigt uns, noch viel klarer in den mongolischen Hexenkessel hineinzuschauen. Denn Tucher berichtet, daß Kaspar auf Saphirs magyarische Leistung „sogleich hoch auffahrend und mit sichtbarer Spannung sagte: das — das ist dieselbe Sprache, welche der Herr (v. Pirch) gesprochen hat, und sodann in jenes bekannte dumpfe Brüten verfiel. Nachdem er wieder zu sich gekommen, drückte er sein Bedauern aus, daß man ihn beim Anfang seines Hierseins von so vielen Leuten habe besuchen lassen, und daß man nicht auf ihn gemerkt habe, denn diese Worte habe er selbst gesprochen.[1]) Zu den oben mitgeteilten Sätzen heißt es: „Das habe ich in meinem Gefängnis zu meinen Pferden gesagt und ich habe es auch noch im Turm gesagt — da hat mir aber immer der Hiltel so schwere Worte gesagt, die ich habe aussprechen müssen, und da habe ich das wieder ganz vergessen." — „Ja, das hat sie (die Kindsfrau) gesagt: „willst du zum Papa gehen"! — „Ja, das hat meine Kindsfrau gesagt, Papa ist fort nach Boschomba."

„Er war hierdurch wehmütig und schmerzlich aufgeregt und weinte bitterlich, daß noch niemand komme, der ihn nach Hause brächte an den Ort, wo die Sprache gesprochen werde — man wisse gar nicht, was das für ein Gefühl sei, wenn man keinen Vater und keine

[1]) Eine frühere Hand machte zu dieser Stelle in den Akten (Ansbach) mit Bleistift die Randbemerkung: Frecher Lügner!

Mutter habe.“ Den 10. August „versuchte er selbst Worte auszusprechen, und auf seine Lippen kamen Laute, welche ganz deutlich ähnliche Worte wie die ungarischen werden sollten. Er konnte aber nichts hervorbringen. (Seltsam!) Nun sagte er: wie heißt Großvater? Als es ihm Saphir sagte, rief er aus: Ja, das hat sie auch gesagt; dann hat sie auch gesagt: der Vater ist fort, der andere Vater kommt. Er äußerte nochmals, daß er sich auf ein Wort besinne, was ihm auf der Zunge liege, was er aber immer nicht aussprechen könne. Nachdem Saphir fortgegangen war, einige Stunden nachher, sagte er plötzlich: nun habe ich das Wort, es heißt Motschär. (!) Kaspar ist seit diesen Tagen in so hohem Grade angegriffen, verfällt auch immer wieder in wehmütig-traurige Stimmung, von der er nur mit besonderer Mühe abgebracht und erheitert werden kann, sodaß ich alles vermeide, was wieder aufregend für ihn sein könnte. Deshalb habe ich ihn noch nicht darum gefragt, was er sich unter Motschär vorstelle. (Wie genügsam!) Saphir, den ich darüber befragt habe, will dieses Wort nicht kennen, auch nicht als Namen.“ Kein Wunder, es ist selbsterschaffenes Volapük. Kommentar ist überflüssig, nur übersehe man nicht, wie geschickt Kaspar die Rollen vertauscht hatte: nicht Saphir experimentierte mit ihm, sondern er mit Saphir.

Ein Professor Rumy zu Gran in Ungarn schrieb in einer zu Ofen erscheinenden Zeitschrift „Der Spiegel“: „Nach den Forschungen (!) des Herrn v. Pirch ist es sehr wahrscheinlich, daß der unglückliche Hauser aus einer vornehmen ungarischen Familie stammt, in seiner Kindheit von einer polnischen oder anderen slawischen Kinderfrau oder Wärterin erzogen wurde, in seiner Kindheit magyarisch und slawisch sprach und erst in seinem Kerker, wo er aus Mangel an Übung das Ungarische und Slawische vergaß, kurz vor seiner Entlassung aus demselben etwas Deutsch lernte. Sein Geburtsort ist daher im nördlichen Ungarn, in solchen Gespannschaften, wo ungarisch und slawisch gesprochen wird (wie z. B. in der Neutraer- und Neograder Gespannschaft) zu suchen. Der Umstand, daß Hauser, als er von Herrn von Pirch das Wort Miasto oder Mesto (Stadt) hörte, ausrief: Ja, ja [man beachte die genaue

Übersetzung: „ja, ja!"] aber dazu fehlt noch der Name — es fehlen nur noch zwei Worte!" scheint darauf zu deuten [nicht, daß der altbayrische Magnat schwindelte, sondern] daß das Wort Mesto in dem Namen einer Ortschaft in der Gegend seiner Geburt vorkommt, und einen solchen slawischen Namen führt der Marktflecken Dolné Nowé Mesto, deutsch: Neustädtel an der Wag, ungarisch Vàg Ujhely, in der Neutraer Gespannschaft. Wäre Hauser in Böhmen oder Mähren geboren, so könnte man dabei an die Nowy Miesto nad Metugi, Neustadt an der Metau im Königgrätzer Kreise, an den Marktflecken Nowy Miesto, Neustädtel im Leutmeritzerer Kreise, und an das Städtchen Nowymiesto oder Neustädtel im Hradischen Kreise in Mähren denken. Das Gefängnis des unglücklichen Hauser scheint nicht in Ungarn oder im Böhmer Walde, sondern in Österreich ob der Ens, ungefähr 15 Meilen von Nürnberg, gewesen zu sein. Die wenigen deutschen Worte, die er im Kerker lernte: an (!) ham (nach Hause), Rössel (Pferdchen) u. s. w. kommen im österreichischen Dialekte vor. Man sollte daher in Österreich ob der Ens Nachforschungen anstellen. Da Hauser auch bei den Schmeichelworten sagte: da fehlt mir nur der Name, und sich dabei wahrscheinlich auf seinen Taufnamen besann, so sollte man ihm mehrere Taufnamen in slawischer Mundart vorsagen, denn wahrscheinlich fiele ihm dann sein Taufname (Kaspar!) und vielleicht, per associationem idearum, auch sein Familienname (Hauser!) bei. Auch sollte man ihm mehrere ungarische Familiennamen (so viel als möglich) nennen, vielleicht würde er darunter seinen Familiennamen erraten. Desgleichen sollte man ihm die ungarischen und slawischen Namen der Komitate, Städte, Marktflecken und Dörfer vorsagen; vielleicht fiele ihm dabei sein Geburtsort ein. Auch sollte man ihm mehrere magyarische Worte vorsprechen (in Nürnberg dürfte wohl ein magyarisches Wörterbuch [hoffentlich mit Beifügung der Aussprache, z. B. a = o, á = a, gy = dj, s = sch] aufzutreiben sein), denn dadurch könnten noch viele Erinnerungen aus seiner Kindheit bei ihm geweckt werden. Würde endlich jemand mit dem jungen Hauser eine Reise durch das nördliche Ungarn machen, so würde diese vielleicht die Entdeckung herbeiführen. Diese Bemerkungen wünsche ich in Ungarn,

Österreich und in Nürnberg beherzigt und benützt zu sehen." Hitzig setzte den mongolischen Kohl sofort Europa vor.

Die Reise nach Ungarn wurde durch einen Mann ermöglicht, der vom Sommer 1831 an einen bestimmenden Einfluß auf Kaspars Schicksale ausgeübt hat. Dieser Mann war Lord Stanhope.[1]) Er sah Kaspar den 28. Mai 1831 zum erstenmale, da Binder ihn sowie Kaspar eingeladen hatte. Stanhope wünschte Aufklärung über das erste Auftreten Kaspars, Binder sagte ihm aber vorher, daß Kaspar „soweit als möglich in einen Winkel laufe, wenn Neugierige ihn auszufragen suchten." Er ging denn auch am Tisch über die Fragen nach seiner Gefangenhaltung und Verwundung kurz mit der Erklärung hinweg: „sein Gedächtnis sei ihm hierin untreu geworden und liefere nicht mehr als das schon Bekannte." Am folgenden Tage wurde eine Lustfahrt nach dem Dutzendteich gemacht, wo man einen Luftballon steigen ließ. Stanhope interessirte sich so lebhaft für das Schicksal des „Findlings", daß er dem Magistrat zu Nürnberg eine vom 2. Juni 1831 datierte Schenkungsurkunde zustellen ließ:

„Die von mir Endesunterzeichnetem, Philipp Heinrich Graf Stanhope, Pair von Großbritannien, zum Besten Kaspar Hausers gemachte Schenkung von 500 fl. bestimme ich zu folgenden speziellen Zwecken:

1) Wenn jemand solche Mittel und Wege entweder selbst anwenden oder gerichtlich angeben wird, daß durch ihre Verfolgung der oder die Thäter eines der an K. H. begangenen Verbrechen der

---

[1]) Philipp Henry (1781—1855) war der 4. Earl of Stanhope. Sein Vater, Charles, ist durch eine verbesserte Buchdruckerpresse, sein Oheim William Pitt als Staatsmann, seine Stiefschwester, Lady Hester Lucy St., durch ihren Aufenthalt im Libanon, sein Sohn, Lord Mahon, als Geschichtsschreiber bekannt. Die Besitzung unseres Grafen, Chevening (ausgesprochen Tschiev'ning, vgl. die Cheviot-Hills) bei London, von der er häufig seine Briefe datierte, wird in der Hauserlitteratur häufig in „Chewening" (was Tschuwening lauten würde), „Cheving" oder sogar „Scheveningen" (beim Haag in Holland) verballhornt. — Nach dem Konversationslexikon soll Stanhope im Jahre 1800 (als 18jähriger Jüngling also?) ein „Gebetbuch für Gläubige und Ungläubige, für Christen und Nichtchristen" herausgegeben haben. Es gelang mir nicht das Kuriosum aufzutreiben.

widerrechtlichen Gefangenhaltung, der Aussetzung und des Mordversuches entdeckt und bestraft werden können, so sollen demselben, welcher auf solche Weise sich um K. H. verdient machen wird, gedachte 500 fl. als Prämie bezahlt werden. (Wurde den 20. Juni öffentlich bekannt gemacht.)

2) Wenn die Entdeckung und Bestrafung auf solche Art nicht längstens innerhalb drei Jahren a dato erfolgt sein wird, so sollen diese 500 fl. als Stammvermögen dem K. H. gehören.

3) Einstweilen sollen daher diese 500 fl. für ihn sicher angelegt, und die Zinsen hiervon nur für ihn verwendet werden.

4) Zum Vollzieher dieser meiner Schenkung ernenne ich hiermit Herrn Bürgermeister Binder, welcher die vormundschaftliche Behörde Hausers jederzeit zu hören hat, wenn eine Disposition über dieses Stammvermögen Hausers und die Verwendung der Zinsen geschehen soll."

Den 16. Juni schrieb Stanhope von München aus an Kaspar:

Mein lieber Freund!

Ich schicke Dir hiermit eine Sammlung von allen den Sorten Siegellack, die man hier verfertigt, und wovon einige wohlriechend sind, und andere nicht. Ich wünsche auch, ein Petschaft für Dich zu finden, mit einem Sinnbilde darauf, wie zum Beispiel das Bild der Hoffnung. Vertrauen auf Gott und Hoffnung, daß seine Güte Dich zur rechten Zeit zum Ziele führen wird, sollen immer in Deinem Herzen sein und werden Dich erfreuen, wenn Du sonst betrübt sein würdest. Seine Wege sind uns unbekannt, und wir begreifen nicht, warum Du in früheren Zeiten ein so hartes Schicksal hattest, ob Du wohl gut und unschuldig bist, wir wissen aber, daß seine Güte und seine Macht unendlich sind, und daher können wir mit Zuversicht erwarten, daß er Alles, wie es sein sollte, leiten wird.

Du wirst bald eine Reise machen, die Du sehnlich gewünscht hast, und die, wie ich hoffe und glaube, von sehr großer Wichtigkeit sein wird, und ich flehe unseren himmlischen Vater an, daß Du dadurch Deinen Zweck erreichen magst, welches für mich ein unendliches Glück wäre. Bleibe dabei immer ruhig und gelassen und lass (laß) weder Freude, noch Angst, noch Hoffnung Dich aus Deiner gewöhnlichen Fassung bringen; denn sonst wäre es

für Deine Gesundheit sehr nachtheilig, und Du würdest vielleicht nicht im Stande sein, Deinen Plan auszuführen. Ich brauche Dir nicht zu sagen, daß Du allen Wünschen unseres vortrefflichen Freundes, des Baron von T(ucher), pünktlich und treu folgen solltest; denn ich bin fest überzeugt, daß Du dieses immer thun wirst aus Liebe und Dankbarkeit sowohl, als aus Verehrung, die Du für ihn haben mußt. Ich werde mit Sehnsucht Nachricht über Dich erwarten und werde mich herzlich freuen, Briefe von Dir zu erhalten. Daß Gott Dir alles Glück und Segen geben mag, und daß Deine Hoffnungen sehr bald erfüllt sein mögen, ist der eifrigste Wunsch

Deines treuen Freundes

Graf Stanhope."

In Ansbach wurde das Nähere verabredet. Auch Kaspar kam dorthin und wurde mit mehreren Personen von Stanhope im Gasthofe zum Stern zu einem Mittagsmahle eingeladen. „Auf einmal nach dem Essen überfiel Hauser der Schlaf, schnell wurde er auf ein Bett gelegt, und dort schlief er plötzlich so fest, als wolle er nicht mehr erwachen. Inzwischen teilte man sich Ansichten und Pläne über den Schläfer und seine Schicksale ganz rückhaltslos mit. Er schlief ja! aber er erwachte ohne Wecken von selbst, als man zum Abgehen sich anstellte." So berichtet Hickel, der erst vor kurzem eine sechswöchentliche Fußreise in einem Umkreise von acht Stunden um Nürnberg gemacht, aber fruchtlos in allen Bauers- und Wirtshäusern Nachforschungen gehalten und Handschriften und Petschaften gesammelt hatte. Es harrten seiner aber größere Enttäuschungen während der neuen Reise, deren Beschreibung er hinterlassen hat.

König Ludwig genehmigte am 23. Juni 1831 die Entsendung des Gendarmerie-Leutnants Joseph Hickel nach Ungarn, und zwar „ausschließlich auf Kosten des Grafen von Stanhope". Zugleich befahl er, „damit der Zweck nicht im voraus schon vereitelt werde, ernstlich dahin zu trachten, daß nichts von der geheim vorzunehmenden Reise verlaute, bevor sie beendigt ist." (Feuerbachs Präsidialakten, Bl. 13.)

Den 4. Juli morgens 5 Uhr zog Hickel mit Kaspar nach Nürnberg, um v. Tucher aus Nürnberg abzuholen. Mit falschen Pässen und einer homöopathischen Apotheke ging es nun vorwärts,

den ersten Tag bis Daswang, den 2. über Regensburg und Pfalter bis Straubing, den 3. über Vilshofen (**Hunger hob' i,** sagte dort der Kandidat der Magnatenwürde, aus einem Tagesschlaf erwachend) und Passau bis Schärding, den 4. über Sichardingen, Efferdingen [1]) bis Linz. „Auch hier erwachte Hauser zuerst, erzählt Hickel, und beim Packen und Ordnen der Koffer und Schachteln entwickelte er eine Fertigkeit, die wir oftmals schon, vorzüglich aber hier, anzustaunen Gelegenheit fanden. So war der Hausknecht beim Abreisen nicht im stande unsere Koffer auf dem Wagen gut zu befestigen, und was dieser und der Postillion in einer Stunde nicht zu thun vermochten, war für ihn eine Kleinigkeit. Auf unsere Erlaubnis hin brachte er die Koffer auf den Wagen so fest unter, daß bei unserem schnellen Fahren (in 19 Stunden) nach Wien gar keine Kette und kein Strickchen etwas nachgab. Hauser lachte selbst über meine neckenden Worte: er müsse einmal Hausknecht gewesen sein, recht herzlich."

Über St. Pölten erreichte man Wien, wo man drei Tage in der ungarischen Krone logierte. Tucher machte am letzten Abend auf einen starken Kampfergeruch aufmerksam, da aber weder Hickel noch Hauser etwas rochen, glaubte er an Selbsttäuschung. Beim Wegräumen der Hutschachtel kamen aber mehrere große Stücke zum Vorschein, welche also das feine Geruchsorgan desselben Kaspar, der noch in Sicherdingen eine homöopathische Kampferkomödie gespielt hatte, gar nicht affiziert hatten! Er suchte sich mit der frechen Flause zu helfen, Hickel hätte den Kampfer, um ihn auf die Probe zu stellen, versteckt. Das Zimmermädchen konnte aber leider angeben, wo er her war. „Hauser war betroffen, Tucher ungehalten und ärgerlich, und Hickel gerechtfertigt." (Mit dieser Geschichte vgl. man S. 81, Z. 8 oben!)

---

[1]) Als Hickel ihn hier beim Mittagsmahle auf zwei ungarische Landleute in Nationaltracht aufmerksam machte, erzählte er beim Anblick derselben ganz eifrig und feurig: „ja, es habe ihm heute nacht geträumt, zwei solche Menschen hätten ihn ins Herz gestochen." Schon wieder ein vaticinium post eventum. „Und das teilst du uns jetzt erst mit? fragte ihn sein Vormund. „Nun, ich hab' es halt vergessen, jetzt ist mir's eingefallen" — war die für Tucher genügende Ausrede.

Es war nichts dabei verloren, daß die irrenden Ritter sich in Preßburg einer wegen der Cholera veranstalteten Quarantäne von 21 Tagen nicht aussetzten. „Unser Besuch in einem Weinhause in Preßburg, der Markt und die ganze Stadt mit ihrem Gewirre von Slawen, Ungarn, Raizen, Griechen und Türken gerade an einem Sonntage ließen Kaspar kalt; nichts sprach ihn mehr an, als ein daher schreitender Kapuziner, auf den wir seine Aufmerksamkeit lenkten. Die eigentümlichen Nationaltrachten der Ungarn brachten keinen Eindruck, wie die Sprache keine Erinnerung hervor." Zurück ging es über Wien (wo Kaspar in der Gallerie Esterhadzy einen 1646 gestorbenen Mann „früher schon gesehen hatte"), St. Pölten, Amstetten, Vöcklabruck, Salzburg, Burghausen, Altötting (wo man das Grabmal Tillys und die Wallfahrtskirche besuchte, und Kasparstudien eher am Platz gewesen wären), Ampfings und Hohenlindens Schlachtfelder nach München, wo Stanhope mit Spannung dem Erfolge der Expedition entgegensah. Den anderen Tag ging man zu vier nach Schleißheim in den Tiergarten.

Ein in Nürnberg wohnender Ungar, Dr. Manso, sprach Kaspar mehrere mit Koseworten verbundene ungarischen Namen vor, bis der Name István (= Stephan, in der Hauserlitteratur verballhornt in Istan = Istòn = Null; warum nicht lieber sofort Isten?) ihn in heftige Aufregung versetzte, und er dreist versicherte, dies sei der Name, mit dem man ihn in frühester Jugend genannt habe, dem aber nur noch etwas fehle. Mansos Versuche wurden öfter in Stanhopes Gegenwart wiederholt. Als er das ungarische Wort für Roß (ló) hörte, glaubte er es im Turm zu Nürnberg gesprochen zu haben. Die Ungarn sprachen jetzt mehr von István, als die Bayern von Kaspar. Ein Magnat, Ladislaus von Mérey, Erbherr von Kapos Mére aus Pest, reiste im Oktober 1831 mit seinem Sohn und dessen Hofmeister von München nach Nürnberg, um mit dem angeblichen Landsmann zu experimentieren. Sobald man in Nürnberg von der Ankunft der Ungarn hörte, gab Tucher Kaspar eine doppelte Wache! Auf Stanhopes Verwendung wurde Kaspar in Begleitung von Tucher und Manso in den bayrischen Hof geführt.

Der Vormund erzählt als Augenzeuge: „Nach einigen Gesprächen redete er (Graf L. v. M., eine ächte ungarische Edelmannsnatur) Kaspar ungarisch, dann slawisch an und überzeugte sich, daß letzteres gar keinen Eindruck, wohl aber ersteres die uns schon bekannte Aufregung erzeugte. Er nannte verschiedene Orts- und Familiennamen, die zum Teil, wiewohl nur schwache, Anklänge bei Kaspar fanden. Endlich sprach er, auf das wiederholt geäußerte Verlangen desselben, zu dem Worte István (Stephan) noch einige andere Worte zu hören, deren er sich erinnern könne, und nach mehrfältigen Versuchen auch Szalakusz aus — plötzlich war Kaspar wie von einem elektrischen Schlage durchzuckt: Ja, das ist's; nur noch etwas, ich bitte, nur noch ein Wort, dann ist es. István Szalakuszra vidd (Bringe oder trage den Stephan nach S.) — da war Kaspar im höchsten Grade der furchtbarsten Aufregung; er wurde bald bleich bald rot, zitterte heftig an Händen und Füßen und konnte nur mühsam die mit Thränen erstickten Worte herausbringen: Das ist's, das habe ich gehört. Als ihm auch der Name Bartakowits genannt wurde, antwortete er nach langem, tiefem Besinnen: das ist nicht so deutlich, gerade wie die Mutter![1]) Ebenso erkannte er auch Nyitra ($^1/_2$ Stunde von S.) und sagte:

[1]) So Tucher den 31. Oktober 1831 an Feuerbach. Am Tage des Experiments aber, unter dem frischen Eindruck der agglutinierenden Offenbarungen, erzählte man Stanhope, daß Kaspar ausgerufen: das ist meine Mutter! In der That auch verständlicher als Tuchers Lesart. Die Gräfin Majthényi war eine geborene Bartakowits, 1809—1812 Witwe des Herrn Stubenberg, hatte aber ebensowenig etwas mit Kaspar Hauser zu thun wie die Königinnen Isabella von Spanien oder Viktoria von England. Für Tucher aber war „das Resultat dieser Überredung überraschend, und es gab ihm die ganz unbezweifelte Gewißheit von erweckten Erinnerungen.“ Denn? Bei „dem Grafen Majthényi war, und zwar in Szalakusz, die Dalbonne und Dr. Müller!“ Nachdem Stanhope die Augen aufgegangen waren, nannte er die wunderbaren Erinnerungen richtiger Irrwische und schrieb den 10. Februar 1834 an Hickel: „Der ungarische Edelmann (L. v. M.) sagte, es wäre ihm und seinem Sohne augenscheinlich gewesen, daß Kaspar Hauser mit ihnen Komödie spielte, und sie hätten sehr oft darüber gelacht.“ Damit stimmt seine dringendste Bitte an Tucher, „von diesen Erfahrungen vorläufig keinen Gebrauch zu machen, indem dadurch eine sehr achtbare vortreffliche Familie vielleicht kompromittiert würde, und er auch mit.“

das habe ich gehört; sagen Sie mir nur von Nyitra weg nach Szalakusz." Als der erschütterte Kaspar nach Hause kam, war er ruhig und unbefangen wie gewöhnlich. Stanhope fragte ihn, was die Ungarn ihm gesagt hätten. Kaspar antwortete: sie haben mir das Wort gesagt, das ich so lange gesucht hatte. Was war es, fragte Stanhope gespannt. Zu seinem (nicht zu unserem) großen Erstaunen erwiderte Kaspar: ich weiß es nicht mehr.

Nach Tucher soll Stanhope seinen Kaspar schon als einen Magnaten betrachtet und zur Milde gegen seine zukünftigen Unterthanen ermahnt, ihm 100 Gulden auf einmal geschenkt und so „seine unbegrenzte Eitelkeit" stark genährt haben. Er schrieb dem Grafen am 11. November 1831 einen ausführlichen Brief, ein höfliches Ultimatum. „Er benahm sich, enthüllt v. T. in diesem merkwürdigen Schriftstück, ehe Sie von hier abreisten, trotz aller Beweise von Freundlichkeit und Liebe kalt, lieblos, unfreundlich, lügenhaft fast bei jedem dritten Wort —!" Stanhope sollte also entweder „den Knaben ganz übernehmen" oder einen jährlichen Beitrag für einen gebildeten Erzieher aussetzen oder allem Verkehr mit Kaspar entsagen. Stanhopes Antwort war eine den 21. November aus Ansbach datierte Vorstellung an das Kreis- und Stadtgericht Nürnberg, die Sorge für den Unterhalt und die Erziehung Kaspar Hausers auf sich zu nehmen; einstweilen möchte man den Zögling dem Bürgermeister Binder übergeben. Zunächst wurde Kaspar den 24. November selbst über den Antrag vernommen. Er gab unter Thränen folgende Erklärung ab: „Ich habe mich überzeugt, daß der Herr Graf Stanhope an meinem Schicksale so warmen Anteil nimmt, als ihn nur immer ein Vater für seinen Sohn nehmen kann. Ich nehme daher das Anerbieten des Herrn Grafen Stanhope, mich zu sich zu nehmen und für meine Erziehung und mein künftiges Fortkommen zu sorgen, um so freudiger an, da mir meine hiesigen Verhältnisse gegenwärtig wirklich unangenehm sind. Es fällt mir schwer, daß ich der hiesigen Stadt zur Last falle, und daß ich bis jetzt keine Aussicht habe, etwas zu lernen, wodurch ich mich fortbringen könnte.

Es ist mir beängstigend, daß ich hier nicht frei herumgehen kann, ohne besorgen zu müssen, daß meinem Leben nachgestrebt wird, und

es ist mir lästig, mich überall hin von einem Polizeidiener begleiten zu lassen und wie ein Gefangener bewacht zu werden.

Auch meine Verhältnisse mit meinem Vormunde, Herrn von Tucher, sind nicht mehr so gut, wie sie gewesen sind, und ich muß gestehen, daß ich dieses Jahr nicht mehr die Hälfte Liebe zu ihm habe wie im vorigen.[1]) Ich muß immer auf meinem Zimmer allein sitzen; ich habe niemand, den ich bei meinen Arbeiten um Rat fragen könnte; ich vermisse in letzter Zeit das Familienleben, indem ich in die Familie des Herrn v. Tucher selten zugelassen, und wenn dies geschieht, vornehm behandelt werde. Herr Baron v. Tucher ist auch nicht mehr so aufrichtig gegen mich, indem er mir über meine Verhältnisse nichts mehr gesagt hat, weshalb ich gestehen muß, daß ich in diesem Jahre auch nicht so aufrichtig gegen ihn war, weil ich bemerkte, daß er mir nicht mehr mit der Liebe entgegenkommt, wie dies früher der Fall war. So z. B. hat er mir kein Wort davon gesagt, daß der Herr Graf Stanhope 500 fl. Belohnung für den=

[1]) Aus v. Tuchers Gutachten erfährt man wohl den Grund: „Durch mißgünstige Verhältnisse aller Art, die auseinander zu setzen man mir wohl erlassen wird, geschah es, daß K. Hs. moralische Entwicklung nach dem ersten Jahre seines Hierseins eine Richtung nahm, die mit gerechter Besorgnis für die Zukunft erfüllen mußte: eine in hohem Grade schon ausgebildete Eitelkeit, eine ungemessene Lügenhaftigkeit, Falschheit und Heuchelei erbitterten auf eine höchst bedenkliche Weise die Personen gegen ihn, welchen die unmittelbare Erziehung und Pflege übergeben war, sodaß ich endlich, nachdem ich inzwischen zum Vormund bestellt worden, mich zu dem Versuche gezwungen sah, ihn zu mir ins Haus zu nehmen und nach Kräften für seine moralische wie geistige Ausbildung selbst zu sorgen. Ich konnte nun hoffen, durch sorgfältige Aufsicht, genaue Umgrenzung seines Thuns und Treibens, durch liebevolle, freundliche Behandlung innerhalb dieser Grenze und unerbittliche, konsequente Strenge bei Überschreitung derselben nach und nach den an sich und von Natur nicht bösartigen, nun aber verwahrlosten und leichtsinnigen Jungen durch Gewöhnung zum Guten auf die Bahn der Ordnung zu führen. .... Die von K. H zu Protokoll gegebenen Umstände sind alle unwahr. Wahr ist es, daß er seit des Grafen letztem Hiersein durch störriges, unartiges, eigensinniges, lügenhaftes Betragen sich vielfachen Verweis und Tadel zugezogen hat. Ein unartiges Kind hält nun freilich stets die Verweise seiner Erzieher für Mangel an Liebe und Teilnahme. Er war nach des Grafen Abreise krank; und wahrlich, ein Kind und Bruder konnte nicht liebevoller gepflegt werden, als es dem Undankbaren von meiner Mutter und meiner Schwester widerfuhr."

jenigen ausgesetzt hat, welcher über meine frühere Gefangenhaltung irgend eine Auskunft geben könnte, und daß er die weitere Bestimmung getroffen hat, daß diese 500 fl. mein (!) gehören sollen, wenn der Thäter nicht entdeckt werden könnte. Der Herr Baron v. Tucher besteht beharrlich darauf, daß ich die Buchbinderprofession erlernen soll, obwohl ich ihm schon öfters erklärt habe, daß ich keine Lust dazu habe, und daß ich lieber ein Uhrmacher oder Kaufmann werden wolle.

Überhaupt sind meine Verhältnisse mit meinem Herrn Vormund nicht mehr so, wie sie gewesen sind, sodaß ich auch lieber zu dem Herrn Bürgermeister Binder ginge, bis es entschieden ist, daß ich dem Herrn Grafen Stanhope zur Erziehung überlassen werde. Ich bin meinerseits bereit, dem Herrn Grafen zu folgen, und bin überzeugt, daß er mich etwas Tüchtiges erlernen läßt, so daß ich mich künftig selbst ernähren kann, ohne anderen Leuten zur Last zu liegen. Ich stelle deshalb meinerseits den Antrag, mich dem Herrn Grafen Stanhope zur weiteren Erziehung zu überlassen."

Der Vormund ersuchte seinerseits: „Da nun auch H. von dem, was bereits eingeleitet werden soll, in Kenntnis gesetzt ist, so kann es nicht fehlen, daß seine ohnehin feindselige Stellung gegen mich und meine Familie zu den mannigfachsten Unannehmlichkeiten führen werde. Ich bitte deshalb, die möglichst schleunige Entfernung desselben aus meinem Hause auf die vorgeschlagene provisorische Weise bewirken zu wollen. Zugleich bitte ich, mir geneigtest die Decharge von einer Vormundschaft zu erteilen, welche mir nur Sorgen, Plagen, Lasten aller Art und nun auch noch Undank und Mißkennung meines guten redlichen Willens zugezogen hat."

Stanhope hatte am 24. November 1831 aus Ansbach an Hauser geschrieben:

„Theurerster, bester Freund!

Ich erhielt gestern Abend Deinen letzten Brief durch Lieutenant Hickel und am Sonnabend Deinen ersten durch den Appellationsrath Schumann. Der Inhalt dieser beiden Briefe hat, wie Du wohl denken wirst, mich sehr tief betrübt, und ich hätte Dir Vieles darüber zu melden; ich unterlasse es

doch für jetzt, 1) weil ich frohe Hoffnung habe, Dich vor meiner Abreise nochmals zu sehen und 2) weil ich das, was ich für Dich zu thun wünsche, zwar angefangen, aber noch nicht in Richtigkeit gebracht habe. Seitdem ich hier bin, habe ich mich immerfort und eifrig bemüht, Deine Wohlfahrt zu befördern, woran mein verehrter Freund, der Präsident (v. Feuerbach), den innigsten Antheil nimmt, und ich habe hier täglich die Gelegenheit, mich mit ihm darüber zu besprechen . . . und wenn alles in Richtigkeit ist, wirst Du es gleich von Deinem ersten Beschützer, dem guten Herrn Bürgermeister (Binder), erfahren, der diesen Brief Dir einhändigen wird. Dann schreibe ich Dir ausführlich darüber; bis dahin kann ich es aber nicht thun und kann Dich nur bitten, getrost und beruhigt zu sein und einer glücklichen Zukunft, die hoffentlich nicht entfernt ist, entgegen zu sehen. Ich habe viele lange Erfahrungen gehabt und habe immer gefunden, daß nach einem unverschuldeten Unglücke die Vorsehung uns in Umstände bringt, wodurch wir Trost und Erleichterung bekommen. Die Rathschläge der Vorsehung sind uns unergründlich und führen uns zuweilen auf dunkeln, dornigen Wegen, doch unter keinen Umständen sollten wir unser Vertrauen auf ihre Güte verlieren oder unterlassen, uns dieser Güte soviel als möglich würdig zu machen.

Bis auf Wiedersehen und immer

Dein Dich herzlich liebender Freund
Graf Stanhope."

Das Gericht stellte dem Grafen am 26. November die Bedingung, daß er sich in einer rechtskräftigen Urkunde verbindlich machen sollte, für die zweckmäßige Erziehung und Verpflegung Kaspar Hausers zu sorgen, dessen Unterhalt auf den Fall seines Todes zu sichern, die erforderlichen Maßregeln zu seiner persönlichen Sicherheit zu ergreifen. Den 29. November brachte Stanhope die verlangte Urkunde bei. Daraufhin wurde ihm am 2. Dezember der Findling Kaspar Hauser zur Erziehung überlassen;[1]) er

[1]) Von einer Adoption war also keine Rede. Darum verrät es wieder eine große Gedächtnisschwäche des Obermedizinalrats Reuter, der Stanhope in Schlangenbad kennen gelernt und sich im Januar 1839 in London mit ihm über Kaspar Hauser unterhalten hat, wenn er in seinen Erinnerungen (1882, S. 73) nach mehr als 30 (sollte heißen: 40) Jahren behauptet, Stanhope habe „dem Hauser „30,000 fl. zu seiner Erziehung ausgesetzt." Übrigens reimte die Maß-

sollte aber von Zeit zu Zeit und wenigstens alle Jahre einen Edukationsbericht an die Kuratelbehörde erstatten. König Ludwig I. von Bayern sprach in einem Briefe an Stanhope seine Anerkennung der edlen Handlungsweise des Grafen aus. Nachfolger des Vormundes v. Tucher wurde der Bürgermeister Binder, Kaspar selbst aber am 10. Dezember in Ansbach dem Lehrer Johann Georg Meyer († 1868) zum Unterricht und zur häuslichen Pflege übergeben. Infolge dieser Übersiedelung Kaspars wurde der Gendarmerie-Oberleutnant Joseph Hickel († 1862) zu seinem Spezialkurator bestellt; Feuerbach übernahm die Fürsorge für sein moralisches und physisches Wohl während der Abwesenheit seines Pflegevaters.

Seine Gewandtheit als Menschenkenner zeigte Kaspar sofort bei seiner Ankunft. Er wurde nämlich von Feuerbach, dem man berichtet hatte, daß er „hochmütig" geworden wäre, kalt und unfreundlich empfangen. „K. H. hielt hierauf, erzählt der Augenzeuge Stanhope, und zwar in einem wohlgesetzten Vortrage, eine sehr lange Rede über seine Erziehung in Nürnberg und die Fehler, die er darin bemerkt hatte, und sprach mit solcher Geistesanstrengung, daß der Schweiß auf seiner Stirne ausbrach. Der Präsident v. F. hörte ihm geduldig zu, ohne ihm jemals in die Rede zu fallen, warf mir von Zeit zu Zeit einen Blick zu, der mir die Wirkung dieser Rede genau bezeigte, und war am Ende wie umgestaltet. Er fand einige der Bemerkungen so treffend, daß er sie dem letzten Kapitel seiner Schrift einverleibte."

---

nahme schlecht mit Binders Posaunenstößen in der Bekanntmachung vom 7. Juli 1828. Schmidt von Lübeck bemerkte: „Die Stadt Nürnberg, welche ihn öffentlich für ihren Adoptivsohn erklärt hatte mit dem Hinzufügen, daß sie ihn an niemand ausliefern werde, der nicht den vollen Beweis legitimer Ansprüche an ihn führen würde, hat sich dennoch veranlaßt gefunden, ihren Adoptiv-Sohn als Pflege-Sohn dem britischen Lord Stanhope zu überantworten." Ein sächsisches Winkelblatt vom 3. Februar 1832 schwätzte: „Das Kind von Europa, Herr K. H., ist vom Nürnberger Magistrate einem britischen Sonderlinge verabfolgt worden, welcher vor einigen Jahren in Dresden ein neues deutsches Gesangbuch (!) herausgegeben!" Da wird das „Gebetbuch" (S. 231) schon mythisch; es ist aber, wie mir Herr Professor Dr. Förstemann schreibt, nicht einmal in der Kgl. Bibliothek zu Dresden, auch nicht als Anonymum vorhanden.

Stanhopes Vertrauensseligkeit hatte damals ihren Höhepunkt erreicht. Dem Lehrer Meyer machte er in Kaspars Beisein bemerklich, „daß dieser abends, wenn die Hühner aufstiegen, ins Bette zu gehen und morgens mit Tagesanbruch wieder aufzustehen pflegte, indem er den Schlaf weder übergehen noch längere Zeit als gewöhnlich unterhalten könnte — eine Erscheinung, die sich auf seinen früheren Zustand gründe." Damit Kaspar sich nicht zu sehr dem (simulierten) Schmerze der Trennung hingeben möge, wurde am Tage der Abreise des Grafen (19. Januar 1832) ein Ausflug nach Triesdorf mit ihm gemacht (A. M. 450). Stanhope schrieb ihm (Originaladresse: „An | Herrn Hauser | abzugeben bei dem Schullehrer Meyer | in | Ansbach"): „Mein theuerester Kaspar! Es war dein Wunsch baldige Nachrichten von mir zu erhalten, und es ist für mich ein wahrer Trost mit dir schriftlich zu plaudern, da ich jetzt, aber wie ich hoffe und erwarte nicht auf lange Zeit des Glücks entbehren muß, welches mir dein persönlicher Umgang gewährte. Du wirst auch wünschen die Begebenheiten meiner Reise zu erfahren, und ich erzähle sie also in der Form eines Tagebuchs, welche immer die deutlichste ist." Dann folgt ein ausführlicher Reisebericht, den 19. Januar aus Schwäbisch Hall, den 20. aus Fürfeld und den 21. aus Mannheim datiert. Bald folgte die Fortsetzung des „Reise-Tagebuchs", mit Datierungen vom 25., 26. und 27. Januar, aus Mannheim, Darmstadt und Frankfurt. Unter Mannheim heißt es: „Hier sieht man das Grab von Kotzebue, den als Schriftsteller ich tief verehre, und in demselben Kirchhofe liegt sein Mörder, und dieses ist sehr unschicklich, wo nicht empörend. Lange wird die Nachwelt sich an seinen Schriften ergötzen." Aus Darmstadt vernahm Kaspar: „Der letzte Großherzog war zu verschwenderisch für sein Theater und gab seiner ersten Sängerinn eine (!) eben so große Gehalt wie seinem ersten Minister." Aus Frankfurt: „Ich schicke zu unserem Freunde H(ickel) für dich ein großes, sehr gutes Wörterbuch, wo man die Aussprache findet, Deutsche und Englische Gespräche, und eine Grammatik, die nicht zu weitläufig ist, und mir sehr deutlich und faßlich zu sein scheint . . . Die Frau des Englischen Gesanden [Minister beim Deutschen Bunde war damals George William Chad], die eine

Bayerinn ist, nimmt an deinem Schicksal einen herzlichen Antheil und wünscht sehr eifrig, deine Bekanntschaft zu machen. Da sie eine sehr gutmüthige und liebenswürdige Frau ist, so habe ich ihr gesagt, daß du bei deiner Durchreise sie besuchen sollst. Auch wirst du hier den Staatsrath Klüber besuchen. (Folgen die nach Frankreich reisenden „polnischen Helden.") Wie hast du dich in Triesdorf unterhalten? wie gefallen dir deine neuen Spornen (Sporen)? Ich bestehe darauf, daß sie nicht schneidend oder stechend sein dürfen, und, wenn sie nicht gar zu zerbrechlich wären, so hätte ich für dich einige vorgezogen aus Nürnberger Lebkuchen, versilbert oder vergoldet nach Belieben. Sage mir, ob du alle Tage, wenn das Wetter nicht zu schlecht ist, reitest, oder tüchtige Spaziergänge machst, sonst wirst du gar zu dickleibig werden und so schwer, daß wir bei einer Reise nur vierspännig würden fahren können. Grüße recht freundlich von mir den Herrn Bürgermeister, wann du ihm schreibst, wie auch alle meine Freunde in Ansbach, und empfehle mich auch dem Professor Daumer. Ich habe noch nicht eine Anzeige des Werks des Presidenten gesehen, und weiß auch nicht, ob es schon im Buchhandel gekommen sei, ich hoffe aber durch unseren Freund H(ickel) Nachrichten zu bekommen, die für mich sehr interessant sein würden. Ich habe hier, aber ganz umsonst, gesucht, mir Casparis Reise- und Hand-Buch für Homöopathen zu verschaffen, welches der Dr. Preu mir in Nürnberg zu lesen gab, und mich im Stande setzen würde, wenn du in England, oder sonst irgendwo [Ungarn!] bist, wo keine homöopathische Ärzte zu finden sind, einige ihrer nützlichen Medikamente zu vorbereiten. Wenn ich dieses, nur für dieses (so) Zweck brauchbares Werklein, nicht auf meine Rückreise finde, so würde ich dich bitten, es durch Dollfuß in Ansbach kommen zu lassen, und es zu behalten, bis wir uns wiedersehen. Dieses Glück wünsche ich mir sehnlichst, und ich habe die fröhliche Hoffnung es im Frühjahr zu genießen, entweder in England oder in Deutschland, und im letzteren Falle würde ich eine andere Gelegenheit suchen, unseren Freund H(ickel) London und mein Landhaus [Chevening] zu zeigen, wenn alles dort ziemlich ruhig bleiben sollte. Die allerangenehmste Reise, die ich machen könnte, wäre mit dir zu deinem eigenen Landhause (!), welches man dir mit

so unerhörter Grausamkeit und Ungerechtigkeit entrissen hat, doch ich traue mit Zuversicht auf die Vorsehung, die dich so wunderbar erhalten und gerettet hat, und erwarte für dich eine glückliche Zukunft. Diese, wie auch jeden anderen Segen des Himmels, wünscht dir sehnlichst dein dich herzlich liebender Pflegevater Graf Stanhope."

Kaspar antwortete den 28. Januar, erzählte, wie der Lehrer und die übrigen Freunde in Ansbach bestrebt gewesen waren, ihn nach der Abreise des Grafen aufzuheitern, und daß er im Theater „Pächter Feldkümmel" gesehen hatte. Stanhope war entzückt von dem „langen, gütigen, ihm sehr interessanten Brief" und schrieb den 3. Februar zurück: „Ich sehe hier alle Tage den Staatsrath Klüber, mit dem ich sehr oft und sehr viel von dir rede, und er sagte mir, daß man noch nicht das Werk des Presidenten angezeigt hat, welches mir unbegreiflich ist, wohl aber das 1. Heft der Mittheilungen des Professors Daumers (!). So begierig als ich doch bin und sein muß letzteres zu lesen, so hätte ich doch vorgezogen, wenn er, wie ich ihm in meinem Briefe meldete (Daumer leugnete 40 Jahre später, den Brief erhalten zu haben), es unterlassen hätte, um die Aufmerksamkeit des Publicums nicht durch die gleichzeitige Erscheinung zweier Schriften über denselben Gegenstand zu theilen. Wenn der Professor nicht Alles gerade auf dieselbe Art wie der President erzählt, so wäre es für die Sache selbst nachtheilig, und wenn er zuviel von magnetisierten (so) Wasser und dergleichen redet, die wahr sind, die aber nicht jedem wahrscheinlich vorkommen, so wäre es auch gefehlt. Ich habe es hier bestellt, und man soll es bei dem Englischen Gesanden abliefern."

Legen wir hier Stanhopes Originalbriefe auf kurze Zeit beiseite, um uns nach den bis jetzt darin berührten Verhältnissen zu erkundigen.

Kaspar Hausers Umgebung zu Ansbach bestand aus einer ungleichwertigen Mischung abergläubiger Andacht und zagender Kritik. Das verständige Element vertraten Hickel und Meyer, bei denen Kaspars Fortsetzung der Nürnberger Simulation und Unwahrhaftigkeit nicht verfing. Die thränenreiche Verstellung spielte ihre erste Rolle schon im Dezember 1831 bei Meyers Unterricht in der biblischen Geschichte; als aber der Lehrer Kaspars Rührung wegen der Noah-

schen Flut nicht weiter beachtete, hörte diese Verstellung auf. Obgleich er in Nürnberg schon eine Elektrisiermaschine gesehen hatte, sah er nichtsdestoweniger eine solche in Ansbach am Ende desselben Monats zum erstenmale und fügte sogar hinzu: „So etwas haben sie mir in Nürnberg nicht gelehrt und gezeigt, da hab' ich nur immer das trockne Latein treiben müssen, wozu ich doch keine Lust hatte." [1]) Obgleich er zu Nürnberg mit Daumer öfter im Rösselschen Kaffeehause Billard spielen gesehen und dies sogar seinem Lehrer schon erzählt hatte, wollte er „beim ersten Billardbesuch in Ansbach der Kugel nachrennen, sie mit der Hand auffangen und dann seine Ansicht geltend machen, daß man wie im Kegelspiel die Kugel mit der Hand fortschnellen sollte, ließ sich dann erstaunt den Gebrauch der Billardstäbe zeigen und fing damit alsbald das geübteste (?) Spiel an, was dann bei den gutmütigen Zuschauern nicht das Erkennen ihrer eigenen Mystifikation, sondern die lebhafteste Bewunderung solcher Talente erregte" (v. Lang). Obgleich er schon im Sommer 1832 in der Ressource zu Ansbach der beste Kegler war, beantwortete er in demselben Sommer die Aufforderung des Revierförsters Grießmeier zu Lichtenau mitzukegeln so: „Ja, so stark bin ich noch nicht; eine solche Kugel bis zu den Kegeln hinauszuschieben wäre ich nicht im stande." Es wäre überflüssig, weitere Beispiele von Kaspars ihm zur zweiten Natur gewordenen Verlogenheit vorzuführen. Es liegt eben darin nichts Phänomenales; denn wer, der den nötigen unbenebelten Blick dazu hat, kennt nicht im eigenen Kreise Leute, die unaufhörlich lügen? Darum wird es uns auch nicht weiter wundern, daß der klarsehende Lehrer Meyer, als er eine Distellese aus Beispielen von Kaspars Unwahrhaftigkeit aus der Zeit seines Aufenthalts in Ansbach sammeln sollte, in „Verlegenheit war, aus der Masse von offenbaren, d. i. vollkommen erwiesenen Unwahrheiten einzelne auszuwählen." Kein Wunder auch, daß Frau Henriette

---

[1]) Sonderbar, denn in Nürnberg wurden ihm (nach seinem Lehrer, dem Kandidaten Bäumler an Daumer, 1873 S. 237) die „lateinischen Konjugationen" im Traume eingegeben. In Ansbach wurde dieser Unterricht 1833 wieder aufgenommen; sein Lehrer war der Kandidat Gebert, gebraucht wurde ein lateinisches Elementarbuch von Jakobs und Döring.

Meyer sich schon am 18. April 1832 veranlaßt sah, den Brief der Frau Klara Biberbach (oben S. 134) in zustimmendem Sinne zu beantworten.

„Geehrte Frau!

Schon nach dem ersten Besuch Hausers glaubte mein Mann, daß er nicht frei von Verstellung sei, daß er es verstehe, so zu sprechen, um ein erwünschtes Urteil für sich zu gewinnen, und daß in seinem Wesen etwas Verstecktes liege. Ich hielt das Urteil meines Mannes für zu schnell und wollte es durchaus nicht gelten lassen. Allein kurze Zeit nachher mußte ich ihm ganz beistimmen, nachdem wir mehrmals Gelegenheit gehabt hatten zu bemerken, wie er es verstand denen zu schmeicheln, die mit besonderer Vorliebe und übertriebener Zuneigung ihm huldigten. Wenn er darauf abgerichtet gewesen wäre, hätte er den gutmütigen Grafen (Stanhope) zu keinen schicklicheren Augenblicken küssen und streicheln können, als zu denen er's wirklich auf eine zu übertriebene freundliche Weise gethan hat. — — H. besitzt zur Zeit wirklich wenig gute Eigenschaften, ob in ihm gleich um dieser willen die gewöhnliche Kurzsichtigkeit und vornehme Oberflächlichkeit einen sogenannten guten, lieben Menschen findet. Wohl aber besitzt er, wie Sie ganz richtig erkannten, die Untugend der Eitelkeit in hohem Grade. Bei der großen Aufmerksamkeit, die man ihm allenthalben schenkte, mußte es freilich so kommen, und es gründet sich nach dem Urteile meines Mannes diese Erscheinung mehr auf seine Verhältnisse und auf das verkehrte Benehmen anderer, als sie in dem Wesen seines Grundcharakters liegt. Die ihm von unklugen Niederen und Höheren — besonders in der letzten Zeit — beigebrachte Meinung, als sei er jedenfalls von hoher Abkunft und wenigstens ein ungarischer Magnat, hat seine lächerliche Eitelkeit zu dem gemeinen Hochmute gesteigert, der sich unbehaglich fühlt, wenn er an frühere, gewöhnlichere Verhältnisse erinnert wird, und der H. sogar undankbar gegen seine früheren Wohlthäter erscheinen läßt, insoferne er an einen und den andern nur noch selten denkt, von einigen fast gar nie spricht, und von einzelnen Verhältnissen, in denen sich die reine Teilnahme mit ihm abgegeben hat, kaum mehr etwas wissen will. Am liebsten spricht er von denen, die ihm Schönes sagen und schmeicheln, und glaubt gar gerne, daß diejenigen, von denen er öfters die Wahrheit hören muß, es nicht so gut mit ihm meinen als jene. Beim Bereden seiner Verkehrtheiten muß man sehr behutsam zu Werke gehen, damit man ihn, wie Sie selbst erfahren haben, nicht ganz von sich abwende und allen

bessern Einfluß auf ihn verliere. Mein Mann ist mit seinem Verhältnisse zu H. gar nicht zufrieden, und er hätte dessen Vormündern schon für das ihm geschenkte Zutrauen gedankt, wenn er nicht denken dürfte, daß es ohnehin nicht in die Länge dauere. Er thut, was er unter den Umständen nur immer thun kann. Oft ist er mir nur zu aufrichtig, auch gegen Herrn Präsidenten v. Feuerbach. Ihren geschätzten Brief teilte er ihm ohne weiteres mit, und zeigte sich dieser in der Hauptsache mit Ihnen einverstanden; aber man suchte auf alle mögliche Weise zu entschuldigen. Daß H. nicht den geringsten Anstand nimmt, unter Umständen zu Unwahrheiten seine Zuflucht zu nehmen, haben wir bald, recht bald bemerkt. — — Von seinem oft bemerkbaren, wahrhaft knabenhaften Eigensinn, wie von seiner schlimmen Heimlichkeitskrämerei, von seinem ärgerlichen Mißtrauen, selbst von auffallend unnatürlicher, von berechneter Anwendung der Thränen könnte ich mehreres sagen, muß es aber der Kürze und anderer Rücksichten wegen hier unterlassen. — — Möge dem armen Bedauernswürdigen, dem seltenen Spielballe vornehmer und gemeiner Laune, das wahre Glück recht bald zu teil werden, möge ihn die Vorsehung recht bald solchen Händen überliefern, welche sein wahres Wohl zu begreifen und zu befördern verstehen.

Indem ich bei diesem Wunsche schließe, empfiehlt sich (u. s. w.) Ihre ergebenste

Jette Meyer."

Das hat alles wenig Ähnlichkeit mehr mit dem Nürnberger Idealmenschen[1]), und ebenso schnell zerstreute sich in Ansbach der Nimbus seiner „außerordentlichen Anlagen" und der Glaube an seinen

---

[1]) Hausers Gaumen und Magen sind nicht mehr so verwöhnt, in Speisen macht er keine Ausnahme, von jedem Gerichte nimmt er mäßig zweimal. Das Wasser ist noch sein ausschließliches Getränke; doch will er, wenn er zu dem Grafen kömmt (in England wäre ein Räuschchen weniger gefährlich gewesen, L.), ihn bitten, daß er Bier und Wein trinken dürfe. Er ist in jeder Woche an bestimmten Tagen zu Tische geladen — nämlich Sonntags beim Präsidenten v. Feuerbach, Donnerstags bei dem Präsidenten v. Stichaner und Freitags bei mir, wo er sein Lieblingsgericht, einen Pudding in Weinsauce, erhält; diese Sauce verursacht bei der großen Quantität und guten Qualität, die er bei mir nimmt, durchaus keine Erregung, während er in Nürnberg durch das Öffnen einer Champagner-Flasche und von dem Genusse einer Weinbeere schon betrunken wurde und hin- und hertaumelte. Als ich ihn auf diesen Widerspruch aufmerksam machte, erwiderte er mir: gekochter Wein sei ihm unschädlich! Hickel.

„ungemessenen Trieb“ zum Lernen, die Tuchers Phantasterei an ihm bewundert hatte. Das einzige, was sich auch in Ansbach bewährte, war seine Schlauheit, womit er u. a. die latente Spannung zwischen Feuerbach, Hickel und Meyer zu nähren und für sich auszunützen verstand.

Zunächst aber schadeten alle diese lästigen Thatsachen nichts. Das große Publikum hielt sich an der weit verbreiteten „Skizze der bis jetzt bekannten Lebensmomente des merkwürdigen Findlings K. H. aus Nürnberg“ (Kempten 1830), in welcher Binders Roman in vier Hauptstücke eingeteilt worden war, das 3. mit dem gruseligen Titel: Schauerblicke in menschliche Verruchtheit. Damit stimmte das Schlußgebrüll:

Hoch lebe der König!
Hoch lebe die Gerechtigkeit!
Untergang und Verderben dem schauerlichen Absolutismus der Lasterhaftigkeit!

Für die Bildungsphilister aber eignete sich seit dem Anfang des Jahres 1832 Feuerbachs Beispiel eines Verbrechens am Seelenleben des Menschen. Das schwache Opus ist „Seiner Herrlichkeit, Herrn Grafen Stanhope, Pair von Großbritannien u. s. w.“ zugeeignet, und führt ein Motto aus Calderons Leben ein Traum:

Himmel laß mich Kund' erlangen,
Daß Du so verfährst mit mir,
Welch Verbrechen ich an Dir,
Schon mit der Geburt begangen!

Die Widmung tönt und klingt wie klassische Hausermusik. „Niemand hat nähere Ansprüche auf diese Schrift als Euere Herrlichkeit, in dessen Person die Vorsehung dem Jüngling ohne Kindheit und Jugend einen väterlichen Freund, einen vielvermögenden Beschützer gesendet hat. Jenseits des Meeres, im schönen Alt-England, haben Sie ihm eine sichere Freistätte bereitet, bis die aufgehende Sonne der Wahrheit die Nacht verdrängt, welche über dem geheimnisvollen Schicksal dieses Menschen liegt. Vielleicht, daß den Rest seines zur Hälfte gemordeten Lebens noch Tage erwarten, um

derentwillen er es nicht mehr beklagen wird, das Licht dieser Welt gesehen zu haben. Für solche That kann nur der Genius der Menschheit Ihnen vergelten. In der großen Wüste dieser Zeit, wo unter den Gluten eigensüchtiger Leidenschaft die Herzen immer mehr verschrumpfen und verdorren, endlich wieder einem wahren Menschen begegnet zu sein, ist eines der schönsten und unvergeßlichsten Ereignisse meines abendlichen Lebens." So wurde im Publikum der ungarische Magnat von Lord Kaspar Hauser abgelöst.

Sir Kaspar schrieb, obgleich Feuerbach wenig Grund hatte, Daumers Unsinn im 2. Hefte seiner Mitteilungen über Kaspar Hauser zu fürchten, seinem ersten Verzieher folgenden Brief:

„Ansbach, den 27. April 1832.

Hochgeehrtester H. Professor!

Warum ich Ihnen so lange nicht geschrieben habe, ist nicht, als hätte ich Ihnen nicht mehr schreiben wollen oder dürfen, ich will Ihnen gleich den Grund sagen davon. Ich war mit der Frau Leutnant Hickel beim H. Bischof Oesterreicher in Eichstädt und kam einige Wochen[1]) nicht nach Hause.

Von dem habe ich Ihnen so vieles zu sagen und auch zugleich zu fragen, daß ich nicht im stande bin alles zu schreiben.

---

[1]) Stark! Wir werden bald vernehmen, daß Frau Hickel ihrem aus Ungarn zurückkehrenden Manne mit Hauser bis Eichstädt entgegengereist ist. Dort blieb man aber nicht einige Wochen. Hickel berichtet über den Ausflug: „Hausers oft geäußerte höchste Idee war, einen König wegen seiner Größe und Würde und einen Bischof wegen der Mütze und Kleidung zu sehen. Der Anblick eines Bischofs und seiner Attribute war ihm wohl nun gewährt; aber sein Verlangen nach Aufschluß bei vielem Schauenswerten nicht groß; alle seine Fragen waren nicht in dem Tone des neugierigen naiven, sondern eines superklugen Kindes; er war auch hier kalt und ließ kalt. Die ganze Haltung im Hause des Bischofs wie bei dem Besuche der Nonnen erschien unnatürlich, gezwungen und geschraubt — welches besonders den Begleitern auffiel. Bei Ansicht der Kirchen und öffentlichen Plätze benahm er sich so sonderbar, als habe er nie eine Kirche oder ein größeres Gebäude gesehen. Er aß an der wohlbesetzten Tafel des Geweihten ohne Belästigung des Magens und des Kopfes mit gutem Appetite und eignete sich im Gespräche die gedehnte und gebrochene Sprache an.

Ich zeigte den Brief, welchen Sie mir das Leztemal geschrieben haben, dem H. Präs. v. Feuerbach, worauf ich die Antwort bekam: Sie könnten die Schrift schon drucken lassen, aber Sie möchten alle Träume weglassen, daß es kein Hinderniß für die Untersuchung (!) gebe. Lieber, sagte er, wäre es ihm, wenn Sie es bis zum July verziehen könnten, weil bis dahin die Sache (gemeint ist der Umzug nach England) sich entscheidet. Die Unkosten, welche Sie haben, bezahlt Ihnen mein Pflegevater alles.

Sie schrieben mir, ich sollte Ihnen das Papier schicken, welches Sie mir zum Durchsehen (!) über schickten. Da ich Ihnen jetzt ganz Bestimmt sagen kann, daß ich am 20. May nach Nürnberg komme, so will ich es Ihnen selbst bringen, sollten Sie es eher brauchen so sind Sie so gütig u schreiben mir.

Die Schrift von Ihnen über Kindler (Ueber die Cholera an Pfarrer Kindler. Eine theologische Streitschrift, bemerkt Ehren-Daumer) habe ich auch gelesen, wo von ich Ihnen vieles erzählen werde, was die Ansbacher gesagt haben.

Grüßen Sie mir recht herlich Ihre Frau [Mutter] u meine theuerste Pflege Mutter u Ihre Fräuln Schwester u nehmen Sie es nicht ungütig, daß ich Ihnen doch einige Zeilen geschrieben hätte.

Ich verbleibe

Euer

treuer Freund

Kaspar Hauser."

Im Juli war die Sache allerdings entschieden, *aber nicht* in dem von Hauser und seiner Gemeinde gehegten Sinne. Vier Briefe Stanhopes an Kaspar führen die Datierungen vom 4., 5., 6., 7., 8., 9., 10., 11., 12., 13., 14., 15., 16., 17., 18. und 19. Februar und vom 19. April 1832 und wurden zu Frankfurt, Mainz, Bingen, Boppart, Bonn, Bergheim, Aachen, Huy, Gnappe, Brüssel, Tournay, Calais, Dover und Chevening geschrieben. Der Pflegevater behandelt darin die Reformbill, ein „magisches Buch" (Taschenspiel), die Camera Lucida, ein Caleidoscope, Mikroskop, Megascope, Laterna Magica, den Riesenkuchen des Königs August von Polen, seine Gasthöfe (die Wirtin „zur Lilie" in Andernach hoffte den Grafen, von dem sie in der Kölner Zeitung gelesen, einmal mit seinem Pflegesohn zu sehen), die Dialekte, einen Bauchredner, Athleten, Chaussee-

gelder, Waterloo (in Brüssel sprach der Fürst August von Ahremberg sehr viel mit dem Grafen über K. H.), die Cholera, dressierte Flöhe, orientalische Malerei, einen irrsinnig gewordenen Grafen, neu erfundene Pistolen u. s. w. In Folge der gegen die Seuche ergriffenen Maßregeln erhielt Stanhope Kaspars Antworten vom 20. Februar und vom 20. März gleichzeitig und wartete selbst mit einem Briefe bis zum 19. April. Dieses Schreiben, sieben große Quartseiten, ist das letzte aus seiner gläubigen Periode gewesen. Er verspricht darin sein Bildnis, Kupferstiche von seinen Ahnen, ein von seinem Vater erfundenes Vergrößerungsglas, eine goldene Uhrkette, die er seinem Kaspar gekauft hatte, u. s. w. Der Graf meldet ihm sogar, daß er jetzt sehr gesund ist, und fährt dann fort: „Woher mag das wohl kommen? Nicht aus der Luft, die in London bei weitem nicht so rein und gesund ist als in Ansbach, oder aus meiner jetzigen Lebensart, die mir nicht so angenehm und zuträglich ist als in Deutschland, aber aus einer Nachahmung deines Beispiels, indem ich gar nichts als Wasser trinke. (Bravo!) Ich vermisse dich, mein geliebter Pflegsohn, jeden Tag und beinahe jede Stunde, und niemals sehe ich etwas neues, schönes oder interessantes ohne sehnlich zu wünschen, daß du dabei wärest. Niemals genieße ich etwas, ohne zu bedauern, daß du es nicht mit mir theilest . . . Die Künste machen hier große Vorschritte, und niemals habe ich die Läden in London so schön gefunden und so sehr bewundert wie eben jetzt. So oft als ich sie sehe, wünsche ich, daß mein geliebter Pflegsohn bei mir wäre und sie mit mir besehen könnte.“ Er beschreibt die stürmischen Nachtsitzungen des Parlaments wegen der Reformbill und fügt hinzu: „Ich melde dies Alles nur, um dir, meinem theuersten Kaspar, zu erklären, warum ich nach reifer Überlegung meinen früheren Vorsatz veränderte und keine Rede hielt . . . Sage mir, ich bitte, was in Ansbach vorgeht, und ob der Stern noch immer dort erscheint. Es freuet mich herzlich, daß dein erster Beschützer, der gute Bürgermeister Binder, dich besucht hat, und ich bitte dich, ihn, den Herrn Schumann und meine übrigen Freunde bestens von mir zu grüßen. Ich schreibe selbst an den Presidenten und an Herrn Meyer, dessen Brief mir eine innige Freude gemacht hat. Die Em-

pfindungen, die du mir schilderst, haben mich unendlich erfreut, und ich schätze mich sehr glücklich, daß ich deine Zufriedenheit und dein Wohlsein, mein geliebter Pflegesohn, befördert habe. Möge die göttliche Vorsehung, in deren Hände wir sind, dein Glück immer mehr und mehr begründen, mir erlauben noch ferner als Werkzeug dazu zu dienen, und dich zur rechten Zeit und mit Sicherheit zu dem Ziele unserer sehnlichen Wünschen führen! Ich habe die feste und frohe Überzeugung, daß du einer glücklichen Zukunft entgegen sehen darfst, und daß dein vortreffliches Herz, deine edlen, menschenfreundlichen Gesinnungen unverändert bleiben werden. Ganz gewiß weiß ich, daß ich deine Liebe und Freundschaft, die mir so sehr das Leben versüßen, immer genießen werde, wie auch, daß ich niemals aufhören werde sie zu verdienen, und dein Glück wird immer das meinige vermehren, besonders wenn ich selbst, wie ich so eifrig wünsche, selbst ein Zeuge davon sein kann. Die Reise, worüber du meine Meinung fragst, würde vielleicht die in den jetzigen Umständen erforderliche Sicherheit nicht haben, und man hat einen anderen Plan vorgeschlagen, der, wie ich glaube, dir noch besser gefallen würde. Ich bin ärgerlich über die Cholera, da sie mich verhindert, dem Presidenten und dir die Sachen zuzusenden, die ihm und dir angenehm wären, und u. a. mein Bild. Das deinige, nämlich das Original, hängt in meinem Sitzzimmer, und eins der gestochenen in meinem Schlafzimmer, meinem Bette gegenüber, so daß es mich gleich beim Erwachen begrüßt. Ich sehne mich darnach dich wieder persönlich zu begrüßen, und dich wieder zu umarmen.

Gott gebe dir immer, mein geliebter Pflegsohn, das Glück und den Segen, welche dir herzlich und sehnlich wünscht dein dich treulich und innig liebender G. S."

Der Weckruf, der Stanhope aus seinem Traum aufgeweckt hat, war schon unterwegs. Hickel hatte den 19. Februar 1832 allein eine zweite Entdeckungsreise nach Ungarn angetreten. In Pest sprach er die Gouvernante, das bedauernswerte Opfer des Hauserklatsches, in Stuhlweißenburg den geistig zerrütteten Müller. „Die Resultate meiner genauen Nachforschungen ergaben, schrieb er, daß die Meinung, Hauser stamme aus Ungarn, und die von den

Ungarn im bayerischen Hofe zu Nürnberg vorgenommenen Experimente thörichte Faseleien seien. . . . Meine Frau, von München aus von meiner Rückkunft in Kenntnis gesetzt, fuhr mit Hauser bis Eichstädt, dem Sitze eines Verwandten, des Bischofs Österreicher, mir entgegen. Bei meiner Ankunft trat Hauser an den Eilwagen und stellte mit lächelnder Miene an mich die Frage: Nu, Herr Leutnant, haben Sie meine Eltern entdeckt? Auf meine Antwort: Du mußt am besten wissen, ob ich sie finden konnte, schwieg er ohne eine fernere Nachfrage."

Den 23. Mai erhielt Stanhope Hickels ausführlichen Reisebericht. Wie peinlich muß es ihn bewegt haben, als der unabweisbare Gedanke an „Betrug" sich ihm aufdrängte! „Wir glaubten, schrieb er den 24. Mai an Hickel, durch die Versuche von Pirch, von Saphir, von Merey und von Manso die Gewißheit zu haben, daß Hauser in Ungarn gelebt hatte, und Tucher selbst war davon ganz überzeugt. . . . Was mich am meisten dabei verdrießt, ist, jetzt einzusehen, daß auf die Erinnerungen von Hauser gar nicht zu bauen ist."[1]) Den 22. Juli schrieb Stanhope an Klüber:

„Eine ganz genaue, gründliche Untersuchung hat seitdem bewiesen, daß gar nichts an der Sache war. K(aspar) war als von einem Schlage getroffen und tief erschüttert, als er den Namen eines Schlosses hörte und behauptete, es war das Wort, das er so lange gesucht hatte . . . Wie wäre dieß Alles zu erklären, als durch Verstellung? und wenn seine Angaben über diese Punkte so grundlos und seine Empfindungen so erkünstelt waren, wie kann man seinen übrigen trauen? Die Zweifel, die jetzt dadurch entstehen, haben mich bewogen, alle die wahren oder angeblichen Thatsachen von neuem zu überlegen, und je mehr ich sie untersuchte, je bedenklicher erschienen

---

[1]) Stanhopes psychologisch interessante Briefe an Hickel sind bei ihm abgedruckt S. 96 Anm. und S. 113 Anm. Über die darin erwähnte greuliche Tagebuchgeschichte lese man Stanhope (1835, S. 110—112), Hickel (1881, S. 99) und Meyer (1872, S. 421—425). Hickels entrüstete Antwort auf zweimalige Drohung mit Selbstmord (wie bei Biberbach) lautete: „Dies kannst du thun, stirb nur, dann kann man doch auf deinem Grabstein lesen: Hier liegt der Betrüger Kaspar Hauser.

Hand ergriffen wurde, daß kein Laut (sogar der Donner nicht) von draußen zu ihm gekommen war — u. s. w. ist mir unglaublich. Dabei ist nicht zu vergessen, daß zwei, wo nicht drei Zeugen, die unbefangen und unparteiisch zu sein scheinen, behaupten, er habe anfangs mit ihnen gesprochen . . . Der Baron Tucher, den ich gar nicht achte und dem ich damals nicht glaubte, sagte mir öfters, daß K., um Aufsehen zu erregen und dadurch seine Eitelkeit zu befriedigen, mehrere Unwahrheiten gesagt hatte und u. a., daß zwei lateinische Verse diffugere nives u. s. w., die er niemals gesehen hatte, ihm in einem Traume vorkamen, und dieses Mährchen hat man sogar gedruckt. Vielleicht wurde er auf diese Art verleitet, sich den Anschein zu geben, daß er — durch ungarische Namen ergriffen wurde. Dieses wäre sehr tadelhaft, aber seine frühere Geschichte, wenn sie auch nicht so war oder vielleicht sein konnte, wie er sie erzählt, war doch höchst traurig und beklagenswerth, und es freuet mich, ihm das Leben zu versüßen. Darüber verdiene ich kein Lob, da ich nur meinem Herzen folge" u. s. w.

Klüber am 22. Dezember: „Unter den jetzt von Ew. Herrlichkeit gegen mich geäußerten Zweifeln scheint mir der erheblichste zu sein, daß Kaspar zu zwei, wo nicht drei Zeugen anfangs gesprochen haben soll.[1]) Dieser Thatumstand ist mir unbekannt. (!) Daß er sich nicht erinnert, das Rollen des Donners im Kerker gehört zu haben, scheint mir wenig erheblich. Unterirdisch, in dickem verschlossenem Gemäuer" — kurz, Herr v. Klüber mauert mit seiner Feder die beiden Fensterchen der „Bekanntmachung" feste zu. „Scheinbar (?) wichtiger wäre, daß er nicht das Gesicht des Mannes will gesehen haben. Allein ihm, dem alles Umgangs mit Menschen Un-

[1]) Klüber hatte seinen ersten, am 4. Dezember 1829 anonym geschriebenen Artikel über das „Kind von Nürnberg" wohl vergessen? Darin schrieb er selbst: „Der Ort der Einkerkerung, vielleicht auch der Geburt, scheint — vorzüglich nach der Richtung hin (zu liegen), wo in der Sprache des Volks (Klüber schrieb 1832 an Stanhope über Kaspars „Pöbeldialekt") die von Hauser bei seiner Ankunft in Nürnberg gesprochenen Wörter und ihre Aussprache üblich sind, z. B. hoam statt heim, Roß statt Pferd." Der mythische sprachlose Kaspar würde sich doch wohl den Nürnberger Dialekt angeeignet haben?

kundigen oder Entwohnten, mußte die Hand des Mannes, die ihm diente, ungleich wichtiger erscheinen als dessen Gesicht, und jene Hand behauptet er genau zu kennen, auch in seiner Art ganz konsequent, daß man an den Händen die Menschen am sichersten unterscheiden könne." Nach Klüber stimmen alle (!) Beobachter darin überein, daß an Kaspar „fortwährend nur die reinste Kindlichkeit des Gemüts und der höchste Grad sittlicher Güte ohne die mindeste Spur von Verschmitztheit oder Verstellung sich kund gegeben habe." Das ist nach der Art, auf die in den Religionsstunden vorlaute Kinder abgespeist werden, und die man auch als erwachsener Mann zu hören bekommen kann. Man zuckt im Stillen die Achsel und schweigt.

Stanhope hatte den 5. Oktober 1832 aus London auch an Feuerbach geschrieben: „Die letzten Untersuchungen hätten ganz anders ausfallen müssen, wenn Hausers Empfindungen und angeblichen (!) Erinnerungen das gewesen wären, was sie zu sein schienen. Dieser Umstand machte, wie Sie wissen, einen tiefen Eindruck auf mich, und hat Zweifel bei mir erregt, die ich früher nicht hatte, über seine Glaubwürdigkeit. Ich überlegte also von neuem seine ganze Geschichte, und je mehr ich einzelne Hauptmomente geprüft, je bedenklicher erschienen sie mir, und um diese Zweifel in einer gedrängten Form darzustellen, habe ich die (30) Fragen aufgesetzt, die beiliegen. Man hat hinlängliche Gründe zu glauben, daß Hauser der Natur und den Menschen entzogen wurde[1]) und doch scheint es mir ganz unmöglich zu sein, daß es auf die Art und Weise geschah, wie er es erzählt hat. Ich vermuthe, daß der Mann, bei dem er immer gewesen, bei seiner Aussetzung dem Hauser gedroht habe, ihn zu ermorden, wenn er nicht Alles verschweigen sollte, was zu einer Entdeckung führen könnte, daß der Mann es versuchte, als er glaubte verrathen zu sein, und daß Hauser anfangs die Wahrheit nicht melden durfte.

Dies alles brachte mich in Verlegenheit in Rücksicht auf eine

[1]) Das ist eben das πρῶτον ψεῦδος der ganzen Geschichte: wer auch diese durch Thatsachen widerlegte Grundlüge nicht einfach verwirft, gelangt nicht zu einem klaren Einblick in den Kasparschwindel. Zu dieser Einsicht gelangte Stanhope 1834.

Uebersetzung Ihres vortrefflichen Werkes.[1]) Man gab mir den Rath, um der bitteren Kritik der Rezensenten zu entgehen, die durch die hiesige unbeschränkte Preßfreiheit ganz zügellos ist, sie auf meine Kosten drucken zu lassen, und sie nicht herauszugeben, sondern unter meine Freunde und diejenigen, welche Interesse an der Sache nehmen, auszutheilen . . ."

Die von Stanhope beigelegten dreißig Fragen, welche Hickel (!) im Auftrage Feuerbachs zu lösen hatte,[2]) waren offenbar zugleich auch der Niederschlag seiner Debatten mit englischen Gegnern des Kasparmärchens. Die objektive Beantwortung der folgenden Nummern hätte die Hauptsache sofort entscheiden müssen.

2) Ist es wahr (wie drei Zeugen behaupten), daß H. anfangs mit ihnen gesprochen habe?

3) Wäre es möglich, daß H. so wenig von der Reise sich erinnern konnte, da er alles so genau beschrieb, was gleich nachher (Daumer, Mitt. I, S. 47—57) geschah?

4) Hat H. „in drei Wochen" alles lernen können, was Daumer S. 1 erzählt?

5) Wußte H. schon vor seiner Ankunft alle die Sätze, welche Daumer und Hauser selbst erzählen, und die der Präsident von Feuerbach gar nicht erwähnt?

10) Wäre nicht H. durch vieljähriges Sitzen so verkrüppelt worden, daß — ihm das Stehen und noch mehr das Gehen am Anfange ganz unmöglich gewesen wären?

11) Wären ihm nicht durch vieljähriges Sitzen die immerfort berührten Teile des Körpers wund gerieben, wie es oft bei Leuten geschieht, die lange das Bett hüten und immer in derselben Stellung liegen müssen?

---

[1]) Im April 1833 schickte Stanhope eine andere Übersetzung an Feuerbach und fügt die Bemerkung hinzu: „ich lege eine Rezension derselben ein, worin Sie sehen werden, daß der Verfasser, ob er gleich viele Umstände nicht kennt, die geeignet sind, seine Meinungen zu bekräftigen, aus der Schrift selbst viele Zweifel schöpft." Feuerbachs Machwerk war einfach unter aller Kritik: Schwall und Schwulst allein konnten nicht über einen Himalaya von Ungereimtheiten hinweghelfen.

[2]) Die bei Hickel S. 109 angedeutete Beantwortung ist eine kuriose Mischung von simulierter Naivetät und Verschmitztheit.

13) Wie hat H. sagen können: „der Mann, bei dem ich immer gewesen, hat mich gelehrt, daß ich thun müßte, was man mir heißt" (wie der Präsident v. Feuerbach S. 134 erzählt), wenn dieser Mann niemals zu ihm während seiner Einkerkerung sprach?

19) Versteht H. irgend etwas von der ungarischen Sprache, da er kein einziges Wort davon übersetzt hat?

25) Wäre es möglich, daß H. Erinnerungen von seiner frühesten Kindheit hätte, und keine von dem Anfang seiner Einkerkerung, die auf ihn so tiefe und schmerzliche Eindrücke machen mußte?

26) Hat nicht H. aus den Gesprächen, denen er beiwohnte, und die man glaubte, daß sie ihm unverständlich seien, Winke genommen, die er zu benutzen wußte?

28) Hätte H., wenn eine vieljährige Einsperrung desselben in einem dunklen Orte erwiesen wäre, bei hellem Tage sehen können?

30) Konnte H. auf der Reise die Sätze lernen, die er bei seiner Ankunft in Nürnberg wußte, wenn er nicht hat sprechen können? Hätte er mechanisch oder instinktmäßig die Worte, die er gehört hat, nachsprechen können? und wenn er es auch gethan hätte, wäre es ihm in so kurzer Zeit möglich gewesen, sie so nachzuahmen, daß sie verständlich waren?

Die wissenschaftliche Kritik kann die Fragen 2, 5, 10, 11 und 26 nur einfach mit **ja**, die Fragen 3, 4, 19, 25, 28 und 30 aber mit **nein** beantworten.

Wir verstehen jetzt wohl besser als damals der Augenzeuge selbst, daß Kaspar, als er einmal in Meyers Zimmer trat und dort seine alten Bekannten Schnerr und Manso erblickte, „bei ganz scheuem Blick sichtbar erschrocken zusammenfuhr und in Verlegenheit geriet." Ein anderer Wink aus Ungarn hinweg liegt in folgender Mitteilung aus derselben Quelle: Kaspar „ließ einen Professor aus dem Norden in meiner Stube förmlich stehen, indem er sich — auf einmal entfernte. Derselbe hatte ihm mehrere unverdiente Elogen und dabei auch gesagt, er wäre schon in Ungarn gereist und finde nun, daß Hauser ein vollkommenes ungarisches Gesicht hätte."

X.

Kaspar, Freiherr von Guttenberg.

Mit meiner Behauptung von der Identität Kaspars Hausers mit dem Kinde der D. Königsheim stehe ich aufs herrlichste gerechtfertigt da.

Levin Schücking, Lebenserinnerungen, 1884.

Dorothea Königsheim, eine Wirtstochter von Heiligenstadt, besuchte im Jahre 1810 das sogenannte englische Fräuleinstift in Bamberg. Bei einer Frau von Alzer, die sich von Bibra nennen ließ, lernte sie den Domherrn Philipp Anton von Guttenberg kennen und ging ein Liebesverhältnis mit ihm ein. In der Folge entdeckte er der Frau von Lorbeer als ihr fast täglicher Hausfreund, daß „ein Frauenzimmer von ihm schwanger wäre." Es war ihm daran gelegen, daß weder sein Vater, der Obermarschall, noch die übrigen Mitglieder der Familie etwas von dem Vorfall erführen. Darum ersuchte er die Lehrerin Magdalena Pirrot aus Würzburg, die bei Frau v. L. Unterricht gab, für Dorothea in Würzburg eine Unterkunft zu ermitteln. So wurde diese dort bei dem Chirurgen Balthasar Oehler (Büttnergasse 269, Distrikt III, mit der Aussicht auf die Wallfahrt, genannt „Käppellein", mit den 12 Stationen des Kreuzwegs) eingemietet. Dort wohnte auch die Chirurgenwitwe Pirrot, und Dorothea hat bei ihr am 27. März 1811 ein Knäblein geboren. Wie die 74jährige Witwe später eidlich ausgesagt, hat v. Guttenberg „sehr gut für die Schwangere gesorgt und ist bis zur erfolgten Entbindung in Würzburg geblieben." Etwa sechs Wochen nach der Geburt wurde das Kind bei einer Witwe mit einer Tochter, unweit der Peterskirche wohnend, sehr an=

ständig untergebracht. Das Kind war gesund und stark, sehr blond, stützte sich schon an der Wiege, um gehen zu lernen, starb aber schon am Anfang des folgenden Jahres. Das Register der Wohnungs- und Personal-Nachweisung von Fremden in Würzburg enthält den Eintrag: „Im Hause No. 296 — IV. Distrikt — wohnt Ferdinand Königsheim, 7 Monate alt, unehelich.“ Unter den Leichenschauzetteln vom Januar 1812 aber bekundete der Originalschein des Leichenschauarztes J. Schmieg: „Im IV. Distrikt, Haus-Nummer 296, bei der Pflegemutter Katharina Brachin (Brach) starb den 4. Januar 1812, abends $^1/_4$4 Uhr, an Konvulsionen, 3 Wochen krank, im Alter von $^3/_4$ Jahren Ferdinand Königsheim, uneheliches Knäblein von der Dorothea Königsheim aus Heiligenstadt. Tag und Stunde der Leichenschau: 4. Januar abends $^1/_2$5 Uhr. Zeit des Begräbnisses: 5. Januar abends 4 Uhr. Behandelnder Arzt: Dr. Guck.“ Das Sterberegister der Pfarrei St. Peter bezeugt: „Im Jahre eintausend achthundert und zwölf (1812) am 4. Jan. abends $^1/_2$4 Uhr ist gestorben Ferdinand, Sohn der Dorothea Königsheim, im IV. Distrikt No. 296, an Konvulsionen, und an demselben Tage abends ins allgemeine Leichenhaus gebracht.“ Das bürgerspitalische Rentamt zu Würzburg enthält auf Blatt 36 (unter der Rubrik: „Einnahmen für Begräbnisplätze von Kinderleichen, welche nicht mit der Chaise weggeführt werden“) den Eintrag: „No. 32 Sanderviertel — 5. Jänner 1812 für Grabstätt der Dorothea Königsheimer Kind — fl. 30 kr.“ Wenn je ein Knäblein physisch und administrativ, reell und formell wirklich und wahrhaft tot gewesen ist (sein Tod wurde darum auch im Kreisintelligenzblatt öffentlich ausgeschrieben), so war es der mit dem Namen Philipp Ferdinand getaufte uneheliche Sohn des Domkapitulars Ph. A. von Guttenberg (gestorben als Kapitular des Ritterstiftes St. Burkhard zu Würzburg im März 1820 oder 1821) und des Fräuleins Dorothea Königsheim. Und doch sollte er im Jahre 1832 als Kaspar Hauser wieder auferstehen! Das Dompfarramt zu Würzburg trug ihn nämlich in das Verzeichnis der 1811 geborenen Kinder männlichen Geschlechts zum Zweck der Herstellung der Militärkonskriptionsliste ein. Infolge der amtlichen



mir viele Umstände. Sie werden in den einliegenden (27) Fragen einige Momente finden, die mir näherer Prüfung zu bedürfen scheinen . . . Ich bin durch diese Zweifel verhindert worden, meine Uebersetzung des Werkes unseres Freundes Feuerbach in die Welt zu schicken, indem es jetzt nach reifer Ueberlegung mir ganz unmöglich zu sein vorkommt, daß alle die Umstände so waren, wie K. sie erzählte, und ich wünsche mehr Licht in der Sache . . . Wenn auch K. viele Jahre hindurch der Natur und dem menschlichen Umgange entzogen wurde, so hat es doch, wie ich jetzt überzeugt bin, nicht auf die Art und unter allen den Umständen geschehen können, welche K. vorgiebt." Aus Klübers Antwort vom 2. August verdient folgendes aufgehoben zu werden: „Ew. Herrlichkeit . . . In Ihrem Schreiben und in den beigelegten 27 Zweifelsfragen (= Nr. 1—27 der bekannten 30 Fragen an Feuerbach), erkenne ich mit wahrem Vergnügen (au!) abermal den unbestechlichen Forscher nach Wahrheit, huldigend meiner (auf dem kleinen Petschaft dieses Briefes prangenden) Lieblings=Devise: Vitam impendere vero . . . Die Mutmaßung der ungarischen Abkunft scheint auf bloßer Täuschung zu beruhen und nunmehr ganz entkräftet zu sein, auch nach den hier beiliegenden ungarischen Sprachproben, die ich unserem Freund Feuerbach gesendet habe, und die nach seiner Meldung bei Kaspar ohne Anklang geblieben sind [1]) . . . Die Täuschung der auf die Bahn gebrachten Spur von ungarischer Herkunft scheint mir weniger auf Kaspars Rechnung gesetzt werden zu müssen, als auf jene anderer, die von gut gemeintem Entdeckungseifer sich zur Verfolgung der leichten Spur hinreißen ließen. Kaspars Irrtum scheint mir hier eben so erklärbar als entschuldbar. Durch die häufigen Prüfungen, die mit ihm angestellt wurden, durch das ewige Experimentieren und Fragen über seine frühere Lage ist seine Phantasie aufgeregt — ist die Idee

---

[1]) Klüber hat eine Auswahl von 50 sehr nützlichen magyarischen Wörtern (aus E. G. v. Arndt, Ursprung und Verwandtschaft der europäischen Sprachen, Frankfurt 1818, S. 351—393) nach Ansbach geschickt; ich hätte Feuerbachs Aussprache hören und Kaspars Gesicht bei der „Probe" sehen mögen. Man vergleiche sein Benehmen (bei Hickel S. 90), als man in Ansbach die magyarischen Reminiscenzen auf die ihr gebührende Musik, den Dudelsack, setzte.

von einer vornehmen Abstammung bei ihm erweckt — ist ihm Veranlassung sogar zu Träumen gegeben worden, aus denen erkünstelte Bilder, z. B. von Schlössern, Lustgärten u. dgl. in seiner Seele zurückgeblieben sein mögen, die ihm später für Wirklichkeit, für Erinnerungen aus den Jahren seiner Kindheit galten, an die er endlich als an Wahrheit glaubte, wie Baron Münchhausen am Ende an die Wahrheit der von ihm im wachenden Zustande ersonnenen Lügen. So wird — erklärbar, daß Kaspar in seiner Nürnberger Erziehungs- und Entwicklungs-Periode zu Selbsttäuschungen (Illusionen) über seine frühere Persönlichkeit fähig und geneigt geworden ist. Dann aber geschähe ihm großes Unrecht, wenn man diese als Beweise einer Verstellung oder vielmehr einer Betrügerei wider ihn geltend machen wollte." Auf Grund der Kindlichkeit, Genügsamkeit, körperlichen Untüchtigkeit Kaspars bleibt der große Jurist gläubig. „Was das Rätselhafte an Kaspars Reise nach Nürnberg und seiner Erscheinung in dieser Stadt betrifft, könnte da sein Führer sich nicht auch des wahrscheinlich während der Einkerkerung oft gebrauchten Betäubungsmittels, z. B. des Opiums, bedient haben, um ihm die Besinnungskraft wenigstens auf einem Teil der Reise zu rauben oder zu schwächen? Unter solcher Voraussetzung könnte er, wenigstens abwechselnd, auf einem Schubkarren (!), auf einem ein- oder mehrspännigen Bauerkarren oder Leiterwagen, wohl auch in einer Kutsche, weither und selbst bis in die Gegend der Stadt Nürnberg, wo er gefunden (!) ward, transportiert worden sein, ohne daß er sich dessen klar bewußt war oder blieb." Stanhope antwortete den 6. Oktober: „Ihre Lieblings-Devise vitam impendere vero ist auch die meinige, der ich treu geblieben bin ohne Rücksicht auf Partei-Geist, auf persönlichen Verhältnissen oder auf den Vorurtheilen, die zum Theil die Welt regieren. Vor allen Sachen erlauben Sie mir, den status causae festzusetzen. Sie werden durch meinen vorigen Brief gesehen haben, daß ich an der Hauptsache gar nicht zweifle, die unser verehrter Freund Feuerbach so meisterhaft dargestellt und bewiesen hat — nämlich, daß K. mehrere Jahre hindurch der Natur und den Menschen entzogen wurde. Aber daß er viele Jahre hindurch gesessen hatte, scheint physisch unmöglich zu sein, daß er sich nicht umsah, als seine

mir viele Umstände. Sie werden in den einliegenden [illegible] ..acht) von einige Momente finden, die mir näherer Prüf[illegible] unglaublich. scheinen . . . Ich bin durch diese Zweifel verb[illegible] drei Zeugen, die Uebersetzung des Werkes unseres Freundes [illegible] ..haupten, er habe an= schicken, indem es jetzt nach reifer Ueb[illegible] ..aron Tucher, den ich gar zu sein vorkommt, daß alle die Ur[illegible] glaubte, sagte mir öfters, daß zählte, und ich wünsche mehr [illegible] dadurch seine Eitelkeit zu befriedigen, K. viele Jahre hindurch b[illegible] hatte und u. a., daß zwei lateinische entzogen wurde, so hat [illegible] die er niemals gesehen hatte, ihm in die Art und unter [illegible] u. s. w., und dieses Mährchen hat man sogar ge= vorgiebt." Ar[illegible] vorkamen. Vielleicht wurde er auf diese Art verleitet, sich den Anschein des aufge[illegible] — durch ungarische Namen ergriffen wurde. Schrei[illegible] daß er [illegible] wäre sehr tadelhaft, aber seine frühere Geschichte, wenn sie de[illegible] auch nicht so war oder vielleicht sein konnte, wie er sie erzählt, war doch höchst traurig und beklagenswerth, und es freuet mich, ihm das Leben zu versüßen. Darüber verdiene ich kein Lob, da ich nur meinem Herzen folge" u. s. w.

Klüber am 22. Dezember: „Unter den jetzt von Ew. Herrlich= keit gegen mich geäußerten Zweifeln scheint mir der erheblichste zu sein, daß Kaspar zu zwei, wo nicht drei Zeugen anfangs gesprochen haben soll.[1]) Dieser Thatumstand ist mir unbekannt. (!) Daß er sich nicht erinnert, das Rollen des Donners im Kerker gehört zu haben, scheint mir wenig erheblich. Unterirdisch, in dickem ver= schlossenem Gemäuer" – kurz, Herr v. Klüber mauert mit seiner Feder die beiden Fensterchen der „Bekanntmachung" feste zu. „Schein= bar (?) wichtiger wäre, daß er nicht das Gesicht des Mannes will gesehen haben. Allein ihm, dem alles Umgangs mit Menschen Un=

[1]) Klüber hatte seinen ersten, am 4. Dezember 1829 anonym geschriebenen Artikel über das „Kind von Nürnberg" wohl vergessen? Darin schrieb er selbst: „Der Ort der Einkerkerung, vielleicht auch der Geburt, scheint — vorzüglich nach der Richtung hin (zu liegen), wo in der Sprache des Volks (Klüber schrieb 1832 an Stanhope über Kaspars „Pöbeldialekt") die von Hauser bei seiner Ankunft in Nürnberg gesprochenen Wörter und ihre Aussprache üblich sind, z. B. hoam statt heim, Roß statt Pferd." Der mythische sprachlose Kaspar würde sich doch wohl den Nürnberger Dialekt angeeignet haben?

kundigen oder Entwohnten, mußte die *Hand* des Mannes, die ihm diente, ungleich wichtiger erscheinen als dessen Gesicht, und jene Hand behauptet er genau zu kennen, auch in seiner Art ganz konsequent, daß man an den Händen die Menschen am sichersten unterscheiden könne." Nach Klüber stimmen alle (!) Beobachter darin überein, daß an Kaspar „fortwährend nur die reinste Kindlichkeit des Gemüts und der höchste Grad sittlicher Güte ohne die mindeste Spur von Verschmitztheit oder Verstellung sich kund gegeben habe." Es ist nach der Art, auf die in den Religionsstunden vorlaute Kinder abgespeist werden, und die man auch als erwachsener Mann zu hören bekommen kann. Man zuckt im Stillen die Achsel und schweigt.

Stanhope hatte den 5. Oktober 1832 aus London auch an Feuerbach geschrieben: „Die letzten Untersuchungen hätten ganz anders ausfallen müssen, wenn Hausers Empfindungen und angeblichen (!) Erinnerungen das gewesen wären, was sie zu sein schienen. Dieser Umstand machte, wie Sie wissen, einen tiefen Eindruck auf mich, und hat Zweifel bei mir erregt, die ich früher nicht hatte, über seine Glaubwürdigkeit. Ich überlegte also von neuem seine ganze Geschichte, und je mehr ich einzelne Hauptmomente geprüft, je bedenklicher erschienen sie mir, und um diese Zweifel in einer gedrängten Form darzustellen, habe ich die (30) Fragen aufgesetzt, die beiliegen. *Man hat hinlängliche Gründe zu glauben, daß Hauser der Natur und den Menschen entzogen wurde*[1]) und doch scheint es mir ganz unmöglich zu sein, daß es *auf die Art und Weise* geschah, wie er es erzählt hat. Ich vermuthe, daß der Mann, bei dem er immer gewesen, bei seiner Aussetzung dem Hauser gedroht habe, ihn zu ermorden, wenn er nicht Alles verschweigen sollte, was zu einer Entdeckung führen könnte, daß der Mann es versuchte, als er glaubte verrathen zu sein, und daß Hauser anfangs die Wahrheit nicht melden durfte.

Dies alles brachte mich in Verlegenheit in Rücksicht auf eine

---

[1]) Das ist eben das πρῶτον ψεῦδος der ganzen Geschichte: wer auch diese durch Thatsachen widerlegte Grundlüge nicht einfach verwirft, gelangt nicht zu einem klaren Einblick in den Kasparschwindel. Zu dieser Einsicht gelangte Stanhope 1834.

Uebersetzung Ihres vortrefflichen Werkes.[1]) Man gab mir den Rath, um der bitteren Kritik der Rezensenten zu entgehen, die durch die hiesige unbeschränkte Preßfreiheit ganz zügellos ist, sie auf meine Kosten drucken zu lassen, und sie nicht herauszugeben, sondern unter meine Freunde und diejenigen, welche Interesse an der Sache nehmen, auszutheilen . . ."

Die von Stanhope beigelegten dreißig Fragen, welche Hickel (!) im Auftrage Feuerbachs zu lösen hatte,[2]) waren offenbar zugleich auch der Niederschlag seiner Debatten mit englischen Gegnern des Kasparmärchens. Die objektive Beantwortung der folgenden Nummern hätte die Hauptsache sofort entscheiden müssen.

2) Ist es wahr (wie drei Zeugen behaupten), daß H. anfangs mit ihnen gesprochen habe?

3) Wäre es möglich, daß H. so wenig von der Reise sich erinnern konnte, da er alles so genau beschrieb, was gleich nachher (Daumer, Mitt. I, S. 47—57) geschah?

4) Hat H. „in drei Wochen" alles lernen können, was Daumer S. 1 erzählt?

5) Wußte H. schon vor seiner Ankunft alle die Sätze, welche Daumer und Hauser selbst erzählen, und die der Präsident von Feuerbach gar nicht erwähnt?

10) Wäre nicht H. durch vieljähriges Sitzen so verkrüppelt worden, daß — ihm das Stehen und noch mehr das Gehen am Anfange ganz unmöglich gewesen wären?

11) Wären ihm nicht durch vieljähriges Sitzen die immerfort berührten Teile des Körpers wund gerieben, wie es oft bei Leuten geschieht, die lange das Bett hüten und immer in derselben Stellung liegen müssen?

---

[1]) Im April 1833 schickte Stanhope eine andere Übersetzung an Feuerbach und fügt die Bemerkung hinzu: „ich lege eine Rezension derselben ein, worin Sie sehen werden, daß der Verfasser, ob er gleich viele Umstände nicht kennt, die geeignet sind, seine Meinungen zu bekräftigen, aus der Schrift selbst viele Zweifel schöpft." Feuerbachs Machwerk war einfach unter aller Kritik: Schwall und Schwulst allein konnten nicht über einen Himalaya von Ungereimtheiten hinweghelfen.

[2]) Die bei Hickel S. 109 angedeutete Beantwortung ist eine kuriose Mischung von simulierter Naivetät und Verschmitztheit.

zum Kaffee eingeladen war, stattfinden. In einem Promemoria vom 19. Januar 1834 schildert Eberhardt diese Begegnung mit den folgenden Worten: „Demoiselle Königsheim stand bei Einführung der Fremden, deren Namen verschwiegen wurden, von ihrem Sitze am Fenster auf und fixierte den Hauser, ohne jedoch einen Laut von sich zu geben, wohl aber konnte der Unterzeichnete deutlich wahrnehmen, daß sie sich (so) beim Eintritt Hausers erblaßte. Hauser benahm sich ganz unbefangen." Hier blieb Eberhardt noch so ziemlich bei der Wahrheit, in unserem Falle bei Hickels älterem Reiseberichte vom 31. Januar 1833. „Bei unserem Eintreten ins Zimmer erhob sich die Königsheim vom Sitze und schien auf einen Augenblick sich verfärbt zu haben, was aber mehr der Überraschung und der weiblichen Eitelkeit, von mehreren fremden Herren in ihrem ganz gewöhnlichen, groß geblümten Anzuge gesehen zu werden, als einer inneren Unruhe zugeschrieben werden darf. Nach den herkömmlichen Komplimenten ließ ich mich mit Königsheim über ihre Heimat und über Bamberg in ein Gespräch ein; sie wurde munter, teilnehmend, und es war durchaus keine Unruhe an ihr bemerkbar. Dieselbe Beobachtung machte Oberkonsistorialrat von Jacobi. Bei Hauser war gar kein Anklang bemerkbar, er lachte und scherzte mit Herrn Polizeirat Eberhardt und betrachtete die Königsheim ganz gleichgültig. So mag dieser Zustand eine Stunde gedauert haben, als Eberhardt Kaspar in seiner Söhne Zimmer führte. Endlich ging auch Königsheim, unter dem Vorwande häuslicher Geschäfte, aus dem Zimmer, aber in das, wo Kaspar sich befand. Dort verweilte sie ohngefähr zehn Minuten; Eberhardt kam aus demselben mit der Äußerung zu mir, Königsheim sei unruhig und habe ihn gefragt, ob der anwesende junge Herr Kaspar Hauser sei (welche Frage schon deutlich beweist, daß sie um die Hinbescheidung Kaspars wußte), er habe dies aber anfangs geleugnet und dann bejaht. Hierauf habe sie ihm erwidert, ihr Blut sei wie erstarrt, ihre Hände kalt, sie habe sich unter Hauser noch ein Kind (!) gedacht, sie sei durch den Anblick so vieler Herren betroffen gewesen. Kaspar sei zwar von gleicher Statur mit Guttenberg, nur sei dieser etwas größer, stärker und breitschul-

teriger gewesen und habe lichtere Haare gehabt.[1]) Ihr Kind habe ein (kleines gelblich-braunes) Fleckchen am Körper gehabt, wo, wisse sie nicht mehr."

„Der Polizeirat wollte Hauser wegen des Fleckchens visitieren lassen, was ich aber des dadurch entstehenden Aufsehens wegen mit dem Bemerken ablehnte, diese Visitation, wenn sie nochmals nötig sein sollte, in Ansbach (durch einen Arzt) veranlassen zu wollen. Auf meine Frage an Polizeirat Eberhardt, ob er noch fernere Versuche mit Kaspar und der Königsheim anstellen wolle, erbat er sich Hauser auf abends zu sich, welche Einladung wegen dessen Unpäßlichkeit unterblieb. Auch für den anderen Tag wurde diese Einladung nicht erneuert. Am 20. Januar fuhr ich, um beim Tage dem Hofe nicht vorgestellt zu werden, nach Erfurt und abends wieder nach Gotha zurück. Eberhardt lud uns ins Theater ein, und wir folgten.

[1]) Eberhardt läßt ein Jahr später in seinem schon erwähnten Promemoria die Dorothea erzählen: „Ich habe mir unter K. H. mehr ein Kind, als einen gesetzten jungen Mann vorgestellt und konnte daher nicht gleich auf den Gedanken kommen u. s. w. Inzwischen fühlte ich gleich beim Eintritt desselben in Ihr Zimmer die lebhafteste Unruhe. Mein ganzes Blut ist erstarrt. Herr von Guttenberg war fast von der nämlichen Statur wie der junge Mann, der soeben weggegangen. Nur war der erstere etwas größer, untersetzter und korpulenter wie der letztere. Die Haare des Herrn v. Guttenberg waren übrigens etwas lichter als die des jungen Reisenden. Obgleich ich in den Gesichtszügen des Fremden eine auffallende Ähnlichkeit nicht entdeckt habe, so ist mir doch seine Haltung, namentlich aber seine Bewegung beim Aufstehen vom Stuhle ganz unwillkürlich aufgefallen. Ich muß nach meinen Gefühlen den K. H. für meinen Sohn halten." Sein Referat vom Jahre 1849 aber lautet so: „Allerdings war die Königsheim beim Anblick Hausers ungemein überrascht. Sie hatte denselben stets im Auge und fand bei seinem Aufstehen vom Stuhle und bei seinen körperlichen Bewegungen eine solche Übereinstimmung mit ihrem ehemaligen Geliebten v. G., daß sie ganz bestürzt in ein Nebenzimmer zu Eberhardt eilte und diesem in sichtbarer Aufregung sagte: der junge Mensch, welcher sich da drinnen befindet, ist gewiß mein Sohn, ich beschwöre Sie, mich aus der peinlichen Ungewißheit zu befreien. Nur mit Mühe gelang es E. sie zu beruhigen, und nun bat sie, doch darüber Ermittelungen anzustellen, ob Hauser auf dem Rücken unter dem Halse ein kleines braunes Fleckchen habe. Ihr Kind, das sie leider nur wenige Stunden an ihrer Seite liegen gehabt, sei, wie sie sich noch gut erinnern könne, mit einem solchen Fleckchen behaftet gewesen."

Königsheim war ebenfalls anwesend. Nach dem Theater wurden wir dem ganzen Hofe vorgestellt. Seine Durchlaucht der Herzog sprach mit Hauser und mit mir. Dadurch mußte unsere Anwesenheit in Gotha offiziell werden[1]; ich reiste daher am 21. früh auf demselben Weg, den wir kamen, nach Koburg zurück und am 22. nach Bamberg."

Hickel erzählt in seinem Kaspar Hauser: „Wo es galt, Aufsehen zu erregen und seine Person geltend zu machen, zeigte er immer Gewandtheit, und stellte er sich zu Hause furchtsam, so war er auf der Reise desto dreister und sicherer, gleichsam als sei ihm in der Fremde jede Person eine Schutzwache. So schickte ich ihn auf dem Retourwege in Nürnberg im Geleite eines Lohnlakaien zum Bürgermeister Binder; er aber entfernte jenen eigenmächtig aus seiner Nähe und machte außer diesem Gange noch viele Gänge ganz allein und in die Nacht hinein."

„Die Rückreise ging über Bamberg. Die dortige schöne Welt war bei der Nachricht von Hausers Anwesenheit in Aufruhr. Zu einem glänzenden Balle bei dem Herrn Präsidenten Grafen von Lemberg eingeladen, ließ er, obgleich er erst einen neuen Zahn (au) erhielt, beinahe keine Tanztour aus. Unempfänglich für Natur-Schönheiten lag ihm weniger daran, Schönes zu sehen, als gesehen zu werden. Er ging auf dem Balle von Hand zu Hand, von Familie zu Familie; das ist sein Element."

„Auch auf dieser Reise war er sein eigener Wecker. In Koburg stand er früh 2 Uhr auf, um seine Toilette zu machen, wozu er gewöhnlich lange brauchte. Dortselbst bekam ich auch Aufschluß über seinen zierlichen Lockenbau, der mir schon als künstlich bereitet vorkam, was Hauser aber leugnete, und den Glanz und die Fettigkeit der Haare als Natur erklärte. Unvermutet traf ich ihn dort, wie er jede Locke einzeln legte und pomadisierte, während er immer behauptete, Pomade möchte er nicht, sie mache ihm Kopfweh. Er genoß unterwegs alle Speisen, wie Ganseleberpasteten, und trank starke Vanille-Chokolade, die er sich in Nürnberg heimlich selbst kaufte."

[1] Hickel hatte nämlich (seine oder lieber Feuerbachs Motive werden wir im nächsten Buche erfahren) die zu einer Reise außerhalb Bayerns den Offizieren vorgeschriebene Erlaubnis des Königs nicht eingeholt.

Hickel entschuldigte sich, in einem Brief vom 6. Februar 1833, bei Eberhardt wegen seiner schnellen Abreise. In seinem 40. Brief, den er (damals noch No. 43) Eberhardt zur Durchsicht schickte, steht: „Die Mutter vermißte (sollte heißen: nannte) ein gewisses Zeichen am Körper. Dies und der während der Reise angekommene Totenschein ihres angeblich vermißten Kindes überzeugten mich, daß ich auch diese Reise vergeblich unternommen habe.“ Nachträglich hat Hickel Eberhardt auch „von dem Nichtvorfinden dieses Fleckchens“ in Kenntnis“ gesetzt. Unkorrekt aber ist eine Randbemerkung Eberhardts von 1848, daß das Mutterfleckchen Dorotheas „ja durch zwei Ärzte bestätigt“ wurde; denn der Sektionsbericht sagt aus: „Es fanden sich am ganzen Körper keine ungewöhnlichen Abzeichen, außer daß auf der vorderen Fläche des rechten Vorderarmes ein kleiner, an Farbe und Gestalt einer Linse ähnlicher Fleck vorgefunden wurde.“ [1])

Auch die Kaspargeschichte aus Gotha legte sich nicht wieder schlafen. [2]) Nach Hausers Tod, den 12. Februar 1834, schickte Eberhardt einen Aufsatz über seinen „Kaspar Hauser“ an das Kreis- und Stadtgericht Ansbach, sodaß dort im März Vortrag über seine Nachforschungen gehalten worden ist. Die Phantasievermutung der Königsheim, daß man ihr den Tod ihres Kindes bloß vorgespiegelt

[1]) Bei Hitzig war zu lesen, daß Preu und Osterhausen bei Kaspar „rechts am Nacken, am Anfang des Schulterblatts, eine kleine gelbliche (bei der Leichenschau sogar übersehene) Warze von 2 Linien im Durchschnitte“ entdeckt haben. Das war Eberhardts Stütze. Das Kind der D. K. soll auch eine Hasenscharte gehabt haben (A. M. 396), Kaspar wurde aber am 3. Mai 1833 mit negativem Ausschlag nach „Spuren einer glücklich operierten Hasenscharte“ untersucht.

[2]) Noch im Jahre 1883 deutete ein Hausergelehrter Kaspar Hausers Name wie folgt: „Hauser ist die süddeutsche Abkürzung von Balthasar (!) und er wurde genannt nach den heiligen drei Königen, an welchem Tage er entweder geboren oder dem, der ihn benannte, übergeben worden war. Nun finde ich im katholischen Kalendarium: **4.** Januar: Balthasar, Kaspar, Melchior, die heiligen 3 Könige (was andere Menschenkinder, z. B. in Grotefends Handbuch der Chronologie 1872, nur auf den **6.** Januar finden!). Dazu stimmt auffallend der angebliche (?) Todestag des Guttenbergschen Sohnes (S. 261): **4.** Januar 1812. Könnte nicht der pfarramtliche Totenschein auf einem Falsum beruhen? Der angebliche Geburtstag des Hauser — der 30. April — ist nach dem mir vorliegenden kath. Kalendarium unter anderen Heiligen auch dem h. Rupert gewidmet; dies aber ist derjenige Heilige, dessen Hauptfesttag der 27. März, der Geburtstag des F. Königsheim, ist. Ich schließe: der, welcher den 30. April als Geburtstag

habe, um sie zu beruhigen, erhöhte Eberhardt durch den Umstand, daß Herr v. G. damals im Begriffe gestanden, sich mit einem Fräulein v. Welden zu verheiraten, und ihm daher alles daran gelegen sein mußte, die Mutter des Kindes durch eine erdichtete Todesnachricht zu besänftigen. In Würzburg waren der 68jährige Oehler, Magdalena Pirrot (Mutter und Tochter), Dorothea Eichenberg, Franziska Herold, der Zimmergeselle Melchior Michelt, Kirchendiener Andreas Beyer, Franziska Beyer, Franziska Brecht und Stadthebamme Götz (Frau Brach und ihre Tochter waren bereits gestorben) über den Pseudo-Kaspar gerichtlich vernommen worden. Das Gericht zu Ansbach faßte aber den 12. April 1834 das Konklusum: „In Beziehung auf das Kind der Dorothea Königsheim ist alles erschöpft, was zu recherchieren war, so gering auch die Wahrscheinlichkeit einer Identität dieses Kindes mit Kaspar Hauser war.“

Da auch die Zeitungen angefangen hatten Lärm zu schlagen [1], ließ die durch den Klatsch kompromittierte Familie v. Guttenberg durch einen Vetter, den Grafen v. Rotenhan, persönlich bei dem Herzog von Koburg-Gotha gegen seinen Polizeirat einschreiten. Nicht lange vorher hatte Eberhardt dem Herzoge Vortrag über Kaspar Hauser erstatten müssen; auch der Minister v. Carlowitz war über das bisherige Ergebnis sehr erfreut, und Eberhardt wurde von beiden ermuntert, die Untersuchung eifrig fortzusetzen. Bald nach dem Besuch

---

Hausers angab, wollte den richtigen Tag nicht nennen, aber dem h. Rupert doch auch nicht den ihm gehörigen ganz entziehen. Weiterer Konjekturen zu geschweigen.“ Deo gratias! Man könnte „K. Hasar“ billiger haben. Das Signalement eines Verbrechers, Namens Theophile Kahars, in einem den 17. Dez. 1827 in Thorn erlassenen Steckbrief, paßte (wie Merker am 3. Sept. 1830 in einer Vernehmung zu Berlin angab) auffallend auf K. H. Aus „Kahars“ K. Hasar zu machen, wäre wohl nicht schwer?

[1] Die Jenaer Litteraturzeitung 1834, No. 103, meldet das Gerücht: „Es ist nur ein Glück, daß Herr K. H. nicht überall (von seinen Titeln) sogleich Besitz ergriffen, sondern mitten im besten Rennlauf sich mit etwas Geringerem hat zurückhalten und zufrieden stellen lassen. So jetzt mit einer Anforderung an die freiherrliche Familie von Guttenberg in Franken von 70,000 Thalern, die ihm von seinem natürlichen Vater vermacht worden, einem Dombechant oder Domprobst v. G., der ihn mit einer nachher an den Hof gekommenen Dienerin erzeugt, der er als ein zwei- bis dreijähriges Kind aus dem Bett entkommen sei. Alles dies (!) wurde von der angeblichen Mutter dem Herrn Polizeirat Eberhardt in Gotha entdeckt“ u. s. w.

des genannten Grafen im Residenzschlosse zu Gotha erhielt er aber durch den geheimen Konferenzrat Lotz den unmittelbaren Befehl, „sich aller ferneren Einmischung in der Hauserschen Angelegenheit gänzlich zu enthalten." Eberhardt war nun einmal förmlich in seine Lösung des Kasparproblems verliebt und gab sie nicht wieder auf. Im Juni 1848 erschien in mehreren Zeitungen ein Aufsatz: „Die Herkunft Kaspar Hausers. Von Levin Schücking dem Morgenblatt mitgeteilt." Diese wahre Aufklärung über Hausers Herkunft, die über das wirklich in Gotha Vorgefallene kaum **ein** wahres Wort enthält, ist doch offenbar aus Indiskretionen Eberhardts hervorgewachsen.

Frau ..... heim, Oberbettmeisterin im herzoglichen Schlosse zu Gotha, machte dort die Bekanntschaft der Frau Polizeirätin Eberhardt und erzählte dieser ihre Herzensgeschichte. „Sie wurde auf ein entlegenes Landgut des Domherrn gebracht und wurde hier von einem Knaben entbunden." Der Domherr X. habe, als bayrischer Bischof (!), ihr öfter in seinen Nachrichten über die Frucht ihrer Liebe ausdrücklich versprochen, daß der Knabe Erbe des Bischofs werden solle. Der Bischof aber starb „auffallend rasch", und mit diesem Tode hörte für die Königsheim alle und jede Nachricht über ihr Kind auf. So klagte sie endlich den langjährigen Schmerz ihres Mutterherzens der Freundin in Gotha. Eberhardt schrieb an den Rittmeister (!), unter dessen Obhut Hauser damals in Ansbach lebte, und bat um eine Konfrontation. Zu seiner Verwunderung weigerte sich der Rittmeister auf die Bitte des Polizeirats einzugehen. Hauser, schützte er vor, sei als ein Sohn Bayerns adoptiert und dürfe die bayrische Grenze nicht überschreiten." Eberhardt aber hielt an, ließ dem Rittmeister keine Ausflucht mehr, und so reiste dieser endlich mit seinem Schutzbefohlenen nach dem Grenzorte Lichtenfels, wo „Rat Eberhardt aus Koburg" die Reisenden empfing. Der katholische (!) Ortspfarrer fixierte den jungen Mann und sagte dann: „Sie haben eine merkwürdige Ähnlichkeit mit einem verstorbenen Bekannten von mir." — „Wer war das?" fragte der Rat. „Ein Herr von G..... berg, der in Würzburg mit mir studierte und später Bischof wurde." Der Rat teilte „die frappante Äußerung des Pfarrers durch Estafette noch in der Nacht seinem Bruder

nach Gotha mit." Dieser reiste Hauser und seinem Begleiter bis Schwabhausen entgegen. In Gotha wurde Hauser neben sie (die ..... heim) auf das Sopha gesetzt; auch er (!) war seltsam bewegt und fieberhaft aufgeregt, und die beiden schienen während des ganzen Abends nur für einander Sinn zu haben. Ehe man sich trennte, zog der Polizeirat den Rittmeister beiseite. — „Meine Vermutungen haben sich aufs entschiedenste bestärkt," sagte er, „es fehlt nur noch **eines**, um zu völliger Gewißheit zu kommen." — „Und das ist?" fragte der Rittmeister kleinlaut und betroffen. — „Die ..... heim hat meiner Frau angegeben, ihr Kind habe an der rechten Seite auf den Rippen ein dunkelbraunes Mal gehabt . . ." „Das geht nicht, beileibe nicht!" rief der Rittmeister aus. — „Und weshalb nicht?" — „Der junge Mensch ist infolge seiner langen einsamen Einsperrung von der äußersten Schüchternheit, von einer krankhaft reizbaren Schamhaftigkeit. Wollten wir eine solche Untersuchung an ihm vornehmen, er könnte Krämpfe bekommen." Der Polizeimann begriff solche Rücksichten nicht. „Nun, so lassen Sie ihn einmal Krämpfe bekommen. Die Sache ist wichtig genug!" — „Nein, nein!" antwortete der Rittmeister, in die Enge getrieben. „Aber ich will Ihnen einen anderen Vorschlag machen. Hauser hat einen außerordentlich festen Schlaf. Kommen Sie morgen zwischen vier und fünf (!) Uhr zu uns; wir wollen dann, während er schläft, das beschriebene Mal suchen." Der Polizeirat war damit einverstanden. Man trennte sich. Eberhardt schloß während der Nacht kein Auge, und in seiner Unruhe machte er sich schon auf den Weg zu dem Gasthause im Mohren, als kaum halb vier vorüber." Punkt 2 Uhr aber waren die beiden fremden Herren abgefahren.[1]) „Der Polizeirat begab sich empört über diese Perfidie heim, aber er war jetzt mehr wie (als) je entschlossen, die Sache auf irgend eine Weise bis ans Ende zu verfolgen. Einige Tage vergehen. Der Herzog hatte sich unterdes von Gotha nach Koburg begeben. Da fährt

[1]) Hickel und Hauser, die noch den ganzen folgenden Tag in Gotha verweilt haben, sind in dieser Lügenlawine nach der am 19. Januar stattgehabten Konfrontation noch in der darauffolgenden Nacht „um 2 Uhr mit Extrapost urplötzlich und perfiderweise abgereist"!

eines schönen Tages eine vierspännige Postkalesche in den Schloßhof zu Koburg ein; zwei Herren, der Erzbischof von K . . . . und ein Graf R., steigen heraus und bitten um eine augenblickliche Audienz. Der Herzog empfängt sie, und es folgt eine zweistündige Unterredung, nach welcher der Herzog die beiden Herren mit äußerster Höflichkeit wieder entläßt. Kaum aber haben sich diese wieder in den Wagen gesetzt und sind abgefahren, als der Herzog eine Estafette nach Gotha sendet, welche ein Kabinetsschreiben an den Polizeirat überbringt." Am folgenden Abend erklärt dieser im Kasino den Honoratioren: „Ich habe Ihnen vor einigen Tagen erzählt, daß ich dem Kaspar-Hauserschen Rätsel auf der Spur sei; meine Herren, heute habe ich zu meiner Beschämung entdecken müssen, daß alle meine Konjekturen auf Sand gebaut sind."

Hickel ersuchte seinen verehrtesten Freund Eberhardt den 4. Juli 1848 von Regensburg aus, gegen die hier angehäuften Entstellungen der Wahrheit und Verdächtigungen seiner Person aufzutreten. Eberhardt machte Ausflüchte, sodaß Hickel ihn unter dem 5. Juli „nochmals bat, das Nötige zu veranlassen". Darauf erklärte Eberhardt sich am 9. Juli von Koburg aus bereit, in den Korrespondenten von und für Deutschland diese Berichtigung einrücken zu lassen: „Die aus dem Morgenblatt in den Korrespondenten und andere Zeitungen (z. B. Frankfurter Konversationsblatt vom 28. und 29. Juni) übergegangene Erzählung über K. H. Herkunft enthält neben Wahrem auch vieles Erdichtetes und kann daher auf eine aktenmäßige Darstellung keinen Anspruch machen. Namentlich hat Herr L. S. einen Rittmeister auf eine ganz unzulässige Weise eingeschoben und überhaupt Personen aufgeführt, die bei der Sache gar nicht beteiligt waren." Ob Hickel mit dieser zahmen Erklärung zufrieden gewesen, und ob sie erschienen ist, weiß ich nicht, wohl aber, daß Eberhardt seinen Domherrenroman nicht mehr fahren ließ und allmählich an der Hauserepidemie erkrankt ist. Wegen seines richtigen Blicks in Kaspars Urmärchen [1]) war dies wirklich zu beklagen.

[1]) Den 30. Dezember 1849 schrieb er an den Archivsekretär Zimmermann in Hannover: „Ein Schandfleck für die deutsche Polizei bleibt es immer, daß Kaspar Hauser nicht entlarvt wurde. Das wahrhaft lächerliche Verfahren der Nürnberger

Da wir Kaspar nun doch nach Gotha begleitet haben, können wir uns dort gleich noch rasch orientieren, ob denn dieser Jüngling mit über drei Dutzend Vätern allein nur slavisches, magyarisches, deutsches, englisches (Kap. XIV) und italienisches[1]), und nicht gar holländisches oder französisches Blut in den Adern gehabt haben sollte? Nun, auch Mijnheer Kaspar van der Valk (oder Monsieur le Comte Gaspard Vavel de Versay) und Son Altesse Royale Gaspard de Bourbon sind in der Litteratur vorhanden!

Wir hörten (S. 237), daß Feuerbach den 19. Dezember Eberhardts Anzeige zunächst mit einem „reichen, geheimnisvollen Unbekannten bei Hildburghausen" in Verbindung gebracht hat. Mit diesem Unbekannten haben sich außer dem neuen Pitaval auch etliche Romanschriftsteller befaßt.[2]) Er war ein (1769 geborener) etwas abenteuerlicher Patrizier aus Amsterdam, Leonardus Kornelius van der Valk, der aber 1807—45 als Graf Vavel de Versay mit einer

---

Behörde mußte ihn in der Durchführung seines Lügensystems nur noch bestärken. Anstatt diesen schlauen und verschmitzten Burschen in eine zweckmäßig organisierte Verwahranstalt zu schaffen und ihn dort bis zu seiner Entlarvung zu detinieren, hat man ihn wie ein Wundertier betrachtet und behandelt und ihn dadurch in seinem Vorsatz, der Polizei eine Nase zu drehen, nur noch bestärkt. Er besaß eine gute Auffassungsgabe und wußte die kindische Leichtgläubigkeit der gemütlichen Nürnberger so recht zu seinem Vorteile auszubeuten. In diesem Augenblick (Dezember 1849 also) befindet sich ein zweiter Kaspar Hauser, unter dem Namen Meyer, in den Händen der Polizei von Mainz. Es müßte nicht gut sein, wenn dieser Mensch nicht bald als Gauner entlarvt werden sollte."

[1]) Nicht bloß väterlicherseits durch Napoleone Buonaparte, sondern auch von seiten der Mutter. Um 1809, so zeigte eine in Ansbach wohnende Witwe an, ist eine italienische Herzogin, die sich mit einem sächsischen Offizier vergangen hätte, zu ihr gekommen und hat dort ihre Niederkunft abgehalten. Die Dame wurde nachts schon fortgetragen, das Kind nach ¾ Jahren von einer Französin abgeholt und könnte der Kaspar Hauser sein.

[2]) Auf den hier gemeinten „Grafen von Vavel" wurde auch der Magistrat von Nürnberg den 8. Januar 1834 durch einen anonymen Brief des Handlungskommis Georg August Hermann Knoch aus Schleiz in Koburg — mit dem Wunsche, daß hierdurch eine Spur für K. H. aufgefunden werden möchte — aufmerksam gemacht. Der (durch Nachforschung ermittelte) Briefschreiber gab am

unbekannten Dame (V. bezeichnete sie nach ihrem Tode 1837 als „Sophie Botta, ledig, bürgerlichen Standes, aus Westfalen, 58 Jahre alt“) in Zurückgezogenheit im Schloß von Eishausen gelebt hat. Sein jüngster Biograph, Dr. R. A. Human (Der Dunkelgraf von Eishausen, Erinnerungsblätter eines Diplomaten, Hildburghausen 1883—86), erzählt (II. S. 20): „Polizeirat Eberhardt (I. S. 104 heißt es „die feinste polizeiliche Spürnase jener Zeit“) hat seinerzeit den Pflegling Nürnbergs, Kaspar Hauser, in die Nähe des Schlosses gebracht, um etwaige Jugenderinnerungen dort in demselben zu wecken, und die feingeschnittenen Züge und die aristokratische Haltung, wie sie das neueste [erdichtete] Porträt Hausers zeigt, könnten wohl an unsere Geheimnisvollen erinnern. Nicht weniger auch die Spielereien desselben auf der einen, und (seine) großen (große!) Anlage, durch Ungewöhnliches die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, auf der andern Seite; seine Äußerungen, die meist unentschieden lassen, ob sie Ernst, Scherz oder Spott sein sollen; seine Reizbarkeit, sein Hang zur Verstellung, die übermütige Lust an Neckereien [Leckereien wäre wohl geschichtlicher], die ängstliche Beobachtung seiner Umgebung und die Einrichtung seines Benehmens nach den empfangenen Eindrücken, sein bemessenes, ja oft abstoßendes Wesen! Wenn nachgewiesen schien, daß Hauser weder ein Sohn Napoleons noch des badischen Fürstenhauses noch eines ungarischen Magnaten noch eines Domherrn von Bamberg war, entschieden nicht aus unterem (sollte heißen: höherem) Stande, dann war die Frage doch nicht so unberechtigt, ob das geheimnisvolle Paar nicht etwa 1804 (!), als es aus Schwaben floh, dort ein Kind zurückließ, zu dem sich die Dame nicht bekennen mochte und dafür lieber mit dem Grafen den Bann tiefster Abgeschiedenheit trug. Indes war Eberhardts Bemühen ohne Erfolg, da Hauser er-

---

7. März 1834 bei seiner Vernehmung in Koburg (K. VII. 1424) an, keine eigene Wissenschaft von der Sache zu haben, sondern nur in öffentlichen Gesellschaften von den möglichen Beziehungen gehört zu haben. Das Kreis- und Stadtgericht Ansbach fand (unter dem 12. April 1834) in dem anonymen Brief und der Vernehmung des Knoch „keine Veranlassung und keinen Anhaltspunkt zu weiteren Nachforschungen, da die in dem anonymen Schreiben geäußerte Vermutung auf ganz vagen, unhaltbaren u. s. w. Voraussetzungen beruhte.“

klärte, diese Gegend nie gesehen zu haben [1]), und der Polizeirat selbst wurde bedeutet, seine Nachforschungen in dieser Richtung einzustellen. Daß die Dienerschaft versichert habe, der Graf sei damals in großer Unruhe gewesen, ist als begründet nicht zu erweisen. Der Graf selbst hat nie ein Wort darüber gesprochen, die Dienerschaft aber, die — das Schloß nie verließ, konnte von der ganz geheim geführten Untersuchung kaum Kenntnis haben." Hier ertappen wir also die Hauserromantik in flagranti! Denn daß einfach eine Verwechselung mit der soeben erzählten Geschichte vorliegt, ist klar. Zum Überfluß aber erkundigte ich mich bei dem Herrn Verfasser in Hildburghausen, ob der Passus (oben in der Zeile 1) auf urkundlichem Wissen beruhe, und erhielt am 10. Februar 1886 die gefällige Antwort, daß die angezeigte Stelle „als auf urkundlicher Wissenschaft beruhend angesehen werden darf. Der 1. Teil der Äußerung gründet sich auf Kühners [2]) Bemerkung: „„Hauser erklärte diese Gegend nie gesehen zu haben."" Kühners Aussagen aber halte ich für urkundlich. — Den 2. Teil der Äußerung: „„Und der Polizeirat selbst &c."" verdanke ich einer Mitteilung von solcher Stelle, die zu bezweifeln ich keinen Grund habe" u. s. w. Man sieht, der wissenschaftliche Durst des allerneuesten Hauserdichters nach urkundlicher Wahrheit ist nicht brennend.

Die Gartenlaube (1886, Nr. 17, S. 307: Noch heute „das geheimnisvolle Grab," Neue Studien und alte Erinnerungen von Fried-

[1]) Konnte Dr. Human doch auch schwerlich erwarten! I. S. 12 hat das dunkelgräfliche Pärchen „sich von 1803—1804 in Ingelfingen in Württemberg (Hofapotheke Johann Jakob Rampolds) tief verborgen gehalten." Und nun sollte der 1804 in Schwaben zurückgelassene Kaspar das S. 16 abgebildete Schloß von Eishausen bei Hildburghausen, sogar die Gegend, wieder erkennen?

[2]) Bezieht sich auf C. Kühner (S. 55 bei Human): Die Geheimnisvollen im Schlosse von Eishausen (1852, nach S. 114 ein Panegyrikus des Dunkelgrafen), mit einem Anhang: Eine schauerliche Hypothese. Das Ganze mutet uns so Kaspar-Hauser-mäßig an, daß man die Wiege des Findlings von Nürnberg, des Kindes von Europa, dort schaukeln möchte. Wir haben hier nicht allein eine „schauerliche Hypothese", den Mangel an Civilstandsbeurkundung, sondern sogar das heitere Dilemma: Betrüger oder — Dunkelgraf. Für unsere Untersuchung aber hat Kühners Schreibesatz nicht den allergeringsten Wert.

Hickel entschuldigte sich, in einem Brief vom 6. Februar 1833, bei Eberhardt wegen seiner schnellen Abreise. In seinem 40. Brief, den er (damals noch No. 43) Eberhardt zur Durchsicht schickte, steht: „Die Mutter vermißte (sollte heißen: nannte) ein gewisses Zeichen am Körper. Dies und der während der Reise angekommene Totenschein ihres angeblich vermißten Kindes überzeugten mich, daß ich auch diese Reise vergeblich unternommen habe." Nachträglich hat Hickel Eberhardt auch „von dem Nichtvorfinden dieses Fleckchens" in Kenntnis" gesetzt. Unkorrekt aber ist eine Randbemerkung Eberhardts von 1848, daß das Mutterfleckchen Dorotheas „ja durch zwei Ärzte bestätigt" wurde; denn der Sektionsbericht sagt aus: „Es fanden sich am ganzen Körper keine ungewöhnlichen Abzeichen, außer daß auf der vorderen Fläche des rechten Vorderarmes ein kleiner, an Farbe und Gestalt einer Linse ähnlicher Fleck vorgefunden wurde." [1])

Auch die Kaspargeschichte aus Gotha legte sich nicht wieder schlafen. [2]) Nach Hausers Tod, den 12. Februar 1834, schickte Eberhardt einen Aufsatz über seinen „Kaspar Hauser" an das Kreis- und Stadtgericht Ansbach, sodaß dort im März Vortrag über seine Nachforschungen gehalten worden ist. Die Phantasievermutung der Königsheim, daß man ihr den Tod ihres Kindes bloß vorgespiegelt

[1]) Bei Hitzig war zu lesen, daß Preu und Osterhausen bei Kaspar „rechts am Nacken, am Anfang des Schulterblatts, eine kleine gelbliche (bei der Leichenschau sogar übersehene) Warze von 2 Linien im Durchschnitte" entdeckt haben. Das war Eberhardts Stütze. Das Kind der D. K. soll auch eine Hasenscharte gehabt haben (A. M. 396), Kaspar wurde aber am 3. Mai 1833 mit negativem Ausschlag nach „Spuren einer glücklich operierten Hasenscharte" untersucht.

[2]) Noch im Jahre 1883 deutete ein Hausergelehrter Kaspar Hausers Name wie folgt: „Hauser ist die süddeutsche Abkürzung von Balthasar (!) und er wurde genannt nach den heiligen drei Königen, an welchem Tage er entweder geboren oder dem, der ihn benannte, übergeben worden war. Nun finde ich im katholischen Kalendarium: **4.** Januar: Balthasar, Kaspar, Melchior, die heiligen 3 Könige (was andere Menschenkinder, z. B. in Grotefends Handbuch der Chronologie 1872, nur auf den **6.** Januar finden!). Dazu stimmt auffallend der angebliche (?) Todestag des Guttenbergschen Sohnes (S. 261): **4.** Januar 1812. Könnte nicht der pfarramtliche Totenschein auf einem Falsum beruhen? Der angebliche Geburtstag des Hauser — der 30. April -- ist nach dem mir vorliegenden kath. Kalendarium unter anderen Heiligen auch dem h. Rupert gewidmet; dies aber ist derjenige Heilige, dessen Hauptfesttag der 27. März, der Geburtstag des F. Königsheim, ist. Ich schließe: der, welcher den 30. April als Geburtstag

habe, um sie zu beruhigen, erhöhte Eberhardt durch den Umstand, daß Herr v. G. damals im Begriffe gestanden, sich mit einem Fräulein v. Welden zu verheiraten, und ihm daher alles daran gelegen sein mußte, die Mutter des Kindes durch eine erdichtete Todesnachricht zu besänftigen. In Würzburg waren der 68jährige Oehler, Magdalena Pirrot (Mutter und Tochter), Dorothea Eichenberg, Franziska Herold, der Zimmergeselle Melchior Michelt, Kirchendiener Andreas Beyer, Franziska Beyer, Franziska Brecht und Stadthebamme Götz (Frau Brach und ihre Tochter waren bereits gestorben) über den Pseudo-Kaspar gerichtlich vernommen worden. Das Gericht zu Ansbach faßte aber den 12. April 1834 das Konklusum: „In Beziehung auf das Kind der Dorothea Königsheim ist alles erschöpft, was zu recherchieren war, so gering auch die Wahrscheinlichkeit einer Identität dieses Kindes mit Kaspar Hauser war."

Da auch die Zeitungen angefangen hatten Lärm zu schlagen[1]), ließ die durch den Klatsch kompromittierte Familie v. Guttenberg durch einen Vetter, den Grafen v. Rotenhan, persönlich bei dem Herzog von Koburg-Gotha gegen seinen Polizeirat einschreiten. Nicht lange vorher hatte Eberhardt dem Herzoge Vortrag über Kaspar Hauser erstatten müssen; auch der Minister v. Carlowitz war über das bisherige Ergebnis sehr erfreut, und Eberhardt wurde von beiden ermuntert, die Untersuchung eifrig fortzusetzen. Bald nach dem Besuch

Hausers angab, wollte den richtigen Tag nicht nennen, aber dem h. Rupert doch auch nicht den ihm gehörigen ganz entziehen. Weiterer Konjekturen zu geschweigen." Deo gratias! Man könnte „K. Hasar" billiger haben. Das Signalement eines Verbrechers, Namens Theophile Kahars, in einem den 17. Dez. 1827 in Thorn erlassenen Steckbrief, paßte (wie Merker am 3. Sept. 1830 in einer Vernehmung zu Berlin angab) auffallend auf K. H. Aus „Kahars" K. Hasar zu machen, wäre wohl nicht schwer?

[1]) Die Jenaer Litteraturzeitung 1834, No. 103, meldet das Gerücht: „Es ist nur ein Glück, daß Herr K. H. nicht überall (von seinen Titeln) sogleich Besitz ergriffen, sondern mitten im besten Rennlauf sich mit etwas Geringerem hat zurückhalten und zufrieden stellen lassen. So jetzt mit einer Anforderung an die freiherrliche Familie von Guttenberg in Franken von 70,000 Thalern, die ihm von seinem natürlichen Vater vermacht worden, einem Domdechant oder Domprobst v. G., der ihn mit einer nachher an den Hof gekommenen Dienerin erzeugt, der er als ein zwei- bis dreijähriges Kind aus dem Bett entkommen sei. Alles dies (!) wurde von der angeblichen Mutter dem Herrn Polizeirat Eberhardt in Gotha entdeckt" u. s. w.

XI.

Auf dem Appellationsgericht.

Dezember 1832 bis Dezember 1833.

„Es ist außer Zweifel, daß Kaspar Hauser seine hiesige Lage — durchaus nicht mehr zusagte."

Lehrer J. G. Meyer.

Graf Stanhope schrieb für seinen Pflegesohn keine Reisetagebücher mehr. Sein erster Brief an Kaspar nach dem Zusammenbruche des ungarischen Luftschlosses war am 5. Oktober 1832 aus Chevening datiert. Der Anfang lautet:

„Mein theuerester Kaspar! Du wirst wohl denken, daß ich innigst betrübt war durch den unglücklichen, mir ganz unerwarteten Ausgang der Untersuchungen, die man neulich mit einem Eifer, wie auch mit einer Geschicklichkeit und Genauigkeit geführt hat, die nicht genug zu bewundern und zu preisen sind. Man hat leider! gar keine Spur gefunden, und man sieht jetzt mit voller Gewißheit ein, daß alle die Anhalts-Punkte, die man zu haben glaubte, ganz unbegründet und nichts als Irrlichter (Euphemismus für Schwindel!) waren. Darüber hätte ich sehr Vieles zu fragen und zu forschen, Vieles das ich aufzuklären wünsche, Vieles das zu berichtigen wäre. Dieß Alles ist unumgänglich nothwendig, um die Sache in einem wahren Lichte zu stellen und sie richtig beurtheilen zu können. Ich bedauere recht herzlich, daß der Ausgang, der unsere Hoffnungen vereitelte, dir so viel Kummer verursacht und deine Freuden verscheucht, ich bitte dich aber zu bedenken, daß viele andere in derselben Lage sind" u. s. w.

A bon entendeur demi mot suffit, hat der vornehme Briefschreiber gedacht und ließ dann eine ausführliche Betrachtung über orientalische Malerei folgen. „Deine deutsche Schrift ist viel besser und schöner geworden, ist aber etwas zu groß und wenn (Du) lange Schweifen zu einigen Buchstaben machst l, g, p u. s. w., so kommen die Zeilen zu weit von einander, und man bringt nur wenig auf ein Blatt. Ich wünsche eine Probe auch deiner lateinischen Schrift zu sehen." Sodann erkundigt sich Stanhope nach Binder, Daumer, nach Kaspars Fertigkeit in der Arithmetik. „Die Frau des Englischen Gesanden zu Frankfurth (eine geborene Grafinn Sandizell aus Bayern) hatte die Absicht dich zu sehen auf einer Reise, die sie zu ihren Ältern machte. Sage mir, ob Du sie gesehen hast, und ob der Stern (Gasthof) noch immer in Ansbach leuchtet, oder was daraus geworden ist."

Um Stanhopes Ton zu verstehen, muß man nicht vergessen, daß, wie er noch im März 1833 an Hickel schrieb, „die Hauptsache selbst (gemeint ist das Einkerkerungsmärchen) ihm niemals eine Erdichtung oder Betrügerei zu sein schien." Das war aber schwerlich auch der Fall bei seinem Korrespondenten, von dem er (bei Hickel S. 114 Anm.) die Worte anzieht: Le jeune homme sait plus que ceux, qui écrivent des livres sur lui, mais il ne veut parler. Toute la question est là."

Kaspar soll den Brief „An Herrn Hauser" erst „nach einem Verzug von mehr als zwey Monathe" erhalten haben. Der nächstfolgende Brief seines Pflegevaters führt das Datum „Chevening, den 8. März 1833" und erörtert faßt ausschließlich die Technik der orientalischen Malerei (auf „Horn- und Karten-Papier"). „Sage auch dem Professor Örtel, daß ich mich außerordentlich wohl befinde, seitdem ich nichts als Wasser trinke, und daß ich es als wahren Unsinn betrachte, wenn man es nicht thut. Von der ersten Jugend soll man daran gewöhnt und daran gehalten werden. Wie geht es mit dem Professor Daumer? Man hat jetzt in England zwei homöopathische Ärzte, ein (!) Engländer und ein Italiener, und Einige loben sehr ihre Verfahrungsart."

Der österreichische Gesandte in London, Freiherr v. Wessenberg, hatte am 10. November 1832 an Klüber geschrieben: „Alles, was

ich bisher über Kaspar Hauser gelesen habe, führt zu keinem Aufschluß, und es ist außer Zweifel, daß der junge Mensch weit mehr von seiner Geschichte wissen muß als diejenigen, welche darüber Bücher geschrieben haben. Es liegt mir als alter(m) Familienfreund sehr daran, daß die Großmut des edlen Lords nicht mißbraucht werde, und ich erachte es daher am zweckmäßigsten, es dahin einzuleiten, daß der junge Hauser der kostspieligen Privaterziehung entzogen und einer öffentlichen Unterrichtsanstalt übergeben werde. Ich ersuche Sie aus Interesse für die schätzbaren Mitglieder der Familie des Grafen Stanhope — dem edlen Lord in dem nämlichen Sinne zu schreiben, insofern Sie mit meiner Ansicht einverstanden sind." Klüber antwortete am 22. Dezember, daß „nur noch von Erfüllung der übernommenen Vertragspflicht die Rede sein könnte.. . . Alle Wünsche seiner (Kaspars) zahlreichen Freunde und Gönner beschränken sich darauf, daß derselbe in den Stand gesetzt werden möge, als nützliches und achtbares Mitglied der menschlichen Gesellschaft seinen nötigen Unterhalt selbst zu verdienen. Dazu hat sich nun schon eine nicht entfernte Aussicht gezeigt. Man hat Talent und Neigung für Mechanik bei ihm bemerkt und hält für gut, daß er bei einem Uhrmacher in die Lehre gegeben werde. Ich habe zu erwägen gegeben, ob nicht vorteilhafter sein möge, ihn nach München in das berühmte mechanische Institut des Herrn Ertel als Lehrling zu bringen."

Auf Feuerbachs Anordnung hatte man den Titularmagnaten und Titularlord Kaspar seit dem 1. Dezember 1832 auf dem Appellationsgericht mit Schreiberei beschäftigt,[1]) in welcher Stellung wir in das für ihn so kritische Jahr 1833 eintreten. Er äußerte häufig: „Wenn ich nur konfirmiert wäre, dann könnte ich doch verpflichtet werden, und dann bekäme ich für mein Schreiben etwas." Der vom Pfarrer Hering in Nürnberg angefangene lutherische Religionsunterricht wurde

[1]) Mit dem Wachsen seiner Eitelkeit und Putzsucht sinkt auch die Lust zu ernster Beschäftigung sowie zur Erlernung eines nützlichen, ihn einstens nährenden und Unabhängigkeit bürgenden Geschäftes. Seine frühere Wahl — die Uhrmacherkunst zu lernen, ist durch die vorgebliche Augenschwäche und Entzündung bei der kleinsten Anstrengung vereitelt. Für ein anderes Gewerbe äußert er auch keine Neigung, denn er schämt sich, ein bürgerliches Geschäft zu treiben. — Hickel.

nämlich in Ansbach von dem Pfarrer Fuhrmann, der auch ein Buch darüber veröffentlicht hat, fortgesetzt. Aus dieser Schrift erfahren wir allerdings nichts weiter als die bekannte populäre Abrichtungsdogmatik und Verlegenheitsapologetik, z. B. daß Kaspar den 24. Oktober 1832 seinem geistigen Führer (in einer Gesellschaft zu Ansbach drohte er sogar, dem Pfarrer über die Dreieinigkeitslehre zuzusetzen) Einwürfe über die Schlange und den 26. über den Baum der Erkenntnis im Paradiese gemacht hat. In diesem Augenblicke trat Julie Fuhrmann ins Zimmer. „Nehmen Sie nun an, lehrte der Beichtvater, ich stelle, ehe wir miteinander fortgehen, zwei verschiedene Gläser mit roter Flüssigkeit auf unsern Tisch. In dem einen sei roter Wein, aber er sei weniger schön als das andere, in welchem sich rote Farbe befindet. Ehe ich gehe, bemerke ich der Julie: Siehe, liebes Kind, aus diesem Glas da, ob es gleich schön ist, darfst du nicht trinken, es ist etwas für dich Schädliches darin. Hüte dich also davor und beweise mir dadurch deinen Gehorsam. Nun gehen wir beide fort. Julie aber, die allein ist" — trinkt natürlich von der „ätzenden Flüssigkeit" und wird krank. „Wer trägt die Schuld?" fragt der naive Pfarrer. Natürlich doch der Vater, der so schädliches Zeug, wenn er fortgeht, nicht im Bereich des Mädchens lassen darf? Nicht doch. Hauser war gleich mit der Antwort da: Die Julie! und setzte hinzu: „Nun verstehe ich das auch mit dem Baum im Paradiese, und sehe, daß ich nur nicht recht darüber nachgedacht habe, als ich meinte, der liebe Gott hätte den Baum nicht schaffen sollen. Der Baum hat keine Schuld und der liebe Gott auch nicht, sondern die Menschen, die davon aßen."

Bei der Lehre von den Sakramenten hätte Fuhrmann „mehr Einwendungen von ihm erwartet, als er wirklich erfuhr." Kaspar behielt seinen Überschuß von fünf Sakramenten natürlich für sich[1]), bei dem Ehebruchsverbot aber hatte er den Pfarrer ordentlich zum

[1]) Stanhope bemerkt (Materialien, S. 113): „Er (Feuerbach) hat mehrere höchst wichtige Momente verschwiegen, worin ich mich sehr deutlich erinnere, einige (in den ersten polizeilichen Akten) gelesen zu haben. Steht es nicht in den Akten, daß Kaspar Hauser in seinem ersten Verhöre seinen Namen und sein Alter angab, wie auch, daß er katholisch wäre?"

besten. „Bei dem sechsten Gebote sprach sich Hauser recht kindlich aus und meinte, das ginge ihn gar nichts an, da er nicht verheiratet sei und sich auch nicht verheiraten werde, weil er gar nicht absehe, was man eigentlich mit einer Frau anfange. Es werde ihm alles, was er nur immerhin brauche, gereicht, und wenn er mit Frauenzimmern reden wolle, so könne er das ja auch thun." [1])

Währenddem Fuhrmann so Kaspars geistige Bedürfnisse befriedigte, vertraten andere seine materiellen Interessen. Hofrat Hofmann schrieb den 26. Februar 1833 aus Ansbach an Klüber:

„Euer Hochwohlgeboren erhalten in den Anlagen den gütigst kommunizierten Briefwechsel über Hauser mit dem Grafen von Stanhope und Herrn von Wessenberg zurück. Der Herr von Feuerbach, welcher noch immer durch die Folgen seiner letzten Krankheit am Schreiben gehindert ist, drückt durch mich — seinen großen und innigsten Dank für Hochdero menschenfreundlichen (so) Verwendung aus. . . . Indessen fließen die von Stanhope ausgesetzten Unterstützungsgelder nach wie vor richtig. Seiner Anordnung gemäß werden von der hiesigen Bank monatlich 60 Gulden für Hauser ausgezahlt, wovon dessen Bedürfnisse bestritten, und seit dem Wechsel des Grafen in seinen Ansichten durch Ersparung ein kleiner Reservefonds gebildet wird, um im schlimmsten Falle nicht von allen Mitteln entblößt zu sein. Die gehegten Erwartungen von Hausers Befähigung zu einem mechanischen Metier haben sich nicht bestätigt. Weder dessen Hände noch seine Augen vertragen Aufregung. . . . Es ist mit Gewißheit anzunehmen, daß Hauser zu einer wissenschaftlichen Bildung durchaus ungeeignet ist. Seine Entwicklung war nur bis auf einen gewissen sehr dürftigen Grad zu bringen." Man verlangt darum den Ankauf einer lebenslänglichen Leibrente. „Bekanntlich war in Frankfurt während meiner Anwesenheit von einem jährlich dem Hauser zu bestimmenden Deputate von 100 ₤ (also 2000 Mark) die Rede. Herr v. Stralenheim fand diese Summe nicht unverhältnismäßig. Herr v. Feuerbach würde sich

[1]) Mit dieser erheuchelten Simpelei vergleiche man in den Authentischen Mitteilungen (S. 430) Kaspars scharfen Blick für eheliche Verhältnisse und (S. 455 bis 458) seine Liebelei mit einem Zimmermädchen, namens Wild, das ein uneheliches Kind hatte.

indessen mit einem geringeren Betrage und selbst mit den gegenwärtigen Bezügen von monatlich 60 Gulden begnügen, dringt aber auf die Sicherstellung der jährlichen Rente in der Art, daß sie keiner Einstellung und Stockung aus irgend einer Ursache unterliegt. Davon, daß Hauser dem Stanhope nach England folge, kann ohnehin nicht mehr die Rede sein." Hier wird wie häufig im Leben abgelehnt, was niemand verlangt. Klüber, am 23. März noch einmal von Hofmann ermahnt, schrieb den 31. d. M. an von Wessenberg: „Aus Freundschaft für den edlen Lord — wünsche ich beizutragen, daß einem nicht mehr entfernten unmittelbaren Antrag des obervormundschaftlichen Gerichts bei dem Herrn Grafen Stanhope (für unverweilte Sicherstellung Kaspars durch Aussetzung oder Ankauf einer hinlänglich gesicherten Leibrente) durch diesen möge zuvorgekommen, und hierdurch dem von ihm ruhmwürdig begonnenen Werke die Krone aufgesetzt werde(n)." Mit anderen Worten, der skeptische Sünder, der seinen Verpflichtungen pünktlich nachkam, wurde mit einem Prozeß bedroht.

Man ging sogar so weit, auf einem Umwege einen öffentlichen Druck auf Stanhope ausüben zu wollen. Mit dem Datum „Aschaffenburg, 6. Mai", brachte das Frankfurter Journal vom 8. Mai 1833 folgenden Artikel: „Kaspar Hauser, dieser unglückliche junge Mann, scheint durch die Großmut eines Engländers noch unglücklicher geworden zu sein; denn seitdem der reiche Lord Stanhope die Stadt Nürnberg bewog, ihm ihren Adoptiv-Sohn abzutreten, verwildert dieser in seiner eben nicht ausgewählten Umgebung (!) und in der unbeschützten Lage (!), in die ihn der großmütige Lord versetzt hat, bei weitem mehr als in der früheren Todes-Einsamkeit." Klüber benutzte die (nach den mir vorliegenden Papieren wohl von ihm selbst veranlaßte) Gelegenheit, im Frankfurter Journal vom 9. Mai, Stanhope gleichsam festzunageln (eine andere Erwiderung auf den „boshaften Angriff" findet sich im Korrespondenten von und für Deutschland vom 21. Mai 1833, No. 141). „Frankfurt, 9. Mai: Die Redaktion dieses Blattes ist von zuverlässiger Hand ermächtigt, den in Ihrem gestrigen Blatt enthaltenen, aus Aschaffenburg datierten Artikel, den Findling K. H. betreffend, für durchaus unrichtig zu

erklären. In einem ihr vorgezeigten eigenhändigen, deutsch abgefaßten Schreiben des Lords Stanhope (an Feuerbach), datiert aus Chevening bei London vom 16. April, schreibt dieser an einen Freund zu Ansbach: „„Haben Sie die Güte, Kaspar (in Stanhopes Original steht: K.) herzlich von mir zu grüßen, und ihm zu melden, daß ich nach vierzehn Tagen abzureisen gedenke, und daß man also keine Briefe hierher schicken soll. Meine Adresse wird vermutlich sein: Baden bei Rastadt (so), und ich schreibe, sie ihm mitzuteilen, wenn ich sie mit Bestimmtheit weiß."" Für Pflege, Unterhalt und sittliche Erziehung Kaspars zu Ansbach, für Aufsicht und Oberaufsicht hat der edle Lord unausgesetzt hinlänglich gesorgt, er hat mit ihm fortwährend einen innigen Briefwechsel unterhalten, und er hat eine für alle Bedürfnisse desselben vollkommen hinreichende Geldsumme monatweise auf das pünktlichste entrichten lassen. Dessen diesmaliger Aufenthalt in Teutschland (so) wird von ihm höchstwahrscheinlich dazu benutzt werden, über eine den geistigen und körperlichen Verhältnissen des jungen Mannes angemessene lebenslängliche Versorgung desselben eine pflegeväterliche definitive Bestimmung zu treffen." Junker Kaspar sollte wohl lebenslänglich bummeln?

Durch Kaspars Drängen wurde die Konfirmation (Stanhope ist kaum benachrichtigt worden) auf den 20. Mai 1833 festgesetzt. Kurz vorher sagte er weinend zu Hofmann, den er häufig bat, zur Erlangung einer lebenslänglichen gesicherten Unterstützung mitzuwirken: „Ich weiß wohl, der Herr Graf hält mich für einen Betrüger; das that mir recht wehe, ich mußte alle Nächte darüber weinen.[1]) Seitdem ich aber aus dem Religionsunterrichte (!) weiß, daß es einen Gott giebt" (u. s. w. vgl. den N. Pitaval 1883, S. 201). Daß die sogenannte „Konfirmation" nur eine simulierte, daß sie faktisch eine „Konversion" war (wie solche aus Berechnung und bei der Proselytenjagd kurzsichtiger Geistlichen, z. B. in Verpflegungsanstalten, öfter vorkommen) steht fest. Sein Büchlein sollte,

---

[1]) Diesen Beleg nicht bloß für Stanhopes Zweifel sondern sogar dafür, daß Hauser sie kannte, veröffentlichte mit gewohnter Gedankenlosigkeit Daumer (1873, S. 458), derselbe Mann, der seit 1834 nicht müde war, Stanhope wegen seiner „plötzlichen Metamorphose" wie einen verruchten Banditen zu verlästern.

wie Feuerbach phantasierte, höhnend auf die Gruselgeschichte anspielen. Er wollte damals überhaupt nicht mehr wissen, wo die katholischen Bücher herkamen, man hätte sie ihm in den Hut gesteckt. Wer hat ihm aber nicht allein das Pater noster, sondern auch das Ave Maria, das auf der ganzen Welt kein Protestant betet, ins Gehirn gesteckt? „Von Religion war nicht ein Fünkchen, von einer Dogmatik auch nicht das kleinste Stäubchen in seiner Seele zu finden", orakelt Feuerbach, weil er nicht wissen will, daß Kaspar am 26. Mai zweimal aus seinen Büchlein vorgelesen hatte. Daß Kaspar das große Kruzifix an der Sebalduskirche für einen wirklichen Menschen hielt, und „ihm dieser Anblick Entsetzen und Jammer erregte", wäre freilich entsetzlich, wenn er nur keinen Rosenkranz und keine katholischen Bilder bei sich gehabt hätte. Kaspar schießt da eben über das Ziel hinaus, verriet aber seinen Widerwillen gegen den ihm bis dahin unbekannten prunklosen Gottesdienst („das Singen der Gemeinde dünkte ihm ein widerliches Schreien"!) durch seine Bezeichnung: „Zuerst schreien die Leute, und wenn diese aufhören, fängt der Pfarrer zu schreien an." Wie es in protestantischen Kirchen wirklich gerade so vorkommt. Über vier lutherische Pfarrer, die ihn schon im Turm bekehren wollten, ließ er sich noch gegen Feuerbach höhnend aus: er hätte sie fortgeschickt mit der Bemerkung, erst Lesen und Schreiben lernen zu müssen (vgl. im 5. Kapitel die Nummern 22 bis 24 und 59 bis 62). Feuerbach konnte sich sogar nicht eines wirklich knabenhaften Ausfalls enthalten. Kaspar „ist jetzt im ächten Sinne des Wortes ein frommer Mensch — und beschäftigt sich gerne mit vernünftigen Erbauungsschriften. Aber freilich würde er auf keines der symbolischen Bücher schwören und noch weniger in einer andächtigen Gesellschaft von Hengstenberg und Kompagnie sich behaglich fühlen." Die armen symbolischen Bücher! Und „Hengstenberg und Kompagnie" ohne Kaspar! Gegen die drei Säulenapostel des Hauserschwindels — Daumer, Tucher und Feuerbach — konnten „Hengstenberg und Kompagnie" sich noch sehen lassen. Und in allen christlichen Konfessionen der ganzen Welt ist niemals so grob gegen die Gesetze des Werdens und des Denkens gesündigt worden, als in Feuerbachs „Verbrechen

am Seelenleben" seines Schützlings. Um so aufrichtiger danken wir dem romantisch benebelten Halbrationalisten, daß er uns ohne eigenes Verständnis den Schlüssel zum Geheimnis der Komödie überreicht hat. „Vor zwei Ständen hatte Kaspar geraume Zeit einen nicht zu bezwingenden Abscheu — vor den Ärzten und den Geistlichen; vor den ersten wegen der abscheulichen Arzneien — die sie verschrieben — vor den letzten, weil sie ihn ängstigten und — verwirrten. Sah er einen Pfarrer, so geriet er in Schreck und Entsetzen." Sehr begreiflich! Oder hätte denn der aus der Austernschale Geborene, der nie krank war, nie Schmerz empfand, schon so viel von der „abscheulichen Arznei" verschluckt? Und was hätten ihm während des lebenslänglichen Starrkrampfes seiner Seele die ketzerischen Pfarrer aus Nürnberg angethan? Nein, gerade diese beiden Stände wären berufen und im stande gewesen, mit Hülfe des bekannten Nürnberger Trichters die furchtbare Hauserepidemie zu bekämpfen: sein Einkerkerungsmärchen hätte kein anständiger Mediziner, seine absolute Konfessionslosigkeit kein anständiger Theologe annehmen dürfen. Kaspar verriet den richtigen Instinkt des Abscheues gegen seine natürlichen Feinde, und sein „entsetzliches Schaudern gegen die Kruzifixe" der lutherischen Kirchen war eine mit Simulation umkleidete Mahnung seines katholischen Gewissens.

Noch deutlicher sprach sich diese Selbstbeschuldigung gegen den katholischen Hickel aus. Als wegen einer Dienstreise die Konfirmation ausgesetzt werden sollte, war Kaspar erzürnt, und er beschuldigte Hickel absichtlicher Verzögerung, weil ihm „Kaspars Übertritt zur protestantischen Kirche unlieb wäre" (Hickel S. 115/16). Wirklich sehr bezeichnend.

Bei der Konfirmationsfeierlichkeit[1]) war die Gumbertuskapelle bis zum Erdrücken angefüllt. Kaspar wurde durch ein zahlreiches Gefolge in die Kirche und wieder aus derselben begleitet. „Diese

[1]) Niemand ahnte damals mehr, daß man bei der Gelegenheit feierlich die bayrische Verfassung übertrat! Beilage II zur Konstitution bestimmte, daß eine Änderung oder eigene Wahl des Glaubensbekenntnisses vor erlangter Volljährigkeit (Kaspar war 21 Jahre alt) gar nicht, bei erlangter Volljährigkeit aber nur unter ausdrücklicher Erklärung an den Pfarrer, dessen Kirche man verläßt, stattfinden sollte.

Begleitung hat seinem Herzen (d. h. seiner Eitelkeit) sehr wohl gethan. Indem er vor dem Altare kniete, trug ein Sängerchor unter der Leitung des Stadtkantors Dürrner schön und ergreifend einen Choral vor: Schaffe in mir, Gott, ein reines Herz und gieb mir einen neuen, gewissen Geist; verwirf mich nicht von deinem Angesicht und nimm deinen heiligen Geist nicht von mir.“ Heilige Wahrheit, verhülle dein Antlitz!

Nach der Predigt, wodurch der Schwindel öffentlich auf die Kanzel gebracht worden ist, sprach Kaspar Hauser das apostolische Glaubensbekenntnis, am Schlusse des Gottesdienstes erhielt er Sündenvergebung und Abendmahl.

Frau Binder schrieb den 29. Mai 1833 aus Nürnberg:

„Lieber Hauser!

Ich wünsche Dir von ganzem Herzen zu dem feierlichen Tag, den Du zurückgelegt hast, Glück. Möge er für Dein ganzes künftiges Leben den Eindruck in Deiner Seele zurückgelassen haben, ein guter, braver, moralischer Mensch zu bleiben, und Du wirst Dich dann in allen Verhältnissen des Lebens mutig und stark fühlen. Ich wünsche, daß die vielen traurigen Erfahrungen, die Du früher gemacht hast, die einzigen im Leben gewesen sein möchten . . . Fräulein Hezel sagte mir, daß ihr Fräulein v. Stichaner geschrieben habe, sie hätten Deiner Weihe zur Christenheit (so) beigewohnt, und Du seiest tief ergriffen gewesen, was ich auch gar nicht anders von Dir erwartete. Binder, Hermann, meine gute Mutter und Amöne lassen Dich herzlich grüßen, Binder wird selbst an Dich schreiben. Lebe wohl und bleibe gesund. Deine Dich mütterlich liebende Freundin

Johanna Binder.“

„Binder“ schrieb am dreißigsten:

„Mein lieber, teurer Kaspar!

Die Nachricht, die Du mir in Deinem lieben Briefe vom 18. d. M. über Deine Konfirmation gabst, hat mich mit der innigsten Freude und Rührung erfüllt, und ich hätte gewünscht, Zeuge dieser feierlichen Handlung sein zu können. Ich empfing sie am 20. d. vormittags, vielleicht in denselben Augenblicken, wo Du Dein Glaubensbekenntnis öffentlich ablegtest und Dich dem Tische des Herrn nahtest; der Gedanke hieran ergriff mich tief. Ich erinnerte mich lebhaft des Monats und Tags, an dem Du vor

fünf Jahren der unsrige wurdest — und freute mich innig, daß es nun fast derselbe ist, an dem Du, damals erst in die Menschheit eingetreten, jetzt mit gebildetem Geiste und reinem Herzen zum verständigen sittlich guten Christen herangereift bist. Bewahre diese Reinheit des Herzens immerdar. In ihrem Besitze wirst Du — nicht nach größerem Glücke streben, als Du jetzt besitzest und der Liebe Deines edlen britischen Pflegevaters verdankst. Die Unwandelbarkeit meiner Gesinnungen für Dich kennst Du, sie sind dieselben, mit denen ich Dir das erste Mal die Hand reichte, mit denen ich Dich jetzt an mein Herz drücke . . . Dein treuer Freund

Binder."

Daumer schrieb den 29. Mai viel kühler:

„Mein Lieber!

Das freundliche Andenken an mich, das Sie mir durch Ihren letzten lieben Brief zu erkennen gegeben, hat mich recht sehr gefreut. Daß der wichtige Schritt, den Sie gethan haben, recht wohlthätige Folgen für Sie haben möge, wünsche ich von Herzen. Ihnen mehr zu schreiben, leidet für jetzt mein zu schlimmes Befinden nicht. Meine Mutter und Schwester lassen Sie freundlichst grüßen. Haben Sie die Güte, mich gelegentlich Seiner Herrlichkeit Herrn Grafen Stanhope zu empfehlen, und erhalten Sie noch ferner Ihr Wohlwollen Ihrem Sie unverändert liebenden Freund

Daumer."

Gleichzeitig, den 30. Mai 1830, veröffentlichte Merker einen höchst gefährlichen, drohenden Artikel, in welchem er gehörig ins Schwarze traf. „Ließe sich, wie mir es nach Lage der Sache scheinen will, außer Zweifel stellen, daß H. bei seiner Ankunft in Nürnberg zu dem ihm nach der Wache am neuen Thore begleitenden Bürger auch nur die Worte:

„Dös is g'wiß erst baut worn, weil mer's neu Thor heißt?"

wirklich gesagt hat, so wäre das Rätsel gelöst, der Schimmer der magischen Beleuchtung des Zauberspieles wäre verloschen und das Publikum hinter die Kulissen versetzt . . . Alle Rätsel sind gelöst, sobald es wahr ist, daß Hausers Begriffe bei seinem Erscheinen in Nürnberg soweit ausgebildet waren, daß er im Laufe des Gesprächs mit dem ihn begleitenden Bürger an diesen jene treffende Frage richtete . . .

Um zu solchen Aufschlüssen zu gelangen, dürfte nach meinem Dafürhalten nur der eine, allerdings etwas mühsame (?) Weg offen stehen, daß man in dem noch immer fortdauernden Untersuchungsprozeß sich wieder rückwärts wendete und mit höchst möglichster Sorgfalt und Genauigkeit die Vernehmung aller Zeugen zu vervollständigen suchte, die irgend einen geringen oder bedeutenden Aufschluß über den ersten Lebenstag Hausers in Nürnberg und über die nächst darauf folgenden Tage gewähren könnten.

Nur aus dieser Quelle ist zu schöpfen, wie ich schon vor einigen Jahren [umsonst] zu erweisen versucht habe."

Merker verlangt also:

„Die genaueste Vernehmung des bis jetzt noch ungenannten (!) Bürgers über alles, was zwischen ihm und dem Findling vorgefallen.

Die sorgfältigste Vernehmung des Rittmeisters v. W., dessen Bedienten und aller anderen Personen seines Hausstandes, die an dem merkwürdigen Abend des Geburtstages Hausers ihn gesehen und mit ihm verkehrt haben; die Vernehmung der Mannschaften an der Neuen-Thor-Wache, sowie sämtlicher Polizei-Beamten und aller anderen Personen, die am ersten Abend und in den nächst folgenden Tagen mit Hauser in Berührung kamen, insbesondere auch seiner damaligen Mitgefangenen.

Aus einer Zusammenstellung der Aussagen aller dieser Zeugen, sowie aus den schon vorhandenen Akten müßte sich, wo nicht mit unumstößlicher Gewißheit, doch mit einer an Gewißheit grenzenden Wahrscheinlichkeit ergeben: ob Hauser sich zu jener Zeit, und namentlich am ersten Abend, auf eine Weise benommen und geäußert hat, um das Zeugnis eines unbescholtenen Bürgers für gültig anzunehmen, nach welchem dieser behauptet, ihm sei von Hauser die wichtige Frage gestellt worden: Dös is g'wiß erst baut worn, weil mer's neu Thor heißt, und daß Hauser noch mehr ähnliche Äußerungen gemacht habe, z. B. er komme von Regensburg.

Mir will es dünken, als bedürfe das Kriminal-Verfahren in einer so höchst wichtigen Untersuchungssache überhaupt eines solchen Fundaments, und erst hierauf lasse sich die weitere Beweisführung bauen."

Den 29. Mai 1833 starb Feuerbach, für Kaspar ein so großer Verlust, daß sogar in Hickels Augen „diese Trauer ungekünstelt und unverstellt zu sein schien". Hofmann schrieb den 1. Juni an Klüber: „Tief erschütterte die Trauerpost (Feuerbachs Tod in Frankfurt, „zu dessen schönsten Zierden er nächst Goethe gewiß gehört"!) den armen Hauser. Er kam in einem Strom von Thränen zu mir, und ich vermochte diese nur dadurch zu stillen, daß ich ihn mit der Gewißheit tröstete, es gäbe noch Menschenfreunde, die, ob er ihnen gleich nicht persönlich bekannt sei, an seinem unglücklichen Geschick thätigen Anteil nehmen und für die Sicherung seiner Existenz, gleich seinem bisherigen Beschirmer Herrn von Feuerbach, väterliche Sorge zu tragen sich aus Menschenliebe aufgefordert fühlen, und daß Euer Hochwohlgeboren sich als dieser edle Menschenfreund bisher bewiesen hätten, daß auch die freundschaftlichen Verhältnisse zu dem Verstorbenen für Hochdieselben eine Veranlassung mehr sein würden, Ihre vielvermögende Mitwirkung seiner Zukunft nicht aufhören zu lassen. Hauser ist von den innigsten Gefühlen des Dankes gegen E. H. ganz durchdrungen und von einem solchen Vertrauen belebt, daß er sein Schicksal ruhig in Ihre Hände legt.

Es scheint mir nun bei dem Ableben unseres gemeinschaftlichen Freundes dringender als je, die Angelegenheiten des Kaspar mit Grafen Stanhope während seines nächsten Aufenthalts in Deutschland definitiv zu regulieren. Feuerbach hatte sich, seitdem Stanhope von dem Skeptizismus befallen wurde (!), fest für den Entschluß erklärt, Hauser nicht nach England (wo sich niemand mehr nach ihm sehnte!) gehen zu lassen, was auch der Familie wegen gegründete Bedenklichkeiten erregt. Wir waren alle hier seiner Meinung und sind es noch jetzt. In diesem Sinne wurden die letzten Briefe vom März an Stanhope erlassen und darauf gedrungen, daß wegen hinlänglicher Sicherung der lebenslänglichen Subsistenz des Hauser der gerichtliche Vertrag vom 29. November 1831 erfüllt werde, um solche nicht durch mögliche Ereignisse gefährdet zu sehen. Eine Antwort [auf den tief verletzenden Bettel] ist zur Zeit nicht erfolgt. In dem plötzlichen Ableben des Herrn von Feuerbach liegt für den (!) Stanhope ein neuer Verpflichtungsgrund (wirklich?), die Sache ohne Aufschub während

seiner Anwesenheit zur Zufriedenheit der vormundschaftlichen Gerichte in der Art definitiv zu ordnen, daß für Hauser eine jährliche fixe Rente auf Lebenszeit fundiert und auf das pünktlichste quartalsweise, allenfalls durch das Haus Rothschild ausgezahlt werde."

Den 22. Juni konnte Klüber nach persönlichem Verkehr mit Stanhope an Hofmann berichten, daß der edle Lord „durch ein Kodizill für den Fall seines Ablebens eine feste Leibrente für K. H. ausgesetzt habe, obgleich auch solcher letztwilligen Verfügung seine Erben durch die von dem Lord vertragsweise übernommene Verpflichtung sich verbunden erachten würden. Unter diesen Umständen, fügte er hinzu, habe ihn tief gekränkt, in einem aus Ansbach erhaltenen Schreiben (Schumanns) seinen Edelmut und seine Pflichttreue gänzlich verkannt zu sehen und sogar mit gerichtlicher Verfolgung bedroht zu werden. Auf eine seine Ehre und Rechtlichkeit empfindlich verwundende Weise scheine man seine — Zweifel so ausgelegt zu haben, als habe er dabei die Absicht gehegt oder sie zum Vorwand gebraucht, eine Reue zu begründen und sich von der endlich übernommenen Verpflichtung nach und nach ganz oder teilweise loszumachen. Gegen solche Handlungsweise empöre sich sein Innerstes." [1]) Auf den kurzsichtigen Schumann „machte die Erklärung des Grafen einen empfindlichen Eindruck; Herr O.-L. Hickel übernahm es, die Sache auszugleichen." Hofmann aber schrieb den 23. Juli an den Herrn Staatsrat v. Klüber, mehrerer Orden Kommandeur, daß Stanhopes Erklärung die Herren in Ansbach sehr beruhigt hätte: „Sie tragen den Stempel des höchsten Adels der Menschheit."

Das kann aber von den Glaubensthaten Hofmanns und Klübers, Hofrats und Staatsrats in außerordentlichen Diensten des Herrn Kaspar Hauser, nicht gesagt werden. Der Hofrat fälschte zunächst eine wohlwollende Charakteristik Kaspars von der Hand seines verständigen Lehrers: „Kaspar Hauser, wie er wirklich ist und was noch aus ihm werden kann. Ein Urteil, von seinem Lehrer J. G. Meyer im Juli 1833 abgegeben, zugleich als ausführlicher Bericht an seine

[1]) Stanhope hat nicht geahnt, was eine Bande von litterarischen Halunken noch ein halbes Jahrhundert lang ungestraft an ihm verüben würde!

Herrlichkeit Herrn Grafen Stanhope."[1]) Meyer fand es für nötig, sich einmal auch über Hausers „Hang zur Unwahrheit" unumwunden auszusprechen, weil man sich ihn bisweilen aus Mangel an näherer Bekanntschaft mit seinem Wesen gerne ohne die gewöhnlichen Fehler der Menschen dachte. Hofmann fand das aber durchaus nicht für nötig, strich den ganzen betreffenden Passus in Meyers Entwurf, schaltete dagegen aber den Satz ein: „Abgesehen von den nachteiligen Einwirkungen der früher erduldeten Behandlung auf seinen physischen Zustand —". Und doch gestand Hofmann am 8. Dezember 1833 demselben Lehrer, daß Kaspar Hauser „ihm bis jetzt durchaus keine Achtung habe abgewinnen können, daß er gegen ihn insbesondere den Heuchler und Schmeichler spiele, daß er ihn deshalb immer etwas von sich entfernt halten müsse, und daß Meyer mit seinen moralischen Lektionen ja fortfahren solle" (vgl. Auth. Mitteil. S. 471, 478 und die Haltung des Hofrats bei Daumer 1873, S. 458).

Klüber versuchte (im Sommer 1833) auf Stanhopes „höchst geistreiche und gemütliche Tochter, Lady Wilhelmine", durch Übersendung einer selbstgemachten Kinderei einzuwirken.

„Rätsel.

Wie heißt der Mensch, der nicht weiß von einer Kindheit und Jugend; nichts von ihren Träumen, Spielen, Hoffnungen und Ahnungen; nichts von der liebevollen Pflege guter Eltern, von der mütterlichen Zärtlichkeit, von der väterlichen Sorgfalt; nichts von muntern Gespielen der Kindheit, von Freunden und Gefährten der Jugend; nichts von dem Grün und Blumenteppich der Wiesen, von den Blüten und Früchten der Bäume und Reben, von dem Schmuck der Gärten, dem Gesang der Vögel, dem Feuerstrahl der Sonne, dem Silberlicht des Mondes, dem Funkeln der Gestirne; nichts von dem Tausch kindlicher Ideen und Gefühle; aus seiner Kindheit nichts von Beispielen und Lehren einer geregelten Häuslichkeit, von sitt-

[1]) Auth. Mitteil. S. 293—312. Klüber schrieb den 19. August 1833 darüber an Stanhope: „Dieser Bericht war für mich sehr lehrreich, er flößte mir Achtung für die Einsicht des Verfassers, für seine Beobachtungsgabe und seine Gesinnungen ein." Aus Stanhopes Briefwechsel mit Klüber und Meyer geht aber hervor, daß der Graf den Bericht nie erhalten hat.

samem Verhalten, von tugendhaftem Wandel, von Freiheit mit Ordnung, von Gehorsam und Liebe, Achtung und Überzeugung — wie heißt der arme, beklagenswerte, unvollendete Mensch?"

Wie sollte die vierzehnjährige „geistreiche" Tochter des Pflegevaters nach Möglichkeit erraten, auf wen das „Rätsel" ging?

Den 15. Juli schrieb Stanhope aus Konstanz an Hickel (eine Abschrift von der Hand der Tochter Stanhopes liegt vor mir):

„Ob es wohl nicht zweifelhaft ist oder seyn kann, daß ich alle die von mir übernommenen Verpflichtungen treu und redlich erfüllen werde, — und darüber hätte man gar keine Bedenklichkeiten haben sollen (vgl. S. 293), doch — scheint mir sehr wünschenswerth zu sein, daß K. etwas erlernte oder etwas thäte, welches für ihn jetzt eine angenehme Beschäftigung wäre und im Nothfalle die Mittel zu seiner Existenz ihm darbieten würde. Sie meldeten mir in einem früheren Briefe, daß unser verehrter Freund Feuerbach mit den Abschriften von K. sehr unzufrieden war[1]) und die Meynung hatte, daß er auf diesem Wege nicht fortkommen konnte. Seitdem habe ich erfahren, daß nach den Aussagen von Feuerbach es K. nicht möglich war, auch bei der größten Mühe und Anstrengung eine Abschrift zu machen, die nicht viele Fehler hätte . . . Die Fähigkeiten wie auch die Neigungen von K. scheinen mir eine ganz andere Laufbahn zu bezeichnen, die nach meiner Ueberzeugung ihm sehr erwünscht wäre und worin er sich . . . wie in seinem eigenen Elemente bewegen würde.[2])

[1]) Der Kanzleiinspektor hatte darüber an Feuerbach berichtet. Einen von Kaspar am 27. September 1833 verschmierten Stempelbogen von 3 Kreuzern sah ich im April 1886 auf dem Gericht zu Ansbach.

[2]) Aus einem Briefe an Klüber geht hervor, daß Stanhope dem unerschrockenen und unermüdlichen Reiter „eine sehr passende und sehr angenehme Beschäftigung als Stallmeister zu verschaffen" beabsichtigte. „Wenn er eine Anstellung der Art bekäme, so wäre es für mich eine wahre Freude, ihn zu dem Orte seiner Bestimmung selbst zu führen und ihn persönlich zu empfehlen. Sollte er auch anfangs keine Besoldung bekommen, doch würde er eine Laufbahn betreten, die für ihn ganz geeignet ist, und die Pension von 60 fl. monatlich, die er jetzt von mir erhält, muß in jedem Falle ganz hinreichend sein." Klüber aber (19. August und 12. September) war nicht für „die Reitkunst", sondern für „die Kanzlei".

Ich erwarte mit Sehnsucht Ihren Bericht über die neu angegebene Spur, und das feste, wohlverdiente Zutrauen, welches ich in Ihre Erfahrung und Geschicklichkeit setze, giebt mir die Ueberzeugung, daß ihre Nachforschungen von der größten Wichtigkeit sein werden."

Auf Herzogtümer und Zauberschlösser ging man damals nicht mehr aus. Es handelte sich jetzt um einen vermeintlichen Sprossen des bayrischen Obristen Tischleder, in den Jahren 1813 und 1814 Kommandanten der alten Bergfestung Rosenberg in der Stadt Kronach; in früherer Zeit stand er bei den Chevau-legers, zuletzt bei der Artillerie. Er war enthusiastischer Liebhaber von Pferden und vom Reiten: „das war sein Element." Seinen Mittagstisch hatte er in Kronach bei dem Wirt Kaspar Schüttinger, dessen Frau († 1831) eine sehr verliebte Person gewesen sein muß und ab und zu heimlich niederkam. Ihr Aufspürer schrieb an Klüber, daß ihre Gesichtsbildung dem Porträt Kaspar Hausers vor Feuerbachs Buch ähnelte. Hickel machte eine Entdeckungsreise. Nach seinem Bericht vom 28. Juli 1833 ging er den 5. nach Würzburg (die einmal wahnsinnige Frau war dort im Juliusspital gepflegt worden), den 11. nach Wunsiedel (dort gebar sie in Folge ihres Umgangs mit Tischleder am 15. Juni heimlich ein Mädchen), den 15. nach Kronach. Dort hatte sich die Sage erhalten, daß Katharina Schüttinger (geb. Brückner) drei Kinder gehabt habe, wovon eines 1811 oder 1812 als Monstrum weggeschafft worden sei. Um diese Zeit hatte sie ein Verhältnis mit einem Franziskaner-Bruder in dem Kloster zu Kronach, namens Justin, „einem zu allen Schlichen geschickten verruchten Burschen". Um die Zeit, als Kaspar Hauser nach Nürnberg kam, mußte Frater Justin seinen Aufenthalt im Kloster zu Kronach aufgeben und seinen Sitz im Franziskanerhospitium Marienweiler nehmen. Seine Handschrift hatte Ähnlichkeit mit dem Brief vom 26. Mai 1828. „In dem ehemaligen Franziskanerkloster zu Kronach war auf der westlichen Seite in einem abgeschlossenen Raum die Bäckerei des Klosters und unter dieser ein kellerähnliches Gewölbe, das jetzt aufgewühlt und vergrößert ist, das nach Hausers Beschreibung sein Kerker gewesen sein könnte, um so mehr, da ihm aus der Bäckerei durch eine Röhre im Winter leicht Wärme zugeleitet werden konnte."

Den 17. Juli begab sich Hickel nach Marienweiler, um den Bruder Justin zu besuchen; derselbe war aber auf dem Terminieren (Almosen-einsammeln) für längere Zeit abwesend. Bei seiner weiteren Verfolgung dieser Spur aber kam Hickel (der S. 119 seines K. H. mit katholischer Kürze über die Geschichte hinwegschlüpft) „zu der Überzeugung, daß die Sache entweder ein unbegründetes Gerede unter den Leuten sei oder doch sonst auf Kaspar Hauser nicht paßte."

Im Spätsommer bereiste Kaspar mit Hickel von Erlangen aus die fränkische Schweiz, hatte aber keine Ahnung irgend einer Verfolgung. „Er wandelt furchtlos unter Fürchtenden, schrieb Hickel; selbst bei Verweisen äußerte er mir: ich wäre zu ängstlich, ihm thue niemand etwas zuleid." Das sah man auch deutlich, als er bei Gelegenheit des 8. großen Nationalfestes drei Wochen bei seinem unerschütterlichen Anhänger Binder logierte. Den 10. August 1833 ging Kaspar nach Nürnberg. Dort konnte man ihn nicht bloß oft „ganz allein in dem bunten Gewimmel der Stadt und auf dem mit mehr als 80,000 Menschen angefüllten Ludwigsfelde", sondern bei den vielen königlichen Festen sehen, indem „der Weg mit Equipagen, Reitern und Fußgängern überdeckt war und eine fortrollende Menschenkette bildete."

Kaspars Sonne stand hier auf einige Tage im Zenith.

Die Fürstin Liegnitz (Gräfin Auguste v. Harrach, seit 1824 morganatische Gemahlin des Königs Friedrich Wilhelm III. von Preußen) reiste damals durch Nürnberg und ließ sich den merkwürdigen Findling vorstellen, was Kaspar zu einer Lüge (S. 133, Nr. 69) benutzt hat.

Auch die beiden Majestäten von Bayern, König Ludwig I. und Königin Therese, kamen nach Nürnberg und wollten den berühmten Kaspar Hauser persönlich kennen lernen. Die Vorstellung sollte am dritten Festtage, auf dem Schmausenbucke in der Christinenlaube, durch Frau Binder geschehen. Durch einen Zufall aber wurde er gleich im Bildersaale beim ländlichen Frühstück zugelassen. Kaspar überreichte der Königin Therese und der Prinzessin Mathilde eine orientalische Malerei und trug der Königin, während König Ludwig

beiseite stand, den Wunsch vor, es möge doch bekannt gemacht werden, daß jenem, der ihn gefangen hielt, nichts zuleid geschehen werde, dies sei das einzige Mittel, sein Leben vor Meuchelmördern sicher zu stellen.[1])

Diese schamlose Dreistigkeit (Kaspar selbst hat zu keinem Menschen von der Sache gesprochen!), die auf sein wirkliches Benehmen in Nürnberg paßte wie eine Faust aufs Auge, wäre sicherlich wie eine Frechheit zurückgewiesen worden, wäre sie nicht im Gegenteil — das dritte Buch wird den Nachweis bringen — höchst erwünscht gekommen. Ist ihm der „Wunsch" nicht von einem höheren Anhänger souffliert worden, so zeigt er dem Psychologen, womit Kaspars Seele sich schon damals befaßt, und um welche Zeit und bei welcher günstigen Gelegenheit er sich das dazu notwendige Instrument verschafft hat. Damit stimmt sein unerschütterliches Gefühl persönlicher Sicherheit, das er in Nürnberg beinahe herausfordernd zur Schau trug. Häufig sah man ihn Arm in Arm mit einer Dame spazieren gehen. Sie hieß Karoline Kannewurf, war eine Verwandte des Bürgermeisters Binder, 34 Jahre alt und an den Buchhalter des Bankiers Wertheimer in Wien verheiratet. Die würdige Gattin tauschte nicht nur ihre Tabaksdose (aus schwarzem Papiermaché und mit einem gestickten Blumenstrauß unter einem Glasdeckel), sondern auch ihr

[1]) Kaspar war „durch Ihre Majestäten selbst für den Fall beruhigt worden, wo Lord Stanhope die Hand von ihm abziehen würde" - - Worte des Ministers, Fürsten von Öttingen-Wallerstein — was uns im XVIII. Kapitel sehr verständlich werden wird. Auch dieses Moment ist wichtig. Als ihm ein von dem Grafen gekaufter Rock bald nicht gut genug mehr war, Hickel aber neue Hemden, besonders mit Rücksicht auf den mageren Stand der Kasse, für notwendiger hielt, meinte er, die Hemden sehe man nicht, mit dem jetzigen Oberrocke aber könne er nicht in in die ersten hiesigen Häuser gehen, Hemden wolle er nicht. Habe der Graf seine Gesinnung geändert, so ändere er auch die seine, die Welt stehe ihm offen, durch Malen nach orientalischer Manier und durch das Mitleid der Menschen sei er seines Unterhalts auf Reisen gewiß. „Also das Los eines Bettlers ziehst du dem ehrlichen Erwerbe vor?" soll Hickels Antwort gelautet haben. Kaspars Gedanke war aber durchaus richtig: eine Vorstellungsreise durch Europa und Amerika, von einem geschickten Barnum geleitet, hätte ihn zu einem wohlhabenden Manne machen, aber auch — entlarven können.

Herz mit ihm aus.[1]) Vom 12. bis zum 16. September schrieb ihr das damals erst „fünfjährige“ Kind von Europa in anwidernden Tone einen Brief, der in einer am 29. März 1834 von dem Appellationsgericht für den Rezatkreis legalisierten buchstäblichen Abschrift noch in Ansbach vorhanden ist. Diese authentische Probe[2]) von Kaspars Erotik erheischt unsere volle Aufmerksamkeit.

„Nürnberg, den 12. Sept. 1833.

Meine theuerste unvergeßlichste Freundin!

Ich begleite Sie im Geiste bis Neumark. Jetzt Adie, meine theuerste, ich muß mich auch jetzt im Geiste einige Stunden von Ihrem guten Herzen trennen, weil ich mit H. Bürgermeister aufs Rathhaus gehen muß, um da meine Sachen ins Reine zu bringen. Ach! welchen Schmerz fühlt nicht heute mein Herz, ein so gutes und aufrichtiges Herz, wie das Ihrige ist, von mir geschieden zu wissen, ohne es bis nach Regensburg (da waren wir schon einmal!) begleiten zu können, um mich gewiß überzeugt zu wissen, ob das gute Herz auch gesund und glücklich mit ihrem zweiten Herzchen gut nach Regensburg kommen wird. — — Doch ein Trost macht mein Herz etwas leichter, daß ich die süße Hoffnung habe, daß Sie mir meine theuere Nachricht geben werden, ob Sie gesund und glücklich nach Regensburg gekommen sind.

Morgen früh um 6 Uhr werde ich, wenn es der Wille des Höchsten ist, von Nürnberg abfahren, und wenn ich in Ansbach angekommen bin, ist meine erste Sorge, Ihnen das Selbst verfertigte Kästchen, das Buch mit samt dem Portoрät und die Sachen vom Nürberger Volksfeste zu übersenden.

Aber ach! was muß ich hören auf dem Rathhause; man sagte mir, ich solle am 14. Vormittags 11 Uhr noch einmal erscheinen. Sie können

[1]) Für die Ethik ist es zu bedauern, daß wir zu diesem (wenigstens geistigen) Ehebruch seines Wundermenschen nicht Daumers Apologie besitzen! Jetzt müssen wir uns bloß mit dem Unsinn der scharfsinnigen Mediziner Preu und Osterhausen begnügen (vgl. in den Authentischen Mitteilungen S. 138 No. 10, S. 141 No. 20, S. 146 Zeile 15, S. 152 No. III).

[2]) Nach den in seinem Nachlaß ziemlich zahlreich vorgefundenen gedruckten Zettelchen, wie sie Kaspar Hauser mit Bonbons von Damen auf Bällen erhalten und aufbewahrt hatte, war er auch in Ansbach der Liebling dieser erhabenen Geschöpfe. „Da schwört ihm die eine ewige Liebe, die andere ewige Treue; alle aber vertrösten sich und ihn auf die Zukunft, d. i. auf die Zeit, wenn das Fürstentum, dem man ihn entrissen wähnte, entdeckt sein würde.“ Vorlesung des Herrn Dr. Julius Meyer über „K. H. und die deutschen Höfe“.

sich in meine Lage denken, wie mir zu Muthe war, noch zwei Tage länger in Nürnberg zu verweilen ohne Sie — — —. Ich ging Samstag gegen 11 Uhr aufs Rathhaus, um die Sache in Ordnung zu bringen, so gegen 12 Uhr hin war die Sache abgethan, alsdann ging ich nach Hause, packte meine Sieben Sachen bis zu Tische. Nach Tisch bestellte ich mir Extra-Post, so gegen halb 3 Uhr fuhr ich von hier ab und so gegen 7 Uhr kam ich den glücklich in Ansbach an.

Sonntag den 15ten machte ich den Vormittag meine Ankunfts-Fisiten und NM war ich zu H. Generalcommissär (Staatsrath) eingeladen.

Ich war aber sehr mißvergnügt, weil ich Ihre Sachen nicht zusammenrichten konnte, um es noch am selben Tage auf die Post zu geben.

Ansbach, Montag den 16ten September.

Guten Morgen meine theuerste Freundin!

Jezt ist es halb 7 Uhr, ich will gehen, Ihnen das Buch zu holen, damit ich es NM einpacken u Ihnen überschicken kann.

O freude! was bekam ich, als ich mit dem besorgten Buch nach Hause kam — — — — — —. Ihren lieben Brief. Er ist mir ein neuer Beweis von Ihrer fortdauernden Freundschaft; denn ich sehe daraus, daß Sie auch in der Entfernung an Ihren wahren Freund Hauser denken. Empfangen Sie dafür meinen herzlichsten aufrichtigsten Dank, u glauben Sie gewiß, daß ich den Werth einer solchen Freundin zu schäzen weiß — — —

Wenn mir Gott das Leben und die Gesundheit schenkt, so werde ich im Frühjahre in Wien es mit der That beweisen. Ich sehe aus dem Brief, daß Sie Ihre freunde gesund in Regensburg einführten, was mich herzlich freut.

Sie dürfen versichert sein, daß es mir noch viel schwerer viel, indem ich meine thränen zurückhielt, um die Trennung für Sie nicht noch schwerer zu machen. Ihr Freund schickt seinen lieben Fritzchen recht viele Küsse, und wünscht, daß er wieder ganz genessen möchte. Ich muß abbrechen zu schreiben, weil mich der Unterricht bis in einer halben Stunde abruft. Zum Schlusse für Sie schick Ihr treuer Freund noch besonders 3 [1]) Küsse. Jezt nur noch die Versicherung, daß ich nie aufhören werde zu sein, Ihr wahrer treuer Freund Hauser zu bleiben.

Die Mahlerei und das andere Portorät bekomen Sie einige Tage später ich habe heute keine Zeit mehr es ordentl einzupacken. An Pepi einen Gruß."

[1]) Im Original ist diese Ziffer von einem Herzen umgeben!

Auf der Außenseite steht folgendes: „Ich bitte, theure Freundin, diesen Brief allein für sich zu lesen.“

Der Brief ist von unschätzbarem Wert! Er führt uns nicht allein geographisch von Nürnberg über Neumarkt nach Regensburg und somit auch chronologisch auf den 26. Mai 1828, sondern geistig und orthographisch sogar auf den Brief an den Rittmeister zurück. Denn um wie viel erhebt sich doch eigentlich das Wunderkind, nach fünfjährigem Unterricht, über die von dem ersten Brief dargestellte Bildungsstufe? Sätze wie wir sie hier lesen, ja sogar die Form der Nachschrift (vgl. die Nachbildung) erinnern lebhaft an den Geburtsschein des Kaspar-Hauser-Mythus. Oder sollte eine bloß mir unsichtbare Kluft das **Portoräť** des 16. September 1833 von der **Esgataron** und dem 30. **Aperil** des 26. Mai 1828 trennen!? Mir will im Gegenteil scheinen, daß Kaspar 1833 noch so gut wie 1828 „die Schrift schreiben konnte, wie sie N. N. damals schrieb.“

Ein zweiter wichtiger Punkt ist die jetzt erwiesene Bekanntschaft Kaspar Hausers mit Feuerbachs „Verbrechen“ 1832. „Zu Eichstädt“ — erzählt Hickel — „schloß ich aus seinen Äußerungen an der Tafel, wo er u. a. bemerkte, in seinem Kerker sei stets gleiche Temperatur und kein Ofen gewesen, wovon er jedoch früher gerade das Gegenteil behauptete, daß er sich Feuerbachs Schrift doch zu verschaffen wußte, obgleich ihm untersagt war, sie zu lesen. Auf die Nachfrage über Hausers Benehmen während meiner Abwesenheit (in Ungarn) erfuhr ich u. a., daß er geäußert habe: In Feuerbachs Werk stehe gar vieles, wovon er nichts wisse. Auf Vorhalt leugnete er, diese Schrift gelesen zu haben.“ Und was finden wir bei Stanhope? „Der Präsident von Feuerbach äußerte mir den Wunsch, daß ich seine Schrift, wovon ich viele Exemplare bestellt hatte, nicht an K. H. mitteilen möchte, weil sie seine Eitelkeit noch vermehren würde. Ich hatte ohnehin keineswegs die Absicht es zu thun ... Nach meiner Abreise erfuhr ich von ihm, daß der Präsident v. F. ihm seine Schrift selbst geschenkt hätte.“ War das eine neue Lüge? Daß Kaspar den für ihn so verderblichen Roman (vgl. Kap. XV) nicht bloß gekannt hat, sondern daß er in Ansbach sich nach Bedarf Exemplare verschaffen

konnte, beweist der uns hier zum erstenmale gedruckt vorliegende Brief. Denn Frau Kannewurf hat bei ihrer eidlichen Vernehmung vom 19. Februar 1834 deponiert: „Durch meinen vierwöchentlichen Aufenthalt in Nürnberg war K. H. fast täglich mein Begleiter. Er verriet gegen mich eine große Offenherzigkeit.[1]) Bevor ich von Nürnberg fort bin, sagte ich ihm, daß ich mich auf meiner Rückreise in Regensburg einige Zeit aufhalten werde; er versprach mir zu schreiben, und ich habe auch richtig ein kleines Kästchen von Pappendeckel, mit verschiedenen Figuren überzogen, erhalten, und bei Eröffnung desselben fand ich darin, nebst einem Brief vom 12. Sept. 1883 — den ich mir zurück erbitte — die Brochüre von Feuerbach über sein früheres Leben."

Es stand aber unserem verliebten Kaspar die Lesung einer weniger erbaulichen „Broschüre", Merkers Schrift von 1830 bevor. Denn eine ihm gebotene zufällige Gelegenheit dazu[2]) — wenn auch der vergebliche Versuch, das „Publikum gegen die Überlistungen eines Gauners zu bewahren", den durch „maßlose Huldigungen verwöhnten K." (Worte Daumers) merkwürdig berührt haben mögen — hat er gewiß nicht unbenutzt gelassen.

Den 9. Oktober 1833 schrieb Stanhope aus Klagenfurt an Kaspar. Er urteilt sehr abfällig über Italien, verlangt Angabe des

[1]) In einem Schnepfenneß hätte man das achte Nürnberger Weltwunder, welches das Sebaldusgrab, die Glasmalereien der Lorenzkirche, ja sogar das Gänsemännchen weit überstrahlte, vielleicht fangen können.

[2]) „Die Merkersche Schrift teilte mir der Herr Präsident v. Stichaner in Nürnberg gelegentlich der Anwesenheit Ihrer K. Majestäten in Nürnberg am 24. August 1833 zum Lesen mit. Wegen Mangels an Zeit verschob ich das Lesen derselben bis zu meiner Rückkunft nach Ansbach. Nach dem Feste erhielt ich aber die Weisung, bis auf weiteres in Nürnberg zu bleiben. Ich schickte daher meine Frau mit Hauser und meinen entbehrlichen Effekten mit dem Auftrage nach Ansbach ab, diese Schrift auf mein Büchergestell zu legen, an dem mein Bett stand. Bei ihrer Ankunft daselbst stellte Lehrer Meyer das Ansuchen an meine Frau, Hauser 8 Tage zu sich zu nehmen, weil er eine Ferienreise machen wolle. Ich hatte nichts dagegen einzuwenden. Meine Frau wies aber Hauser mein Zimmer an, wo diese Schrift lag, und so hatte er Gelegenheit, dieselbe zu lesen." Hickel (S. 134).

gegenwärtig den besten Ruf genießenden Gasthofes in Ansbach, Übersendung von Stanhopes Bildnis und den beiden von Kaspar in Nürnberg mitgebrachten Briefen in Steindruck („den du von dem Herrn Bürgermeister bekommen kannst") an den Staatsrat Klüber zu Frankfurt und an „Seine Excellenz den Hochwürdigen Herrn von Wessenberg, Konstanz am Bodensee, jedes aber auf einer hölzernen Rolle in Glanz-Leinwand eingepackt." Gewiß kein erbaulicher Auftrag! „Deine Briefe an mir", so fährt St. wörtlich fort, „müssen niemals corrigirt werden, sondern so bleiben, wie du sie schreibst, sonst könnte ich nicht über die Schreibart urtheilen und wissen, ob du Fortschritte machst, und dein letzter Brief schien mir nicht ganz dein eigener zu sein. Deine Handschrift ist sehr schön, ich möchte aber erfahren, ob du geschwind und geläufig schreibst, oder ob es dir viele Zeit und Mühe kostet. Sage mir auch, welche Bücher du jetzt lest, und an welchen du am meisten Vergnügen findest. Es freut mich, daß du die schöne Gegend von Streiberg gesehen, die ich schon lange vor deiner Geburt besuchte, als ich in Erlangen studirte. Ich weiß nicht, ob du die merkwürdigen Höhlen, die dort sind, auch gesehen hast." Kaspar soll auch berichten, ob man in den letzten Tagen von August, „als ein heftiger Sturmwind in England wüthete, wodurch sehr viele arme Menschen auf dem Meere verunglückten", auch „einen starken Wind in Ansbach hatte." Der Schluß der drei großen enggeschriebenen Quartseiten lautet: „Ich brauche nicht hinzusetzen, daß ich dir, mein theuerester Kaspar alles Glück und Segen sehnlich wünsche, und daß ich bin und bleibe Dein dich treulich liebender Pflegevater G. St." Das war lauter ein erzwungenes Wesen, und unserem Kaspar war es um meteorologische Beobachtungen gewiß nicht zu thun! Sein Lehrer Meyer weiß zu berichten, daß er die letzten Briefe Stanhopes Tage lang liegen ließ, ohne sie ganz zu lesen. Auf eine Bemerkung über diese Gleichgültigkeit erwiderte er einmal: „Das andere (wenn nämlich auf der ersten Seite von seiner Abberufung nach England keine Rede war) ist lauter uninteressantes Zeug, dies weiß ich schon." Statt Kaspars Abberufung war seine Nürnberger Vorgeschichte der Gegenstand der Erwägung des Grafen; wir hörten, wie sein Pflegesohn wieder zwei Exemplare der Briefe

vom 26. Mai 1828 an vornehme Männer verschicken sollte. Es war aber gewiß nicht infolge des pflegeväterlichen Wunsches, Kaspars Briefe sollten niemals korrigiert werden, daß noch folgende „Kopie im Original“ von seiner Hand vorliegt:

„Ansbach, den 22ten Oktober 1833.

Euer Excellenz!

Ich habe von meinem theuresten, innigstgeliebtesten Pflegevater, Herrn Grafen Stanhope, vom 9. dieses Monats aus Klagenfurth den erfreulichen Auftrag erhalten, an Euer Excellenz ein Portrait von ihm, nebst einem Exemplar von dem Briefe, den ich bei mir hatte, als ich in Nürnberg gefunden (!) wurde, zu übersenden. Zugleich darf ich mich beehren aus Auftrag des Herrn Hofraths Hofmann Euer Excellenz eine Abschrift von dem erhaltenen Briefe beizulegen.

Es war schon längst mein sehnlichster Wunsch, daß sich einmal eine für mich passende Gelegenheit ergeben möchte, an Hochdieselben einige Zeilen schreiben zu dürfen, um sogleich meinen herzlichen, aufrichtigsten Dank ausdrücken zu können. — Ich habe es schon öfter durch Herrn Hofrath Hofmann erfahren, wie sehr hochdieselben wegen meiner in Anspruch genommen worden sind, wie sehr Ihre Menschenfreundliche Güte sich für mein Wohl verwendet habe.

Indem ich mich Ihrem Ferneren hohen Wohlwollen unterthänigst empfehle, das auch in der Zukunft zu erhalten mein eifrigstes bestreben sein wird, habe ich die Ehre mit den Gesinnungen der größten Hochachtung zu sein

Euer Excellenz

gehorsamst ergebenster
Kaspar Hauser.“

Stanhopes Besuch in Ansbach stand also bevor, und damit hatte Kaspar auch die seitens Meyer und Hickel so oft angedrohten Enthüllungen zu befürchten. Klüber schrieb den 1. Dezember 1833 aus Frankfurt: „An Herrn Kaspar Hauser in Ansbach.“

„Wertgeschätzter Herr Hauser!

Mit wahrer Freude habe ich Ihr geehrtes Schreiben v. 22. Oktober, nebst den Beilagen, erhalten; empfangen Sie dafür meinen verbindlichsten Dank. Ein günstiges, ein versöhnendes Geschick hat Sie dem wahrhaft

edlen Lord Stanhope in die Arme geführt, der mit seltener Großmut sich freut, die Pflichten eines Pflegevaters gegen Sie üben zu können. Es hat durch Ihn Sie mit zwei Männern in Verbindung gebracht, die mit ebenso viel Einsicht als Liebe der Leitung Ihrer verspäteten Jugend sich unterziehen. Mögen Sie, mögen durch Sie jener Edelmütige und diese würdigen Männer reiche Früchte ernten von so vielen hochherzigen Bestrebungen! Möge nie die Thorheit des Stolzes und des Eigendünkels, dieser Bezwinger gemeiner Seelen, in Ihrem zarten Gemüte Eingang finden; denn nichts erhebt mehr die Seelenwürde des Menschen, als Demut und Edelmut im Verein. Mich freut, in Ihrer Handschrift recht gute Anlage zum Schönschreiben zu bemerken. Fleißige Übung und gute Muster, besonders auch in den Anfangsbuchstaben, wird Sie darin wahrscheinlich bald weiter bringen und Ihre(r) Schrift eine Geläufigkeit geben, welcher der Vorzug gebührt vor der Schreibmalerei. (Hickel hat den kalligraphischen Passus ausgelassen.) Mein neuester Brief von Lord Stanhope ist aus Klagenfurt vom 11. Oktober. Gemahlin und Tochter waren damals noch in Wien. Der Lord ließ Hoffnung blicken, nach Ansbach und hierher zu kommen. Ihnen, teuerster Herr Hauser, meine herzlichsten Wünsche widmend, beharre ich mit aufrichtigster Teilnahme und Wertschätzung

Ihr ganz ergebenster

Klüber."

Es stand aber auch noch in dem Brief aus Klagenfurt: „Seine körperliche Schwäche würde ihn nicht verhindern Stallmeister zu werden, da er, wie F(euerbach) in seiner Schrift versichert, gar keine Müdigkeit beim Reiten empfand, und so zaghaft, als er sonst ist, so ist er doch unerschrocken zu Pferde. „„Das ist sein Element,““ kann man wirklich von ihm sagen. Wenn ich nach Ansbach gehe, werde ich suchen ihn mit mir nach Frankfurt zu bringen, damit Sie die Gelegenheit haben möchten, ihn zu sehen und zu prüfen und seine Erzählungen aus seinem eigenen Munde zu hören."

Daß „Gemahlin und Tochter" Stanhopes dem schlauen Kaspar durchaus nicht willkommen waren, erzählt Hickel (S. 121), und daß er von Klübers Belehrung nur wenig erbaut war, berichtet Meyer (S. 487); er kam den 6. Dezember verstimmt mit dem Brief von Hofmann nach Hause.

Ich bedauere, hier nicht die „Notizen über Kaspar Hauser von J. G. Meyer, Ansbach 1834“ vollständig aus den Authentischen Mitteilungen (S. 413—502) herübernehmen zu können, denn die Beobachtungen des Lehrers sind charakterologisch das beste, was je über Kaspar Hauser geschrieben worden ist. Eine der letzten Episoden aber möge den unverbesserlichen Lügner kennzeichnen.

Am Montag den 9. Dezember zog er sich in der einen Unterrichtsstunde von 5 bis 6 Uhr abends noch eine ernste Rüge zu, welche sein Lehrer dem Kreis- und Stadtgericht Ansbach „ganz getreu und umständlich“ wie folgt erzählt hat.

„Ich gab ihm zu Anfang der Stunde ein Sprachheft zurück mit dem Bemerken, daß eben hier schon wieder ein Blatt herausgeschnitten wäre, obgleich ich ihn deshalb schon so oft getadelt und es ihm so bestimmt untersagt hätte.“ Daraus entstand der folgende Dialog.

H.: Ja, ich hatte auf das Blatt einen Flecken gemacht, und den wollte ich nicht in der Schrift haben.

M.: Sie werden mir wohl nicht zumuten, daß ich Ihnen dies unbedingt glauben soll?

H.: Warum wollen Sie es denn nicht glauben? Es ist gewiß wahr.

M.: Sie kennen doch das Sprichwort: „Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht, und wenn er auch die Wahrheit spricht“ — und Sie, lieber Freund, lügen wohl täglich öfter als einmal.

H.: Ich habe nicht mehr gelogen, seitdem ich Ihnen damals (es ist die S. 133, Nr. 68 erwähnte Unwahrheit gemeint) versprochen habe, nie mehr lügen zu wollen.

M.: Dies getrauen Sie mir wirklich ins Gesicht zu sagen.

H.: Nein, ich habe seitdem nicht mehr gelogen! Sagen Sie mir nur, wann! Sie können mir nichts beweisen.

M.: Wenn ich Ihre häufigen Unwahrheiten nicht immer berede, so bestimmt mich dazu allein die nach und nach gewonnene Überzeugung, daß ich Sie doch nicht von Ihrer Hauptkrankheit zu heilen im stande bin. Warum soll ich mich dann immer vergeblich ärgern? Sie sind gewohnt, so lange fort nein und immer nein zu sagen, bis

man Sie mit Mühe so weit in die Enge getrieben hat, daß Sie nicht mehr nein sagen können, und dann sprechen Sie dennoch auch kein Ja aus.

H. (in ungehaltenem Tone): Ich kann doch nicht ja sagen, wenn's nicht so ist. Beweisen Sie mir nur, daß ich seit damals noch einmal gelogen habe!

M.: O Hauser, Sie glauben nicht, wie sehr es mich schmerzt, Sie mir gegenüber so zu sehen. Weil Sie denn durchaus Beweise wollen, so sollen Sie welche haben. Ich bin aber wahrlich verlegen, wo ich anfangen soll. Doch — ich will der Zeit folgen. Haben Sie nicht gleich einige Tage nach Ihrem damals [unter Thränen] gegebenen Versprechen das Licht im Leuchter hinunterbrennen lassen, sodaß dadurch die Handhebe heruntergeschmolzen ist, der Magd aber gesagt, die Handhebe sei Ihnen beim Anfassen weggebrochen, und gegen meine Frau standhaft behauptet, Sie haben kein Licht hinunterbrennen lassen.

H.: Es war auch so, wie ich gesagt habe.

M.: Meinen Sie denn, daß man sich auf solche Weise hat abspeisen lassen? Wo war dann das ganze Licht hingekommen, welches Sie abends spät erst erhalten hatten? Wie kam es denn, daß der Leuchter äußerlich durchaus rötlich und bläulich geflammt und inwendig ganz schwarzgrau gebrannt war? Das in der Schale unten gesammelte Unschlitt hatten Sie wohl recht sorgfältig herausgenommen, es zum Teil sogar mit dem Messer abgekratzt, allein etwas hatten Sie doch zu thun vergessen. Es war nämlich deutlich zu sehen, wie weit der Unschlittguß in der Schale hinaufgereicht hatte. Diese Spur, d. h. diesen Rand hätten Sie füglich verwischen sollen.

H.: Da will ich gleich sterben, wenn mir nicht die Handhebe des Leuchters in der Hand geblieben ist.

M.: Ja — das bezweifle ich keinen Augenblick. Sie war eben von der Hitze so weit aufgelöst, daß sie durch die geringste Berührung herabfallen mußte. Übrigens können Sie versichert sein, daß ich diesen Vorfall wie so manch andern mit allem Fleiße aufgezeichnet habe, um nötigen Falls vollständige Rechenschaft über Sie geben zu können.

H. (sichtbar überrascht und betroffen): Aber Herr Meyer, von damals war die Handhebe ganz gewiß nicht weggeschmolzen; es müßte schon von früher hergerührt haben.

M.: Nun sehen Sie, jetzt gestehen Sie bei dieser Gelegenheit doch zu, daß Ihnen das Licht früher hinuntergebrannt ist. Warum haben Sie es denn aber stets festweg geleugnet?

Keine Antwort.

M.: Es war doch ganz einerlei, ob Sie am vergangenen Donnerstage abends mit Ihrer Übersetzung schon fertig waren. . . . Warum antworteten Sie nun, Sie wären schon ganz fertig, während Sie noch nicht das geringste an dieser Arbeit gethan hatten?

H.: Sie haben gefragt, ob ich schon präpariert habe, und damit war ich auch fertig.

M.: Sie hatten letzthin schon die Frechheit, mir deshalb ohne weiters die Worte zu verdrehen. Jetzt thun Sie es wieder auf dieselbe Weise. Ich fragte Sie: Haben Sie Ihre Übersetzung für morgen schon fertig! Meine Frau war zugegen, und weiß nicht anders, als daß ich Sie wörtlich so fragte.

H.: Wenn Sie so gesagt haben, dann habe ich's eben anders verstanden.

M.: Hören Sie auf mit Ihren bekannten Ausflüchten. Sie hatten ja nicht einmal präpariert. Dies können Sie jemand weis machen, der Sie weniger genau kennt, als ich Sie kenne. Ich wollte übrigens, ich hätte Sie gar nie kennen gelernt. Wie viel Unangenehmes hätte ich dann nicht gehabt! Am Ende kann ich durch Sie noch um den Ruf eines redlichen Mannes kommen. Aus übertriebener Rücksicht für Ihre Zukunft habe ich anfangs besser über Sie berichtet, als ich es zu verantworten im stande bin. Denken Sie sich, in welch große Verlegenheit ich ihrethalben schon in den nächsten Wochen kommen muß. Wenn spätestens bis zum Neujahr, wie wir hoffen, der Herr Graf kommt, und ich von ihm auf mein Gewissen über Sie gefragt werde, kann ich wohl als ehrlicher Mann die Wahrheit verschweigen? Oder wollen Sie mir zumuten, daß ich einen Lügner machen soll? Reden sie selbst! Wie aber, wenn ich mein Urteil dem Herrn Grafen gegenüber nicht mehr so sehr mäßigen

darf? Daß der Herr Graf ohnehin schon lange an Ihrer Aufrichtigkeit zweifelt, haben Sie ja nicht allein durch Herrn Oberleutnant Hickel mündlich, sondern von anderer Seite her sogar schriftlich erfahren. Wenn Sie sich nicht bald durchaus ändern, bringen Sie nicht nur andere, sondern sich selbst wohl in die größte Verlegenheit. Vermeiden Sie doch das ums Himmelswillen! Glauben Sie ja, daß Sie allenthalben so ziemlich durchschaut werden. Es sind nur wenige Häuser, in denen Sie noch für den aufrichtigen, gutmütigen und liebenswürdigen Kaspar gelten. Die meisten, die Sie bis jetzt haben kennen lernen, sehen nicht nur ein, daß Sie eine alltägliche Einbildung und einen gemeinen Hochmut haben, stets gleichgültig und undankbar gegen weniger Angesehene und Vornehme sind, sobald Sie bei Angeseheneren und Vornehmeren Beachtung und Zutritt finden, sondern sie haben auch bemerkt, daß Sie es mit der Wahrheit durchaus nicht so genau nehmen. Sie dürfen nur in jenen Häusern, auf welche Sie sich bisher soviel zu gute thun, auch noch erkannt werden, und es ist um Ihre ganze Achtung geschehen; es wird Sie dann niemand mehr um Ihre Auszeichnung beneiden dürfen. Fangen Sie Ihre Besserung damit an, daß Sie auch im kleinsten keine Unwahrheit mehr sagen. Haben Sie z. B. von jemand etwas gehört, und wollen Sie es nachsagen, so müssen Sie nicht andere wichtigere Personen nennen, als hätten Sie es von diesen erfahren. Das, was Sie gelegentlich über Dinge hören, von welchen Sie unmöglich etwas verstehen können, und über welche kein Vernünftiger mit Ihnen eine Unterhaltung pflegen kann, müssen Sie anderwärts nicht so erzählen, als wäre gerade Ihnen darüber Mitteilung gemacht worden. Von den Verständigeren wird deshalb mindestens über Sie gelächelt, häufig aber auch an die Ähnlichkeit erinnert, die Sie in dieser Beziehung wieder mit ganz alltäglichen Menschen gemein haben. Ferner dürfen Sie nicht länger an dem einen Ort den Unabhängigen, und an dem andern das abhängige, folgsame Kind spielen, hier nicht alles besser verstehen und wissen, und dort die größte Unerfahrenheit und Bescheidenheit zeigen. Ferner dürfen Sie sich nicht länger von einer lächerlichen Eitelkeit und Einbildung verleiten lassen, bei Gelegenheit die gleichgültigsten Dinge, als damit bekannt, auf das bestimmteste

zu behaupten, während Sie denselben offenbar nicht die dazu erforderliche, ja oft nicht die geringste Aufmerksamkeit geschenkt hatten. Halten Sie (ich mache Sie noch einmal darauf aufmerksam) ja die Mehrzahl nicht für so leichtgläubig oder kurzsichtig und unerfahren. Es giebt wahrlich viele, die Ihre Eigenschaften gar bald erkennen. Ich versichere Sie, daß ich Ihnen bei jedem Falle sagen will, wie weit Sie bei der Wahrheit bleiben, und wo Sie von dieser abweichen, was in und außer Ihrem Gesichtskreise liegt, was Ihre Aufmerksamkeit fesseln, und was dieselbe nicht leicht erregen kann. Um Sie davon zu überzeugen, will ich Ihnen nur noch ein ganz kleines Beispiel vom heutigen Tage anführen. Es war heute am Mittagstische die Rede von Herrn Regierungsrat Fließen. Meine Frau äußerte, wie Sie wissen, daß es diesem guten alten Manne doch recht unangenehm sein müsse, nicht bei den Seinigen in Speier sein zu können rc. Ich bemerkte, daß Herr Regierungsrat Fließen noch dazu eine sehr große Verwandtschaft im Rheinkreise und, ich weiß nur nicht, wie viele Enkel schon haben solle. Darauf sagten Sie: „Ja, 11 Enkel hat er schon; es war davon die Rede bei Herrn Generalkommissär," und ich ließ Ihnen dann vernehmen, daß ich wohl von zirka 20 gehört hätte. Sie wiederholten aber Ihre Aussage mit dem Zusatz, daß Sie es gewiß wüßten.

Sehen Sie, lieber Hauser, ich weiß nun die Anzahl der Enkel des Herrn Regierungsrats Fließen nicht bestimmt (**18!**), aber das weiß ich so ziemlich gewiß, daß Sie dieselben auch nicht wissen und nur so geschwinde eine Zahl in den Mund nahmen, um das Haus des Herrn Generalkommissärs wieder dabei nennen und gleichsam andeuten zu können, wie Sie mit den Verhältnissen derer genauer bekannt wären, die auch öfters in das Haus des Herrn Generalkommissärs kämen.

H.: Daß der Herr Regierungsrat Fließen 11 Enkel hat, weiß ich ganz gewiß; er hat es an der Tafel des Herrn Generalkommissärs (v. Stichaner) selbst erzählt.

M.: Und ich kann's Ihnen eben doch nicht glauben. Soweit ich Sie kenne, ist Ihnen so etwas im allgemeinen viel zu gleichgültig, als daß Sie einem darauf bezüglichen Gespräche Ihre Auf-

merksamkeit schenken und sich daraus die bestimmte Zahl merken sollten. Warum lassen Sie nicht auch wie ich und andere, die eine Sache nur im allgemeinen vernommen haben, die bestimmte Zahl weg? es kommt ja gar nichts darauf an!

H.: Ich weiß die Zahl daher ganz genau, weil Herr Regierungsrat Fließen 3 Töchter, und von diesen eine 5, die andere 4 und die dritte (er hielt hier merklich inne) — 2 Kinder hat.

M.: Jetzt glaub ich's Ihnen erst noch weniger. . . .

Hauser beharrte fest auf seiner Aussage, und M. — darüber aufs neue die Geduld verlierend — fuhr etwa in folgender Weise fort: „Pfui! schämen Sie sich doch, bei unserer gegenwärtigen Stimmung in der Unwahrheit zu beharren und sogar noch eine auf die andere zu setzen. Es gehört wahrlich ein hoher Grad von Erbärmlichkeit, ich möchte fast sagen Nichtswürdigkeit dazu. An der Sache selbst liegt nun rein gar nichts. Ob der Enkel 11 oder zwanzig sind, gilt hier ganz gleichviel. Aber Ihre fortgesetzte, dreiste Behauptung läßt wieder erkennen, daß Sie nie einen Fehler auf Ihre Rechnung nehmen, daß Sie nie eine Schwäche, auch nicht die kleinste, zugestehen wollen, und daß Sie es dabei stets aufs Äußerste ankommen lassen. In der ersten freien Stunde, die ich habe, will ich im Hause des Herrn Generalkommissärs fragen, wie viele Enkel Herr Regierungsrat Fließen habe. Erfahre ich die Zahl 11, so werde ich Ihnen gehörige Satisfaktion geben, im andern Falle Sie aber auf eine Weise beschämen, daß Sie an mich denken sollen."

Kaspar fängt an zu weinen und bittet, sein Lehrer möge es ihm doch immer gleich sagen, wenn er eine Lüge bei ihm bemerkte. Meyer beendigte die Stunde mit einer herzlichen, aber selbstverständlich vergeblichen Ermahnung, daß er sich von Grund aus belehren und ein ganz neuer Mensch werden möchte.

Daß der Zustand in Ansbach für Kaspar unhaltbar geworden war, wird bei richtiger Würdigung folgender Momente jedem einleuchten.

An den von Feuerbach öffentlich in Aussicht gestellten Umzug nach England war nicht mehr zu denken. War dies an sich schon dem verbildeten Emporkömmling empfindlich, noch mehr Sorge mußte

ihm der für ihn so bedenkliche und ihm bekannte Grund dieses faktischen Dementis seitens Stanhopes machen. „Ängstlich bekümmert um des Grafen Ankunft“, sagt Hickel, „schrieb er ihm selbst, er möge ihm vorher den Tag seines Eintreffens wissen lassen.“ Nun male man sich dieses erste Wiedersehen nach dem 19. Januar 1832 aus!

Der leicht bestimmbare Feuerbach war tot, der schroffe Hickel wurde durch dessen Autorität nicht mehr eingeschüchtert, der zugeknöpfte Hofmann war nur starkgläubig auf dem geduldigen Papier; Meyer war ihm seit der moralischen Lektion vom 9. Dezember so unleidlich geworden, daß er von da an es unterließ, ihm beim Weggehen die Hand zu geben, was er bisher abends immer zu thun gewohnt war.

Über seine äußere Lage — denn wie sollte ein Kaspar Hauser Stanhopes vornehme Gesinnung verstehen, die Wort hält trotz der Erbitterung getäuschter Sympathie? — war er so beunruhigt, daß wir ihn schon den Gedanken äußern hörten, sich (wie Zwerge, Riesen, dicke Damen) für Geld sehen zu lassen. Dabei waren die noch immer unbesoldete Schreiberei[1]) in der Gerichtskanzlei — sein Taschengeld reichte nicht aus, die verdorbenen Stempelbogen zu vergüten, und er schwänzte immer mehr Büreaustunden — das höchst überflüssige Latein[2]); die endlosen aber vergeblichen Rügen wegen seiner Unwahrhaftigkeit; die erzwungene Korrespondenz mit dem geheilten Wohlthäter Stanhope ihm auf das allergründlichste verleidet.

Würde man schließlich auf die öffentlich geforderte Erforschung der Nürnberger Vorgeschichte vom 26. Mai 1828 eingehen, so stand Kaspars schließliche Entlarvung bevor. Es war wirklich für ihn die

[1]) Er dachte sogar wieder an das Militär. Als einer seiner Bekannten, Baron von Seckendorf, zum Chevau-leger-Regiment in Ansbach gekommen war, sagte er zu seinem Erzieher: „Ich weiß nicht, die Schreiberei ist auch gar so langweilig.“ Wenn ich nur wüßte, ich ginge am Ende auch noch zum Militär.“

[2]) Kaspars Übungen aus der allerletzten Zeit haben noch weniger Ähnlichkeit mit inspiriertem Latein als die Offenbarungen der hl. Hildegardis von Bingen. Er begriff nicht allein von der Grammatik gar nichts, sondern er schrieb auf den wenigen Seiten Barbarismen, wie: „Mildiates, multa urbes, vetigium, aliquan, diticile, tempores, suma, reibus, podest, interogare, nepos (Nepos), Jonnes (Joannes), Archimdi Mathamatico, temaria“ (temeraria), u. s. w. und eine Sprache wie: „Verae et certae hos nutios sunt“ (veri et certi hi nuntii sunt).

höchste Zeit, den schwarzen Mann aus Nürnberg nach Ansbach kommen zu lassen und so mit Gewalt den Tadel Meyers und Hickels, das Inquisitorium der Stanhopes von Kaspar ab und die Aufmerksamkeit des ganzen Publikums wieder auf das große Mysterium hinüber zu lenken. Hauser hatte nur zu gut erfahren, welchen Aufschwung der Glaube an ihn durch sein erstes Selbstattentat genommen hat. Aber auch wegen der Form hatte er sich jetzt durch Lektüre unterrichtet. Aus der gläubigen Schrift des dänischen Justizrats Schmidt von Lübeck hat Kaspar nicht bloß erfahren, daß der Briefsteller vom 26. Mai 1828 „nur ein einfältiger Betrüger" war, sondern auch die schwer zu beantwortende Frage vernommen: „warum der Mörder den Jüngling hat tothauen und nicht lieber totstechen wollen? Ein Dolch, ein Messer ist doch leichter am Leibe zu verbergen, ist leichter bei der That zu handhaben und führt sicherer zum Ziele, als eine Waffe, die zum Hauen eingerichtet ist." Sogar bei dem scharfsinnigen Verfasser der Schrift: „K. H. nicht unwahrscheinlich ein Betrüger", bei dem unbarmherzig logischen Merker, hat er das richtige und wichtige Dilemma lesen können: „Der Moment ist entscheidend. Wäre es unzweifelhaft erwiesen, daß man Kaspar Hauser (am 17. Oktober 1829) ermorden wollte, dann muß man seine Geschichte überhaupt glauben, soviel Unbegreifliches sie auch enthält ... Sowie die Sache in der Erzählung (in Hitzigs Annalen) vorliegt, hat die Vermutung einer Täuschung und Selbstverletzung, zusammengehalten mit K. H. übriger fabelhaft klingenden Geschichte, viel Wahrscheinlichkeit. Ein späteres Ereignis, durch welches K. H. sich, wie allgemein bekannt, mit einem zu seinem Schutz geladenen Pistol fast wieder verwundet hätte, ist nicht geeignet, diesen Verdacht niederzuschlagen. Ich will nicht fragen: weshalb der Mörder sich einer Hacke als Mordinstrument bediente, da ein Dolch, ein Beil 2c. hierzu um vieles brauchbarer gewesen wäre."

Wie leicht es aber unserem Kaspar fallen müßte, während der belebten Festtage in Nürnberg sich das bessere Instrument zu verschaffen, braucht nur angedeutet zu werden. Mit Bezug auf die diesmalige Scenerie darf auch nicht außer acht gelassen werden, daß Hauser selbst die Beseitigung seiner von Stanhope (auf Grund

der dem Magistrat zu Nürnberg gegenüber eingegangenen Verpflichtung) angeordneten, von Feuerbach aber eigenmächtig aufgehobenen Bewachung zu Ansbach (Hickel S. 105—7, Meyer S. 441, Stanhope S. 117—19) erschlichen hatte. Hickel wollte deswegen die Aufsicht über Hauser niederlegen und an Stanhope darüber schreiben. Hauser gewahrte bald die Spannung zwischen Feuerbach und Hickel und verhetzte den großen Juristen weiter, bis dieser denn doch endlich die Intrigue durchschaute. Er ließ Hickel und Meyer zu sich kommen und sagte aufgeregt: „Sie sollten gesehen haben, wie der Bube förmlich zu intriguiren wußte. Er kam zuerst ganz von der Ferne, rückte, mich fest im Auge behaltend, nur nach und nach mit seiner Absicht hervor, und trat am Ende mit solch dreister und boshafter Gebärde auf, daß ich glauben konnte, eine wahre Teufelsseele vor mir zu sehen. Ich erinnerte mich dabei Ihres (Meyers) Briefes von der Frau Biberbach und dachte: diese Frau hat dich wahrlich recht erkannt, und wahr geschildert. Er stand mir in dem Augenblicke als ein im höchsten Grade Undankbarer, als Lügner und Verleumder gegenüber, und ich sah mich genötigt, ihn mit Worten gänzlich zu Boden zu donnern. Nein — das ist nicht der Kaspar Hauser (meines „Verbrechens") — das ist eine Schlange, die mich erdrücken wollte — nein — mit solcher Verschmitztheit, List und Feinheit hat er mich umschlungen, daß mir jetzt noch die Luft fehlt, daß ich das Gehörte und Geschehene nicht vorzutragen vermag. Ist das der Hauser? Nein — einstens wird man sagen: der alte Feuerbach hat einen Roman geschrieben." Der schwere Verstoß gegen Stanhopes Anordnung wurde aber nicht wieder gut gemacht. Und doch las die Welt, las Kaspar selbst bei Feuerbach: „der grausenhafte Gedanke, daß den kümmerlichen Rest seiner ihm gefristeten Tage jeden Augenblick ein unsichtbares Mordbeil, ein geheimes Banditenmesser drohe: — dies ist der schwere Inhalt der seine Stirne umziehenden Trauerwolken ... Über den Glauben an Gespenster spottet er, als über die unbegreiflichste aller menschlichen Albernheiten und fürchtet nichts als den unsichtbaren geheimen Unheimlichen, dessen Mordwerkzeug er empfunden hat." Der Schreiber dieser Sätze hat die nahende Katastrophe ermöglicht.

XII.

Kaspars Selbstverwundung

am 14. Dezember 1833.

„Denn Hauser die Mühe zu ersparen, will ich euch selber sagen woher ich komme."

Der schwarze Mann.

Folgen wir jetzt, nach authentischen Quellen und gerichtlich beeidigter Zeugenaussagen, unserem Helden auf Schritt und Tritt.

Am Mittwoch, den 11. Dezember, kam er in seinem alten braunen Rock, ohne Mantel, auf das Zimmer seines Lehrers und zeigte diesem an, daß er eine von ihm erhaltene Quittung zu der Frau Oberleutnant Hickel[1]) hintragen wollte. Frau Hickel teilte er mit, was er außer ihr niemand gesagt hat, er sei am Nachmittag in den Hofgarten bestellt: der Hofgärtner habe ihm sagen lassen, wenn er die Thonarten am artesischen Brunnen sehen wolle, möge er nachmittags 3 Uhr in den Hofgarten kommen. Am artesischen Brunnen wurde aber schon längst nicht mehr gearbeitet, das Gerüst war verschlagen, was Hauser, der öfter ohne Erlaubnis

[1]) Sein Kurator Hickel selbst hatte schon am 3. Dezember eine dienstliche Musterungsreise angetreten, eine Abwesenheit, die Kaspar bei seinen Berechnungen gewiß nicht übersehen hat! Zu Rothenstein rief ihn ein von seiner Frau abgeschickter Eilbote nach Hause, am 16. morgens sah er Hauser wieder. Er fand ihn, wie eine bronzene Figur an die Wand gelehnt, mit offener Brust, umgeben von drei Ärzten und dem Untersuchungsrichter. „Bei meinem Eintritt ins Zimmer, berichtet Hickel, verzog er den Mund und riß die Augen weit auf. Ich erhob, ohne zu sprechen, den Zeigefinger, ihm drohend, weil er unfolgsam gewesen und ohne Begleitung in den Hofgarten gegangen sei. Leise erwiderte er: Ich hab's ja nicht selbst gethan." Was hätte er denn nicht selbst gethan?

im Hofgarten spazierte, natürlich wußte. Er hätte also allen Grund gehabt, sich wegen der seltsamen Einladung bei dem Hofgärtner zu erkundigen, was er aber nicht gethan hat. Eben die früher stattgehabte Arbeit am artesischen Brunnen verschafft uns einen Einblick in Kaspars Erwägungen.

Der Untersuchungsrichter hat dem Zimmermeister Bachmann die Frage gestellt: „Erinnern Sie sich nicht, ob dem K. H. nicht vielleicht schon die Thonarten in dem artesischen Brunnen von Ihnen oder von einem Ihrer Arbeiter gezeigt worden sind?“ Die Antwort lautete: „O ja; einmal — ungefähr im Monat April 1833, zwei Monate ehe wir ganz aufhörten zu arbeiten, was im Juni war, — kam er mit Herrn Lehrer Meyer und dessen Gattin zu mir an den Brunnen, und da habe ich ihm gezeigt wie gegraben wird, und ihm auch die einzelnen Erdarbeiten vorgelegt und erklärt. Er blieb ungefähr eine halbe Stunde da und betrachtete alles ausführlich und genau“ (Act. C VI f. 891).

Frau Hickel riet Kaspar nicht direkt von den geologischen Studien (an einem Wintertag ohne Mantel) ab, sondern traf ihn mit weiblichem Scharfblick in seine schwache Seite, in seine krankhafte Eitelkeit. Sie erinnerte ihn an einen auf den Abend festgesetzten Ball bei dem Herrn Präsidenten v. Stichaner. Der berühmte Kaspar hatte aber noch keine Einladung erhalten und ging, ohne sich um den Hofgärtner am artesischen Brunnen weiter zu kümmern, sich sofort erkundigen, ob der Ball wirklich an dem Abend stattfände. So verschaffte er sich die Einladung noch, befriedigte seine Eitelkeit und tanzte mit üblichem Vergnügen.

In den letzten Tagen aß Kaspar immer weniger, am Mittag des 13. Dezember aber weniger als je, daß Frau Meyer ihm darüber bemerkte: „Aber Hauser, Sie essen am Ende gar nichts mehr.“ Er erwiderte: „Ja, ich hab' schon einige Zeit her keinen Appetit; kaum, daß ich angefangen habe zu essen, bin ich schon wieder satt, und es fehlt mir doch nichts.“ Eine solche Wirkung der geistigen Gespanntheit auf den Appetit kennt wohl jeder aus Erfahrung. Eben so gewöhnlich ist in solchen Fällen die Zerstreutheit. Sein Lehrer erzählt: „So sehr zerstreut und gleichgültig ich Hauser bei meinen

letzten Unterrichtsstunden im ganzen gefunden hatte, so mußte mir die Gleichgültigkeit und Zerstreutheit, welche er abends am 13. Dezember in der Rechenstunde bewies, später doch im höchsten Grade auffallen. Eine Zerstreutheit in solchem Grade erinnerte ich mich noch nie an ihm bemerkt zu haben. Nicht allein, daß er höchst einfache Exempel im ganzen verkehrt auffaßte und behandelte, die er sonst mit Leichtigkeit verarbeitete, nein — er machte diesmal bei den leichtesten Manipulationen, selbst bei den gewöhnlichsten Fällen der Addition und Subtraktion Fehler auf Fehler, sodaß ich nach langem Zurückhalten nicht umhin konnte ihm zu bemerken: „Wenn Sie freilich gar keine Lust mehr haben und gar keinen Ernst anwenden wollen, so müssen wir eben die Stunde schließen. Nehmen Sie sich doch etwas zusammen! Es ist ja zu arg."

An demselben unaufmerksamen Abend schrieb er seinen letzten Aufsatz, aber mit Fehlern, die er ein Jahr früher nicht wohl gemacht haben würde. Er folgte bei diesem Aufsätzchen über den Bibeltext: „Thue deinem Feinde Gutes, so wirst du feurige Kohlen auf sein Haupt sammeln," einem ihm zweimal vorgelesenen Muster aus Dittmars Waizenkörnern, in welchem alle Gedanken seiner Arbeit vorkamen. Die „Feurigen Kohlen" sind natürlich in Kaspars bekanntem Stil abgefaßt: „Kom, ich will dir es sagen, auf welche Weise du deinen feind dir feuerigen Kohlen auf sein Haupt legen kannst" . . . Nachdem er schon geschlossen hatte, fügte er aus sich selbst mit einer neuen Zeile noch den Satz hinzu: „Hat er dir an deinem Körper geschadet, so thue ihm Gutes dafür."

Das Niederschreiben dieses Gedankens am Abend des 13. Dezembers ist recht bezeichnend für das, was damals in Kaspars Seele vorging. Ebenso bezeichnend sind noch zwei Punkte, die hervorgehoben zu werden verdienen. In den letzten vier Wochen ließ er nicht bloß vor- und nachmittags die Rollgardine seines Zimmers herunter, was an düstern Dezembertagen völlig überflüssig war, sondern er sperrte sich am Tage und abends förmlich ein. Was er so geheimnisvoll getrieben hat, werden wir bald erfahren. Zweitens hatte er zwei vertrauliche Briefe der Frau Bürgermeister Binder über Familienangelegenheiten, in welchen er hoch und teuer gebeten

war, sie sogleich nach Durchlesung zu vernichten, nach seiner gemeinen Weise seit dem Winter 1832/33 behalten. Sein Lehrer hatte sie, mit noch drei Briefen seiner teuersten Freundin Kannewurf aus Wien, nicht lange zuvor noch bei ihm gefunden. Als ob er eine Durchsuchung seiner Papiere voraussehen könnte, im Dezember 1833 waren sämtliche Briefe vernichtet. Wer ist da allwissend gewesen, Kaspar oder der schwarze Mann? Und wer wollte trotz des gehegten Planes die Möglichkeit des Liebesbesuchs nach Wien im Jahre 1834 für ihn offen halten, Kaspar selbst oder der schwarze Mann?

Am Samstag, den 14. Dezember, kam Hauser morgens 8¼ Uhr zu dem Pfarrer Fuhrmann, um wie gewöhnlich an diesem Tage seine Religionsstunde zu nehmen. Fuhrmann war beschäftigt mit ausgeschnittenen und aufgeleimten Bilderbogen, wozu er vor Weihnachten auch noch Kästchen von Pappendeckel machen wollte. Auch wollte er ein hübsches Pappendeckelkästchen für die Locken seiner Frau anfertigen. Natürlich erbot Kaspar sich daran mitzuhelfen. Zunächst aber ging es an die Religionsstunde [1]) und an eine Erklärung von Matth. XXII, 1—14. Um 9¼ Uhr schloß Fuhrmann, Hauser sprach sein Schlußgebet und von den vielen Arbeiten, die er noch auf dem Appellationsgerichte bei Herrn Inspektor Meyer habe, und „ich (erzählt Fuhrmann) scherzte ihm (wieder so recht pädagogisch?) nach: So wünsche ich, daß Sie einmal Appellationsgerichtsrat werden! Aber vorher müssen Sie mich noch in Papparbeiten unterrichten. Er versprach, heute noch den Anfang damit zu machen und gleich nach Tische wiederzukommen."

Kaspar hielt Wort, er kam gegen 1 Uhr wieder, hatte aber auch an diesem rauhen Wintertage wie schon am Mittwoch zuvor den Mantel zu Hause gelassen. Fuhrmann ließ ihn die Pappendeckel in der Nähe bei der Kaufmannswittwe Loschge holen,

[1]) Seite 17 des Lehrbuchs: Anleitung zu einem ausführlichen und gründlichen Unterricht in der christlichen Religion, nach den sechs Hauptstücken des lutherischen Katechismus, für Jugendlehrer und Religionsfreunde bearbeitet von Ernst Christian Pfitzner, Pfarrer zu Neurode und Troßdorf im Herzogtume Gotha; Gotha und Erfurt 1824, in der Hennigschen Buchhandlung.

man setzte sich an den Tisch, Kaspar zog sein Taschenmesser heraus und fing an zuzuschneiden. „Über diese Arbeit wurde es nahe an 2½ Uhr. Ich (Fuhrmann) sah auf die Uhr und sagte: Lieber Kaspar, ich werde jetzt einen Augenblick in der Kirche nachsehen, ob sich niemand zur Kommunion bei mir angemeldet hat. Da es aber nicht schön Wetter ist, sondern, wie ich sehe, etwas schneit und regnet, so wird wohl niemand gekommen sein, und ich werde daher recht bald wieder zurück sein. Arbeiten Sie unterdessen fort und lassen Sie sich die Zeit nicht zu lange werden!"

„Ich gehe auch fort, sagte er, und als ich ihn fragte wohin, so antwortete er mit aller Unbefangenheit: zu Fräulein Lilla v. Stichaner, wo es wohl auch eine ähnliche Arbeit, ich glaube an einem Licht- oder Ofenschirm, geben wird. Sie können aber (mir einige Handgriffe zeigend) schon allein fortarbeiten. Morgen nach Tische werde ich wieder kommen und weiter arbeiten. Ich lasse meine Sachen bei Ihnen liegen . . ."

„Heitern Mutes gingen wir nun die Treppe hinab, und als wir unten angekommen waren, sagte ich zu ihm: Sie können jetzt durch meinen Garten [1]) gehen, dann wären Sie schneller bei Fräulein Lilla v. Stichaner. Indessen ist es da schmutzig, und der Herr hat junge Beine, kann schon einen kleinen Umweg machen und mich noch ein Stückchen Wegs begleiten! Herzlich lachend willigt Kaspar ein, und wir gehen Arm in Arm fröhlich plaudernd bis an das Haus der genannten Wittwe Loschge miteinander. Dort trennte uns der

[1]) Fuhrmann, der 1834 diesen gegen seinen Schützling entscheidenden Umstand drucken ließ, bemerkt bloß in einer Anmerkung: „Später habe ich von der nämlichen Dame erfahren, daß Hauser schon am Donnerstag vorher versprochen hatte, am gedachten Sonnabend nachmittags dorthin zu kommen" Dieser gottselige Donnerstags-Kniff aber! Dr. Julius Meyer bemerkt nach den Gerichtsakten: „Er war an jenem Tage nicht nur nicht bei Präsident v. Stichaner, er war sogar nicht einmal hinbestellt; es gab dort für ihn nichts zu pappen." Kaspar hat (trotz Pfitzners Katechismus und trotz der Parabel aus dem Evangelium und trotz der gemachten Auslage für Pappendeckel und trotz eines Almosens an eine arme Frau und trotz „aller Unbefangenheit" und trotz seines „Lächelns") gelogen, er ging nicht dorthin, wohin er sagte, und davon spricht der hochehrwürdige 3. Pfarrer bei St. Gumbertus zu Ansbach auf 90 Seiten mit keiner Silbe!

Weg. Kaspar ging geradeaus, schüttelte mir zum Abschied die Hand mit wahrhaft kindlicher Freundlichkeit, und ich bog links in die Gasse ein, die zu meiner Kirche führt."

Und der kindliche Kaspar? Er ging nicht zu Fräulein Stichaner, wo er auch nicht erwartet wurde, sondern er führte den am Mittwoch durch Frau Hickels Erinnerung an den Ball verhinderten Plan aus: er ging in den Hofgarten.[1])

Gegen (vor) 3 Uhr ging die Pfarrerwitwe Scholler mit ihrer Tochter Lisette auf einem Spaziergange die Promenade herunter gegen das Schloßthor zu. In einer Entfernung von ungefähr 40 Schritten sah Lisette den Kaspar, ohne Mantel in einem braunen Überrock, die Promenade hinunter gehen, an deren Ende er sich etwas rechts wandte, sodaß sie ihrer Mutter sagte, daß er wahrscheinlich in das Haus des Herrn v. Stichaner gehen würde. Hauser war allein und die Promenade damals ganz leer (eidliche Aussage der beiden Damen am 21. Dezember). Die Schuhmachersfrau Weigel, die zu der Zeit gerade die Theresienstraße (im Volksmunde die Jägerstraße) hinaufging, sah den Kaspar Hauser allein in den Hofgarten hineingehen. Die Wäscherin Weiß sah ihn ebenfalls gegen 3 Uhr allein gegen den Hofgarten zu und allein in denselben hineingehen (Akt. C II ff. 219, 221, 272). Der Melbermeister Brechtelsbauer ging an demselben Tage um halb vier herum in die Weidenmühle durch das Schloß. Mitten im Schloßhofe begegnete ihm Kaspar Hauser, welcher ganz leicht dahergesprungen kam. Als er später hörte, K. H. sei im Hofgarten gestochen worden, konnte er dieses unmöglich glauben, da er „ihn so springen gesehen hatte, und er die Arme herabhängen ließ. Er kam ihm auch in seinem Gesichte ganz wie sonst vor." Auch dem Gutsbesitzer Konrad Sturm von Obereichenbach kam um dieselbe Zeit (er ging durch den Bogen, welcher vom Stiftsgebäude her gegen das Schloß zu führt, und kam an das Dr. Seufferheldsche, jetzt Buchhändler Jungesche Haus hin) ein Mensch von Kaspar Hausers Statur (den er vor längerer Zeit nur ein einziges Mal gesehen hatte) ent-

[1]) Diese Lage des Hauses erklärt, warum Kaspar bei Fuhrmann gerade einen Gang nach Villa v. St. als Vorwand benutzt hat, um in den Hofgarten zu gehen.

gegen, welcher „vom Schloßgebäude hergesprungen kam, beide Arme frei hängen hatte und an der rechten Hand mit Blut befleckt war. Er dachte sich, es müsse eine Schlägerei gegeben haben, schaute ihm nach und bemerkte, daß auch an seiner linken Hand etwas Blut war." Der aus dem Hofgarten dahereilende Kaspar war also verwundet, schrie aber nicht um Hilfe, suchte sie auch nicht in dem nächsten Hause, sondern er rannte weiter.

Gegen halb 4 Uhr kam der Lehrer Meyer mit seiner Frau nach Hause. Kurze Zeit darauf wurde stark geläutet, Frau Meyer öffnete die Gatterthüre, Kaspar stürzte fast mit Ungestüm zur Thüre hinein und beantwortete alle Fragen seiner erschreckten Pflegerin nur durch Pantomimen. Bestürzt ging sie zu ihrem Manne, um diesen zu rufen. Hauser wartete dies jedoch nicht ab, sondern stürzte ihr nach und auf Meyer zu. Er stellte sich vor seinen Lehrer hin, streckte unter fürchterlicher Geberdung die Arme vor und über sich hin und zeigte ein paarmal sprachlos mit der rechten Hand auf seine linke Seite. Er riß ihn fast gewaltsam mit sich fort gegen den Schloßgarten zu. Bis zur Mitte der offenen Reitbahn waren beide schon 480 Schritt gegangen; auf eine Frage Meyers deutete Kaspar immer noch weiter. Meyer aber fand bedenklich, noch weiter zu gehen und kehrte um, wogegen der Verwundete sich lebhaft sträubte. Da erst ging dieser von der Zeichensprache ab und sagte:

„Hofgarten gegangen — Mann — Messer gehabt — Beutel geben — gestochen — ich laufen was könnt — Beutel noch dort liegen."

Eine zweite verbesserte, ins Freie verlegte Auflage der Meuchelmordgeschichte vom Samstag dem 17. Oktober 1829! Die Nützlichkeit der abgebrochenen Sätze kannte Kaspar aus Erfahrung, und darum sehen wir ihn hier in der Urgestalt vor uns. Er war es ja schon seit Jahren gewöhnt, daß man sie für ihn mit Vermutungen ergänzte, und daß diese Vermutungen nachher für Thatsachen galten. Wie geschäftig man auch hier wieder war, Unwahrscheinliches zu korrigieren, geht z. B. daraus hervor, daß die Spenersche Zeitung (1833, Nr. 299) von den „auf Hausers Hilferuf Herbeigeeilten" zu erzählen wußte. Bald tauchte auch die (schon

das schlechte, stürmische Wetter gänzlich übersehende) Korrektur auf: Kaspar sei „auf einer Bank sitzend", verwundet worden, bis man in Erfahrung brachte, daß an dem bezeichneten Orte nur im Sommer eine Bank vorhanden war. Daß übrigens eine so leichte Verwundung, wie das erste Mal, nicht mehr genügte, ist deutlich. Wir wissen schon, daß er am Mittwoch und am Samstag der rauhen Jahreszeit zum Trotz jedesmal, wenn er in den Hofgarten gehen wollte — das erste Mal, um auf angeblich erhaltene Einladung ausgegrabene Erdarten zu besehen, welche nicht mehr vorhanden waren — den Mantel zu Hause gelassen hat. Das kann nur mit Rücksicht auf die Beschaffenheit des vorhandenen Werkzeugs geschehen sein. Endlich wurde dem Unglauben an das erste Attentat gegenüber von dem Angreifer eine förmliche Quittung ausgestellt, daß Kaspar Hauser diesmal wirklich angefallen sei.

Klüber schrieb den 1. Januar 1834 an Hofmann: „Das Mordmesser steckt vielleicht irgendwo im Schloßgarten in der Erde; denn dessen mußte der Mörder sich möglichst bald entledigen und es verbergen." Man hat aber in Ansbach von dem guten Einfall keine Notiz genommen. Ein Holzhauer namens Wagner hat später beim Streurechen im Gebüsche des Hofgartens zwischen dem Hauser-Denkmale und dem östlichen umzäunten Hofgartenausgange ein dem Vorfalle entsprechendes Instrument gefunden und dem damaligen Forstgehilfen Pausch (gegenwärtig Forstmeister in Wallerstein) gegeben. Dasselbe besteht aus einem kräftigen, hinten zugerundeten, 4 Zoll und 9 Linien langen, 4kantigen Griff aus Ebenholz, ist hinten 9, gegen die Klinge zu 6''' breit und resp. 5, vorne 3, in der Mitte 4''' dick und gleicht seiner ganzen Gestalt nach sehr einem starken Messerheft, das gegen die Klinge zu mit einem weißmetallenen glatten Ring von entsprechender Gestalt endet. Daran schließt sich eine 1'' 9''' lange, sehr lose sitzende, schwache, auf der einen Seite ganz leicht nach abwärts, auf der andern ebenso aufwärts gebogene Parierstange an.[1])

[1]) Daß nicht etwa „die negative Kritik" den Dolch erst jetzt hervorgeholt, bezeugt ein Brief, den Herr Landgerichtsrat Meyer von dem Hausergelehrten Professor Pierson in Berlin (vom 6. Nov. 1883) in Händen hat, worin dieser

Der Landgerichtsrat Dr. Meyer holte darüber das Gutachten des Medizinalrats Dr. Müller in Ansbach ein, ob es möglich oder wahrscheinlich sei, daß die Verwundung K. Hausers mit dem Instrument erfolgt sei. Der Hauptsatz dieses (auf den Protokollen über Wundbeschau, Obduktion, Sektion und den amtlichen Urteilen des Sachverständigen beruhenden) Gutachtens lautet: „Das in Rede stehende Stilett ist in jeder Beziehung vollständig geeignet, eine den vorliegenden Beschreibungen entsprechende Verwundung zu bewerkstelligen, und es ist kein einziges Moment aufzufinden, das stichhaltig gegen diese Annahme verwertet werden könnte."

Aber wir müssen uns wieder nach Oberlehrer Meyer und seinem verwundeten Schüler umsehen. Die nächste Aufwallung des Lehrers war, ihm seinen unerlaubten Gang in den Hofgarten vorzuwerfen und zu bemerken, daß er diesmal den dümmsten Streich gemacht hätte, und daß es nun gar leicht keinen so guten Ausgang wie das vorige Mal (am 17. Oktober 1829) nehmen könnte. Kaspar verstand das besser, als gerade nötig war, und warf mit der Äußerung „Gott — wissen" einen schnellen Blick zum Himmel. Auf Meyers Frage: „War der Mann groß?" antwortete er besonnen: „mittel" (= mittelmäßig).

Nach einer guten Viertelstunde [1]) kam Meyer mit Hauser wieder zurück und schleppte ihn mit Hilfe seines Hauswirts, des Konditors

---

schreibt, Friedrich Kapp (der bekannte ehemalige Reichstagsabgeordnete) sei vor 40 Jahren als Student in Ansbach gewesen, und da habe man ihm die Stelle gezeigt, an welcher der Dolch gefunden worden war. (Dr. Jul. Meyers Beiträge, Ansbach 1885, S. 57.)

[1]) Also nach $^{3}/_{4}$ Uhr. Die Entfernung von Fuhrmann (durch die Neustadt, über die Promenade durch die Theresien- vulgo Jägerstraße und das südliche Thor) in den Hofgarten beträgt 7 Minuten. Vom Hofgartenthor bis zum artesischen Brunnen sind 2 Minuten und von dort bis zum Denkmal 3 Minuten erforderlich. Herr Dr. Meyer, der etwas größer ist als Hauser, ging am 20. Mai 1884 vom K. H.-Denkmal aus, genau nach der Uhr, starken Schrittes denselben Weg, den H. am 14. Dezember 1833 nach Hause gemacht hat, und brauchte bis ans Haus $8^{1}/_{2}$ Minuten. Fügen wir zu dieser Berechnung hinzu, daß das zu der Verwundung gebrauchte Stilet durch Einstoßen in die Gartenerde beseitigt wurde, so ist die That zwischen 2 Uhr 45 und 3 Uhr 20 Minuten geschehen.

Vogel, die Treppe hinauf. Meyer übergab ihn zunächst dem Hauswirt, da er eiligst fortging, um Anzeige von dem Vorfall zu erstatten. Mit Unterstützung seines Sohnes brachte Vogel den Verwundeten auf das Sofa. Nachdem Rock und Weste etwas gelüftet und die Kravatte abgenommen war, fragte Vogel ihn, ob er reden könnte, was Kaspar bejahte. Darauf befragte Vogel ihn über den Unfall, und Kaspar erzählte, jedoch sehr abgebrochen und in Absätzen:

„Ein großer Mann habe ihn vor dem Appellationsgericht angeredet und gefragt: Sind Sie Hauser? Gehen Sie manchmal im Hofgarten spazieren?[1]) und er habe darauf geantwortet: ja. Auch ein Gärtner vom Hofgarten[2]) sei zu ihm gekommen und habe geäußert, wenn er die Thonarten am artesischen Brunnen sehen wolle, so möge er in den Hofgarten hineinkommen. Dieses letztere habe ihn auch veranlaßt, in den Hofgarten hinein zu gehen. Am artesischen Brunnen habe er niemanden getroffen und sei gegen das Uzsche Denkmal[3]) gegangen, dort sei ein großer Mann gewesen mit schwarzem Schnurr- und Backenbart und hätte ihm einen Beutel in die Hand gegeben und, während Hauser den Beutel nahm und sehen wollte, einen Stich gegeben."

---

[1]) Graf Stanhope hat am 6. Januar 1834 vor dem Kreisgericht München mit unwiderleglicher Richtigkeit bemerkt, daß „ein Mörder sich auf andere Art nach diesen beiden Punkten erkundigt hätte."

[2]) Zu dem Angreifer im Hopfgarten gesellt sich hier nicht bloß ein fremder Komplice, der bei dem in eigenen Angelegenheiten immer sehr mißtrauischen „Findling" selbst Erkundigungen einzieht und es ihm unmöglich hätte machen sollen, bei dem Entschluß zu beharren, sich heimlich nach jenem Garten zu begeben — sondern es taucht zum Überfluß auch noch ein Einlader nach dem Brunnen im Hofgarten auf. Diese gar zu einfältige und doch so gefährliche Erfindung hat Hauser aber nachher nicht mehr verwendet, ein Umstand, der die ganze Geschichte bedenklich kennzeichnet.

[3]) Der Dichter Uz hat 1720—1796 gelebt und 1825 im Hofgarten seiner Vaterstadt Ansbach ein Denkmal mit kolossaler Büste von Heideloff erhalten. Das lag aber nicht auf Kaspars Weg (Auth. Mitt. S. 318*)! Daß die Hausergeschichte mit „Bärlein" begann, um mit Uz zu enden, wäre doch wohl ein bedenkliches Zusammentreffen für Saphir gewesen?

Meyer hatte indessen sofort nach den Ärzten Horlacher und Albert geschickt und rannte selbst zu der ungefähr zwei Minuten entfernten Polizei, um den Rottmeister zu veranlassen, einen Polizeidiener in den Hofgarten zu schicken.

Im Vorbeieilen rief Meyer den ihm auf der Straße begegnenden Arzt Dr. Heidenreich zu, sich schnell zu Kaspar Hauser zu begeben. H. ging unverzüglich hin; bald aber erschienen auch der Medizinalrat und Stadtgerichtsarzt Dr. Horlacher und der Landgerichtsarzt Albert. Man fand an der linken Seite der Brust, zwei Zoll unter der Brustwarze und vier Zoll von der Mitte des Brustbeins entfernt, eine von hinten nach vorne schief abwärts laufende, 3/4 Zoll lange, durch ein spitziges und zweischneidiges Werkzeug verursachte Wunde. Dr. Horlacher vernahm, daß Kaspar sogleich nach erlittener Verwundung den Weg von dem Uzschen Denkmal bis nach Hause (= 976 Schritte), und dann noch den Rückweg bis zur Mitte der Reitbahn (= 496 Schritte) zweimal (im ganzen also fast 2000 Schritte) gegangen war, und schloß daraus, daß eine beträchtliche Verletzung der edelsten Teile (des Herzens oder der Lunge) nicht stattgefunden, und sonach für den Augenblick Lebensgefahr nicht vorhanden sei. Kaspar „konnte auch, zwar etwas abgebrochen, doch aber deutlich sprechen, und auf meine Frage, wie es ihm sogleich nach der Verwundung gewesen sei, ganz vernehmlich folgendes antworten:

„„Das weiß ich nicht, ich bin sogleich niedergesunken und weiß nicht, wie lange ich gelegen bin.““

Diese Reminiscenz aus dem ersten Mordanschlag war noch viel gefährlicher als der dritte Unbekannte mit der auffallenden Frage: sind Sie Kaspar Hauser? — und auch dieses Indicium verschwand bei näherer Überlegung aus Kaspars Darstellung. Ob man in seiner Gegenwart die Bemerkung fallen ließ, daß seine Kleider, die durch einen Fall auf den nassen und schmutzigen Erdboden hätten verunreinigt sein müssen und doch keine Spur davon zeigten (Dr. Horlacher), ist nicht zu ermitteln. Der in Wirklichkeit davongelaufene und nicht hingefallene Kaspar ließ diese ver-

war, sie sogleich nach Durchlesung zu vernichten, nach seiner gemeinen Weise seit dem Winter 1832/33 behalten. Sein Lehrer hatte sie, mit noch drei Briefen seiner teuersten Freundin Kannewurf aus Wien, nicht lange zuvor noch bei ihm gefunden. Als ob er eine Durchsuchung seiner Papiere voraussehen könnte, im Dezember 1833 waren sämtliche Briefe vernichtet. Wer ist da allwissend gewesen, Kaspar oder der schwarze Mann? Und wer wollte trotz des gehegten Planes die Möglichkeit des Liebesbesuchs nach Wien im Jahre 1834 für ihn offen halten, Kaspar selbst oder der schwarze Mann?

Am Samstag, den 14. Dezember, kam Hauser morgens 8¼ Uhr zu dem Pfarrer Fuhrmann, um wie gewöhnlich an diesem Tage seine Religionsstunde zu nehmen. Fuhrmann war beschäftigt mit ausgeschnittenen und aufgeleimten Bilderbogen, wozu er vor Weihnachten auch noch Kästchen von Pappendeckel machen wollte. Auch wollte er ein hübsches Pappendeckelkästchen für die Locken seiner Frau anfertigen. Natürlich erbot Kaspar sich daran mitzuhelfen. Zunächst aber ging es an die Religionsstunde[1]) und an eine Erklärung von Matth. XXII, 1—14. Um 9¼ Uhr schloß Fuhrmann, Hauser sprach sein Schlußgebet und von den vielen Arbeiten, die er noch auf dem Appellationsgerichte bei Herrn Inspektor Meyer habe, und „ich (erzählt Fuhrmann) scherzte ihm (wieder so recht pädagogisch?) nach: So wünsche ich, daß Sie einmal Appellationsgerichtsrat werden! Aber vorher müssen Sie mich noch in Papparbeiten unterrichten. Er versprach, heute noch den Anfang damit zu machen und gleich nach Tische wiederzukommen."

Kaspar hielt Wort, er kam gegen 1 Uhr wieder, hatte aber auch an diesem rauhen Wintertage wie schon am Mittwoch zuvor den Mantel zu Hause gelassen. Fuhrmann ließ ihn die Pappendeckel in der Nähe bei der Kaufmannswittwe Loschge holen,

[1]) Seite 17 des Lehrbuchs: Anleitung zu einem ausführlichen und gründlichen Unterricht in der christlichen Religion, nach den sechs Hauptstücken des lutherischen Katechismus, für Jugendlehrer und Religionsfreunde bearbeitet von Ernst Christian Pfitzner, Pfarrer zu Neurode und Troßdorf im Herzogtume Gotha; Gotha und Erfurt 1824, in der Hennigschen Buchhandlung.

man setzte sich an den Tisch, Kaspar zog sein Taschenmesser heraus und fing an zuzuschneiden. „Über diese Arbeit wurde es nahe an $2^1/_2$ Uhr. Ich (Fuhrmann) sah auf die Uhr und sagte: Lieber Kaspar, ich werde jetzt einen Augenblick in der Kirche nachsehen, ob sich niemand zur Kommunion bei mir angemeldet hat. Da es aber nicht schön Wetter ist, sondern, wie ich sehe, etwas schneit und regnet, so wird wohl niemand gekommen sein, und ich werde daher recht bald wieder zurück sein. Arbeiten Sie unterdessen fort und lassen Sie sich die Zeit nicht zu lange werden!"

„Ich gehe auch fort, sagte er, und als ich ihn fragte wohin, so antwortete er mit aller Unbefangenheit: zu Fräulein Lilla v. Stichaner, wo es wohl auch eine ähnliche Arbeit, ich glaube an einem Licht- oder Ofenschirm, geben wird. Sie können aber (mir einige Handgriffe zeigend) schon allein fortarbeiten. Morgen nach Tische werde ich wieder kommen und weiter arbeiten. Ich lasse meine Sachen bei Ihnen liegen . . ."

„Heitern Mutes gingen wir nun die Treppe hinab, und als wir unten angekommen waren, sagte ich zu ihm: Sie können jetzt durch meinen Garten [1]) gehen, dann wären Sie schneller bei Fräulein Lilla v. Stichaner. Indessen ist es da schmutzig, und der Herr hat junge Beine, kann schon einen kleinen Umweg machen und mich noch ein Stückchen Wegs begleiten! Herzlich lachend willigt Kaspar ein, und wir gehen Arm in Arm fröhlich plaudernd bis an das Haus der genannten Wittwe Loschge miteinander. Dort trennte uns der

[1]) Fuhrmann, der 1834 diesen gegen seinen Schützling entscheidenden Umstand drucken ließ, bemerkt bloß in einer Anmerkung: „Später habe ich von der nämlichen Dame erfahren, daß Hauser schon am Donnerstag vorher versprochen hatte, am gedachten Sonnabend nachmittags dorthin zu kommen." Dieser gottselige Donnerstags-Kniff aber! Dr. Julius Meyer bemerkt nach den Gerichtsakten: „Er war an jenem Tage nicht nur nicht bei Präsident v. Stichaner, er war sogar nicht einmal hinbestellt; es gab dort für ihn nichts zu pappen." Kaspar hat (trotz Pfitzners Katechismus und trotz der Parabel aus dem Evangelium und trotz der gemachten Auslage für Pappendeckel und trotz eines Almosens an eine arme Frau und trotz „aller Unbefangenheit" und trotz seines „Lächelns") gelogen, er ging nicht dorthin, wohin er sagte, und davon spricht der hochehrwürdige 3. Pfarrer bei St. Gumbertus zu Ansbach auf 90 Seiten mit keiner Silbe!

Weg. Kaspar ging geradeaus, schüttelte mir zum Abschied die Hand mit wahrhaft kindlicher Freundlichkeit, und ich bog links in die Gasse ein, die zu meiner Kirche führt."

Und der kindliche Kaspar? Er ging nicht zu Fräulein Stichaner, wo er auch nicht erwartet wurde, sondern er führte den am Mittwoch durch Frau Hickels Erinnerung an den Ball verhinderten Plan aus: er ging in den Hofgarten.[1])

Gegen (vor) 3 Uhr ging die Pfarrerwitwe Scholler mit ihrer Tochter Lisette auf einem Spaziergange die Promenade herunter gegen das Schloßthor zu. In einer Entfernung von ungefähr 40 Schritten sah Lisette den Kaspar, ohne Mantel in einem braunen Überrock, die Promenade hinunter gehen, an deren Ende er sich etwas rechts wandte, sodaß sie ihrer Mutter sagte, daß er wahrscheinlich in das Haus des Herrn v. Stichaner gehen würde. Hauser war allein und die Promenade damals ganz leer (eidliche Aussage der beiden Damen am 21. Dezember). Die Schuhmachersfrau Weigel, die zu der Zeit gerade die Theresienstraße (im Volksmunde die Jägerstraße) hinaufging, sah den Kaspar Hauser allein in den Hofgarten hineingehen. Die Wäscherin Weiß sah ihn ebenfalls gegen 3 Uhr allein gegen den Hofgarten zu und allein in denselben hineingehen (Akt. C II ff. 219, 221, 272). Der Melbermeister Brechtelsbauer ging an demselben Tage um halb vier herum in die Weidenmühle durch das Schloß. Mitten im Schloßhofe begegnete ihm Kaspar Hauser, welcher ganz leicht dahergesprungen kam. Als er später hörte, K. H. sei im Hofgarten gestochen worden, konnte er dieses unmöglich glauben, da er „ihn so springen gesehen hatte, und er die Arme herabhängen ließ. Er kam ihm auch in seinem Gesichte ganz wie sonst vor." Auch dem Gutsbesitzer Konrad Sturm von Obereichenbach kam um dieselbe Zeit (er ging durch den Bogen, welcher vom Stiftsgebäude her gegen das Schloß zu führt, und kam an das Dr. Seufferheldsche, jetzt Buchhändler Jungesche Haus hin) ein Mensch von Kaspar Hausers Statur (den er vor längerer Zeit nur ein einziges Mal gesehen hatte) ent-

[1]) Diese Lage des Hauses erklärt, warum Kaspar bei Fuhrmann gerade einen Gang nach Lilla v. St. als Vorwand benutzt hat, um in den Hofgarten zu gehen.

gegen, welcher „vom Schloßgebäude hergesprungen kam, beide Arme frei hängen hatte und an der rechten Hand mit Blut befleckt war. Er dachte sich, es müsse eine Schlägerei gegeben haben, schaute ihm nach und bemerkte, daß auch an seiner linken Hand etwas Blut war." Der aus dem Hofgarten dahereilende Kaspar war also verwundet, schrie aber nicht um Hilfe, suchte sie auch nicht in dem nächsten Hause, sondern er rannte weiter.

Gegen halb 4 Uhr kam der Lehrer Meyer mit seiner Frau nach Hause. Kurze Zeit darauf wurde stark geläutet, Frau Meyer öffnete die Gatterthüre, Kaspar stürzte fast mit Ungestüm zur Thüre hinein und beantwortete alle Fragen seiner erschreckten Pflegerin nur durch Pantomimen. Bestürzt ging sie zu ihrem Manne, um diesen zu rufen. Hauser wartete dies jedoch nicht ab, sondern stürzte ihr nach und auf Meyer zu. Er stellte sich vor seinen Lehrer hin, streckte unter fürchterlicher Geberdung die Arme vor und über sich hin und zeigte ein paarmal sprachlos mit der rechten Hand auf seine linke Seite. Er riß ihn fast gewaltsam mit sich fort gegen den Schloßgarten zu. Bis zur Mitte der offenen Reitbahn waren beide schon 480 Schritt gegangen; auf eine Frage Meyers deutete Kaspar immer noch weiter. Meyer aber fand bedenklich, noch weiter zu gehen und kehrte um, wogegen der Verwundete sich lebhaft sträubte. Da erst ging dieser von der Zeichensprache ab und sagte:

„Hofgarten gegangen — Mann — Messer gehabt — Beutel geben — gestochen — ich laufen was könnt — Beutel noch dort liegen."

Eine zweite verbesserte, ins Freie verlegte Auflage der Meuchelmordgeschichte vom Samstag dem 17. Oktober 1829! Die Nützlichkeit der abgebrochenen Sätze kannte Kaspar aus Erfahrung, und darum sehen wir ihn hier in der Urgestalt vor uns. Er war es ja schon seit Jahren gewöhnt, daß man sie für ihn mit Vermutungen ergänzte, und daß diese Vermutungen nachher für Thatsachen galten. Wie geschäftig man auch hier wieder war, Unwahrscheinliches zu korrigieren, geht z. B. daraus hervor, daß die Spenersche Zeitung (1833, Nr. 299) von den „auf Hausers Hilferuf Herbeigeeilten" zu erzählen wußte. Bald tauchte auch die (schon

der Meinung, daß diese Schrift von einer alten Vorschrift abgezeichnet sein dürfte, da sich die Schrift vorzüglich in den Buchstaben b h z r w e durchaus gleich bleibt." Allerdings war Kaspar Zeichner und hatte bis zuletzt Zeichenstunden. Die Sache ist aber die: ohne Vorübung hätte er den Zettel so nicht zustande bringen können. Darum schrieb er auf zwei von den drei bei den Akten vorhandenen Linienblättern: „Aller Anfang ist schwer, durch Übung bringt man's (auf dem einen heißt es dann) weit, (auf dem anderen) zur Fertigkeit." Und eben diese beiden Linienblätter passen im Wesentlichen genau zu den Zeilen des Originalzettels. Ohne dieses Hilfsmittel ist der Zettel nicht hergestellt worden.

In dem schon erwähnten Entsiegelungsprotokoll heißt es: „Herr Oberlehrer Meyer übergab vor allem die noch vorhandene(n) Schreib- und Übungshefte, 17 an der Zahl, welche man Blatt für Blatt durchging und hierbei nichts Besonderes zu bemerken fand, als daß sich in mehreren Heften mehrere Blätter sichtlich herausgeschnitten vorfanden, und daß namentlich in zwei Rechnungsheften aus einem Quartblatt herausgeschnitten war." Während man so den Inhalt durchnahm, übersah man die Umhüllung, obgleich das Gericht sich zu dem Verdacht veranlaßt gefunden hat, Kaspars Lehrer am 6. Januar 1834 die Frage vorzulegen: „Haben Sie jemals gemerkt, daß Hauser sich im Rückwärtsschreiben geübt habe —?" Meyer mußte die Frage verneinen, wir können sie aber bejahen.

---

zwischen der Schrift Kaspar Hausers und der des Zettels nicht die geringste Ähnlichkeit stattfinde; der andere, Schreiblehrer am hiesigen Gymnasium, ein redlicher Mann, aber Günstling des Herrn Generalkommissars und Privatlehrer im Hause, konnte mit gutem Gewissen im allgemeinen sagen, da die eine Schrift eine verkehrte Lage hat: Kaspar Hausers Schrift ist eine andere; und der dritte ist ein Mann, der zwar hübsch schreibt, aber nie eine selbständige Meinung hat" (Meyer an Stanhope, den 24. Januar 1835). Was es aber besagen wollte, in den Augen Stichaners mit Bezug auf Kaspar Hauser ketzerische Ansichten zu hegen, lehrt eine Stelle aus einem Briefe, den er am 28. Dezember 1833 an den Minister Wallerstein schrieb: „Der Schullehrer Meyer, welchem er (K. H.) wie das Lamm (folgen Punkte, gemeint ist: Gottes) anvertraut war, behielt noch bis an das Ende diese Meinung (des Betrugs) und hat sie vielleicht noch"!

Ein grünes Heft in weißem Umschlage (von K. H. bezeichnet: 1. Heft — Diarium), das für lateinische Aufgaben bestimmt, am „2ten July 1833" angefangen war, 9 beschriebene, aber noch 5 weiße Blätter enthält und also noch in Kaspars letzte Lebenszeit hineinreicht, enthält auf der Vorderseite des Umschlags ein erst in diesem Sommer von Herrn Dr. Meyer entdecktes äußerst wichtiges Indicium: den Beweis nämlich, daß und wie Kaspar Hauser sich **mit Bleistift** im Rückwärtsschreiben geübt hat. Was zunächst in die Augen fällt, ist ein b, das (wie aus dem starken Druck der Haarlinie erhellt) in entgegengesetzter Richtung geschrieben worden ist: wo die Feder sonst absetzt, hat sie angefangen, und wo sie sonst anfängt, hat sie abgesetzt. Wer mit einem Bleistift den Versuch machen will, wird genau dasselbe Resultat wie K. H. erlangen. Wichtiger, ja entscheidend ist aber, daß (5 Centimeter vom Unterrande, auf der linken Seite) das rückwärtsgeschriebene Wort „ich", nur um etwas größer, aber sonst genau wie es viermal im Zettel (in den Zeilen 3, 5 und 6) vorkommt. Noch etwas tiefer folgen zwei verkehrt geschriebene J, das erste wieder genau so wie es im Zettel (in den Zeilen 7 und 10) zweimal das Wort „Ich" anfängt. Das zweite J aber entspricht der im Heft häufig vorliegenden Form (auf der 1. Seite sofort in dem Worte „Jupiter").

Zu diesen bedenklichen Indizien passen Form (wie „1812" in Verszeilen) und Inhalt des Zettels vollständig. Hätte das Original dem nach dem Weltkriege von 1870 abgehaltenen Concilium Francofortinum vorgelegen, die Kirchenväter Daumer, Tucher und Kolb würden sich gewiß zur Feststellung eines Schriftkanons für die Hausergemeinde veranlaßt gesehen haben. Indem wir uns vorbehalten diese Lücke selbst auszufüllen, heben wir hier schon hervor, daß das umstehend folgende protokanonische Autograph das semitische und das arische Schriftum auf eine so originelle Art verbindet, daß die damit ausgerüstete Kasparforschung der „negativen Kritik" noch manche siegreiche Schlacht wird liefern können.

(Zur Bequemlichkeit unserer Leser — denn sie können die Nachbildung nicht gegen das Licht lesen — folgt nebenstehend noch eine andere [umgewendete] Darstellung des Originals.)

Hauser wird es euch ganz
genau erzählen können, wie
ich aussehe, und wo her[1]) ich bin.
Den[2]) Hauser die Mühe zu ersparen
will ich es euch selber[3]) sagen,[4]) woher
ich komme — --.
Ich komme von von[5]) — — —
der Baiernschen Gränze[6]) — —
Am Fluße — — — — — —
Ich will euch sogar noch den
Namen sagen: M. L. Ö.

Hauser wird es euch ganz
genau erzählen können, wie
ich aussehe, und wo her ich bin.
Den Hauser die Mühe zu ersparen
will ich es euch selber sagen, woher
ich kome — —.
Ich kome von von — — —
der Baierischen Gränze — —
Am Flusse — — — — —
Ich will euch sogar noch den
Namen sagen: M. L. Ö.

---

1) So, getrennt, pflegte Kaspar selbst das Wort „woher" zu schreiben. In einem Heft (Lat. deutsche Wörter) vom Jahre 1833 steht S. 7: „unde = wo her". In der 5. Zeile drängte er aber das Schlußwort zusammen.

2) Das Wort „Den" hat über dem n einen Haarstrich = „denn"; eine Verwechselung, der wir bei Kaspar schon öfter begegnet sind.

3) Kommt 1828 siebenmal vor!

4) Die Sprachwendung „ich will es selber sagen" hat Kaspar noch in den allerletzten Tagen seines Lebens gebraucht (S. 317); ebenso wird er uns (im 4. Buch) seine Geschichte selber sagen.

5) Die lästige Spiegelschrift!

6) Eine regelrechte Quittung der Identität des Briefschreibers von 1833 mit dem Briefschreiber von 1828 und mit dem Burschen, der, nach seinem Gespräch mit Merk, täglich über die Gränze in die Schule ging.

Der Zettel schließt mit derselben plumpen, unbeholfenen Ironie, wie der berühmte Brief: hier sagt ein „christlicher Erzieher", der Rittmeister soll, wenn er Kaspar nicht behalten will, ihn nur abschlachten, dort erspart ein angeblicher „Mörder" dem Kaspar die Mühe, seinen Namen zu sagen. Fügt man zu diesen unmißverständlichen Zügen Kaspars lebensgefährliche Hast, um seinen Lehrer (nicht zu dem Mörder, sondern zu dem Beutel, d. h. zu dem Brief) hinzuführen, ohne daß er sich später mit einer Silbe nach dem (ihm also bekannten) Inhalt erkundigt hat, — so leuchtet uns die Sache auf das allerklarste ein. Denn sollte der vom Attentäter überreichte Beutel zur Ablenkung seiner Aufmerksamkeit dienen, welche Deutung offenbar Kaspars Zweck mit dem hingeworfenen Corpus delicti gewesen ist, so hätte in Wirklichkeit ein leerer Beutel oder das Hinhalten eines unbeschriebenen Blattes diesem Zwecke vollständig entsprochen. Es ist eben ein psychologisches Gesetz, daß bei Fälschungen (z. B. in der Orthographie angeblich alter Urkunden, in der Genauigkeit erdichteter Nebenumstände u. s. w.) immer übertrieben wird. Weniger wäre mehr!

Die Wucht dieser Bedenken ist so mächtig, daß sie sich Klüber mit Gewalt aufgedrängt haben, und er sogar einzelne Momente für falsche Zeitungsberichte hielt. Den 23. Dezember 1833 schrieb er an Hofmann: „Da das Ungeheuer auch diesmal schon in den ersten viermal 24 Stunden nicht entdeckt war, so zweifle ich nunmehr fast, daß die Entdeckung gelingen werde. Das hämische und höhnische Billet charakterisiert ganz die zuversichtsvolle Bosheit des Schreibers. Von diesem Billet ist vermutlich sogleich ein Faksimile gemacht, und eine große Anzahl desselben — versendet worden. Man wird das Wasserzeichen des Papiers untersucht und die Handschrift mit jener in den von Hauser nach Nürnberg mitgebrachten Papieren verglichen haben. In diesen ist ein etwas gemeiner Ton und Unkunde in der Rechtschreibung affektiert (?), in dem jetzigen verrät der Schreiber mehr Bildung (?). Die drei Schluß-Siglen (so) könnte man, im teuflischen Geiste des Schreibers so entziffern: Mich Leckt Öffentlich. . . . Öffentliche Blätter haben teils offenbar falsche teils mir sehr unwahrscheinliche Nachrichten über den Vorfall verbreitet, z. B.

daß Hauser nach vorher genommener Abrede in dem Hofgarten sich eingefunden habe, daß in dem Billet die Buchstaben verkehrt stehen ꝛc.“ Den 2. Februar 1834 sah Hofmann sich gezwungen zu antworten, daß K. H. „von dem Mörder in den Hofgarten bestellt sein will.“ Den 28. Dezember meldete er: „Von dem Billet wird ein Faksimile gemacht, wovon ich einige Exemplare einzusenden mich beeilen werde.[1]) Das Papier, worauf es geschrieben ist, enthält kein Wasserzeichen, es ist in klein Oktavformat aus dem Bogen herausgeschnitten.“

Was war nun aber wirklich im Hofgarten vorgefallen? Von der Polizei zurückgekehrt, vernahm Meyer von Heydenreich die Bedenklichkeit der Wunde und machte um vier Uhr Anzeige bei dem gegenüberliegenden Kreisgerichte. Nachdem sich eine Gerichtskommission bei ihm eingefunden hatte, zeigte er den Vorfall ebenfalls bei der Polizeibehörde (Magistrat) an, der das betreffende Protokoll „abends

[1]) Nicht so eilig, Herr Hofrat! Der Regierungskommissär und Regierungspräsident v. Stichaner hat den Lithographen und Regierungsdiurnisten Schwarz mit der Anfertigung eines Faksimile beauftragt. Daraufhin hat man diesem am 24. Dezember 1833 ‚gedachtes Zettelchen vorgelegt, und derselbe hat sofort die Schrift desselben durch in Öl getränktes Papier abgezeichnet.“ Bei dieser Gelegenheit hat Schwarz nicht allein den von dem Zettelschreiber benutzten guten (von Sandkörnern freien Bleistift) gelobt, weil in der ganzen Schrift kein unterbrochener Buchstabe sich vorfindet, was bei schlechten Bleistiften der Fall ist, — sondern es ist ihm bei der Arbeit auch etwas Menschliches passiert: er hat beim Durchpauschen erstens die ebenfalls rückwärts geschriebene Adresse „Abzugeben“ vergessen, zweitens bei dem Buchstaben „F“ (9. Zeile) in der Mitte einen horizontalen Strich übersehen (wodurch die volle Identität mit Kaspars Schrift verloren ging), drittens aber sein Ölpapier geschoben, sodaß die Zeilen der Nachbildung sich nur anfangs mit den (von Kaspar selbstgemachten, nicht gedruckten, sondern mit Feder und Tinte rastrierten) Strichen der Linienblätter decken, was aber mit dem Originalzettel wohl der Fall ist. Das von Schwarz gefertigte Faksimile wurde durch Dekret dem Direktor von Kohlhagen auf Verlangen behufs der Übermachung an Stichaner ausgehändigt. Den 27. Januar 1834 erbat Hickel „zwei Exemplare des lithographierten Faksimile jenes Zettelchens“ für Stanhope in München. Ich vermute, sagte Hickel, daß der Herr Graf diese Exemplare für Ihre Majestät die Königin-Mutter (Karoline) bedürfen wird. Auch wünschte ich selbst, wenn desfalls kein Hindernis im Wege steht, ein dergl. Exemplar zu meinen Handakten zu erhalten und bürge dafür, daß hiervon kein Mißbrauch gemacht

$4^1/_4$ Uhr" datiert hat. Allein es ist das dritte Mal, daß **wir uns** das Geschehene von Kaspar **selbst** und zwar wieder ganz **allein von ihm** erzählen lassen müssen: das Einkerkerungsmärchen **beruht bloß** auf **seiner Erzählung,** ebenso das Attentatsmärchen **vom** Oktober 1829, schließlich auch das Hofgartenmärchen. **Denn trotz** energischer, in elf umfangreichen Aktenbänden aufbewahrter **Unter**suchung wegen Mordes, wurden auch diesmals Kaspars **Angaben** nicht durch den schwächsten Schatten eines Beweises bestätigt **oder** unterstützt! Soll man nun Dinge, für welche **nichts,** gegen **welche** aber **alles** spricht, aus dem Munde eines Menschen, dem „das **Lügen** zur zweiten Natur geworden" war, gläubig hinnehmen? Diesen **ent**scheidenden Punkt sollte man bei Beurteilung der Hauserlitteratur **nie** aus den Augen verlieren.

Auch bei dieser letzten Erzählung wurde der $21^1/_2$jährige **Kaspar,** der doch schon katholisch kommuniziert hatte und lutherisch **konfirmiert** war, nicht beeidigt. Zu den Gründen des Untersuchungsrichters, die ihn zu dieser Ausnahme bestimmten, gehört an erster Stelle **eine** Erwägung, die man kaum ohne Spott lesen kann: „Kaspar **Hausers** Alter ist nicht bekannt. Nach dem Strafgesetzbuche findet die **Be**eidigung nur nach zurückgelegtem 18. Lebensjahre statt. (Nun **war** er aber schon nach den Akten von 1828 in einem Alter „von 16 bis 18 Jahren"!) Erst im heurigen Jahre fand die **Konfirmation** statt (1829 wurde er nicht beeidigt, weil er noch nicht **konfirmiert**

werden wird." Darauf faßte das Gericht unterm 28. Januar 1834 folgendes Konklusum: „Das Untersuchungsgericht hält sich nicht für ermächtigt, dem Herrn Ober-Leutnant Hickel oder Lord Stanhope ein Faksimile des zu den Untersuchungsakten gekommenen, in einem violettseidenen Beutelchen im Hofgarten gefundenen Zettelchens mitzuteilen." Lehrer Meyer erhielt am 1. Oktober 1834 vom Kreis- und Stadtgericht Ansbach den Bescheid, daß es sich nicht für ermächtigt hielt, ihm eine (für seine geplante Schrift über K. H. verlangte) Nachzeichnung nehmen zu lassen. Darauf wandte er sich den 23. November an das Appellationsgericht, war aber, als er den 1. Januar 1835 an Stanhope schrieb, noch ohne Antwort, und so verzichtete er auf den Druck seiner wichtigen Hausernotizen. Stanhope hat also den interessanten Zettel nie zu sehen bekommen, auch Klüber nicht. Hickel aber hat sich eine Lithographie verschafft, und eben diese bildet die Grundlage unserer von Edm. Gaillard in Berlin hergestellten Reproduktion.

war, jetzt nützt wieder die Konfirmation nicht) und erst seit **5 Jahre(n)** ist er einem der frühesten Kindheit ähnlichen Zustande (der schauerliche unterirdische Kerker mit einem am Boden gebundenen Opfer war ein der frühesten Kindheit wenig ähnlicher Zustand) entrissen, und dürften (circulus vitiosus, petitio principii) seine Vernunfts- und Verstandeskräfte noch denjenigen eines 18jährigen jungen Mannes nicht gleich zu achten sein. Die Konfirmation desselben ändert diese Ansicht nicht, da dieselbe schon bei einem Alter von 13 Jahren stattfindet." Welche Juristenlogik! Da hatte Kaspar wieder leichtes Spiel in den drei Vernehmungen, die am 14. Dezember abends 5½ Uhr, am 16. Dezember vormittags 9 Uhr und am 17. Dezember vormittags 11 Uhr von einer Kommission des Kreis- und Stadtgerichts Ansbach abgehalten worden sind. Wir wollen aufmerksam zuhören, uns aber in Gedanken — Bedenken erlauben.

Erste Vernehmung.

Unmittelbar nach geschehener Wundbeschau schritt man, soviel thunlich, zur Vernehmung des K. H. selbst, wie folgt. Vor allem wird vorausgeschickt, daß K. H. gleich beim Eintreffen der Gerichtskommission teils zu den Umstehenden teils gegen die unterzeichnete Gerichtskommission selbst sich in folgenden abgebrochenen Sätzen äußerte:

„Hofgarten, bei Uz, großer Mann, schwarzer Backenbart und schwarzer Schnurrbart, mehr alt als jung, hatte einen Mantel um."

Auf kurze Fragen um nähere Bezeichnung erwiderte er:

„Kann nicht angeben; als ich den Stich hatte, gleich davon gelaufen — an dem Ort muß ein Beutel liegen."

Darauf gründete man nun die nachstehende Vernehmung.

Frage (1): Sie haben angegeben, heute im Hofgarten gewesen zu sein. Wann war dieses?

Antwort: Nach 3 Uhr.

Frage (2): Was hat Sie denn bewogen, in den Hofgarten zu gehen?

Antwort: Ach, es hat mich ja jemand bestellt.[1])

[1]) Wie schon am Mittwoch (S. 315)? Davon hat der Richter damals leider nichts gewußt! Vgl. Frage 32.

$4^1/_4$ Uhr" datiert hat. Allein es ist das dritte Mal, daß wir uns das Geschehene von Kaspar **selbst** und zwar wieder ganz **allein von ihm** erzählen lassen müssen: das Einkerkerungsmärchen beruht **bloß** auf **seiner Erzählung,** ebenso das Attentatsmärchen vom Oktober 1829, schließlich auch das Hofgartenmärchen. Denn trotz energischer, in elf umfangreichen Aktenbänden aufbewahrter Untersuchung wegen Mordes, wurden auch diesmals Kaspars Angaben nicht durch den schwächsten Schatten eines Beweises bestätigt oder unterstützt! Soll man nun Dinge, für welche **nichts,** gegen welche aber **alles** spricht, aus dem Munde eines Menschen, dem „das Lügen zur zweiten Natur geworden" war, gläubig hinnehmen? Diesen entscheidenden Punkt sollte man bei Beurteilung der Hauserlitteratur nie aus den Augen verlieren.

Auch bei dieser letzten Erzählung wurde der $21^1/_2$ jährige Kaspar, der doch schon katholisch kommuniziert hatte und lutherisch konfirmiert war, nicht beeidigt. Zu den Gründen des Untersuchungsrichters, die ihn zu dieser Ausnahme bestimmten, gehört an erster Stelle eine Erwägung, die man kaum ohne Spott lesen kann: „Kaspar Hausers Alter ist nicht bekannt. Nach dem Strafgesetzbuche findet die Beeidigung nur nach zurückgelegtem 18. Lebensjahre statt. (Nun war er aber schon nach den Akten von 1828 in einem Alter „von 16 bis 18 Jahren"!) Erst im heurigen Jahre fand die Konfirmation statt (1829 wurde er nicht beeidigt, weil er noch nicht konfirmiert

werden wird." Darauf faßte das Gericht unterm 28. Januar 1834 folgendes Konklusum: „Das Untersuchungsgericht hält sich nicht für ermächtigt, dem Herrn Ober-Leutnant Hickel oder Lord Stanhope ein Faksimile des zu den Untersuchungsakten gekommenen, in einem violettseidenen Beutelchen im Hofgarten gefundenen Zettelchens mitzuteilen." Lehrer Meyer erhielt am 1. Oktober 1834 vom Kreis- und Stadtgericht Ansbach den Bescheid, daß es sich nicht für ermächtigt hielt, ihm eine (für seine geplante Schrift über K. H. verlangte) Nachzeichnung nehmen zu lassen. Darauf wandte er sich den 23. November an das Appellationsgericht, war aber, als er den 1. Januar 1835 an Stanhope schrieb, noch ohne Antwort, und so verzichtete er auf den Druck seiner wichtigen Hausernotizen Stanhope hat also den interessanten Zettel nie zu sehen bekommen, auch Klüber nicht. Hickel aber hat sich eine Lithographie verschafft, und eben diese bildet die Grundlage unserer von Edm. Gaillard in Berlin hergestellten Reproduktion.

war, jetzt nützt wieder die Konfirmation nicht) und erst seit **5 Jahre(n)** ist er einem der frühesten Kindheit ähnlichen Zustande (der schauerliche unterirdische Kerker mit einem am Boden gebundenen Opfer war ein der frühesten Kindheit wenig ähnlicher Zustand) entrissen, und dürften (circulus vitiosus, petitio principii) seine Vernunfts- und Verstandeskräfte noch denjenigen eines 18jährigen jungen Mannes nicht gleich zu achten sein. Die Konfirmation desselben ändert diese Ansicht nicht, da dieselbe schon bei einem Alter von 13 Jahren stattfindet." Welche Juristenlogik! Da hatte Kaspar wieder leichtes Spiel in den drei Vernehmungen, die am 14. Dezember abends $5^1/_2$ Uhr, am 16. Dezember vormittags 9 Uhr und am 17. Dezember vormittags 11 Uhr von einer Kommission des Kreis- und Stadtgerichts Ansbach abgehalten worden sind. Wir wollen aufmerksam zuhören, uns aber in Gedanken — Bedenken erlauben.

Erste Vernehmung.

Unmittelbar nach geschehener Wundbeschau schritt man, soviel thunlich, zur Vernehmung des K. H. selbst, wie folgt. Vor allem wird vorausgeschickt, daß K. H. gleich beim Eintreffen der Gerichtskommission teils zu den Umstehenden teils gegen die unterzeichnete Gerichtskommission selbst sich in folgenden abgebrochenen Sätzen äußerte:

„Hofgarten, bei Uz, großer Mann, schwarzer Backenbart und schwarzer Schnurrbart, mehr alt als jung, hatte einen Mantel um."

Auf kurze Fragen um nähere Bezeichnung erwiderte er:

„Kann nicht angeben; als ich den Stich hatte, gleich davon gelaufen — an dem Ort muß ein Beutel liegen."

Darauf gründete man nun die nachstehende Vernehmung.

Frage (1): Sie haben angegeben, heute im Hofgarten gewesen zu sein. Wann war dieses?

Antwort: Nach 3 Uhr.

Frage (2): Was hat Sie denn bewogen, in den Hofgarten zu gehen?

Antwort: Ach, es hat mich ja jemand bestellt.[1])

[1]) Wie schon am Mittwoch (S. 315)? Davon hat der Richter damals leider nichts gewußt! Vgl. Frage 32.

Frage (3): Wo ist diese Bestellung geschehen?

Antwort: Da herunten vor der Stiege, wo man in das Appellationsgericht hinaufgeht (d. h. an einem öffentlichen Durchgang).

Frage (4): Um welche Stunde wurden Sie bestellt?

Antwort: Zwischen 3 und 4 Uhr wurde ich in den Hofgarten hinein bestellt, aber um 9 Uhr vormittags, wie ich in das Appellationsgericht hineinging, kam der Mann.

Frage (5): Mit welchen Worten erfolgte denn die Bestellung?

Antwort: Warten Sie noch ein wenig, ich habe Schmerzen auf der Brust.

Man hat dieser Äußerung zufolge die Vernehmung abgebrochen, besonders da H. hierauf etwas irre sprach und, wie es schien, Herrn Pfarrer Fuhrmann, der inzwischen kam, nicht kannte. Auch rief er: „Die Mutter [1]) will ich."

Dazu bemerkt Meyer: „Nach meiner näheren Bekanntschaft mit seinem Charakter konnte ich gleich anfangs keinen Augenblick über den Thäter im Zweifel sein. Da er bei mir allen Glauben verloren hatte, so zweifelte ich auch daran, ob später an demselben Abende ein Delirium bei ihm auch wirklich eingetreten war, als er ein solches zeigte. Die anscheinend geringe Wunde, seine bewiesene Kraft nach der Verwundung machten mir ein solches unwahrscheinlich. Ich erinnerte mich in dem Augenblicke daran, daß in Nürnberg nach dem bekannten Mordversuche oft zwei Mann an ihm zu halten hatten, und befürchtete, als er in meinem Beisein unter dem Rufe: „nach Münken (München) — Münken — nach Münken! —" aus dem Bette sprang, er wolle nun einen ähnlichen Zustand ankündigen. Darum nahm ich keinen Anstand, ihn jetzt im ernsten Tone zu fragen: was er denn eigentlich vorhabe, ob er sogleich in sein Bett, in welches er gehöre, zurückkehren wolle — und ihm nachdrücklich zu raten, daß er keine weitern Umstände machen möge. Ich wollte mir über diese Strenge später Vorwürfe machen. Allein, wenn ich in Erwägung zog, daß er dieselbe nicht fühlte, wenn er den Schritt wirklich im

[1]) Gemeint war Frau Kitzinger, Lehrer Meyers Schwiegermutter.

Delirium that, und daß er sie vollkommen verdiente, wenn er ein solches affektierte, so konnte ich dabei so ziemlich beruhigt bleiben. Von jenem Augenblicke meiner ernstlichen Zurechtweisung zeigte sich übrigens bis zum letzten Abende seines Lebens (bis 3 Tage später also) bei ihm kein Delirium mehr." — —

Als man später um 9 Uhr die Vernehmung mit H. fortsetzen wollte, fand es Dr. Horlacher, der sich inzwischen eingefunden hatte, nicht mehr ratsam, ihn heute noch zu stören, besonders da er schlummerte.

Zweite Vernehmung.

Nachdem Herr Medizinalrat Dr. Horlacher und Herr Landgerichtsphysikus Dr. Albert dem Kommissär mündlich erklärt hatten, daß die Vernehmung des K. H. heute geschehen könne, und daß man hierbei nur zu berücksichtigen habe, daß sie nicht zu lange in einem fort dauere, so begab man sich in die Wohnung des K. H. und traf denselben im Bette liegend bei vollkommenem Bewußtsein an. Man schritt hierauf zur Vernehmung selbst, wie folgt:

Frage (6): Sie haben schon bei Ihrer Vernehmung am verflossenen Samstag angegeben, daß Sie an diesem Tage im Hofgarten gewesen seien, geben Sie genau die Stunde an, wann dieses geschah?

Antwort: Um ½ 3 Uhr bin ich von Herrn Pfarrer Fuhrmann fort und in den Hofgarten gegangen.

Frage (7): Was hat Sie denn veranlaßt, in den Hofgarten zu gehen?

Antwort: Ich bin bewogen worden durch die Einladung, daß mir alles im Hofgarten gezeigt werden würde von dem Brunnen, der dort gegraben wird. [1])

Frage (8): Wer hat diese Einladung Ihnen gemacht?

Antwort: Derjenige, der mich eingeladen hat auf dem Tennen, wo man ins Appellationsgericht hinaufgeht, schien mir ein Arbeiter zu sein.

---

[1]) Nach dem Monat August konnte davon keine Rede mehr sein. Warum ließ man diese ungeschickte Lüge wieder durchschlüpfen?

Frage (9): Wie sah denn dieser Mensch aus?

Antwort: Er war nicht großer, sondern mittlerer Statur, im mittleren Alter und hatte einen blonden Schnurrbart (man vergleiche gefälligst die 27. Frage). Er trug einen Kittel.

Frage (10): Können Sie seine Gesichtsfarbe, die Farbe seiner Augen und Haare nicht mehr beschreiben?

Antwort: Seine Gesichtsfarbe war blaß, seine Augen schwarz und seine Haare braun oder schwarz. Er trug eine Kappe auf dem Kopfe.

Frage (11): Was hatte er für Beinkleider an?

Antwort: Das weiß ich nicht, da hab' ich ihn nicht angesehen.

Frage (12): Um welche Stunde kam dieser Mann zu Ihnen, der Sie in den Hofgarten eingeladen hatte?

Antwort: Um 1/4 über 9 Uhr, da ging ich vom Herrn Pfarrer Fuhrmann weg ins Appellationsgericht hinein. Der Mann stund schon da in dem Tennen zur ebenen Erde, ehe man die Treppe hinaufgeht. Er sagte zu mir: „Eine schöne Empfehlung vom Herrn Hofgärtner, und ich sollte so nach 3 Uhr in den Hofgarten hineingehen, wo mir die Thonarten am artesischen Brunnen gezeigt würden."

Frage (13): Was haben sie auf diese Einladung erwidert?

Antwort: Ich sagte darauf: „Ich komme."

Frage (14): Hat dieser Mann denn nichts Weiteres gesprochen?

Antwort: Nein, er ging fort.

Frage (15): Wie war denn seine Sprache sowohl in Bezug auf den Klang derselben als auch auf den Dialekt?

Antwort: Er hatte eine Baßstimme, den Dialekt konnte ich aber nicht erkennen, weil er zu wenig sprach.

Frage (16): Welchen Weg haben Sie vom Herrn Pfarrer Fuhrmann aus in den Hofgarten und in diesem selbst genommen?

Antwort: Durchs neue Thor heraus, zum Herrn Generalkommissär (Präsidentenhaus) herunter und bei Freiberg (weiß angestrichenes Holzthor in der Jägerstraße) hinein. Wie ich im Hofgarten angekommen war, ging ich gerade auf den artesischen Brunnen zu, (?) und als ich dort niemanden antraf, ging ich weiter den Weg

auf das Uzsche Denkmal zu.[1]) Wo die zwei Sitzsteine sind, links wenn man vom Glashause herkommt, wo sich ein Gebüsch befindet, gab mir dieser Mann einen Beutel, und als ich ihn nehmen wollte, stach er mich in die Seite.

Frage (17): Sie haben in Ihrer Antwort zu dieser Frage sich des Ausdruckes bedient „dieser Mann"; was verstehen Sie darunter?

Antwort: Ich meinte: der Mann, der mir den Beutel gab, gab mir einen Stich.

Frage (18): Was hat sich dieser Mann hierzu für eines Instrumentes bedient?

Antwort: Das weiß ich nicht, weil ich mehr auf den Beutel sah, glaube, es wird ein Stilett gewesen sein, es hat mir lang geschienen.

Frage (19): Beschreiben Sie auch diesen Mann, der Ihnen im Hofgarten den Stich beigebracht hat.

Antwort: Der war etwas größer, als jener, der mich bestellt hat, und hatte einen schwarzen Schnurrbart und schwarzen Backenbart.

Frage (20): Wie war die Farbe seiner Augen, Haare und seines Gesichtes?

Antwort: Er hatte ein rotes Gesicht, dunkelbraune Haare; wie aber die Farbe der Augen ist, weiß ich nicht. Ich gewahrte ihn erst, als ich schon ganz nahe am Denkmal war.

Frage (21): War er groß oder klein, jung oder alt?

Antwort: Er war über die mittlere Statur und mag 50 bis 54 Jahre alt sein.

Frage (22): Hat dieser Mann etwas gesprochen?

Antwort: Er sagte: „Ich mache Ihnen den Beutel zum Präsent", und wie ich ihn nehmen wollte, hat er mich gleich hineingestochen.

[1]) Bleistiftbemerkung in den Akten: „Dem Mörder gerade entgegen, der ruhig dort wartete, als wenn er gewußt hätte, daß K. H. diesen Weg einschlagen werde." Der Rückweg durch eines der beiden Thore aus dem Garten führte ihn nämlich nicht in der Nähe des Denkmals vorüber, sondern dieses blieb weit rechts von ihm liegen.

Frage (23): Wie war dieser Mann gekleidet?

Antwort: Daß er einen Mantel trug, das weiß ich, aber von welcher Farbe dieser war, weiß ich nicht. Doch hatte der Mantel nur einen Kragen, der, glaube ich, über die Ärmel hinunterreichte.[1]) Auch hatte er einen runden schwarzen Hut auf. Was er unter dem Mantel an hatte, weiß ich nicht.

Frage (24): Was geschah nach dem Stich?

Antwort: Ich lief gleich nach Hause und ließ den Beutel fallen und lief so stark, daß mich niemand einholen konnte. Ich sah mich nicht mehr um und weiß daher auch nicht, was der Mann gethan, oder wohin er sich gewendet hat.

Nachdem H. über zunehmende Schwäche klagte, hat man die Vernehmung vorläufig geschlossen, sie demselben noch einmal wortdeutlich vorgelesen und an ihn nur noch die

Frage (25) gestellt: Ist alles richtig niedergeschrieben, und haben Sie daran nichts abzuändern oder beizusetzen?

Antwort: Ja, ganz richtig, und ich habe nichts abzuändern.

Die Leute meinen immer, es hätte mich niemand gestochen. Ich hab's schon gehört, vom Herrn Meyer, sie haben leise unter einander gesprochen.

Zur Bestätigung unterschreibt derselbe eigenhändig.

Gebärden-Note: Trug die Antworten auf die an ihn gestellten Fragen mit anscheinender Gemütsruhe und zusammenhängend vor.

Die Antworten wurden wörtlich, wie er sie gab, niedergeschrieben.

Dritte Vernehmung.

Heute verfügte man sich abermals in die Wohnung des K. H., traf denselben zwar im Bette liegend, jedoch bei vollkommen gutem Bewußtsein an, ermahnte ihn sofort zur Angabe der Wahrheit und vernahm ihn weiter, wie folgt:

Frage (26): Sie haben angegeben, vergangenen Samstag um $^1/_4$ nach 9 Uhr vormittags in dem Gebäude des Appellationsgerichtes

---

[1]) Gerade einen solchen Mantel, dessen Kragen bis über die Ärmel ging, hatte sein Kurator Hickel ihm vier Wochen früher versprochen.

von einem Manne in den Hofgarten hinein bestellt worden zu sein, haben Sie diesen Mann früher niemals gesehen?

Antwort: Nein, ich hab' mir gedacht, es sei ein Arbeiter, weil er vom Herrn Hofgärtner eine Empfehlung ausrichtete; man möchte darüber doch auch den Herrn Hofgärtner fragen, ob er keinen solchen Arbeiter gesehen hat mit einem schwarzen, breiten Schnurrbart.

Frage (27): Sie haben aber gestern angegeben, der Schnurrbart desjenigen, der Sie bestellt hatte, sei blond gewesen?

Antwort: Da haben Sie sich verschrieben; ich habe deutlich gesagt[1]), daß er einen bräunlichen, ins Schwarze gehenden Schnurrbart hatte. Vergessen Sie nicht, daß das abgeändert wird, ich muß es beim Vorlesen überhört haben, denn sonst hätte ich es auf der Stelle bemerkt.

Frage (28): War irgend jemand zugegen, oder ist irgend jemand vorbeigegangen, während Sie mit dem Manne sprachen, der Sie in den Hofgarten bestellte?

Antwort: Nein, ich habe wenigstens niemand bemerkt. Wenn arme Leute kommen, die passen auch immer da auf, so z. B. eine gewisse Feigelein, der ich immer etwas gebe, so auch die Tuchmacherswitwe Weigel, die paßt immer da auf.

Frage (29): Haben Sie auch außer dem Manne, der Ihnen im Hofgarten den Stich beibrachte, im Hinein- oder Hinausgehen vom Hofgarten niemand gesehen, der mit Ihnen gleichzeitig im Hofgarten war?

Antwort: Nein, es ist mir niemand begegnet. Wenn mir nach dem Stich auch jemand begegnet wäre, so hätte ich ihn doch nicht gesehen, denn ich war ganz außer mir vor Schrecken. Ich habe auch gehört, daß mir außer dem Hofgarten viele Leute begegnet sind, ich habe aber keinen Menschen gesehen.

Frage (30): Auf welchem Wege sind Sie denn nach dem Stich zurückgelaufen?

Antwort: Ich bin gleich über alle Felder das Gras hinüber und in ganz gerader Richtung auf das eiserne Gitterthor zugelaufen und habe gar den Weg nicht beobachtet und gekannt.

[1]) Eine Dreistigkeit, wie 1829 in Nürnberg gegen Weickmann.

Frage (31): Sie haben angegeben, vorerst, als Sie in den Hofgarten hineingingen, auf den artesischen Brunnen zugegangen zu sein und erst, als Sie dort niemand antrafen, in die Gegend des Uzschen Denkmals hingegangen zu sein. Da Sie nun einmal an den artesischen Brunnen bestellt waren, was bewog Sie denn, Ihrem Wege diese so weit veränderte Richtung zu geben?

Antwort: Das war mein gewöhnlicher Spaziergang (!). Ich ging öfter im Hofgarten spazieren.

Frage (32): Haben Sie von Ihrer Einladung in den Hofgarten irgend jemand etwas gesagt?

Antwort: Keinem Menschen. Auch früher war ich schon einmal in den Hofgarten eingeladen, wie der letzte Ball bei Herrn General-Kommissär war, da war mir aber das Wetter zu schlecht. Damals habe ich es der Frau Oberleut. Hickel gesagt. Diese wird es Ihnen auch sagen können, wenn sie sich noch erinnert.

Frage (33): Wer hat Sie denn damals eingeladen?

Antwort: Derselbe Mensch, der mich am Samstag eingeladen hat. Eben darum war ich überzeugt, daß es ein Arbeiter vom Hofgärtner sein müsse, und habe deswegen zum zweitenmale nichts mehr gesagt.

Frage (34): Wann und wo geschah denn diese erste Bestellung?

Antwort: Um halb 9 Uhr beiläufig, etwas nachher, und an dem nämlichen Platze wie am Samstag.

Frage (35): Mit welchen Worten geschah denn damals die Bestellung?

Antwort: Er sagte: eine Empfehlung vom Herrn Hofgärtner, und ich sollte hineinkommen auch in den Hofgarten zwischen 3 und 4 Uhr an den artesischen Brunnen, wenn ich die Thonarten sehen wolle.

Frage (36): Sie haben angegeben, von dem Mann, der Ihnen den Stich beibrachte, einen Beutel erhalten zu haben; wie sah denn dieser Beutel aus?

Antwort: Ja, einen leeren Beutel meinem Anfassen nach, weil er mir ihn in die Hand gab, wo die Schnüre zusammengehen; wie er aber aussah, weiß ich nicht, weil, wie ich den Beutel anfaßte, ich gleich den Stich erhielt und ich ihn fallen ließ. Ich habe Herrn

Meyer gesagt, man möchte sogleich hineingehen, um ihn, wenn man ihn noch fände, mitzunehmen.

Frage (37): Würden Sie wohl diesen Beutel auf Vorzeigen wieder erkennen?

Antwort: Nein, das würde ich nicht, doch so viel ich mich noch dunkel erinnere, so müssen die Schnüre desselben blau sein.

Frage (38): Unter Vorzeigen des zu Gerichtshanden gekommenen violettseidenen Beutels. Was sagen Sie zu diesem Beutel?

Antwort: Ich meine, den Schnüren nach könnte er es sein, doch ist mir jener Beutel etwas größer vorgekommen; es war auch garstiges Wetter (vgl. Antw. 31) und schon dunkel.

Frage (39): Sie sind gleichwohl bei diesem garstigen Wetter ohne Mantel in den Hofgarten gegangen, warum das?

Antwort: Weil ich bei Herrn Pfarrer Fuhrmann ein Pappkästchen gemacht habe, und da hätte mich der Mantel gedauert, wenn ein (!) Leim daran gekommen wäre (!), ich schone ihn überhaupt, weil er schön ist.[1])

Frage (40): Bei einem schon früher vorausgegangenen, Ihnen in Nürnberg begegneten Unfall, wie mochten Sie es wagen, einer Einladung Folge leisten an einen einsamen Platz, von einem Ihnen gänzlich unbekannten Menschen?

Antwort: Ich habe nicht mehr geglaubt, daß mir noch nach dem Leben gestrebt werde,[2]) da ich einen Pflegevater habe, und deshalb die Sache leichter genommen.

Frage (41): Für wen haben Sie denn das Pappkästchen gemacht?

---

[1]) Zwang er darum Hickel weinend um einen neuen? Wie schlappig läßt man da wieder eine mehr als lahme Ausflucht durchgehen! Papparbeiten macht man nicht mit dem Mantel am Leibe, und schon am Mittwoch wollte er in den Garten gehen, ohne zu pappen.

[2]) Das sagt derselbe Bursche, der (Hickel S. 137, Meyer S. 569) bei der Audienz der Königin von Bayern ihr den Wunsch vortrug: „es möge doch bekannt gemacht werden, daß jenem, der ihn gefangen hielt, nichts zu leid geschehen werde; dies sei das einzige Mittel, sein Leben vor Meuchelmördern sicher zu stellen!“

Antwort: Für die Frau des Herrn Pfarrer Fuhrmann zum Weihnachtsgeschenk, weil Herr Pfarrer Fuhrmann damit nicht umgehen kann, und ich es bei Buchbinder Schnerr in Nürnberg gelernt habe. Des andern Tages wollte ich wieder hinunter gehen, weil es nicht mehr fertig wurde.

Auf Vorlesen:

Frage (42): Ist alles richtig niedergeschrieben, und haben Sie daran nichts abzuändern oder beizusetzen?

Antwort: Es ist alles richtig und wörtlich niedergeschrieben, und ich habe nichts beizusetzen und nichts hinein zu korrigieren.

Zur Bestätigung unterschreibt derselbe eigenhändig.

Gebärden-Note: Deponierte ruhig, mit sichtlicher Gemütsruhe, anscheinend gänzlich unbefangen und ohne alle Verlegenheit.

Bei der entscheidenden Wichtigkeit der Ereignisse vom 14. Dezember für die Beurteilung der ganzen Hausergeschichte ist ihre möglichst klare Kritik erforderlich. Eine vorzügliche Beurteilung des angeblichen Mordanfalls lieferte Merker im Jahre 1835. Sie ist aber systematisch ignoriert und totgeschwiegen worden, war bereits in kurzer Frist verschollen und ist eingestaubt in wenigen Bibliotheken. Dies veranlaßt uns, die scharfsinnige Beleuchtung der letzten Kasparmärchen aus einem litterarischen Friedhofe wieder auszugraben und von neuem scheinen zu lassen.

„Da Hauser die Neigung fremd war, sich mit der Untersuchung von Erdarten zu beschäftigen, so mußte die Bestellung (um bei dem artesischen Brunnen Thonerde zu besehen) ihn in mehrfacher Beziehung befremden, zumal solche in einer unfreundlichen Jahreszeit erging, und ein Spaziergang ins Freie für ihn keinen Reiz hatte.

Wie konnte der Meuchelmörder sich versichert halten, daß Hauser von der Einladung nicht sofort seinen Erzieher in Kenntnis setzen würde, da dies doch ganz natürlich war? Wie konnte er sich versichert halten, daß in diesem Falle man keinen Verdacht schöpfen und Anstalten treffen könne, sich seiner zu bemächtigen? Erzählte Hauser den Vorgang seinem Lehrer Meyer oder dem Leutnant Hickel, so bedurfte es ja nur einer Nachfrage bei dem Hofgärtner, um sich zu überzeugen, ob der Vorwand der Einladung ersonnen sei, und es

lag zu nahe, man würde dann auf die Vermutung kommen, daß irgend eine böse Absicht gegen Hauser vorliege, und faßte man keinen solchen Gedanken, fand man die Art der Einladung nicht bedenklich, erfolgte keine weitere Nachfrage, so stand doch zu vermuten, es würde Herr Meyer oder sonst jemand Hauser begleiten. Und wenn Hauser schwieg, was gar nicht anzunehmen war, wie konnte sein Verfolger wohl glauben, der junge Mensch werde einer so sonderbaren, so fremdartigen Aufforderung nachkommen.

Auch erschien Hauser wirklich nicht am Tage der ersten Einladung, Mittwoch den 11. Dezember. Die Besorgnis, daß Hauser seinem Lehrer Mitteilung gemacht habe, mußte durch das Wegbleiben des angelockten jungen Menschen sich bei seinem Verfolger steigern, dennoch verweilte er in Ansbach oder in der Umgegend der Stadt bis Sonnabend den 14. Dezember und schickte dann den Boten abermals ab, der Hauser an demselben Orte aufsuchte.

Ich bitte den Leser zu beachten, welch Wagstück in Wiederholung der Einladung lag!

Hatte Hauser, wie der lauernde Verbrecher fast nicht anders glauben konnte, von der Bestellung Herrn Meyer Mitteilung gemacht, so war es denkbar, daß der Bote angehalten werden würde; und führte dies, wenn der Absender seine Maßregeln gut getroffen hatte, auch nicht seine Ermittelung und Ergreifung herbei, so vereitelte es wenigstens seine Absicht. Die Aufmerksamkeit auf etwas Außergewöhnliches war angeregt, und es leidet fast keinen Zweifel, daß man sofort wieder Schutzmaßregeln für Hauser würde haben eintreten lassen.

Viel wahrscheinlicher jedoch hatte der Meuchelmörder zu gewärtigen, daß zu seiner Aufhebung zweckmäßige Anstalten getroffen werden würden, und durch die Zusage Kaspar Hausers, daß er der Aufforderung Folge geben werde, hatte der Verbrecher durchaus keine Bürgschaft, um sicher weiter zu verfahren und den Hofgarten zu betreten, wo er sich, wenn angemessene Einleitungen gegen ihn getroffen waren, in einer selbst gewählten Falle befunden hätte, aus welcher nicht leicht zu entkommen war.

Durch die schlecht ersonnene, widersinnige Verlockungsweise seines Opfers gab sich hiernach der Meuchelmörder einer überaus naheliegenden Gefahr preis.

Hauser sagte jedoch wirklich seinem Lehrer kein Wort von der auffälligen Einladung. Den Vorsatz, solcher nachzukommen, den er schon Mittwochs auszuführen entschlossen war, verbarg er unter einem Geschäftsgang zur Gattin des Oberleutnants Hickel, und nur dieser Dame äußerte er, nach dem Hofgarten gehen zu wollen, ohne jedoch der auffallenden Art der Aufforderung zu erwähnen. Am Sonnabend den 14. Dezember verheimlichte er nicht allein Herrn Meyer sein Vorhaben, sondern er machte zu dessen Verbergung auch dem Herrn Pfarrer Fuhrmann eine lügenhafte Angabe, anscheinend mit großer Unbefangenheit. Es könnte fast das Ansehen gewinnen, als habe K. H. die innigsten Wünsche des lauernden Bösewichts gekannt und sich ihm mutwillig in die Hände liefern wollen. Er verschwieg nicht allein die wiederholt erfolgte Einladung seinem Erzieher und jeder andern Person, sondern er sagte sogar Lügen, um verstohlen nach dem Garten zu gelangen.

Aber die Gefahr war für den Mörder, so über alle Erwartung günstig sich auch die Sache gestaltet hatte, immer noch sehr groß.

Einmal kann, wie mir versichert worden ist, die Gegend am artesischen Brunnen, wohin Hauser bestellt worden war, zu einer Jahreszeit, in welcher die Bäume unbelaubt sind, aus den Fenstern mehrerer an den Garten grenzenden Häuser übersehen werden. Wie gewagt war also hier ein Mordanfall.

Ferner mußte der Mörder voraussetzen, K. H. würde bei so rauher Jahreszeit, wie gewöhnlich, mit einem Mantel bekleidet ausgehen, und doch hatte er, wie aus der Verwundung sich ergeben, nur ein sehr schwaches Werkzeug zum Angriff gewählt. Wie überaus gewagt war aber der Mordanfall mit einem solchen Instrument, wäre Hauser nicht ohne Mantel erschienen.

Es hatte der Meuchelmörder auch wirklich Bedenken getragen, das Verbrechen am artesischen Brunnen auszuführen. Er wählte den Platz am Utzischen[1]) Denkmale.

[1]) Das „tz“ gehört nicht mir, sondern meiner Quelle. — L.

Das Wagnis bei dem Wechsel des Platzes war jedoch nicht geringer; denn bei dem Denkmale vorbei führt ein Weg durch den Hofgarten, den viele aus der Stadt zurückkehrenden Landleute nach der Umgegend zu nehmen pflegen; wie leicht war hier also eine Überraschung möglich; vielleicht konnte ein Hilferuf Hausers die Ergreifung seines Verfolgers zur Folge haben.

Es ist überdies aber gar nicht einzusehen, wodurch der Verbrecher sich versichert halten konnte, daß Hauser, zum artesischen Brunnen bestellt, ihn am Utzischen Denkmale aufsuchen würde.

Es schien kaum anders denkbar, als daß K. H., wenn er am Brunnen weder Thon fand, noch einen Menschen antraf, zumal bei dem schlechten Wetter, sich nach der nahe an diesem Ort belegenen Wohnung des Hofgärtners begeben würde, bei welcher der Ausgang aus dem Garten nach der Theresienstraße ohnehin vorbei führt. Es lag auch nicht die geringste Wahrscheinlichkeit vor, Hauser werde den ihn von der Gärtner-Wohnung sowie von den Garteneingängen entfernenden Weg nach dem Utzischen Denkmale einschlagen. Ebenso wenig, wie der in der Holzkammer im Daumerschen Hause lauernde Verbrecher, als er den zweimal bei der Kammer vorübergehenden, zum Todesopfer ausersehenen jungen Menschen ungehindert passieren ließ, vorherwissen konnte, daß Hauser von einer Nuß essen und in Folge dieses Genusses das Appartement besuchen werde, ebensowenig konnte der im Garten lauernde Mörder annehmen, daß Hauser vom artesischen Brunnen aus ihn in seinem Verstecke aufsuchen werde.

Will man nicht annehmen, der mordbegierige Mann sei allwissend gewesen, so muß sein Benehmen, so gewagt er in der Einleitung auch zu Werke gegangen war, in der weitern Verfolgung seiner Zwecke äußerst einfältig erscheinen.

Daß dieser Mensch Hauser am Brunnen erwartete, und ihn dann nach dem Denkmal verlockt hat, oder daß er in einiger Entfernung seiner Richtung folgte, dies ist weder von Hauser angegeben worden, noch hat sich eine Spur im Schnee vorgefunden, die darauf hingedeutet hätte. Der Mörder ließ also alles auf einen Zufall ankommen, der sich kaum sonderbarer ereignen konnte, wie es geschehen ist.

Hiermit endet jedoch das Unbegreifliche in dem Benehmen des Meuchelmörders noch nicht.

Über jedes Erwarten war bis hierher alles gelungen. Hauser hatte von der wiederholten Einladung nichts verlautbart; er erschien allein im Garten, auch zeigte sich keine Spur von Anordnungen, die etwa gegen den lauernden Mörder getroffen waren. Hauser suchte sogar, als er niemand am Brunnen fand, den Verbrecher da auf, wo dieser sein Opfer gar nicht erwarten konnte; auch war er in einer Bekleidung, die das Geschäft erleichterte. Der Angefallene wehrte sich nicht, er schrie nicht, sein Leben war seinem Verfolger preisgegeben, nichts hinderte diesen, Hauser auf der Stelle zu töten. Der Verbrecher begnügte sich mit einem Stoß, und Hauser entlief . . . Weder aus Hausers Angaben, noch sonst hat sich ergeben, daß äußere Umstände den Verbrecher gezwungen hätten, Hauser entweichen zu lassen.

Der ganze Vorgang ist so eigentümlich, daß sich die bündigsten Zweifel erheben müssen: ob Hauser die Wahrheit ausgesagt hat. Es ist jedoch das Eigentümliche der Mordgeschichte mit diesen Vorgängen noch nicht erschöpft. Der Verbrecher hat nicht allein das Entkommen des Verwundeten nicht verhindert, sondern überdies noch einen Zettel hinterlassen, der möglicherweise zu seiner Ermittelung beitragen konnte und dann seine Überführung erleichtert haben würde. Damit auch dieser Zettel in dem Schneegestöber nicht etwa verloren gehen möchte, war er gegen Beschädigung durch Aufbewahrung in einem Beutelchen gesichert. Dennoch gelang es dem Mörder, ohne daß irgend eine weitere Spur von ihm sich gezeigt hätte, zu entkommen.

Wie bei dem ersten Mordversuche alles still und ruhig abgelaufen war, so auch jetzt . . . Der Mörder behielt ausreichend Zeit zum Entkommen. Hauser wendet sich an keinen der im Garten oder in der Nähe wohnenden Menschen; er trifft, nachdem er den Ausgang des Gartens erreicht hatte, im Schloßhof den Melbermeister (bei Grimm Mehlhändler, also wohl Mühlner [so] B.; doch weder diesem Manne, noch irgend einem anderen Menschen auf dem Wege nach seiner Wohnung macht er eine Mitteilung . . .

Hauser läuft, im Meyerschen Hause angekommen, die Treppe hinauf; hier wendet er sich an Meyer, zeigt auf seine Wunde, ohne

ein Wort zu sagen, reißt Meyer mit sich fort, indem er dem Hofgarten wieder zuläuft, und nur dann, als Meyer ihm nicht weiter folgen will, und auf halbem Wege nach dem Utzschen Denkmale zum Rückweg genötigt, stößt er die Worte hervor: „Hofgarten gegangen" — „Mann" — „Messer gehabt" — „Beutel geben" — „gestochen" — „ich laufen was könnt" — „Beutel muß dort liegen". — Wir hören und sehen hier wieder den Kaspar Hauser von ehemals. Es wiederholen sich die Auftritte bei seinem Erscheinen in Nürnberg und sein Benehmen bei dem ersten Mordanfall . . . Er erzählt nicht, was vorgefallen; er giebt keine bestimmte Beschreibung des Meuchelmörders. Sein einziges Bestreben war auf die Herbeischaffung des Beutels gerichtet, an dessen Inhalte er jedoch nachher kein weiteres Interesse nahm.

„Ä Reutä wähn" — „woas nit" — „hoam weissa" — „Professor erzählen" — „Abtritt" — „Mann schlagen" — in diesen unzusammenhängenden Sätzen äußerte sich der Ankömmling in Nürnberg . . . (und) gab er Auskunft über den ersten Mordanfall, und jetzt, bei vollem Bewußtsein, der Unwissenheit eines Kindes längst entzogen, mit der Fähigkeit, die Verhältnisse des Lebens scharf zu beurteilen, bedient er sich auch jetzt nur ähnlicher Sätze wie ehemals, um seinen Unfall kund zu thun.

Wie K. H. später angab, hatte der Bote ihn am Eingange des Gerichtsgebäudes gesprochen, wo sie von allen Vorübergehenden bemerkt werden konnten, aber es fand sich dennoch auch nicht ein Zeuge mit der Angabe, daß er von des Boten Verkehr mit Hauser etwas bemerkt habe. Der Meuchelmörder war mehrere Tage in Ansbach oder in der Nähe von Ansbach gewesen; doch lieferten die Nachforschungen keine Spur von seiner Anwesenheit. Überall stößt man auf Umstände, die nicht in Einklang zu bringen sind, wenn man die Ansicht festhalten will, daß Hauser von fremder Hand verwundet worden sei. Betrachtet man dagegen die Begebenheit aus dem Gesichtspunkte, ob nicht eine Selbstverletzung stattgefunden habe, so reihet sich allerdings alles natürlicher und faßlicher aneinander.

Hausers Charakter und sein Betragen sind durchaus nicht geeignet, das Vertrauen zu der Richtigkeit so vieler, an sich so unglaub-

hafter Begebenheiten (seine(r) Einkerkerungsgeschichte, der (des) Mord-versuch(s) im Daumerschen Hause) zu verstärken. Im Gegenteil zerfließt die Einkerkerungsgeschichte des Wunderkindes mit allen daran geknüpften Vorfällen ganz in das Märchenhafte, sobald man Hausers Persönlichkeit und sein Benehmen schärfer ins Auge faßt.

Auch sah der junge Mensch sich endlich erkannt, und seine früheren Aushilfsmittel hatten ihre Kraft verloren. Seine Hoffnungen, den ernsten, ihm unangenehmen Anstrengungen des gewöhnlichen Lebens sich abermals zu entziehen, waren erloschen. Er hatte eine völlige Entlarvung dringend zu besorgen; sein Ehrgeiz, der eine falsche Richtung genommen, war tief verletzt. Schon einmal hatte eine Verwundung die ihm nachteiligen Zweifel augenblicklich niedergeschlagen; schon einmal war er dadurch aus sehr unangenehmen Verlegenheiten gezogen worden; in neuer Frische war die Romantik seines Lebens damals aufgeblühet. Es ist, zieht man dies alles in Betracht, wenigstens nicht unnatürlich, sich für die Meinung zu bestimmen, daß Hausers Nachsinnen ihn darauf leiten konnte, durch ein entscheidendes Unternehmen sich eine neue Bahn zu brechen; auch wenn er sogar die Möglichkeit eines zu seinem Untergange führenden Mißlingens geahnet hätte . . . Auch die Ausführungsart ist motiviert, wenn man Hausers Persönlichkeit berücksichtigt und in Erwägung zieht, wie leicht seine Angaben über die früheren Ereignisse Glauben gefunden."

XIII.

Kaspar Hausers Tod

am 17. Dezember 1833.

„Viele Katzen sind der Maus Tod."
Kaspar Hauser.

Die freiwillige Selbstverletzung war ein unfreiwilliger Selbstmord gewesen. Am Montag Mittag den 16. Dezember fand ihn sein Pfarrer zwar gelbsüchtig, aber heiter, wenn er gleich kurz und schwer atmete und über Schmerzen in der linken Seite klagte. Er sprach mit Fuhrmann, meinte, es gehe ihm jetzt besser, und hörte es gerne, als dieser ihm bemerkte, wenn er wieder gesund sei, so werde er mit der unterbrochenen Papparbeit fortfahren. „Da ich Kaspar so auf dem Wege einer schnell fortschreitenden Besserung wähnte, glaubte ich, er werde nun nur der Erholung wegen noch einige Tage das Bett hüten müssen, und nahm mir vor, am nächsten Tage ihm einen Abendbesuch zu machen und ihm ein paar Stunden durch Unterhaltung zu verkürzen" (Fuhrmann).

Am Dienstag aber, so hat seine Wärterin Karoline Lorenz eidlich ausgesagt (Akt C V861), fing er schon nachmittags gegen 3 Uhr an zu phantasieren und äußerte namentlich, wie sie deutlich hörte: „was mit Bleiweiß geschrieben ist, kann man nicht lesen." So sagte er auch der Zeugin Emma Kitzinger: „Ich muß heute noch vieles schreiben, aber alles mit Bleistift." Abends um 6 Uhr fand Dr. Horlacher bei seinem Patienten „kaltes eingefallenes Gesicht, kalte Extremitäten mit kaltem Schweiß bedeckt, einen sehr kurzen Atem, an den Händen keinen Puls, alle Zeichen des herannahenden Todes." Nach Horlachers Besuch begab er sich mit Beihilfe auf den Nachtstuhl, begann dort aber zu sinken und wurde,

einer Ohnmacht nahe, wieder auf sein Lager zurückgebracht. Auf die Nachricht, daß es schlimm mit ihm gehe, ging der Sohn des Hauswirts, Konditor Vogel, wieder auf Hausers Zimmer, wo er die Wärterin allein bei dem Kranken traf. Da dieser etwas tief im Bette lag, versuchte Vogel ihn etwas höher hinauf zu rücken. Er äußerte — wie dem Vogel schien phantasierend — „Dame — stark", was er einigemal wiederholte. Auf einmal raffte er sich zusammen, richtete sich mit sichtlicher Anstrengung im Bette auf und sprach mit weit aufgerissenen Augen und ausgebreiteten Armen, die (wie Vogel ausgesagt hat, „mir sehr auffallenden, von mir jedoch ganz genau vernommenen") Worte: „ach Gott, ach Gott, so abkratzen müssen in Schimpf und Schande."[1])

Gegen 7 Uhr stellte sich ein Erstickungsanfall ein, und es wurde der am nächsten wohnende Dr. Heidenreich eiligst herbeigerufen. Er rückte Hauser mit Vogels Beihülfe höher hinauf, wobei Vogel vernahm, „daß Hauser die Frage an ihn richtete: versprechen Sie mir, daß Sie mir helfen wollen?" Darauf entfernte sich Vogel. Hauser erkannte die Umstehenden (auch Heidenreich) nur in einzelnen Momenten. Seine sichersten Äußerungen der letzten Stunden wollen wir unbefangen mit anhören.

[1]) Auch die Wärterin hat diese „schnell" ausgesprochene Äußerung „ganz deutlich verstanden". Auf die Frage des Untersuchungsrichters: „Hat Sie nicht gehört, daß Hauser, während der junge Vogel bei ihm war, im Phantasieren etwas von einer Dame gesprochen hat?" — hat sie geantwortet: „Ja, ich hörte ihn einmal das Wort Dame aussprechen, ohne jedoch zu wissen, was er damit sagen wollte." Ob er an seine Kannewurf dachte? Den 7. Oktober hatte er noch nach Wien geschrieben. Da zur Zeit niemand im Krankenzimmer war als die beiden eidlich vernommenen Zeugen, ist hiermit Daumers Flunkerei (1873 S. 350), ein Versuch, die Zauberschlösser wieder zu erschließen, erledigt. Er läßt H. nämlich sagen: „Dam — groß Dam — stark genug — groß Dam — Gott erbarm Dich ihr!" Im Jahre 1838 (Septembernummer S. 2) veröffentlichte er „aus den nächsten Quellen" (d. h. aus Meyers Aufzeichnungen, wobei notwendig Dr. J. Meyers Denkschrift 1883, S. 22—24 zu vergleichen ist), die vermutlich echte Äußerung Hausers: „Viele Katzen (sind) der Maus Tod." Er sah darin „einen deutlichen Beweis, daß K. H. glaubte, durch Nachstellungen aus dem Wege geräumt worden zu sein" — denn D. fühlt nicht, daß er selbst eine der schlimmsten Katzen gewesen ist, welche die schwache Maus zu Grunde gerichtet, durch ein Leben der Unwahrheit zu Tode gehetzt haben. Zutreffender ist seine Bemerkung gegen Fuhrmanns dumme Religionsdressur.

Fuhrmann (abends nach 7 Uhr herbeigerufen): „Guten Abend, lieber Kaspar — wie fühlen Sie sich denn?“

„Wohl! Ich habe keine Schmerzen, aber meine Glieder werden mir so schwer, ich bin sehr müde.“

„Wollen Sie nicht beten, lieber Kaspar?“

„Ich kann nicht beten — bin so matt — die Gedanken vergehen mir gleich.“

Darauf sprach der Pfarrer ein Gebet vor: „Gott, Vater in Jesu Christo, den ich auch als meinen Vater kennen gelernt habe, zu Dir, der Du in der Schule der Prüfung mich frühe schon geübt, aber immer treu und väterlich beschützt hast, zu Dir wende ich mich“ u. s. w.

Nach dem von Hauser wiederholten „Amen“ legte er sich auf die rechte Seite und schlief etwas ein. Bald erwachte er aber mit dem Begehren nach Wasser, sodaß Fuhrmann sich ihm wieder nahte:

„Lieber Hauser, wie ist denn der Zustand Ihres Gemüts; sind Sie denn auch innerlich recht ruhig, drückt Sie kein Anliegen, wofür Sie Erleichterung wünschen?“

„Warum sollte — ich — nicht ruhig sein? — ich — habe — ja alle Menschen — die ich — kenne — um Verzeihung gebeten. — Der liebe Gott — wird mich gewiß — nicht verlassen.“

„Nein, das wird der liebe Gott nicht, er wird sich freuen über Ihren christlichen demutsvollen Sinn, dessen Äußerungen ich als Ihr Religionslehrer mit großem Vergnügen vernehme. Aber ich muß Sie doch auch darauf aufmerksam machen, daß Christus unser Herr auch fordert, daß wir unserm Mitmenschen vergeben, und ich frage Sie deswegen in diesem ernsten Augenblicke, ob Sie auf niemanden in dieser Welt zürnen, ob Sie keinen Groll auf jemand im Herzen haben.“

„Warum — sollte ich — Groll — oder Zorn — haben, es — hat — mir — ja — niemand — was gethan.“

Lehrer Meyer (abends um 9): „Lieber Hauser, haben Sie mir nichts zu sagen? Sehen Sie mich recht aufrichtig an! Sie wissen ja, daß ich es gut mit Ihnen meine.“

„O viel — recht viel — hätte ich Ihnen zu sagen; aber kann nicht sagen.[1]) Recht viel Dank (mit Darreichung der Hand) — für die — vielen Lehren — und Mahnungen, die Sie mir gegeben haben. Ich — kann — nicht — aussprechen — wieviel ich — Ihnen schuldig bin" . . .

Nach einer kleinen Pause, ohne jede weitere Anregung:

„Es — giebt — viele Menschen — die — sich mehr vom Bösen — hinreißen — lassen — als vom — Guten. Ich — auch — mehr — vom Bösen — hingerissen worden; aber — wieder auf den rechten Weg kommen. Es — giebt — schlechte Menschen — die einen auf den bösen Weg führen; mich — auch — schlechte Menschen — vom rechten Weg — abwendig gemacht — aber bin wieder auf den rechten Weg gekommen; jetzt habe ich den rechten Weg. Ich werde jetzt — vielleicht — nur noch — einige Stunden — auf dieser Welt leben."

„Noch einmal großen Dank. Wo ist denn Ihre Frau Gemahlin?"

„In der anderen Stube."

„Sagen — Sie ihr — auch — recht viel Dank — für alles — was sie mir gethan hat."

Hickel: Kennst Du mich Hauser?"

„O ja, Herr Oberleutnant."

„Hast Du nichts an den Herrn Grafen?"

„An Herrn Grafen, ja — auch viel — Dank. — Er — soll — auch auf dem — rechten Weg — bleiben, daß ihn nicht die Fehler, von denen — er — auch — nicht ganz — frei ist — hinreißen. Er macht — vieles — durch seine Wohlthaten gut — mir auch — Wohlthaten — erwiesen, in — der anderen Welt — abgerechnet werden — sonst — gings auch schlecht." Pause.

„Verderben (Sünde) — nicht mehr losmachen — das Ungeheuer — stärker als ich." Pause.

„Wenn Ihr seht, — daß einer von dem rechten Wege — abweichen will — so — zieht — ihn — sogleich — bei den Haaren zurück." Pause.

[1]) Im Beisein der vielen Umstehenden?

„Schwerer Kampf — den kann nicht jeder Mensch bestehen.“ [1])
Öfter und nach verschiedenen Zwischenräumen:
„Müde — sehr müde — alle Glieder — werden mir — zu schwer.“
Fuhrmann: „Vater, nicht mein“ —
Hauser: „sondern — Dein — Wille — geschehe.“
Fuhrmann: „Wer hat so gebetet?“
Hauser: „Der Heiland.“
Fuhrmann: „Wann?“
Hauser: „Vor seinem Sterben.“
Einige Minuten später hörte man nur noch die Worte: „Müde — recht müde — muß — noch — große — Reise machen.“

Um dreiviertel auf 10 Uhr schwand das Bewußtsein, und er antwortete auf keine Frage mehr. Das Gesicht der Wand zukehrend, verschied er ruhig und sanft, als die Uhren der Stadt eben anfingen zehn zu schlagen.

Es hat also niemand den vollen sittlichen Mut gehabt, ihn in den letzten Stunden herzlich zu ermahnen, die Welt nicht mit einer Unwahrheit zu verlassen. Niemand ist der Pflicht nachgekommen, ihm ehrlich den Vorhalt zu machen, daß seine Angaben nur das Werk seiner eigenen Erfindung gewesen sind. Und da sollte Kaspar Hauser allein zu der sittlichen Größe umgewandelt werden, im Angesicht des Todes mit der Unwahrheit zu brechen? Das war unmöglich. Seine letzten Äußerungen: „alles mit Bleistift schreiben — kann man nicht lesen — so abkratzen müssen — viele Katzen der Maus Tod — kann nicht sagen — vom Bösen hingerissen — das Ungeheuer stärker als ich — bei den Haaren zurückziehen — niemand mir was gethan,“ bedürfen wohl keiner Auslegung. Diese entscheidenden Erklärungen gab er bei vollem Bewußtsein.

In dem (Nürnberger) Korrespondenten von und für Deutschland vom 19. Dezember, in der Allgemeinen Zeitung (Augsburg) vom Freitag dem 20. Dezember (No. 354) und der Frankfurter Ober-Post-Amts-Zeitung vom 21. Dezember 1833 liest man:

---

[1]) Von Fuhrmann ins Dogmatische übersetzt: „Den kann der Mensch nicht allein bestehen.“

Todes-Anzeige.

Kaspar Hauser, mein geliebter Curand, ist nicht mehr. Er starb zu Ansbach gestern Nachts 10 Uhr an den Folgen der am 14. d. durch einen Meuchelmörder erlittenen Verwundung.

Ihm, dem Opfer greuelvoller elterlicher Unnatur, sind nun die Räthsel gelöst, an welche die Vorsehung sein trauriges Daseyn geknüpft hatte. Im ewigen Frühling jenseits wird der gerechte Gott ihm die gemordeten Freuden der Kindheit, die untergrabene Kraft der Jugend und die Vernichtung für ein Leben, das erst seit fünf Jahren ihn zum Bewußtseyn des Menschen erhoben hatte, reich vergelten.

Friede seiner Asche!

Nürnberg, am 18. Dezember 1833.

Binder, erster Bürgermeister.

Wie sehr solches Phrasengeklingel damals gefiel, wollen wir mit einem noch nicht gedruckten Brief des Oberpostdirektors v. Fahnenberg (Karlsruhe am 22. Dez. 1833) an Binder belegen.

„Euer Hochwohlgeboren!

Mit inniger Rührung las ich in öffentlichen Blättern die Ihrem Gefühle so viel Ehre machende Todesanzeige des armen K. Hauser. Als Menschenfreund halte ich mich verpflichtet, Ihnen für alle die Wohlthaten zu danken, die Sie, edler Mann, diesem Unglücklichen erwiesen haben. Wenn es nicht unbescheiden ist, wage ich zugleich eine Bitte an Sie zu thun. Ich wünschte nämlich ein recht ähnliches Bild von Hauser zu haben und ersuche Sie daher bei einer der dortigen Kunsthandlungen zwei Abdrücke des gelungensten Kupferstiches von ihm zu kaufen und mir mit der Post zu senden. Den Betrag dafür bitte ich auf der Post sogleich auf mich nachzunehmen. Ich kann mich hinsichtlich der Auswahl an niemand besser wenden, als an Sie. Denn wer kannte denselben wohl näher, als gerade Euer Hochwohlgeboren? Wollten Sie damit noch die weitere Bitte (Güte?) verbinden, mir auch einige Proben von Hausers Handschrift zu senden, so würden Sie mich noch besonders verbinden. Vergeben Sie mir übrigens diese Zudringlichkeit und empfangen Sie zugleich die Versicherung meiner innigen Hochachtung. Euer Hochw." u. s. w.

Binder aber schickte den Brief nach Ansbach an Stichaner und äußerte in seinem Begleitschreiben u. a.: „Die Bildnisse werde ich ihm schicken, wegen der Handschrift Hausers aber verweise ich ihn an

seinen Erzieher Meyer oder an das Appellgericht. Was ich von Hauser habe, gilt mir als heilige Reliquie und gebe ich nicht in fremde Hände."

An demselben Tage, an dem der Bürgermeister sein Kasparrequiem komponierte, schuf der Lustspieldichter Adolf Bäuerle zu Wien[1]) für seine Theaterzeitung noch eine ganz andere (leider von der Censur gemilderte) Todesnachricht, die in mehrere öffentliche Blätter übergegangen ist.

Ansbach, den 18. Dezember 1833.

Verehrter Freund!

Wie soll ich Ihnen meine Gefühle schildern! Kaspar Hauser, an dessen Schicksal ganz Europa teilgenommen, der Jüngling, der den größten Teil seiner Jugend in einem grabähnlichen Kerker vertrauerte, der erst seit fünf Jahren der menschlichen Gesellschaft wiedergegeben wurde, in dieser Zeit aber eine ungewöhnliche, beinahe unglaubliche Entwicklung an Geisteskräften kund gab, sodaß er schon in einer öffentlichen Anstellung verwendet werden konnte — dieser an Menschenschicksalen und Naturgaben so reiche, an Liebe seiner Angehörigen so arme Jüngling ist nicht mehr! Sein unversöhnlicher Feind, der ihn wahrscheinlich um Vater und Mutter betrogen und allen Anzeichen nach um sein Erbe bestohlen, hat gesiegt; er hat ihm nicht nur alle irdischen Güter, er hat ihm auch das Leben geraubt, und damit er nie — wie er in seinem Wahne hofft — entdeckt werden könne, hat er ihm den Mund mit Erde verstopft, zu seinen Schandthaten auch die eines Mordes gesellend. Das große Trauerspiel ist nun ausgespielt, und der Vorhang über den bejammernswerten Findling gefallen. Aber die Lichter, welche diese Begebenheit beleuchten, sind noch nicht ausgethan; ein Licht hat der Verruchte zwar erstickt, aber die Sonne der ewigen Vorsehung, die hellleuchtenden Fackeln der nie ruhenden Gerechtigkeit glänzen in erneuter Klarheit, und es wird nicht lange währen, der Entsetzliche wird,

[1]) Vgl. Konrad Teubler, I. Leipzig 1886, S. 91. Auch in Wien war Heißhunger. „Der Oberhofmarschall von Spiegel zu Weimar, den ich seit längerer Zeit kenne, erbat sich von mir aus besonderem Auftrage die genauesten Mitteilungen, die ich auch an seinen Bruder, den österreichischen Feldmarschall-Leutnant in Wien, wo man sich nicht minder angelegentlich für Hauser interessiert, gelangen ließ." Hofmann an Klüber am 28. Dezember 1833.

von der Brandflamme seines eigenen Gewissens getrieben, sich selbst verraten. Ob er nicht jetzt schon der gräßlichsten Strafe, der seiner Schuld, verfallen, wage ich nicht zu bezweifeln. Wo er hinhorcht, muß er seine That mit Millionen Verwünschungen hören. Der Dolch, mit dem er Hauser niedergestoßen, schneidet bei weitem weniger als die Stacheln seiner Blutschuld. Daher sind alle Stimmen einig, daß gewiß nach kurzer Frist hier ein Schleier gelüftet wird, der dem unschuldigen Opfer die Herzen der ganzen Welt zuführen, dem Mörder hingegen nur Verzweiflung und Wahnsinn bereiten wird. — Wie die That geschehen, der arme Hauser von dem Elenden verlockt wurde, dies melde ich Ihnen in diesem Schreiben nicht, haben Sie doch den ganzen Vorgang bereits in den öffentlichen Blättern gelesen; aber mit Wehmut melde ich Ihnen, daß ich noch am Tage seines Todes mit ihm gesprochen und aus seinem Munde — was ich mir freilich erst jetzt deuten kann — Worte vernommen habe, aus welchen hervorgeht, daß Kaspar Hauser wähnte, daß er am Ziele seiner Ungewißheiten und Zweifel sei. Er sagte zwar gegen niemanden ein Wort, daß ein Fremder ihn aufgesucht, um ihn zu sprechen, aber er gab doch einigen Personen Andeutungen, die er in die Erzählung eines Traumes hüllte. So auch mir, und ich will dies hier erzählen. „Hartmann“, sprach er, „vielleicht morgen schon weiß ich, weiß die Welt, wer ich bin! Schon zwei Nächte erscheint mir im Schlafe eine Gestalt, die mir mit Bestimmtheit verspricht, mir eine verläßliche Nachweisung über mein Herkommen zu geben. Reich, sehr reich bin ich! Das ist gewiß; was ich jedoch noch bin, das ist mir noch nicht klar; aber morgen! morgen! kann ich es Ihnen sagen.“ Ich entgegnete: „Wie? ein Traum? Hauser, ein bloßer Traum?“ — „Ach, dieser Traum“, versetzte Hauser, „dieser Traum bringt mir Gewißheit. Nur eins mußte ich meinem Unbekannten schwören: nie meinen Verfolger den Gerichten zu übergeben; ich that's, mit freudigem Herzen that ich's, ich werde meine Zusage halten — erfahr' ich doch endlich, wer mein Vater, meine Mutter waren; ich Armer! wußte ich doch nie, was ein Vater und eine Mutter sind.“ Es war zwei Uhr nachmittags, als er dies sprach, und er bat mich, ihn zu verlassen. Ach, er drang in mich, um seinen letzten Gang zu thun. Der nämliche Unbekannte, von dem er wie von einem Traume sprach, senkte ihm den Dolch ins Herz. Sein Geheimnis ist ihm nun zu klar. — Noch vor seinem Ende eilte ich zu ihm, und nach vielen Hindernissen war es mir erlaubt, mich seinem Leidensbette nahen zu dürfen. Er faßte mich an der Hand. „Lieber Doktor“, stotterte er, „hätte ich Ihnen doch keine Lüge gesagt, Sie hätten mich gerettet. Sie

legten auf den Traum kein Gewicht, die Wirklichkeit hätten Sie gewiß mit noch mißtrauischeren Augen betrachtet. Ich ging in eine gräßliche Falle. Gott aber wird richten, mit dieser Zuversicht sterbe ich." Und er schloß sein Auge und war nicht mehr. Ich behalte mir vor, Ihnen schnell Bericht zu erstatten. Wie ich das Geringste erfahre, was auf diese merkwürdige, höchst tragische Begebenheit Bezug hat, so schreibe ich Ihnen. Es sind viele Menschen als verdächtig eingezogen worden, aber ich fürchte, der Mörder ist nicht unter ihnen.

Dr. Hartmann.

Auf gerichtliche Vernehmung gestand der Redakteur: „Ich muß aufrichtig bekennen, daß dieser Brief in der Theaterzeitung von mir selbst verfaßt worden, und der Name Dr. Hartmann von mir bloß fingiert worden ist. Der ganze Brief ist eine Zusammenstellung verschiedener Gerüchte, Erzählungen und Zeitungsnachrichten und zählt zu den vielen Mystifikationen, welche bezüglich des Kaspar Hauser in den öffentlichen Blättern so häufig vorkommen."

Das Begräbnis fand auf Stanhopes Kosten statt und rief am 20. Dezember Tausende von Menschen nach dem Kirchhof. In Fuhrmanns Altarrede in der Friedhofskirche fehlt weder die „unerhörte Grausamkeit" der gewissenlosen Eltern noch die „düstere Abgeschiedenheit ohne Regung kindlicher Gefühle" noch der „tierähnliche Zustand" am 26. Mai 1828 abends zwischen 4 und 5 Uhr noch der „Mordversuch" vom 17. Oktober 1829. Das alles aber wurde durch Beten und Singen um nichts geschichtlicher als die dort ausgesprochene Behauptung: „Graf Stanhope — kam auf seinen Reisen (1831) nach Nürnberg und hatte den Unfall, daß ihm etwas an seinem Wagen zerbrach. Während des dadurch verursachten Aufenthalts sprach er den Wunsch aus, den Findling Kaspar Hauser genauer kennen zu lernen, und wurde darauf auch mit ihm bekannt gemacht." Der liebe Gott sollte wohl den Wagen umgeworfen haben, um dem Findling einen Pflegevater zu schicken; diese Fügung ist aber nur erdichtet.

Ein Stadtgerichtsdiurnist, Rabus, machte den 21. Dezember dem Untersuchungsgericht folgende schriftliche Anzeige: „Dem Vernehmen nach soll in vergangener Nacht der Versuch gemacht worden sein,

den gestern beerdigten Hauser auszugraben, welches die Frau des Totenvögtlein Weiß als ganz bestimmt bei einem Metzger, bei dem sie heute Fleisch holte, behauptet hat. Auch hat Nachtwächter Müller drei Mannspersonen über die Kirchhofsmauer steigen sehen und soll dabei Lärmen gemacht haben. Mein Kollege Pedrazzi und ich, wir wollten uns heute mittag davon überzeugen, allein wir fanden den Kirchhof gegen die Gewohnheit verschlossen, und der Vorfall wurde von der Totengräberin Wörrlein widersprochen." Der Stadtmagistrat Ansbach antwortete den 24. Dezember auf eine Requisition des Untersuchungsgerichts vom 22.: „Es ist weder ein Versuch, den Leichnam des Kaspar Hauser auszugraben, gemacht worden, noch hat der Nachtwächter Müller Personen über die Kirchhofsmauer steigen sehen, wie Müller glaubhaft versichert. Beide Nachrichten sind also nicht gegründet und gehören unter die vielen falschen Verbreitungen, welche zur Zeit in so starker Anzahl das Publikum beschäftigen. Übrigens haben wir nun schon vier Nächte hindurch in dem Kirchhof — Wache aufstellen lassen; es hat sich aber nicht das Geringste ergeben, weswegen wir von heute an diese Wache einstellen wollen." Das Märchen war aber 1884 noch nicht völlig aus der Hausertradition verschwunden.

Hofrat Schlemmer in Hanau stiftete im Februar 1834 Kaspar Hauser ein poetisches Grabmal, eine klassische Apotheose in lateinischer und deutscher Sprache, die so anfängt:

Astra ferit clamor resonans per rura, per urbes!
Grande nefas, maius quo nullum ab origine mundi,
Mente infernali crudelique arte patratum,
Terruit humanas mentes crescente stupore.

Insons heu iuvenis, pius atque miserrimus, iste
Expositus Norimbergae quasi lapsus ab alto,
Post et adoptivus filius praenobilis Angli
Nunc cecidit sica scelerati vulnere multo.
O facinus nullis sacris precibusque piandum!

Im deutschen Texte heißt es: „Er, der mit Brot und Wasser so kümmerlich nährte sein Leben hier auf Erden, in Kerkers Nacht so enge verschlossen: Jetzt in des Äthers Höh' — umkreiset von

zahllosen Sternen — Nur Ambrosia kostend und Nektar, genießt er inmitten seliger Götter" u. s. w. Das wäre nun weiter nicht gefährlich, empörend ist aber, daß dieses Exercitium griechisch und deutsch mit einem Text aus dem Hebräerbrief (Kap. VII V. 3) ausgestattet wurde: „Ohne Vater, ohne Mutter, ohne Geschlecht, und hat weder Anfang der Tage noch Ende des Lebens" — wo in der Bibel sofort folgt: „er (es war von einem König der Gerechtigkeit, Melchisedek zu Salem, die Rede) ist aber verglichen dem Sohne Gottes und bleibet Priester in Ewigkeit"![1])

Wenn man die ganze Korrespondenz Stanhope-Klüber-Hofmann gelesen und daraus Klübers genaue Wissenschaft von Stanhopes nur zu sehr berechtigtem Zweifel urkundlich erfahren hat, kann man ohne Entrüstung nicht entdecken, daß derselbe Klüber anonym wider Stanhope schrieb: „Hausers Freunde (ihrer sind sehr viel!) fragen nun: warum ward im Sommer 1833 die nicht eilfertige Reise von Frankfurt (Klüber!) nach Konstanz über Stuttgart, und nicht über das gar nicht weit seitswärts liegende Ansbach gerichtet? (Das

---

[1]) Hätte der Hofrat etwas von der Wacht am Grabe gewußt, er würde wohl auch noch Ev. Matth. XXVII V. 67 und XXVIII. V. 12—15 angezogen haben? Daß der Hauserglaube in anderer Umgebung zu der Entstehung einer wirklichen fanatischen Sekte geführt haben würde, ist der Kirchengeschichte unschwer zu entnehmen. So gilt z. B. den erst im vorigen Jahrhundert entstandenen Skopzen, Kastraten, Zar Peter III. für Christus, und das 1832 verstorbene Sektenhaupt Kondratii Ssewilanow für Zar Peter III. (Vgl. Pelikan, gerichtlich-medizinische Untersuchungen über das Skopzentum in Rußland, Gießen 1876). Auch Bayern zeigt sich für solche „Vergottungen" empfänglich. Auf der Schleife eines Totenkranzes, bei der Bestattung eines Sektenhauptes zu Baireuth, war zu lesen: „Unserem Gott Richard Wagner!" (Schreiben des Herrn Professor Dr. Ebrard, aus Erlangen den 27. März 1883, an Herrn Gymnasial-Oberlehrer Dr. Bernhard Spieß in Wiesbaden.) Beim „Hauserianismus" denke man an Binders „heilige Reliquien", an Feuerbachs, Tuchers und Daumers Blasphemieen, an die Eingebungen, Visionen, Kasparophanien, an die noch jetzt stattfindende Verehrung seines Grabes u. s. w. Während des ersten Zeitraumes nach Hausers Tod sind Kaspargläubige „mit Freude" gestorben, weil jetzt das große Rätsel bald für sie gelöst sein würde! Lehrer Meyer dagegen erklärte noch auf seinem Sterbelager seinen berühmten Zögling für einen Schwindler und hinterließ die Aufhellung der Wahrheit seinen Söhnen gleichsam als ein Vermächtnis.

fragt der Mann, der oben S. 293 geschrieben und auf seine Mitteilung an Stanhope den 11. Oktober 1833 die Antwort erhalten hatte: „Tausend Dank für Ihre gütige Mitteilung Ihres Briefes an den Hofrat Hofmann, der mir aus der Seele geschrieben ist!") Als am 14. Dezember, sagen sie, Hauser lebensgefährlich verwundet war, bemächtigte sich unserer unwiderstehlich der Gedanke, auf die erste Kunde werde der edle Lord herbeieilen, um wenigstens Seelentrost zu spenden und die Erforschung des Frevlers zu unterstützen. Als 78 Stunden später der Unglückliche dahin geschieden war, bemitleideten wir schon den Trostlosen, wenn er im Augenblick der Ankunft den Liebling seines Herzens als Leiche erblicken, oder gar schon der Mutter Erde hingegeben finden würde; im Geiste sahen wir schon das Denkmal, welches im einfachsten und edelsten Stil, gesetzt von dem treuen Pflegevater, der Mit- und Nachwelt die Stelle bezeichnen werde, wo die Gebeine eines beklagenswerten Sohnes des seltsamsten Schicksals ruhen, unter dem Sinnspruch: Unerforschlich sind die Wege des Schöpfers. Doch der Erwartete fand sich nicht ein, und das Monument scheint uns wie im Traume erschienen zu sein." Jawohl, genau wie Kaspars Diffugere nives! Denn Klübers eigenhändiger Entwurf liegt vor mir: „Caspar Hauser | ein | beklagenswerther Sohn | des seltsamsten Schicksals | starb | zu Ansbach am 17. Dezember 1833 | alt ungefähr 2 (offene Stelle) Jahre. | — | An dieser Stelle | traf den Schuldlosen | der Dolch eines Meuchelmörders | am 14. Dezember 1833. | — | Dieses Denkmal setzte | sein | treuer Pflegevater | (Graf) Stanhope. | Unerforschlich | sind | die Wege (der Gottheit, gestrichen und geändert in) des Schöpfers." Diese Aufdringlichkeit, Stanhope gegen seine tiefste Überzeugung von einem „Meuchelmörder" reden zu lassen, ist empörend, beweist nur, daß Klübers Devise (S. 254), wie manche Devise lauter Geschwätz war, und macht den Abbruch der Korrespondenz des Grafen mit einem solchen unredlichen Manne sehr begreiflich.

Der Verstorbene erhielt (September 1834) zu Ansbach einen einfachen Grabstein, und nach vielen Jahren an der Stelle der Verwundung im Hofgarten ein gotisches Denkmal aus Sandstein. Die beiden Andenken führen je eine (von Stichaner entworfene) Inschrift.

Denkmal:	**Grab:**
HIC OCCULTUS OCCULTO OCCISUS EST[1]) XIV. DEC. MDCCCXXXIII.	HIC IACET CASPARUS HAUSER ÆNIGMA SUI TEMPORIS IGNOTA NATIVITAS OCCULTA MORS[2]) MDCCCXXXIII.

Nein, Kaspar Hauser war nicht das ÆNIGMA, er ist das SIGNUM sui temporis gewesen.[3])

Den letzten Brief Stanhopes, der am 16. und 17. Dezember zu Wien im Gasthofe „zum Schwanen" für ihn geschrieben wurde, hat er nicht mehr erhalten können. Lady Stanhope hatte ihren Gemahl nach München berufen, und von dort aus wollte er „hoffentlich vor dem Ende des künftigen Monats" (= Januar 1834) in Ansbach eintreffen. Stanhope hatte am Schluß bemerkt: „Ich denke diesen Brief erst dann abzufertigen, wenn ich in Bayern angekommen bin." So gelangte der Brief erst den 25. (nicht 28.) Dezember, am Tage der Ankunft Stanhopes in München, auf die Post und wurde den 30. von dem Postboten dem Untersuchungsgerichte eingehändigt. In der ersten Zeitung aber las er von dem neuen Kaspar-Attentat und erwirkte sofort die Abordnung eines Ministerialkommissärs, des Freiherrn v. Schrenck, des späteren Bundestagsgesandten zu Frankfurt, nach Ansbach und die Berufung Hickels nach München.[4]) Bei

[1]) Hier fand ein Unbekannter auf unbekannte Weise gewaltsam seinen Tod.

[2]) Hier liegt K. H., ein Rätsel seiner Zeit, unbekannt wie seine Geburt war sein Tod.

[3]) Sonst sind in Ansbach, in einem Registraturschrank des Bezirksgerichts, noch vorhanden: Hausers Anzug vom 14. Dezember 1833 (Hemd und Unterhosen, beide mit vertrocknetem Blut, seidene Weste und Kravatte, Cylinderhut und Stiefel, schwarzes Beinkleid, brauner Rock), der Beutel mit dem Zettel, der Geldbeutel mit dem Bleistift, Schreibhefte und ähnliche Reliquien.

[4]) Hofmann berichtet den 14. Januar 1834 an Klüber: „Stanhope schrieb von München aus an Herrn Hickel, ehe letzterer von hier abgereist war. Wir ersehen aus seinem Berichte, daß ihn eine dringende Veranlassung nach München führte, wo er am ersten Weihnachtstage (= 25. Dezember) ankam und aus dem

der Zusammenkunft mit Hickel am 1. Januar 1834 war seine erste Frage: „Hat man keine Spur vom Thäter?“ „Bis jetzt keine,“ entgegnete Hickel. „Dann wird man wohl keine mehr finden, ich glaube die ganze Geschichte nicht nach solchem Ausgange.“

Im Januar 1834 wurde der Graf auf Requisition aus Ansbach dreimal eidlich in München vernommen, um im allgemeinen und über seine „Vermutungen“ Zeugnis abzulegen. In seinem ersten Verhör, am 3. Januar, sagte er aus: „Das Vertrauen, welches ich in seine Aufrichtigkeit setzte, ob ich wohl hin und wieder Unwahrheiten bei ihm bemerkt und von anderen Personen erfahren habe, wurde erstlich durch den Umstand erschüttert, daß die neuesten Untersuchungen in Ungarn mir zu beweisen schienen, daß seine heftige anscheinende Aufregung, als er die ungarische Sprache und besonders, als er unter Umständen, die seine Aufmerksamkeit erregen mußten, den Namen eines Schlosses und einer Familie in Ungarn hörte, nicht anders als durch Verstellung zu erklären wäre.“

ersten Journal (Saphirs Konversationsblatt), das er in die Hände nahm, die Nachricht von dem Mordversuche auf Hauser las und, ohne von dessen Tod noch unterrichtet zu sein, sogleich an Herrn Hickel schrieb, um die näheren Umstände zu erfahren. Erst nach Abgang dieses Briefes erfuhr er den Tod und veranlaßte die Absendung des Ministerialkommissärs (Baron v. Schrenck, Sohn des Justizministers).“ Diese aus den gleichzeitigen Quellen und wahrlich nicht von einem Apologeten Stanhopes herrührenden Angaben beweisen, daß Hickel (S. 128) bei der soviel späteren Verarbeitung seines Materials (1855) einen Fehler gemacht hat. Er läßt nämlich Stanhope „am Weihnachtsabend auf der Poststation Garching die erste Nachricht von einem Mordversuche durch ein Münchener Tagblatt erhalten“. So wäre der Graf mit der Kenntnis davon nach München geeilt und hätte von dort aus den Brief an Kaspar befördern lassen? Hickels Darstelluug läßt sich nur annehmen, wenn Stanhope (der seine Briefe meist durch die Bankhäuser abfertigen ließ, auf die er Anweisungen hatte, in Wien das Haus Arnstein und Eskeles, in München das Haus Eichthal) von der bayrischen Grenze aus seine Briefschaften an das Haus Eichthal zur Besorgung vorausgeschickt hat, und daß dieses Bankhaus den Brief an Hauser am 25. auf die Post gab. (Die Adresse ist von der Hand Stanhopes geschrieben, das Wort „franko“ aber nicht, und wäre dann von dem Bankhause daraufgesetzt.) Hofmanns ältere Darstellung löst aber jede Schwierigkeit.

Hickel trug die bayrische Uniform, seine Haltung spiegelt deutlich seine Zwangslage wieder. In seiner Korrespondenz mit Stanhope ignorierte er dessen bedenkliche Fragen, empfahl ein nationales Vertuschungssystem und nahm sogar Feuerbach in Schutz. Stanhope schrieb ihm den 17. Januar 1834 aus München:

„Die Meinungen des Dr. Heydenreich sind mir gar nicht einleuchtend . . . Über diese, wie auch über jede andere Angelegenheit kann ich frei und unbefangen meine Meinungen aussprechen, ohne Furcht und ohne Hoffnung (Hindeutung auf den Wunsch des bayrischen Hofes) und ohne mich im geringsten zu bekümmern, ob sie gelobt oder getadelt werden. Wer die Wahrheit zu erforschen wünscht, soll keine Meinung zu unterdrücken suchen, hingegen jeden aufmuntern, die seinige zu geben, wie auch alle ihm bekannten Thatsachen zu diesem Behufe mitzuteilen. Wer, wie der verstorbene Feuerbach, anders handelt, als Advokat, nicht als Richter schreibt und Thatsachen entweder zu verdrehen oder zu verheimlichen sucht, muß Verdacht erregen und verliert die Achtung seiner Mitmenschen. Ich hätte Hauser nie nach Ansbach kommen lassen, wenn ich hätte nur vermuten können, daß Feuerbach sich eine Gewalt anmaßen würde, die mir allein gehörte und die ihm keineswegs anvertraut war.

Unter anderen Gerüchten erzählt man hier, ich habe H. ermorden lassen, um fernere Kosten zu vermeiden. Ich hätte ein solches Gerücht, welches so entehrend ist für die Herzen sowohl als für den Verstand derjenigen, die es ausposaunen und ausgebreitet haben, nicht in Deutschland erwarten können. . . .

Ich bitte Sie, wenn Sie eine Gelegenheit haben, mir durch den Direktor Busch in Nürnberg Abschriften zu verschaffen von dem Verhöre des Schuhmachers Weickmann und des Bedienten des Rittmeisters."

Den 24. Januar erinnert Stanhope daran, daß er „nicht freiwillig vor Gericht erschien, und daß er, wie seine Pflicht und der von ihm geleistete Eid verlangten, die Wahrheit sagen müsse, obwohl niemand unwilliger als er einen Verdacht hegen konnte, der ihm noch schmerzlicher als der Tod seines Pflegsohns war." Dann fährt er fort: „Sie bemerken in Ihrem Brief, daß ich ein zu schwarzes

Urtheil über Feuerbach fälle und daß, wenn er sich irrte, dieses ihm zu keinem Vorwurf gemacht werden kann. Es wäre auch ganz unsinnig, das zu thun, ich behaupte aber und kann beweisen, daß er die Geschichte verfälscht hat und dadurch seine Pflicht als Richter und Schriftsteller verletzt. Was für eine Absicht er dabei hatte, ist eine ganz andere Frage.

Ihm haben wir es zu verdanken, daß er durch die Aufhebung, wozu er gar keine Befugniß hatte, eines sehr strengen von mir gegebenen Befehls ein Unglück möglich machte, welches sonst nie hätte geschehen können, es sei daß die Wunde durch eine fremde oder durch seine eigene Hand beigebracht wurde." [1])

Ende Februar 1834 reiste Stanhope über Augsburg (wo er den 27. Februar den Major v. Wessenig aufsuchte) nach Nürnberg, füllte durch Unterredungen mit den betreffenden Zeugen (den 2. März sprach er mit Lemarier, Blaimer, Hiltel, damals Aufseher des allgemeinen Beschäftigungshauses im Katharinenkloster, den 3. März mit Weickmann, damals Ledergasse No. 231, Merk, damals Arbeiter in der Tabaksfabrik der Gebrüder Schwarz, den 4. März mit Beck, im Krämergäßchen, den 5. März mit Wüst, den 6. März mit Hüftlein) die Lücke in Feuerbachs Darstellung des 26. Mai 1828 selbst aus und stellte im April 1834 diese erste Aufdeckung des Hauserschwindels Merker zur Verfügung. [2]) „Ich halte es für meine Pflicht",

[1]) Hofmann erklärte den 2. Februar (an Klüber) die beiden Zweifler Stanhope und Meyer einfach für verrückt. „Seiner (Stanhopes) wirklichen Geisteszerrüttung dürfte einzig und allein das lieblose und ungerechte (?) Urteil über Feuerbach beizumessen sein. . . . In seinem krankhaften Geisteszustande mag die Ursache des langen Schweigens gegen Euer Hochwohlgeboren liegen. . . . Sonderbarerweise war der Schullehrer Meyer von einem gleichen Übel wie Stanhope befallen. Er erklärte sich gegen mich unmittelbar nach der That auf das bestimmteste, daß Hauser ein Betrüger sei, die Verwundung — sich selbst wahrscheinlich deswegen zugefügt habe, um dem Grafen Stanhope glauben zu machen, daß er in Deutschland nicht mehr sicher sei, und denselben hierdurch zu veranlassen, ihn mit sich nach England zu nehmen." (Vgl. Daumer S. 460, wo Zeile 15 mit „des Ersteren" zu ergänzen ist.)

[2]) „Die Enthüllung der Irrtümer und Unrichtigkeiten, auf welche Hausers Geschichte gestützt worden ist, hat begonnen. Der edle Graf Stanhope, der sich des Jünglings so großmütig und wohlwollend angenommen hatte und auch dann

schrieb er an Merker, „als ein Freund der Wahrheit, der dem Grundsatze: vitam impendere vero, treu geblieben ist und immer bleiben wird, etwas beizutragen, um die Geschichte von K. H. näher zu beleuchten.“

Hickel empfahl ihm, seine Kritiken lieber nur dem Richter mitzuteilen, worauf Stanhope den 21. April zutreffend antwortete: „Sie scheinen es als eine Art Ketzerei zu betrachten, daß ich gegen K. H. schreibe und Feuerbach angreife . . . Sie werden wohl glauben, daß ich keinen anderen Zweck haben kann, als die Geschichte, die [von Feuerbach] so entstellt und verfälscht wurde, in einem wahren Lichte zu zeigen und die Welt hat ein Recht, dieses zu verlangen von jedem, der im stande ist, etwas dazu beitragen zu können. Lege ich meine Gründe bei dem Untersuchungsgerichte nieder, so bleiben sie der Welt verborgen, und ich will sie an das Licht bringen.“ Erst im Sommer wurde Hickels wahre Ansicht Hofmann bekannt. Er schrieb den 7. Juni 1834 an Klüber:

„Ew. H. empfangen gegenwärtige Zeilen durch die Güte des Oberl. Hickel dahier, welcher über Frankfurt nach Wiesbaden geht und diese Gelegenheit benützt, die Ehre hochdero persönliche Bekanntschaft zu machen. Seiner besonderen Aufsicht war bekanntlich Hauser durch den Grafen Stanhope anvertraut, und alle polizeilichen Untersuchungen wurden von ihm geleitet oder selbst besorgt. Er gehört indessen gleichfalls zu den Gegnern des Kaspar und teilt die Ansichten des Lord.“

Mit zwei Auszügen aus Stanhopes Briefwechsel mit Kaspars Lehrer in Ansbach wollen wir diesen Moment der Geschichte Kaspar Hausers beschließen. Der Graf schrieb am 21. März 1835 aus Rom: „Es ist sehr merkwürdig, daß Hickel, der nicht an die Ermordung von Kaspar Hauser oder an seine Wahrhaftigkeit glaubt, doch, wie

---

noch für ihn sorgte, als er bereits dessen Wahrhaftigkeit bezweifeln mußte, setzte mich in den Stand, dem Publikum solche Umstände mitteilen zu können, woraus sich vollständig ergeben dürfte, daß die Welt nur mit einem schauerlich-romantischen Märchen unterhalten ist.“ So schrieb Merker den 17. April 1834 in seiner Zeitschrift.

Schumann[1]), die Meynung hat, er wäre früher eingesperrt, wenn auch nicht auf die Art, wie er selbst angab. Meine Gründe, das Gegentheil zu glauben, hat man nicht widerlegt und sogar nicht bestritten, und ich überlasse sie dem Urtheile der Welt." Und am 15. August desselben Jahres aus Berlin: „Ich wünsche gar nichts aus dem Nachlasse von K. H. zu erkaufen[2]), doch, wenn es ohne Mühe geschehen könnte, möchte ich den Betrag erfahren, wie auch die Namen der Personen, welche die ihm von mir gemachten Geschenke ersteigern, und die respektiven Preise . . . Ich denke in der Mitte der künftigen Woche abzureisen — ohne mich irgendwo aufzuhalten, bis ich in Ansbach ankomme, wo ich auch nur eine kurze Zeit bleiben kann." Das war das erste Mal seit Januar 1832, daß Stanhope Ansbach wieder besuchte; er hielt sich nur einen halben Tag auf.

Wir haben gesehen, wie beflissen der „Meuchelmörder" gewesen ist, die Obrigkeit mit Hilfsmitteln zu seiner Aufsuchung zu versehen! Er schickt einen Burschen in Gärtnertracht nach dem Gerichtsgebäude, wo dieser sich doch wohl an mehrere Personen wenden mußte, ehe er zu Hauser gelangte; er setzt bei seinem Opfer auch nicht den Schatten eines Verdachts gegen das seltsame Stelldichein voraus; er läßt ein

[1]) Meyer hatte den 1. Januar 1835 an Stanhope geschrieben: „Herr Appellationsrat Schumann — hat vor kurzem öffentlich geäußert, daß er, nachdem er die Akten ganz kennen gelernt habe, durchaus an keinen Mörder Kaspar Hausers glauben könne. Seiner Ansicht sind alle Männer von der hiesigen Justiz und Polizei." Und am 28. Februar: „Unbegreiflich ist mir die Logik, die Herr App. Schumann in seinem Vortrag entwickelt hat — daß man annehmen dürfe, K. H. habe sich selbst erstochen, aber nicht, daß er von vornherein betrogen, sondern vielmehr, daß wirklich die angenommene Einkerkerung in seiner Jugend stattgefunden habe, anzunehmen. Hauser war fähig, bei dem letzten Attentat mit der Umsicht zu Werke zu gehen, den Zettel zu schreiben, den Dolch zu verräumen, mit der Konsequenz zu sterben, und doch zu glauben, er habe sich früher nicht besonders verstellen können, dazu gehört viel — — —."

[2]) Über diesen Nachlaß entstand noch ein Civilprozeß von Seiten der Armenpflege zu Nürnberg wider den Fiskus. Durch Bekanntmachung des Ansbacher Stadtgerichts vom 6. Mai 1835 ward Kaspar Hausers Nachlaß dem königlichen Fiskus zugeeignet, weil auf die Vorladung vom 12. März 1835 niemand Ansprüche darauf geltend gemacht habe (Allgemeine Zeitung vom 3. Juli 1835, außerordentliche Beilage).

Skriptum zurück, sichert es mittelst eines seidenen Beutelchens sorgfältig gegen äußere Beschädigung; er tötet sein Opfer nicht und nimmt doch auch das Skriptum nicht wieder zu sich. Man hat diese Seltsamkeit zwar durch den Spott des Don Juan zu erklären versucht, der den Beamten ebenfalls sagte, sie sollten sich von dem Komtur erzählen lassen, wer sein Mörder sei. Allein der Spötter hatte den Komtur auf der Stelle getötet und von ihm also keinen Verrat zu besorgen; Hausers Verfolger aber entließ ihn lebend aus seinen Händen. Um so ärgerlicher war man, daß man es trotz alledem mit einem assassin introuvable zu thun hatte! Den 28. Februar 1834 verlästerte Hofmann geradezu das ungeschickte (ungehorsame) Untersuchungsgericht zu Ansbach in einem Brief an Klüber: „In Vertrauen gesagt, die Polizei und Justiz haben beinahe alles unterlassen, was hätte geschehen sollen. Es wurden unbegreifliche Fehler gemacht, weil man den Vermutungen des Lehrers Meyer, Hauser habe sich selbst verwundet, blindlings (!) glaubte." Mit derselben Botschaft schickte er Hitzig im Monat Mai zu Klüber, und den 7. Juni schrieb er ihm: „Ganz richtig unterscheiden (Sie) zwischen dem Kaspar und dem Herrn Hauser. Seine Gegner, namentlich Meyer dahier, tragen alle Schuld, daß die Kriminal-Untersuchung durch eine einseitige Richtung total verderbt wurde." Der Fanatismus war so stark, daß die Presse in Bayern nicht einmal das Recht hatte zu — schweigen. [1])

„Auf den Flügeln der Presse schwirrten allerlei Mordgeschichten durch Deutschland. [2]) Bald bezeichnete ein Gerücht „einen Kaufmann

---

[1]) Klüber an Hofmann: „Seit zwei Jahren bis heute beobachtet der Nürnberger Korrespondent (von und für Deutschland) ein gänzliches Stillschweigen über Hauser. Warum?" Und am 1. Januar 1834: „Pflichtwidrig und lieblos ist das Schweigen des Nürnberger Korrespondenten." Hofmann an Klüber den 28. Dezember 1833: „Der Nürnberger Korrespondent hat sich in dem gestrigen Blatte über sein Stillschweigen gerechtfertigt."

[2]) Daß auch die ausländische Presse sich mit der cause célèbre befaßt hat, ist selbstverständlich. In der Hanauer Zeitung vom 28. März 1834 schrieb Klüber (anonym) wider Merker. Der Schluß seines Aufsatzes lautet: „Einstweilen hat der Pariser Figaro in dem Blatt vom 30. Januar dieses Jahres „den Unglücklichen ganz bestimmt für einen anerkannten natürlichen Sohn des 1831 an der Cholera

aus Böhmen, der mit eigener Equipage ankam und wieder abreiste" — bald seien „in Würzburg ein Schauspieler und zwei andere Individuen verhaftet worden" — bald war „der Mörder, eine Militärperson, in Stuttgart entdeckt und festgenommen" — bald „wurde ein junger Lithograph nach dem Asberg beordert, dort verhört, sogleich aber wieder freigegeben" — bald „wäre die Ausmittelung des Mörders so gut als gelungen und die Spur in Nürnberg selbst entdeckt worden." Sogar die Börse verhandelte lebhaft diese Gerüchte. Sie waren häufig seltsam genug! Hofmann bezeichnete in einem Briefe den Mörder als einen „aeltlichen" Mann, Klüber las aber „weltlichen" — und so kam ein „weltlich gekleideter" Mann (also nicht etwa ein Priester?) in die Hanauer Zeitung vom 20. Dezember 1833. Kein Wunder also, daß allerlei Hausermörder aufgetaucht sind, die wir hier der Reihe nach aufzählen wollen.

Klüber hatte sofort einen. Er schrieb den 23. Dezember 1833 an Hofmann: „Ein Mann von Scharfsinn und Erfahrung, auch der Landschaft kundig, dem ich den Vorgang referierte, brach vermutungsweise in folgende Worte aus: „„Der Mann wohnt in Ansbach; der ist sogleich nach vollbrachter That in ein Kaffee-, Wein- oder Bierhaus gegangen, er ist ein Handelsmann, er hat auf seinen Reisen nach und aus Sachsen oft in dem Schüttingerischen Gasthof zu Er. sich aufgehalten (S. 296), wo ich oft 5—6 reisende Handelsleute gleichzeitig logieren gesehen. Man sehe die Paßregister, die Fremden- und Rechnungsbücher der Wirte aus den Jahren 1810, 1811 und 1812 nach. Frater Justin, den ich wohl gekannt habe, mag Mitwisser, vielleicht Hehler sein."" Leicht wird sich wohl ermitteln lassen, wo Justin am 14. d. M. war." Am 23. Januar 1834: „Sehr wünsche

verstorbenen Cesarewitsch Constantin erklärt. Er weiß sogar, daß ein bei dem Notar Hosthausen zu Bamberg hinterlegtes versiegeltes Packet dieses so lang und so gut verwahrte Geheimnis enthüllt habe." Der Figaro erzählte wirklich in der bezeichneten Nummer: „On vient enfin de découvrir en Allemagne la haute naissance de l'infortuné Gaspard Hauser. Il est *fils naturel reconnu du czarévitz Constantin*, mort du Choléra en 1831. Un paquet cacheté, deposé chez le notaire Hosthausen à Bamberg, a révélé ce secret si long-tems et si bien gardé. On ne sait à quoi attribuer l'assassinat dont il vient d'être victime."

ich noch zuverlässig zu erfahren: ob Hauser von dem Mörder wirklich in den Schloßgarten bestellt war? ob nun endlich Frater Justins Aufenthaltsort am 14. Dezember konstatiert sei? ob von dem Zettel ein Faksimile gemacht worden? Wird Justin ganz verdachtlos befunden, dann ist mir sehr wahrscheinlich, daß vornehme oder reiche Personen im Spiele sind." Hofmann berichtete (2. Februar 1834), „daß Justin am 14. Dezember v. J. nachgewiesenermaßen vom Hause entfernt gewesen ist."

Vollkommen verständlich werden die späteren Mordgeschichten durch folgende Proklamation:

„Seine Majestät der König von Bayern haben auf erhaltene Nachricht von der Art und den Einzelheiten des am 14. Dezember in dem Königlichen Hofgarten zu Ansbach an K. H. verübten Mordes geruhet, aus der Staatskasse für Jene eine Belohnung von Zehntausend Gulden Rhein. festzusetzen, welche den Gerichten hinreichende Beweismittel an die Hand geben, um eine bestimmte Person als den Urheber oder Theilnehmer des gedachten Meuchelmordes zu verhaften und zu verurtheilen, — welches hiermit zur allgemeinen Wissenschaft gebracht wird.

Ansbach, am 5. Januar 1834.

Präsidium der Königlich Bayerischen Regierung des Rezat-Kreises." [1])

Dieser von König Ludwig I. ausgesetzte enorme Preis rief aber nicht lauter Mörder, er führte zunächst neue Väter herbei. Der Justizminister Freiherr v. Schrenck in München erhielt einen anonymen Brief mit dem Postzeichen Schongau:

„Da ein jeder öffentlich aufgefordert wurde, das hochlöbliche Gericht mit jeder Muthmaßung, Kaspar Hauser betreffend, zu benachrichtigen, so finde ich für meine Pflicht, Euer Excellenz folgende Meinung kund zu thun. Sollte bei Kaspar Hausers Geschichte nicht etwa der gewesene Fürst Solkovsky und wie ich glaube Herzog von Lignitz mit ihm Spiel sein? Zu

[1]) „Graf Stanhope hat auf die Entdeckung des Thäters keine Prämie ausgesetzt, welchen Entschluß seine fixen Ideen (!) wohl schwerlich hätten aufkommen lassen." Hofmann am 2. Februar 1834 in Antwort auf Klübers Erkundigung.

vermuthen wäre es, indem diese durch seine handlungen seines Titels beraubt wurde und auf 10 Jahre ins Brünner Zuchthaus kam. Auch kann ich mich erinnern, daß bei seinen schlechten Handlungen auch von zwei geraubten Knaben die Rede war. Vom ersten weiß man nicht wo er hinkam, doch der 2. soll in Wien in einer Erziehungsanstalt sein. Nach meiner Rechnung wäre der erste in Kaspar Hausers Alter. Alles Nähere hierüber kann man beim Gerichte in Brünn erfahren, indem daselbst sein Proceß verhandelt wurde. Sollte meine Angabe und Muthmaßung gegründet sein, so zweifle ich keinen Augenblick, daß wenn ich, nach öffentlicher Berufung meine Handschrift und die nämlichen hier angesetzten Worte vorweise, ich die versprochene Belohnung von 15000 fl.[1]) erhalte. Doch werde ich keiner sonstigen Aufrufungen zur näheren Erklärung mehr Gehör geben; indem man, wie schon gesagt, in Brünn **genaue!** Auskunft erhalten kann. Mit aller Hochachtung verbleibe ich

Euer Excellenz
unterthänigster Diener
N. N."

Kaspar Solkowskys Taufpate hat aber nichts gekriegt. Hickel übergab am 11. Februar 1834 den Akten einen an Stanhope gerichteten Brief eines gewissen Louis Dittmeyer. Dieser hatte früher in mehreren großen Gasthöfen Deutschlands als Oberkellner serviert und dabei viele der allerhöchsten Herrschaften bedient. Folgende sind die (den 29. Januar 1834 aus Hornberg bei Kirchberg an der Jaxt datierten) Ergebnisse seines Nachdenkens über Kaspar Hausers Ursprung. Ein „Professor" in Wien hat noch 1883 unbewußt diese Kellnerweisheit verschlimmbessert.

„Ich für meine Person glaube", so lautet Dittmeyers Credo, „daß es (K. H.) der junge Napoleon (II.) gewesen sein könnte, und daß sich die Sache hätte so zutragen können.

Nemlich im Jahre 1810, wo Napoleon die Herzogin Maria Luise geheirathet hatte, war es Napoleon sein Wunsch, daß der erstgeborene nicht eine Prinzeß, sondern ein Prinz sein sollte, daß er Thronerbe von Frank-

[1]) Die „15000" Gulden sind im Volksmunde aus den vom König von Bayern wirklich ausgesetzten 10000 und der schon am 2. Juni 1831 von Stanhope verheißenen Prämie von 500 Gulden (oben S, 231) entstanden.

reich würde und als König von Rom getauft würde; dieses hätte sich so zutragen können, daß die Kaiserin nicht einen Prinzen, sondern eine Prinzeß geboren hätte, und bei der Geburt ein männliches Geschlecht unterschoben wurde, um die Ungnade des Kaisers nach sich zu ziehen. Da bei der Thronentsagung des Kaisers, die Kaiserin von Napoleon getrennt wurde und der Prinz mit der Mutter nach Parma oder nach Schönbrunn kam und der Prinz vielleicht noch wenig sprechen konnte, da er erst 3 Jahre alt war, so könnte das Gefühl der Mutter leicht von dieser Art gewesen sein, da die Liebe nicht zu groß sein konnte, da sie ihn nicht unter ihrem Herzen getragen hat, leicht von ihr zu entfernen und ihn in ein Exil zu thun, damit er als geborener Franzose nicht Erbe würde von den Herzogthümern Parma 2c. und an dessen Stelle hätte ein Italienischer Prinz, welche es mehrere gibt, die Stelle ersetzen müssen, und dieser wäre der wirkliche junge Napoleon gewesen, der in Schönbronn gestorben ist.

Dieses erregt in mir die Vermuthung, da es der Fall sein könnte, da es heißt, der unrechtmäßige Thronerbe wäre schon gestorben und dieses Alter des jungen Napoleon, welcher in Schönbronn gestorben ist, mit demselben Alter des K. Hauser übereintrifft, drittens, daß die Mutter des jungen Napoleon nicht nur sein hinterlassenes Vermögen, auch nicht einmal das, was derselbe von seinem Vater erhalten hat, was Ehren-Degen und sonstige Sachen von hohem Werth enthielten, für sich behalten hat, sondern alles seiner unermeßlich reichen Großmutter übersandt hat, welche aber es zu mildthätigen Stiftungen verwendet hat.

Und sollte es wirklich der Hauser der rechtmäßige Napoleon gewesen sein, so hätte es auch der Fall sein können, daß man sein Genie beforchen hätte, wenn es einstmal doch der Fall hätte sein können, auf Frankreichs Thron sich zu schwingen, er ebenfalls einem Staat gefährlich sein können, wie sein Vater es in seiner ersten Laufbahn als Kaiser war.

Alles dieses will ich nicht für gegründet angeben und mein aufrichtigster Wunsch wäre auch dieser, daß es sich auch wirklich nicht so verhält; nur bemerke ich noch, daß die Hofdame aus Ungarn, die schon angeführt wurde, damals nicht auch Hofdame bei der obenbemerkten gewesen sein könnte.

Man will zwar behaupten oder habe vielmehr behaupten hören, als wenn Hauser ein Prinz vom höchstseligen Großherzog Karl von Baden und der Großherzogin Stephanie geweßen wäre, dieses bezweifle ich sehr, da der erst wie der zweit geborene Prinz kurz nach der hohen Geburt gestorben

sein, wo ich damals in Karlsruhe mich in Condition befunden habe und die Festlichkeiten nach der Geburt und die Freude der Eltern erlebt habe, sowie auch den traurigen Verlust des Todes und wo ich in Pforzheim in der Gruft an ihrem Sarge geweint habe.

Möchte Gott mir nun das Glück schenken, das ich den Mörder entdecken könnte, damit doch alles klar entdeckt würde.

Ich bitte Ew. Herrlichkeit über meine Vorstellung um Verzeihung und bitte nur in tiefster Ehrfurcht, daß Ew. Herrlichkeit mir die höchste Gnade verleihen, Ihre edlen Gesinnungen mitzutheilen.

Ich ersterbe mit tiefster Ehrfurcht

Ew. Herrlichkeit
ganz allerunterthänigster Knecht
Louis Dittmeyer."

Ein braunschweiger Landstreicher, Ludwig Stoppel, verbrachte ohne Paß die Nacht vom 5. auf den 6. März 1834 in einer Schankwirtschaft zu Klein-Queenstadt bei Halberstadt. Er nannte sich Georg Müller aus Lüneburg. Da er am nächsten Morgen „eine Zeche von sechs und einem halben Groschen kurant" nicht bezahlen konnte, machte der Wirt ihm Vorwürfe und drohte sogar, ihn als einen verdächtigen Menschen verhaften zu lassen. „Da gab sich — berichtete der biedere Wirt — der Georg Müller bloß und erklärte, daß es ihm lieb sei, bei einem Wirte eingekehrt zu sein, der ihm das Gewissen geweckt habe, und er wolle sein Verbrechen gestehen; denn er habe schon lange wegen seines Verbrechens eine Unruhe verspürt, und er wolle nicht länger auf flüchtigem Fuße sein. Nun ließ ich sogleich den Schulzen Strube kommen, und der Georg Müller erklärte nun in meiner und des Schulzen Gegenwart: daß er im Schloßgarten zu Ansbach bei einem Denkmale den Kaspar-Hauser mit zwei Messerstichen ermordet und zu dieser Mordthat von einem Engländer (Aberdeen) für Geld gedungen sei." Der Wirt ersucht auf Grund dieser „treuen und gewissenhaften Darstellung" die Auszahlung einer auf die Entdeckung und Ablieferung des Mörders des K. H. gesetzten Belohnung seiner Königlichen Majestät von Bayern von fünftausend Gulden und einer Belohnung des englischen Lords Stanhope von zehntausend Gulden. Stoppel, der sich den interessanten Fall genau aus den Zeitungen gemerkt hatte und nichts wünschte, als

„wenigstens längere Zeit im Untersuchungs-Arreste zu sitzen und dort wegen der Teilnahme, die man dergleichen Verbrechern zukommen zu lassen pflegt, eine gute Behandlung zu finden hoffte,“ gab zwar eine rein erdichtete Selbstbiographie zum Protokoll, führte aber dem umsichtigen Untersuchungsverfahren gegenüber seine Rolle nicht gut durch. Der Wirt kam um die erträumten 15000 Gulden, und das deutsche Gewerbe um die Lieferung etlicher Zentner Aktenpapier.

Am 24. April desselben Jahres machte sich ein Spaßvogel als theatralischer Mörder über einen bayrischen Gendarmen lustig. Ein Steckbrief des Gendarmerie-Hauptmanns Frommüller aus Würzburg am 10. Mai 1834, die Ermordung des Kaspar Hauser betreffend, hebt so an: „Nach Eröffnung des Kgl. Regierungspräsidenten dahier will man die Person des Mörders Kaspar Hauser in dem unten signalisierten Individuum entdeckt haben, welches sich am 24. v. M. in dem Walde an der württembergischen Grenze des Kgl. Landgerichts Grönenbach zeigte. Die sämtliche unterhabende Mannschaft wird hierdurch strengstens angewiesen, sogleich die sorgfältigste und eifrigste Mühe anzuordnen“ u. s. w. „Derselbe ist 26—27 Jahre alt, 5 Schuh 6—8 Linien groß“ u. s. w. Die Personalbeschreibung ist sehr ausführlich, ich notiere aber bloß, daß der „Mörder“ dem Dialekte nach aus der Gegend von Würzburg war, keinen Bart hatte, und daß das Instrument, welches ihm als Mordwerk dienen sollte, in der Länge eines Stiletts war, wo sich eine lederne Scheide daran befand, doch aber schien diese Scheide vorne aus nicht spitzig, sondern halbrund. „NB. Bekanntlich sind dem, der den Mörder des Hauser zur Haft bringt, 15000 Gulden Belohnung zugesichert.“ Das Justizministerium erhielt am 11. September 1834 über den allerdings etwas gefährlichen Scherz den folgenden Bericht:

„Der Stationskommandant Bäumel zu Legau machte bei dem Komp.-Kommando zu Augsburg die Anzeige, er habe auf einer Patrouille im Walde bei Lauterbach[1]) an der Württemberger Grenze,

[1]) Das Frankfurter Journal vom 8. Mai 1834 (Art. Memmingen, aus der Augsburger Abendzeitung) läßt die Geschichte („Ich bin der Mörder Kaspar Hausers, wenn er doch noch lebte!“) am Nachmittag des 27. April bei Leutkirch spielen.

als er sich ins Gebüsch gesetzt hatte, um Spähe zu halten, sprechen gehört und um sich blickend einen fremden, schönen, reinlich gekleideten Menschen bei einem Baume stehen gesehen, welcher ganz bestürzt und, wie es dem Gendarmen schien, nicht recht bei sich selbst gewesen sei. Gendarm schlich sich, seiner Angabe zufolge, näher und hörte von demselben ein Selbstgespräch, welches die Worte enthielt: „„Ich wollte, Kaspar Hauser wäre wieder am Leben, gerne wollte ich nichts wissen von dem Gelde, welches ich für diese That bekommen habe. Nürnberg mit samt dem Gelde sollte versinken, ich darf nie mehr zu meinen Eltern zurückkehren. Doch was werden dieselben denken, wenn ihr Karl nicht mehr zurückkehrt? Entkommen thu' ich nie, indem ich erst kürzlich noch der Gefahr entronnen bin, es ist besser, wenn ich meinem Leben ein Ende mache."" — Wirklich habe dieser Mensch in seine rechte Rocktasche gegriffen und ein Instrument herausgezogen. Da stürzte der Gendarm hervor, der junge Mensch ergriff die Flucht, und es war dem ersteren in voller Armatur nicht möglich, den Flüchtling zu erreichen.

So wenig auch das Signalement, welches der Gendarm von dem Fremden entwarf, der Beschreibung Hausers von seinem Mörder entsprach, so sehr die ganze Scene auf die Vermutung führt, daß ein sträflicher Mutwille sein Spiel trieb, den Gendarmen zu mystifizieren, so wurden gleichwohl alle Anordnungen getroffen, des bezeichneten Individuums haftbar zu werden, doch bis jetzt vergebens!"

Der Spaß war nicht übel, er wird aber bei weitem übertroffen von Daumers philosophischer Erklärung (1873 S. 346). Dieser so besonnene Kritiker kann sich nämlich „über solche Dinge auf so leichte Weise nicht wegsetzen!" Denn — „schon aus (den) ersteren Nachrichten scheint zu erhellen, daß der Mörder in Ansbach nicht allein gewesen — und so wäre es denkbar, daß es ein solcher (Gehilfe) gewesen, der sich, von Gewissen und Furcht gepeinigt, in dem Lautracher Walde wirklich habe töten wollen. Es wäre auch möglich, daß letzterer, da er von Nürnberg gesprochen haben soll, derselbe gewesen, der den mißlungenen Mordversuch in meinem Hause gemacht. Ebenderselbe könnte, indem er das Geschäft des Mörders an einen geübteren abtrat, in Ansbach die Rolle einer dienstbaren Nebenfigur

gespielt haben. — — Wer weiß, was sich sonst noch innerhalb dieser mysteriösen, mit Greueln und Unthaten erfüllten Geschichte begeben hat? Und so (!) ist es immer denkbar, daß die von dem Gendarmen beobachtete Scene keineswegs auf mystifizierendem Mutwillen, sondern auf ächtem Grunde ruht."

Im Jahre 1836 band ein Schuhmachergeselle in Homburg, dessen Mutter in Nürnberg wohnte, ihr brieflich das Märchen auf, ein Kamerad, ein Schlossergeselle (der aber zur kritischen Zeit Nürnberg gar nicht verlassen hatte), habe ihm mitgeteilt, daß er den Kaspar Hauser erstochen hätte. Die Mutter machte beim Nürnberger Magistrat Anzeige, beide Gesellen wurden verhaftet, natürlich aber wieder fruchtlos.[1])

Einen ganz frischen Mörder bescherte das welthistorische Jahr 1848. Levin Schücking, Eberhardts romantischer Dolmetscher (oben S. 272), erzählte über die Katastrophe zu Ansbach: „Ob Eberhardt im stillen weiterforschte oder nicht, weiß ich (Schückings Erzähler) nicht. Aber gewiß ist (!), daß es kurze Zeit nach all diesen Vorgängen war, als der Mentor Hausers eines Tages in Ansbach durch wirkliches oder fingiertes Unwohlsein sich gehindert erklärte, seinen Schützling, wie er pflegte, zur Tafel im Gasthause (!) zu begleiten. Hauser ging allein; unterwegs trat ein unbekannter Mensch an ihn heran und versprach ihm ohne Zweifel Enthüllungen über seine Herkunft, wenn er ihm ein Rendezvous in den Stadtanlagen gebe. Hauser folgte und wurde an einem einsamen Orte ermordet (!) gefunden. Bei der Leichenschau fand sich das Mal auf der rechten

1) Wir werden im nächsten Buche die Drachensaat nach allen Richtungen hin üppig aufgehen sehen, hier will ich nur noch eine Notiz aus Klübers Papieren aufheben. „Nürnberg, 18. März 1834. Die Ermordungsgeschichte des unglücklichen Kaspar Hauser wird immer verwickelter. Sein wärmster Gönner, der eifrigste Nachspürer der betrübten finstern Unthat, war bekanntlich . . . . . Feuerbach. Wiederholte, wenn auch noch unverbürgte Gerüchte schreiben Feuerbachs plötzliches Verscheiden in Frankfurt auf einer Badereise beigebrachtem Gifte zu. (Hann. Zeitung.) Hamburger unpart. Korrespondent vom 24. März 1834." Feuerbachs Verscheiden war so wenig „plötzlich", daß in der Korrespondenz 1833 häufig von seiner Kränklichkeit die Rede ist. Daß aber der orthodoxe Klüber selbst — Feuerbachs Giftmörder werden sollte, hat er gewiß beim Niederschreiben dieses Denkzettels nicht geahnt!

Seite seines Körpers vor. — — Das Rätsel ist damit nicht ganz gelöst. Aber so viel kann ich andeuten: Der Vater Hausers, der Bischof von G ..... berg, hatte einen Bruder von anerkannt schlechtem Charakter, der des Nachlasses wegen den zum Erben eingesetzten (!) Sohn beiseite schaffen und zugleich der hohen geistlichen Würde ein Ärgernis ersparen wollte. Um mehr zu sagen, müßten Personen genannt werden, die noch nicht ganz der Geschichte angehören. So viel mag genügen, daß der Bruder des Bischofs durch seine Verbindungen bei Hofe allmächtig war, und daß nach dem Tode Hausers gerade sehr vornehme Personen es waren, welche mit großem Eifer für die rein unsinnige Behauptung stritten, er habe sich selbst ermordet, eine Annahme, die Mittermayer in seinen Briefen über Hausers Tod im Morgenblatt so schlagend in ihr Nichts zurückführte. (?) Auch wissen alle Kriminalisten, welche sich für die Aufhellung der Thatsachen interessierten, die Kaspar Hausers Tod begleiteten, daß man infolge Befehls von oben die Akten darüber streng verheimlichte und niemanden zu Gesicht kommen ließ. — Daß Hauser der Sohn eines hochgestellten (?) katholischen Geistlichen sei, wurde übrigens schon bei seinem ersten Auftreten in Bayern vielfach versichert." Das hat Schücking sich während einer Römerfahrt von einem deutschen Lehrer aus London erzählen lassen. Eberhardt schrieb zu diesem Roman einen noch nicht gedruckten Kommentar, in welchem der dem „Namen nach unbekannte" (!) Chirurg, bei dem Dorothea Königsheim ihre Entbindung abgewartet hat, mit der Rolle des schwarzen Mannes beauftragt wird! Und die Beweise des scharfsinnigen Kriminalisten für diese Ansicht? Kaspar Hauser war an beiden (?) Armen geimpft, folglich muß er sich in den Händen eines Chirurgen befunden haben; die bei Daumer ihm beigebrachte Wunde scheint von einem chirurgischen Instrumente herzurühren; und die Verwundung in Ansbach beweist, daß der Thäter Anatomie studiert haben muß, denn nur solche Männer wissen das rechte Fleckchen zu treffen." Dieser Umstand und der scharfe Stirnschnitt in Nürnberg führen Eberhardt zu der Vermutung hin, daß „der nämliche Chirurg, welcher das Kind von der Brust seiner Mutter weggerissen (!) und anderwärts (angeblich bei einer Witwe Katharina Brachmann) in Ver-

sorgung gegeben hat, hierbei die Hand im Spiel gehabt haben müsse." Balthasar Dehler hat gewiß niemals geahnt, daß er 1849 als zweifacher Meuchelmörder verleumdet werden könnte, weil 1811 — Frau Magdalena Pirrot in seinem Hause gewohnt hat! Eberhardt ist mit dieser Leistung so vollständig auf die Stufe eines Daumer herabgesunken, daß er so fortfährt: „Wahrscheinlich hat die vortreffliche Natur unseres Findlings allen Verwahrlosungen widerstanden und den Pflegevater (Dehler!) nach dem Ableben des Domherrn (also um 1821!) veranlaßt, seinen Zögling aus dem Hause zu schaffen und ihn seinem Schicksale preiszugeben. Der Forstmeister Ditzel versicherte, von dem Tode des Ferdinand Königsheim nichts zu wissen und seiner Tante, der Frau v. Alzer, hiervon niemals eine Silbe geschrieben zu haben." Ein wunderbares Argument! Ende 1849 klopfte Eberhardt mit seinen sogenannten „Akten" bei dem Archivsekretär Zimmermann in Hannover an, um dieselben für eine Zeitung zu verwenden. Er hätte das schon längst selbst besorgt, wenn er nicht befürchten müßte, „unrichtig beurteilt und angefeindet zu werden." (Lebte der „Chirurg" noch?) Der Brief beschuldigt das Untersuchungsgericht in Ansbach nichts gethan zu haben, was zur Aufklärung der Sache hätte dienen können. Und ob „Hickel, der von Lord Stanhope für die Beaufsichtigung und Beschützung des Kaspar jährlich 600 Gulden bezogen haben soll, besorgt hat, daß seinem Schützling durch mich (Eberhardt) die Maske abgenommen werden durfte, wenn er mit demselben länger in Gotha verweile, wer kann dieses wissen!" Eberhardt verharrte bei seiner Ansicht: „Daß K. H. ein natürlicher Sohn des Domherrn v. G. war, ist nicht wohl zu bezweifeln." Zimmermann lehnte den 15. Februar 1850 ab, Gebrauch von den Akten zu machen, „indem Sachsen (E. sollte nach Dresden gehen) sehr nah liiert ist mit Bayern, und ebenso gegenwärtig mit Hannover."

Noch im Jahre 1853 versuchte ein gewisser Dorfinger, der bis 1832 Wirt auf dem Drechselsgarten bei Ansbach gewesen war, 1853 aber wegen Majestätsbeleidigung zu Klosterebrach gefangen saß, durch eine (anachronistische) Selbstanklage wegen Teilnahme an der Ermordung Hausers aus der unbehaglichen Strafanstalt wegzukommen.

Er hätte den Kaspar festgehalten, während der Diener eines badischen Revierförsters ihn erstach. Kaspar selbst aber hat von zwei Mördern nichts gewußt.

Indessen, es hat in der ersten Zeit nach der Katastrophe auch im Publikum nicht an Zweiflern gefehlt.[1]) Der bekannte Heinrich Ritter von Lang schrieb einen Aufsatz, der zwar am 4. Januar 1834 in mehreren Blättern erschien, für die damaligen Verhältnisse aber einen zu frivolen Ton anschlug (der Ketzer der Hammelburger Reisen behauptete, daß „dieser Kaspar Hauser sich bisher als einen boshaften, lügnerischen und dabei faulen und ungelehrigen Jungen bewiesen hatte") und darum von der abhängigen Presse[2]) „nur mit der höchsten Indignation" erwähnt wurde.

Wie höchst bedenklich Daumers Kasparverteidigung gegen v. Lang ausgefallen ist, kann S. 137/38 nachgelesen werden. Hauser gesteht dort schriftlich die Erbärmlichkeit seiner Verlogenheit ein, und Daumer gesteht, daß Kaspar sie in Momenten der Erschütterung mit Verwünschungen seines Lebens beklagte. „Manches noch Gewichtigere, was ich beibringen könnte", schließt Daumer, „eignet sich nicht zur Öffentlichkeit." Das Mitgeteilte genügte wahrlich schon! Und nur ein so sonderbarer Schwärmer wie Daumer

[1]) „Es ist unter dem Publikum in Ansbach der Verdacht rege geworden, Hauser möchte, um sich immer mehr interessant zu machen, sich selbst verwundet haben. Hauser soll den Verdacht gegen sich vorzüglich dadurch gesteigert haben, daß er sich in seinen späteren Aussagen öfters widersprach." Aschaffenburger Zeitung (= Vossische Zeitung, 1833, No. 302).

[2]) Außerhalb Bayerns konnte man schon freier sprechen. Die Leipziger Zeitung, 1834, No. 34, enthält ein Schreiben „Von der Pegnitz, den 24. Januar 1834: Die Ansicht, daß mit Kaspar Hauser von Anfang an zu sanguinisch verfahren, und dadurch der Grund zu zahllosen Irrungen gelegt worden sei, ist bei uns herrschend geworden. Die Vermutung, es habe Hauser sich selbst entleibt, sprach sich gleich anfangs aus, indem die Ermordungsgeschichte in kindische Märchen eingehüllt war, und namentlich der hinterlassene Zettel mehr als einen Fingerzeig gab. . . . Wie es sich auch mit der Richtigkeit der Ansicht (des Ritters von Lang) verhalten mag, sicher ist, daß die Charakteristik Hausers, die v. Lang gab, von allen, welche Hauser genau kannten, und keiner Täuschung sich hingaben, als die wahre bestätigt wird."

war im stande, fast 40 Jahre später zu orakeln: „Er (Hauser) starb mit einer Lüge — aber es war die Lüge eines Engels"!

Was Hauser durch seine Selbstverwundung zu erreichen bestrebt war, aber schwerlich erreicht haben würde, erreichte er wirklich durch sein Sterben.

In einem Stimmungsbericht des Ansbacher Stadtkommissärs, des Regierungsrats v. Röthlein, den er den 26. Februar 1834 auf höchsten Befehl dem Minister des Innern erstattete, heißt es wörtlich: „Die Merkerschen Schriften fanden in Ansbach, wo der Skeptizismus ohnedies so ziemlich heimisch ist (!), wahrscheinlich aber auch auswärts, sehr viele Anhänger aus allen Ständen, und auf diese Weise ist es erklärbar, wie am 14. Dezember 1833 im ersten Augenblicke, wo der den Hauser betroffene (so) Anfall kund wurde, vielleicht $^9/_{10}$ der hiesigen Bevölkerung (ich meine hier nur die Männer) zu sich sprachen: Dies ist die zweite Auflage des Nürnberger Attentats. Dieser Glaube, daß Hauser selbst der Frevler sei — erhielt sich bis zu Hausers Todesstunde." Der preußische Gesandte Dönhoff schrieb den 6. Januar 1834, daß man Kaspar Hauser für einen Betrüger halte, der sich vielleicht nur habe verwunden wollen. Der Diplomat erwähnte aber auch schüchtern die Gerüchte, welche uns in das dritte Buch hinüber führen, die er aber mit Recht eine sehr unwahrscheinliche Hypothese nannte!

XIV.

Kaspar von Wessenig
und
Sir Kaspar Hauser.

———

„Der sogenannte Kaspar Hauser gehört wohl zu einer vornehmen Familie, ist aber deswegen kein geborner Prinz, auch nicht von einem fürstlichen Throne verdrängt ... Er war ein uneheliches Kind. Sein Vater, ein unbemittelter Edelmann und Leutnant in einem Kavallerieregiment — wurde zufällig mit einer hohen Dame bekannt, welcher diese Bekanntschaft üble Folgen zuzog."

W. C. Gr. A, K. H. 1837 S. 83, 1839 II. S. 29.

„Mit Unrecht hat man ein deutsches Fürstenhaus, welches nach meiner vollsten Überzeugung gar keinen Teil daran hat, dafür (für die geheimnisvollen Abgründe der Hauserischen Geschichte) in Anspruch genommen, woran die irreführenden Gerüchte und Behauptungen schuld, die von den wahren Verbrechern ausgestreut worden waren. Es ist England und seine hohe und reiche Aristokratie, worauf der schwarze Schatten eines nicht abzuweisenden, für mich durch ganz besondere Umstände und Erlebnisse begründeten Argwohns fällt."

G. Fr. Daumer, Enthüllungen (1859 S. 6).

Obgleich wir aus der aristokratischen Periode schon in die dynastische angelangt sind, und demnach Seiner Hoheit dem hochseligen Kaspar Hauser nach 1834 eigentlich zu nahe treten, wenn wir ihn noch mit dem niedrigen Prädikat Hochwohlgeboren belegen, so ist die Not dieses Anachronismus uns vom Verhängnis auferlegt worden: er geht eben von schwärmerischen Verehrern aus. Buchtitel sind kultur=

historische Dokumente, in unserem Fall besonders darf man schließen: der Titel sagt alles.

„Kaspar Hauser oder Andeutungen zur Enthüllung mancher Geheimnisse über Hausers Herkunft, die Ursache seiner Gefangenhaltung und Ermordung, Zergliederung des mitgebrachten Briefes, Bezeichnung des Mörders, dann Beleuchtung der Verhältnisse des Lord Stanhopes (so) gegen Hauser und dessen nächsten (so) Umgebung. Herausgegeben von W. C. Gr. v. A. Regensburg, Druck von Jakob Rußwurm, 1837.“ Und in zweiter Ausgabe: „Kaspar Hauser oder die richtige Enthüllung der Geheimnisse über Hausers Herkunft, die Ursache seiner Einsperrung, Dauer derselben, Zergliederung und Bedeutung des an den k. b. Rittmeister mitgebrachten Briefes, nähere Bezeichnung des Mannes, der Hauser als Kind erhalten, und ihn dann als Jüngling nach Nürnberg zurückgebracht hat, Hausers weitere Verhältnisse zu Nürnberg bis zum Mordversuch, endlich Lord Stanhopes erstes Erscheinen in dieser Zeit zu Nürnberg, und die Besprechung sowie die Veranstaltungen zu dem (so) von ihm im Verlaufe der Zeit gespielte(n) Intriguen. Herausgegeben von W. C. Gr. v. A. Erstes Bändchen. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. München, 1859. Bei Ernst August Fleischmann.“ Der Titel des zweiten Bändchens lautet: „Kaspar Hauser oder die richtige Enthüllung der bisher unbekannten Geheimnisse über Hausers Herkunft, die Ursache seiner Einsperrung, Dauer derselben, nähere Bezeichnung des Mannes, der Hauser als Kind und von wem erhalten, zu welchem Ende er ihn dann als Jüngling nach Nürnberg gebracht, und wie er sich später zu dem mißlungenen, wie auch zu dem wirklich ausgeführten Morde hat gebrauchen lassen; die Veranstaltungen der Feinde Hausers zu den im Verfolge der Zeit gespielten Intriguen bis zur Vollführung des Mordes, endlich was die Verfasserin zu der Angabe bei Gericht und zu der Bekanntmachung des Geheimnisses durch dieses Buch veranlaßt hat. Herausgegeben von W. C. Gr. v. A.“

Wer war diese „W. C. Gr. v. A.“? Binder erwiderte den 21. Dezember 1835 amtlich auf eine Anfrage des Kreisgerichts zu Ansbach vom 17. November, daß „die früher dahier (in Nürnberg) temporär anwesend gewesene, seit mehreren Monaten aber dem Ver=

nehmen nach, wegen der Bedrohung mit einem Kriminalprozeß wegen Betrugs an einer dahier sich aufhaltenden Frau Antonie Schmidt von hier abwesende und, wie verlautet, flüchtige angebliche Hauptmannswitwe Caroline Albersdorf (nicht von Albersdorf), geborene Graham, keinen guten Leumund hat." Diese „Lady C. Graham" ist die durch die Initialen des Buchtitels als „Witwe C. Gräfin von Albersdorf" angedeutete litterarische Hochstaplerin. Nach den Authentischen Mitteilungen (wo S. 17 etliche ihrer Denunziationen aufgezählt werden) hat sich die Albersdorf „in der zudringlichsten Weise in die Hausersche Untersuchungssache eingedrängt." Schon im Jahre 1829 machte sie in Nürnberg die Anzeige, daß „Frau Major von Redwitz die Mutter des unglücklichen Kaspar Hauser sein dürfte." Dieser Klatsch führte zu vergeblichen gerichtlichen Aufnahmen durch das österreichische Kreisamt Elbogen, das den 26. März 1830 an das Kreisgericht in Nürnberg schrieb: „Was die Frau von Albersdorf selbst betrifft, so ist man in der Lage eben von jener Zeit her über sie aktenmäßige Auskünfte zu geben, welche sie sehr unvorteilhaft charakterisieren und besonders ihre Wahrheitsliebe und Glaubwürdigkeit einem gerechten Zweifel unterwerfen. Anna Maria Karoline Gräfin v. Albersdorf kam im August 1811 von Prag nach Wien; ihrer Angabe nach war sie 41 Jahre alt, zu Dower in England geboren, war Tochter des Herzogs von Montrose, Oberstallmeisters des Königs; ihr Ehegatte v. A. soll früher in österreichisch-kaiserlichen, sonach aber in kurfürstlich-bayrischen Diensten gestanden und im Jahre 1797, nachdem sie bereits längere Zeit von ihm geschieden war, im Felde geblieben sein.[1]) Über alle diese angegebenen Familien-

[1]) Bei ihrer beeidigten Vernehmung vom 11. Dezember 1829 gab sie ihre Generalia so an: „Ich heiße Maria Carolina v. Albersdorf, bin reformierter Religion, 60 Jahre alt, ich bin in England geboren, lebte früher bald da bald dort, wohne nunmehr aber seit drei Jahren in Nürnberg. Seit 17 Jahren (in 1812 zu Wien schon seit 15 Jahren!) bin ich Witwe des Hauptmanns v. A., vormals in kaiserlich-österreichischen, zuletzt in königlich-preußischen (also nicht mehr, wie 1812 in Wien, in kurfürstlich-bayrischen!) Diensten. Sie unterschrieb: „Caroline v. Albersdorf." (Ebenso bei ihren Vernehmungen zu Ansbach, unbeeidigt am 22. Okt., eidlich am 28. Nov. 1835; bei ihren unbeeidigten Vernehmungen aber vor dem Justizminister zu München am 18. Februar und vor dem Stadtgericht Regens-

verhältnisse konnte sie jedoch während ihres hiesigen Aufenthaltes keine vollständigen Nachweisungen beibringen. Sie machte in Wien verschiedene Ansprüche an die damals bestandene Wohlthätigkeits-Hofkommission, dann an das allerhöchste Militär-Arar; wegen Mangel(s) an Belegen wurde jedoch ihren Gesuchen keine Folge gegeben. Da sie hiernach wegen ihrer Bestimmungslosigkeit die Stadt Wien verlassen sollte, suchte sie durch allerlei Vorwände einen längeren Aufenthalt zu erschleichen. So schützte sie einmal vor, einen gewissen Baron Lichtenstern zu ehelichen, der jedoch wahrscheinlich nur eine fingierte Person oder irgend ein Abenteurer gewesen sein mochte; ein andermal suchte sie glauben zu machen, es müßten ihr Gelder von ihrer Forderung an den Fürsten von Hildburghausen und aus Bayern vom Grafen Morawitzky und Laroche eingehen; bald erwartete sie eine Erbschaft von ihrem Bruder, dem Herzog von Montrose aus England, oder auch nur eine annehmbare Reisegesellschaft u. dergl. Mittlerweile ergab es sich jedoch, daß sie zu Prag bedeutende Schulden hinterlassen hatte, und ein gewisser Math. Vernier beschuldigte sie endlich des Betruges, den sie ihm durch die Verpfändung einer (wahrscheinlich wertlosen) Herzoglich hildburghausenschen Obligation zu 12000 Rthlr. gespielt habe. Dies hatte zur Folge, daß sie polizeilicherseits am 20. Dezember 1812 mittels des Postwagens von Wien nach Prag abgehend gemacht und dem betreffenden Kondukteur (!) zur Überlieferung an die Prager K. K. Stadthauptmannschaft übergeben wurde. Unterwegs entwich sie mit Rücklassung ihrer Effekten beim Umspannen in der Station Zaslau, kam bis Ledatz, wo sie sich als angebliche Kaufmannsfrau eine Gelegenheit nach Trautenau gemietet hatte, jedoch eingeholt und nach Prag abgeliefert wurde. Seitdem ist über sie nichts mehr bekannt geworden, indes scheinen schon

burg am 18. Sept. 1837 unterzeichnete sie sich: „Caroline Gräfin v. Albersdorf geb. Lady Graham.“ (Akt C. X. ff. 1683, 1704, 1758, 1814.) Die Gebärdenote der Kommission lautet: „Die Zeugin, welche eben so geschwätzig ist, als sie in allen Vorkommnissen des gewöhnlichen Lebens erfahren [gerieben also wie Kaspar Hauser] zu sein scheint, leidet nach Ausweis der Akten in Sachen Kohlbauer c. von Albersdorf, Kostgeldsforderung, ad 20 Gulden betreffend, an überflüssigem Geldmangel, daher der begehrte Vorschuß ganz erklärbar ist“ (Akt A. II. f. 165, IV. f. 82).

die obigen Daten den Argwohn zu rechtfertigen, daß die ganze Erzählung der Frau v. A. vielleicht keinen anderen Grund als den ihres Eigennutzes haben möchte. Ein löbliches Kreis- und Stadtgericht wolle daher die Frau von Albersdorf näher stringieren und sodann anher eröffnen, ob hier nicht von ihr eine Täuschung versucht sei und durch selbe entweder von der wahren Spur der Familienverhältnisse des Kaspar Hauser abzuleiten oder von der Familie von Redwitz Geld zu erpressen."

Bei der Obligation von Hildburghausen mag daran erinnert werden, daß die sogenannte „Albersdorf" in den Jahren 1829 und 1832 auch einen Bruder des Herzogs Ernst I. von Koburg-Gotha († 1844), Herzog Ferdinand — denn ein anderer Bruder, König Leopold von Belgien, kann nicht gemeint sein — durch gerichtliche Anzeige in die Hausergeschichte zu verwickeln versucht hat. Herzog Ferdinand Georg August war 1785 geboren, schon früh in den österreichischen Militärdienst getreten, hatte 1816 die Tochter des Fürsten v. Kohary geheiratet und 1826 dessen große Güter (Herrschaft Filek in der Neograder Gespannschaft in Ungarn) geerbt. Man sieht leicht ein, wie diese Daten ihm zur Mitwirkung an der Vaterschaft des ungarischen Magnaten Kaspar Hauser verhelfen konnten.[1]) Diese Denunziation der Albersdorf war einer der Gründe, warum Kaspars Reise nach Gotha im Januar 1833 „im tiefsten Geheimnis gehüllt bleiben sollte". Hickel zählt diese Gründe in einem Briefe vom 4. Juli 1848 aus Regensburg an Eberhardt in Gotha nach dieser Reihe auf: 1) wegen der Zeitungen, 2) weil Hauser aus Experimenten gerne Vorteile gezogen hat, 3) die Entdeckungsreise leicht mit der Herzoglichen Familie in Verbindung hätte gebracht werden können. Selbst ließ die Denunziantin noch eine andere Geschichte drucken. Nach dem „mißlungenen Mordversuch" erinnerte sie sich einer

[1]) Die Kombinationswut der Hauserianer verband die Verdächtigung mit dem Dorfe Erkersreuth, weil sich dort ein Schloß an der böhmischen Grenze befand, von Baireuth 8 Meilen entfernt, das über Erlangen wieder 8—9 Meilen von Nürnberg entfernt liegt. Der Herzog von Koburg kaufte nämlich 1802 das Rittergut Erkersreuth für 300,000 Gulden von dem Minister von Kretschmann (folglich mag er wohl Hausers Onkel gewesen sein?). Aus Klübers Kasparstudien.

Begebenheit aus jener Zeit, in welcher Hauser geboren sein konnte. „In einem gewissen Badeorte (Baden bei Wien), wo ich mich damals befand, war nämlich eine Familie aus Böhmen anwesend, wovon die Mutter noch jung und schön, aber wahnsinnig war. Ich forschte nach der Ursache ihres traurigen Zustandes und erfuhr, daß sie von einer vornehmen, aber unvermögenden Familie herstamme und die Gemahlin eines angesehenen, aber schon bejahrten Kavaliers aus guter Familie und Besitzer ansehnlicher Güter und eines großen Vermögens sei." Die Dame wurde schwanger, ihr Kind, ein Knabe, von den getäuschten Verwandten mit einem Mädchen verwechselt, die Mutter wahnsinnig.

Endlich machte das Volksgerede sie auf die Gräfin von Arco (folgt im 15. Kapitel) aufmerksam. Sie forschte weiter nach und erinnerte sich, die hohe Dame dieser Familie zu jener Zeit, wo Kaspar geboren worden sein konnte (genau also wie oben!) in Österreich, wo sie auf Besuch war, schwanger gesehen zu haben. Bald darauf erfuhr sie, daß die Dame in Ungarn einen Sohn geboren habe. Darauf aufmerksam, suchte sie „die ganze Geschichte genauer zu ergründen und entdeckte, daß Kaspar Hauser das leibliche Kind dieser hohen Dame sei, welches die Dalbon (!) nach Deutschland gebracht hat. Zu dieser Zeit, offenbart sie weiter, gab ich in Nürnberg einige Jugendschriften auf Subskription heraus. Unter den Subskribenten war auch ein Offizier, welcher sich gegen mich äußerte, die Schrifte(n) würden nur wenig eintragen, ich sollte etwas über Kaspar schreiben, das würde willkommener sein. Ich antwortete ihm, ich wisse zu wenig von der Sache, darauf sprach er: vermuten Sie nicht den Vater des Unglücklichen? und zugleich machte er mich auf den Brief des Burschen an den Rittmeister aufmerksam, zergliederte denselben mit mir, und äußerte sich, er kenne den Vater, wisse von seinen früheren Umständen und auch von der Bekanntschaft desselben mit jener hohen Dame . . . so daß mir endlich über die beiden Eltern kein Zweifel mehr übrig blieb. Da erschien Stanhope in Nürnberg, kümmerte sich angelegentlich um K. H. u. s. w. Dieses gar zu eifrige Benehmen fiel mir auf; ich erkundigte mich näher nach seinen Verhältnissen u. s. w. Hierauf bedeutete ich Herrn v. Tucher,

daß der Lord im Auftrag von Kaspars Eltern (!) handle; dem widersprach jedoch Herr v. T. und wollte nicht darauf eingehen.' Hierauf ließ sie sich zweimal bei Lord Stanhope melden, dieser ließ sich aber entschuldigen, und die Landsmännin erwiderte: es wird ihn einmal reuen, mich nicht gesprochen zu haben.[1]) Die verletzte Klatschmühle hat Wort gehalten, sie verfolgte von der Zeit an den ihr verhaßten Stanhope mit ihrem Drachengift, wie nur schlechte Weiber überhaupt das können. Sogar Binder wollte von ihrer verrückten Ansicht (ein englischer Pair im Dienste des Bankerts eines bayrischen Rittmeisters!) nichts wissen. So in ihrem guten Vorhaben von einer sündhaften Welt verkannt, kam ihr bald Hilfe von oben, der verklärte Kaspar offenbarte sich ihr selbst. „Einige Zeit darauf (nach Kaspars Ermordung, welche der Lord — vorher wußte), hatte ich eine Vision, worin mir Hauser erschien. Ich war in Ansbach und kam zum Gottesacker; aus dem offenen Thore desselben traten zwei Herren in heftigem Gespräche miteinander begriffen. Ich ließ sie vorübergehen und trat in den Friedhof. Da sah ich Kaspar mit ausgebreiteten Armen nacheilen, als wollte er sie aufhalten, doch über das Thor konnte er nicht hinaus und mußte stehen bleiben. Frappiert über diese Erscheinung fragte ich: Um Gottes willen Kaspar, ich glaubte, Sie wären tot? worauf er tief seufzte und traurig mit der Rechten auf die blutige Wunde deutete, wovon das Blut bis auf den Fuß niedertropfte. So ist es doch wahr, sprach ich, man sagt, Sie haben sich selbst entleibt, sagen Sie mir, Kaspar, ist das wahr? worauf er wehmütig gen Himmel blickte und den Kopf schüttelte. Hierauf sagte ich zu ihm: Kaspar,

---

[1]) Was sagt man zu dieser naiven Gemeinheit? Erst erzählt sie unbefangen, daß sie etwas über K. H. (ein Plagiat aus Daumer, Feuerbach, Frey und Fuhrmann) schreiben wollte, weil das besser ziehen würde, als ihre frühere Machenschaft, und dann beichtet sie eben so unbefangen, aus welchen schlechten Beweggründen sie Stanhope in ihre Geldspekulation hineingezerrt hat. Und auch dieses Giftprodukt ist eine Geschichtsquelle der Hauserianer. Nach einem Schreiben der Polizeidirektion München an das Kreisgericht Ansbach vom 11. Juli 1838 „hatte die Albersdorf die Ehre, auch Ihren K. Majestäten einige Exemplare ihrer Schrift zu überreichen."

ich bin von Ihrer Unschuld überzeugt und schwöre Ihnen bei Gott, Ihre Ehre nach Vermögen zu verteidigen! nach welcher Versicherung sich sein Gesicht verheiterte (so), er die Hände dreimal bittend zusammenschlug und verschwand. Seit dieser Zeit hatte ich keine Ruhe, und wußte nicht, wie ich mein Versprechen erfüllen sollte, ohne andern Leuten zu schaden. Ich besprach mich darüber mit Geistlichen aller drei christlichen Konfessionen, welche mich einstimmig versicherten, ich wäre verbunden, mein dem Toten gegebenes Wort zu halten, wie auch die bei dem Verbrechen beteiligten Personen anzuzeigen, außerdem ich mich dieser Missethat selbst teilhaftig mache. Dieses machte mich völlig mißmutig. Ich, eine 73jährige, seit $1^1/_2$ Jahren kränkenlnde Frau, wollte mich nicht durch die Gerichte beunruhigen lassen, wie ich die Sache am besten beginnen sollte." Sie geht wieder nach Ansbach, spricht mit Stichaner, dieser berichtet an den König, der König befiehlt ihre Vernehmung, in München verweilt sie ganze 14 Monate.[1]) Sie wollte schon die ganze Sache auf-

[1]) Nach dem Ansbacher Protokoll vom 22. Oktober 1835 gab sie an, K. H. sei das Kind der Kurfürstin Leopoldine (= Gräfin v. Arco) und des Hauptmanns von Wessenig. Das Stadtkommissariat machte am 23. Oktober dazu die Bemerkung: „Der v. Albersdorf hat man zwar einen auf 14 Tage gültigen Vorweis zu einer in Privatangelegenheiten nach Bamberg zu unternehmenden Reise ausgestellt, da indessen diese Frau zu listigen Prellereien und Betteln hinneigt, überdies ihrer Depositionen wegen in der Folge leicht erforderlich sein dürfte, sich ihrer Person zu versichern, so hat man den K. Kommissär der Stadt Bamberg ersucht, die v. A. während ihres Aufenthalts in B. geheim zu überwachen." Den 6. November 1835 verfügte das Staatsministerium der Justiz: „Da einesteils von dem General-Kommissär die Denunziantin als eine ganz niedrige, um Geldgewinn mit schlechten Händeln sich abgebende und daher nicht die geringste Achtung verdienende Person bezeichnet wird, anderenteils aber die Angaben jener Albersdorf auf eine mit der Kgl. Familie in naher Verwandtschaft stehende hochgestellte Person sich beziehen, so ist dem Inquirenten besonders anzuempfehlen" u. s. w. Der Untersuchungsrichter urteilte am 12. November 1835 über ihre Anzeige, daß dieselbe „jeder Bescheinigung, ja sogar der Bestimmtheit und Umständlichkeit ermangelte, indem von ihr nicht einmal angegeben ist, wodurch sie die behaupteten Thatsachen in Erfahrung gebracht habe. Derselben kann daber zur Zeit eine rechtliche Wirkung um so weniger beigelegt werden, als sie auch von einer Person herrührt, welche einen sehr getrübten Leumund hat."

geben (das Appellationsgericht war indessen von Ansbach nach Eichstädt verlegt), als sie eine zweite Vision bekam. „Ich wurde in eine paradiesische Gegend versetzt, deren Schönheit keine Feder zu beschreiben vermag; ich erblickte eine unabsehbare Wiese mit den herrlichsten, balsamisch duftenden Blumen übersäet. Indem ich noch alle diese Herrlichkeiten anstaune, kommt Hauser über diese Wiese auf mich zu, grüßt mich und reicht mir die Hand. Sein Gesicht war verklärt, sein Anzug so prächtig, wie nur ein Kavalier bei einem königlichen Hofe in Gala erscheinen kann, auf der Brust zwei große Orden. Verwundert rief ich: Hauser, welche herrliche Veränderung ist mit Dir vorgegangen? Auf die Orden seiner Brust deutend antwortete er: so weit hätte ich's gebracht; wenn ich wäre am Leben geblieben. — O vergessen Sie das, sprach ich, Sie sind für Ihr Leiden auf der Welt genug belohnt, da Sie in dies himmlische Paradies versetzt sind. — Er nahm mich nun bei der Hand und führte mich — er auf der Wiese fortgehend, ich auf dem sandbestreuten Pfade — von der Anhöhe in ein wunderschönes Thal, welches ein kristallheller Fluß durchströmte, hier kehrte er sich um, nahm mich bei der anderen Hand und führte mich denselben Weg zurück, bis zu einem Platz, welcher mit den kostbarsten und glänzendsten Edelsteinen bestreut war, daß meine Augen davon ganz geblendet wurden, und ich entzückt ausrief: Das ist kein irdischer Reichtum! Und als ich noch im Anschauen der Pracht und Schönheit versunken war, sprach er mahnend: sei standhaft und nicht wankelmütig und halte Dein Versprechen! — Als ich mich nach ihm umsah, war er verschwunden. Meine Augen suchten und fanden ihn auf einen Hügel zugehend. Das ist der Weg nach Ansbach, rief ich, er geht an sein Grab, um seine Gebeine zu besuchen. Bei diesem meinem Ausruf verschwand alles. Nach dieser Vision betrieb ich die Sache lebhafter und mit mehr Ernst und kam in derselben glücklich weiter."

Der sogenannte Kaspar Hauser war das Kind eines unbemittelten Leutnants und einer verheirateten hohen Dame, das während einer zweckdienlichen Reise in Ungarn geboren und der Gouvernante Dalbon übergeben wurde. Als der Vater mit seinem Kavallerieregiment 1815 nach Beendigung des Krieges in seine Garnison zurück-

kehrte, gab ihm die Mutter eine ansehnliche Summe, um das Kind zu versorgen. Der Leutnant aber bestach seinen Bedienten, um das Kind beiseite zu schaffen und versprach ihm, seinen Abschied zu erwirken. Das geschah 1816, Dalbon übergab dem Burschen das 4 jährige Knäblein. „Ob der Vater davon wußte, daß das Kind so eingesperrt wurde, oder ob er es für tot hielt, lassen wir dahingestellt sein.“ Eigentlich eine etwas übertriebene Vorsicht!

Karoline schickt ihren Kaspar durch das „Hallerthürchen“ nach dem Unschlittplatz mit der Botschaft: „Wenn ein Bube kommt, gieb ihm den Brief und sage: Hinweisen, wo Brief hingehört.“ [1]) Ob der Nürnberger Bürger, der mit ihm ging, schon Wissenschaft von der Geschichte hatte, „ist zur Zeit (1839!) noch unentschieden; jedoch wahrscheinlicher ist das letztere, indem seine spätere(n) Aussagen sehr verfänglich, verschieden von den früheren und unrichtig waren ... Der Herr Rittmeister fragte (nach seiner Heimkunft) seine Leute, wo der Brief wäre? Diese sagten ihm, es hätte solchen die gnädige Frau. Darauf befahl er, den Knaben aufzuwecken, ging hinauf und forderte von seiner Frau den an ihn adressierten Brief. Diese gab ihm solchen mit den Worten: Unsere Familie hat sich um ein Mitglied vermehrt. Dieses Wort brachte ihn sehr auf, und er gab ihr zur Antwort: Was geht mich dieser Wisch an? Das hat ein Schurke geschrieben! — Er eilte sogleich hinunter in den Stall. Auf mehrere Fragen des Herrn Rittmeisters antwortete der fremde Bursche nur immer die Wörter, die er auf dem Wege nach Nürnberg von seinem Führer gelernt hatte, als: Im großen Dorf is mein Vater, — Roß hoam (würde bedeuten: Roß haben!) — dahin weis, wo Brief hing'hört, — weil er weiter nichts wußte. Der Herr Rittmeister wurde böse darüber ... daher wandte er sich zu seinem Freund (dem Herrn Sch ...) und sagte: dies wäre eine Schurkerei, die Sache gehöre nicht ihn (!) an, er kenne den Burschen nicht und wisse auch den Schurken

---

[1]) Der Bube (in anderen Kasparschriften „der Bu“) soll die gerichtlich festgestellte Anrede auf dem Unschlittplatz, der andere (gar nicht gebrauchte) Satz die Wanderung nach der Neuthorstraße vertuschen, ein bis in dieses Decennium wiederholtes Auskunftsmittel.

[illegible] Zeit mit. Die [illegible] enthielt, als er es in seine Hände

Am 1. August [illegible] sogleich am Tage vorher, als K. H. einen [illegible] ein Mitglied aus seiner Familie von mütterlicher

[illegible] noch am weitesten mit der [illegible] Sohn eines leichten [illegible] an den Rittmeister der vierten [illegible] Hochwohlgeboren an; die Regen- [illegible] verabredet sein; der Rittmeister [illegible] Jungen vom Halse zu [illegible] und sprach sich vor [illegible]

Seite nebst einem guten Freunde zum erstenmale in Nürnberg angekommen, welche beide Personen die wichtigste Rolle in Kaspars Geschichte bis an sein trauriges Ende gespielt haben." Stanhope tauchte am 22. Oktober, also den 5. Tag nach seiner ersten Verwundung, zum erstenmale in Nürnberg auf. Er hegte die Absicht, mit Hauser nach Italien zu gehen, „wo es ihm allerdings ein Leichtes gewesen wäre, sich seiner durch eine gedungene Hand in der Stille und ohne Nachteil zu entledigen." (!) Was Stanhope mit Wessenigs Liebschaft zu thun hätte, fragen wir gar nicht. „Der Präsident v. Feuerbach aber wurde durch die Untersuchung in Ungarn gänzlich irre geführt; denn die verschmitzte Dalbon wurde schon früher in dem Irrenhause entweder von Stanhope oder von einem der genannten Kavaliers (oben S. 236!) hinlänglich unterrichtet, was sie reden sollte, um — alle hinters Licht zu führen. Man bürdete die Sache einem hohen Manne aus einem fürstlichen Hause auf.... Aus obigem ist zu ersehen, daß Kaspar Hauser wohl der Mutter nach einer fürstlichen Familie angehörte und Ansprüche auf großes Vermögen hatte[1]), aber kein geborener Prinz, auch kein seines Rechtes beraubter Thronfolger war."

„Am 14. Dezember 1833 wurde Kaspar von einem, aber nicht von demselben Manne (wie am 11.) angeredet: Sind Sie nicht der

[1]) Als „Magnat" aber nicht. Tucher schrieb am 13. Oktober 1831 an Feuerbach: „Der alte Bartakowitsch hatte zwei Töchter; die eine, ein bildschönes, aber sehr lockeres Mädchen, ging in späteren Jahren in ein Kloster unter die englischen Fräulein zu St. Pölten, die andere heiratete den Grafen oder Baron Stubenberg und den Grafen Majthényi. Bei dieser war die Dalbonne und der Müller. So weit ist alles gut und läßt die größte Menge von Konjekturen zu. Nun kommt aber der höhnende böse Geist (der hinter allem steht, was man für den Beginn einer Enthüllung des furchtbaren Geheimnisses hält). Die Bartakowitsch haben nichts, ebenso wenig hatte der (Bayer) Stubenberg († 1809) etwas. Dagegen hatte der nun auch verstorbene Majthényi ein sehr bedeutendes Vermögen. Merey ist ebenso, wie wir alle, der Meinung, daß von einer unehelichen Geburt hier gar keine Rede sein könne, indem solche Fälle nicht so selten sind." Außerdem gab es in Preßburg vortreffliche Anstalten, solche Kinder unterzubringen. „Ebenso wenig läßt sich aber auch bei diesen Familien ein Grund der Entfernung eines lästigen Miterben denken."

Herr Kaspar Hauser? Auf dessen Bejahen fragte der Fremde: Möchten Sie nicht mit mir in den Hofgarten gehen? Ich hätte Ihnen etwas sehr Wichtiges für Sie zu sagen. Auf die Frage, was es wäre, sagte jener: Wenn Sie mir auf Ihre Ehre versprechen, niemanden etwas davon zu sagen, so können Sie erfahren, wer Ihre Eltern sind. Kaspar wurde darüber betroffen und sagte, daß er jetzt nicht mitgehen könne, indem es Zeit zum Essen sei (!), und er nach Hause gehen müsse. Darauf bestellte ihn der Fremde den Nachmittag, u. s. w. Die Begierde, einmal etwas zu erfahren, nach dem er sich so lang sehnte, und auch um sein Versprechen zu halten, sagte er niemanden etwas davon. Im Hofgarten äußerte sich der Fremde, er habe ihm vieles zu eröffnen, wenn Kaspar beschwören wolle, daß er nichts von demjenigen, welches er ihm sagen werde, gegen (ihn) verraten, und auch niemand bei dem Gericht anzeigen werde. Kaspar schwur auf Ehre, Seele und Seligkeit, worauf ihm der Fremde einiges eröffnet habe (welches aus einigen Wörtern, welche K. in den letzten Momenten seines Lebens geäußert hat, zu entnehmen ist). Unter diesen Gesprächen" u. s. w.

In Kaspars Sterbelager werden noch folgende Anekdoten hineingelogen.[1]) „Zuweilen sprach Kaspar für sich die Worte: O! Mutter, Mutter, wie wirst Du das einmal vor Gott verantworten können! Als der Herr Pfarrer Fuhrmann zu ihm sagte: Kaspar! was läßt Du dann Deinem Pflegevater, Deinem Wohlthäter, dem Grafen Stanhope sagen? antwortete er darauf: Ach, der Graf ist ein eben so armer Sünder, wie die anderen. Gott wird richten, ich will

---

[1]) Daß sie sich auch bei Lehrer Meyer erkundigt und gegen Stanhope zu hetzen versucht hat, schrieb dieser den 9. August 1835 an Stanhope. „Vor einigen Wochen kam eine Frau von Nürnberg hierher, die sich für eine Hauptmannswitwe Albert mit Namen — ausgab. Ich hätte sie, beiläufig gesagt, eher für eine alte Hexe gehalten, wie man solche zuweilen noch abgebildet sieht. Diese angenehme Person nun besuchte Herrn Pfarrer Fuhrmann und dann auch mich, um sich, wie sie sich ausdrückte, wegen des unglücklichen lieben Kaspar zu erkundigen. Sie äußerte auf das bestimmteste, daß sie im stande sei, alle Verhältnisse Kaspar Hausers aufzudecken, und daß dies demnächst in einer Broschüre geschehen werde, zu der sie

nichts mehr wissen. Dieses war sein letztes Wort. . . . Dieses ist mir von dem glaubwürdigsten Zeugen erzählt worden, welcher bei ihm bis auf die letzte Sekunde sich aufgehalten hat, und der noch immer darüber Auskunft geben kann. . . . Der Oberleutnant Hickel kam erst den folgenden Tag nach Hausers Tod (!) zurück, und nun wurde der Befehl gegeben, daß die Mannschaft ausrücken und nach allen Seiten rekognoscieren sollte, da der Mörder um diese Zeit gewiß schon zu Hause hinter dem Ofen gesessen und in die Faust gelacht haben wird. . . . Den 22. Dezember (!) 1833 kam der Lord Stanhope an und äußerte sich, er habe schon in Regensburg dessen Tod vernommen, zeigte sich gänzlich verändert, schimpfte und äußerte sehr anzügliche Reden über den Verstorbenen, schalt ihn u. s. w. Der Lord hatte sechs Verhöre zu München bestanden, sich aber durch seine Geschicklichkeit aus allem recht gut herausgeholfen (!). Von München reiste der Lord nach Augsburg, besuchte dort den gewesenen Herrn Rittmeister, jetzt Major v. W., der ihm sollte den 27. Februar 1834 folgendes erzählt haben (wie im I. Kapitel). Dieses erzählte der Herr v. W. vielleicht, um den von ihm verstoßenen Jüngling eben jetzt nach seinem Tode auch zu einem Betrüger zu stempeln. Bei Ankunft des K. H. wurde der Herr Rittmeister über nichts befragt. Als ihm aber (nach dem Mordversuch zu Nürnberg) der Referent, Herr Kreisrat v. R(öder), in einer freundschaftlichen Anrede fragte, ob es nicht etwa eine Jugendliebschaft wäre, daß der Herr v. W. einem Mädchen vielleicht die Ehe versprochen, sie dann verlassen, gab dieser zur Antwort: O nein, Herr von Röder, in dieser Gegend war ich niemals. Herr v. R. fragte ihn nicht, in welcher Gegend, inquirierte ihn überhaupt nicht weiter, und sein Ver-

der Notizen nur noch sehr wenige und diese besonders von mir noch bedürfe. Dabei werde sich zeigen, daß Graf Stanhope — das, was er für K. H. gethan, keineswegs aus eigenen Mitteln bestritten, sondern dazu alles von der Mutter Kaspar Hausers erhalten habe. . . . . . Wie sich doch Polizei und Justiz in dieser Lügen-Geschichte so oft und solange bei der Nase müssen herumführen lassen!" Stanhope erinnert sich in der Antwort vom 15. August einer alten Frau, die, wie er glaube, Albernhausen hieß, von einem Beamten in Nürnberg Geld verlangt habe, ihn ausspionieren zu lassen, und die er, da sie ihn besuchen wollte, abgewiesen hat.

daß der Lord im Auftrag von Kaspars Eltern (!) handle; dem widersprach jedoch Herr v. T. und wollte nicht darauf eingehen." Hierauf ließ sie sich zweimal bei Lord Stanhope melden, dieser ließ sich aber entschuldigen, und die Landsmännin erwiderte: es wird ihn einmal reuen, mich nicht gesprochen zu haben.[1]) Die verletzte Klatschmühle hat Wort gehalten, sie verfolgte von der Zeit an den ihr verhaßten Stanhope mit ihrem Drachengift, wie nur schlechte Weiber überhaupt das können. Sogar Binder wollte von ihrer verrückten Ansicht (ein englischer Pair im Dienste des Bankerts eines bayrischen Rittmeisters!) nichts wissen. So in ihrem guten Vorhaben von einer sündhaften Welt verkannt, kam ihr bald Hilfe von oben, der verklärte Kaspar offenbarte sich ihr selbst. „Einige Zeit darauf (nach Kaspars Ermordung, welche der Lord — vorher wußte), hatte ich eine Vision, worin mir Hauser erschien. Ich war in Ansbach und kam zum Gottesacker; aus dem offenen Thore desselben traten zwei Herren in heftigem Gespräche miteinander begriffen. Ich ließ sie vorübergehen und trat in den Friedhof. Da sah ich Kaspar mit ausgebreiteten Armen nacheilen, als wollte er sie aufhalten, doch über das Thor konnte er nicht hinaus und mußte stehen bleiben. Frappiert über diese Erscheinung fragte ich: Um Gottes willen Kaspar, ich glaubte, Sie wären tot? worauf er tief seufzte und traurig mit der Rechten auf die blutige Wunde deutete, wovon das Blut bis auf den Fuß niedertropfte. So ist es doch wahr, sprach ich, man sagt, Sie haben sich selbst entleibt, sagen Sie mir, Kaspar, ist das wahr? worauf er wehmütig gen Himmel blickte und den Kopf schüttelte. Hierauf sagte ich zu ihm: Kaspar,

[1]) Was sagt man zu dieser naiven Gemeinheit? Erst erzählt sie unbefangen, daß sie etwas über K. H. (ein Plagiat aus Daumer, Feuerbach, Frey und Fuhrmann) schreiben wollte, weil das besser ziehen würde, als ihre frühere Machenschaft, und dann beichtet sie eben so unbefangen, aus welchen schlechten Beweggründen sie Stanhope in ihre Geldspekulation hineingezerrt hat. Und auch dieses Giftprodukt ist eine Geschichtsquelle der Hauserianer. Nach einem Schreiben der Polizeidirektion München an das Kreisgericht Ansbach vom 11. Juli 1838 „hatte die Albersdorf die Ehre, auch Ihren K. Majestäten einige Exemplare ihrer Schrift zu überreichen."

ich bin von Ihrer Unschuld überzeugt und schwöre Ihnen bei Gott, Ihre Ehre nach Vermögen zu verteidigen! nach welcher Versicherung sich sein Gesicht verheiterte (so), er die Hände dreimal bittend zusammenschlug und verschwand. Seit dieser Zeit hatte ich keine Ruhe, und wußte nicht, wie ich mein Versprechen erfüllen sollte, ohne andern Leuten zu schaden. Ich besprach mich darüber mit Geistlichen aller drei christlichen Konfessionen, welche mich einstimmig versicherten, ich wäre verbunden, mein dem Toten gegebenes Wort zu halten, wie auch die bei dem Verbrechen beteiligten Personen anzuzeigen, außerdem ich mich dieser Missethat selbst teilhaftig mache. Dieses machte mich völlig mißmutig. Ich, eine 73jährige, seit 1½ Jahren kränkenlnde Frau, wollte mich nicht durch die Gerichte beunruhigen lassen, wie ich die Sache am besten beginnen sollte." Sie geht wieder nach Ansbach, spricht mit Stichaner, dieser berichtet an den König, der König befiehlt ihre Vernehmung, in München verweilt sie ganze 14 Monate.[1]) Sie wollte schon die ganze Sache auf-

[1]) Nach dem Ansbacher Protokoll vom 22. Oktober 1835 gab sie an, K. H. sei das Kind der Kurfürstin Leopoldine (= Gräfin v. Arco) und des Hauptmanns von Wessenig. Das Stadtkommissariat machte am 23. Oktober dazu die Bemerkung: „Der v. Albersdorf hat man zwar einen auf 14 Tage gültigen Vorweis zu einer in Privatangelegenheiten nach Bamberg zu unternehmenden Reise ausgestellt, da indessen diese Frau zu listigen Prellereien und Betteln hinneigt, überdies ihrer Depositionen wegen in der Folge leicht erforderlich sein dürfte, sich ihrer Person zu versichern, so hat man den K. Kommissär der Stadt Bamberg ersucht, die v. A. während ihres Aufenthalts in B. geheim zu überwachen." Den 6. November 1835 verfügte das Staatsministerium der Justiz: „Da einesteils von dem General-Kommissär die Denunziantin als eine ganz niedrige, um Geldgewinn mit schlechten Händeln sich abgebende und daher nicht die geringste Achtung verdienende Person bezeichnet wird, anderenteils aber die Angaben jener Albersdorf auf eine mit der Kgl. Familie in naher Verwandtschaft stehende hochgestellte Person sich beziehen, so ist dem Inquirenten besonders anzuempfehlen" u. s. w. Der Untersuchungsrichter urteilte am 12. November 1835 über ihre Anzeige, daß dieselbe „jeder Bescheinigung, ja sogar der Bestimmtheit und Umständlichkeit ermangelte, indem von ihr nicht einmal angegeben ist, wodurch sie die behaupteten Thatsachen in Erfahrung gebracht habe. Derselben kann daber zur Zeit eine rechtliche Wirkung um so weniger beigelegt werden, als sie auch von einer Person herrührt, welche einen sehr getrübten Leumund hat."

geben (das Appellationsgericht war indessen von Ansbach nach Eichstädt verlegt), als sie eine zweite Vision bekam. „Ich wurde in eine paradiesische Gegend versetzt, deren Schönheit keine Feder zu beschreiben vermag; ich erblickte eine unabsehbare Wiese mit den herrlichsten, balsamisch duftenden Blumen übersäet. Indem ich noch alle diese Herrlichkeiten anstaune, kommt Hauser über diese Wiese auf mich zu, grüßt mich und reicht mir die Hand. Sein Gesicht war verklärt, sein Anzug so prächtig, wie nur ein Kavalier bei einem königlichen Hofe in Gala erscheinen kann, auf der Brust zwei große Orden. Verwundert rief ich: Hauser, welche herrliche Veränderung ist mit Dir vorgegangen? Auf die Orden seiner Brust deutend antwortete er: so weit hätte ich's gebracht; wenn ich wäre am Leben geblieben. — O vergessen Sie das, sprach ich, Sie sind für Ihr Leiden auf der Welt genug belohnt, da Sie in dies himmlische Paradies versetzt sind. — Er nahm mich nun bei der Hand und führte mich — er auf der Wiese fortgehend, ich auf dem sandbestreuten Pfade — von der Anhöhe in ein wunderschönes Thal, welches ein kristallheller Fluß durchströmte, hier kehrte er sich um, nahm mich bei der anderen Hand und führte mich denselben Weg zurück, bis zu einem Platz, welcher mit den kostbarsten und glänzendsten Edelsteinen bestreut war, daß meine Augen davon ganz geblendet wurden, und ich entzückt ausrief: Das ist kein irdischer Reichtum! Und als ich noch im Anschauen der Pracht und Schönheit versunken war, sprach er mahnend: sei standhaft und nicht wankelmütig und halte Dein Versprechen! — Als ich mich nach ihm umsah, war er verschwunden. Meine Augen suchten und fanden ihn auf einen Hügel zugehend. Das ist der Weg nach Ansbach, rief ich, er geht an sein Grab, um seine Gebeine zu besuchen. Bei diesem meinem Ausruf verschwand alles. Nach dieser Vision betrieb ich die Sache lebhafter und mit mehr Ernst und kam in derselben glücklich weiter."

Der sogenannte Kaspar Hauser war das Kind eines unbemittelten Leutnants und einer verheirateten hohen Dame, das während einer zweckdienlichen Reise in Ungarn geboren und der Gouvernante Dalbon übergeben wurde. Als der Vater mit seinem Kavallerieregiment 1815 nach Beendigung des Krieges in seine Garnison zurück-

kehrte, gab ihm die Mutter eine ansehnliche Summe, um das Kind zu versorgen. Der Leutnant aber bestach seinen Bedienten, um das Kind beiseite zu schaffen und versprach ihm, seinen Abschied zu erwirken. Das geschah 1816, Dalbon übergab dem Burschen das 4jährige Knäblein. „Ob der Vater davon wußte, daß das Kind so eingesperrt wurde, oder ob er es für tot hielt, lassen wir dahingestellt sein.“ Eigentlich eine etwas übertriebene Vorsicht!

Karoline schickt ihren Kaspar durch das „Hallerthürchen“ nach dem Unschlittplatz mit der Botschaft: „Wenn ein Bube kommt, gieb ihm den Brief und sage: Hinweisen, wo Brief hingehört.“ [1]) Ob der Nürnberger Bürger, der mit ihm ging, schon Wissenschaft von der Geschichte hatte, „ist zur Zeit (1839!) noch unentschieden; jedoch wahrscheinlicher ist das letztere, indem seine spätere(n) Aussagen sehr verfänglich, verschieden von den früheren und unrichtig waren ... Der Herr Rittmeister fragte (nach seiner Heimkunft) seine Leute, wo der Brief wäre? Diese sagten ihm, es hätte solchen die gnädige Frau. Darauf befahl er, den Knaben aufzuwecken, ging hinauf und forderte von seiner Frau den an ihn adressierten Brief. Diese gab ihm solchen mit den Worten: Unsere Familie hat sich um ein Mitglied vermehrt. Dieses Wort brachte ihn sehr auf, und er gab ihr zur Antwort: Was geht mich dieser Wisch an? Das hat ein Schurke geschrieben! — Er eilte sogleich hinunter in den Stall. Auf mehrere Fragen des Herrn Rittmeisters antwortete der fremde Bursche nur immer die Wörter, die er auf dem Wege nach Nürnberg von seinem Führer gelernt hatte, als: Im großen Dorf is mein Vater, — Roß hoam (würde bedeuten: Roß haben!) — dahin weis, wo Brief hing'hört, — weil er weiter nichts wußte. Der Herr Rittmeister wurde böse darüber ... daher wandte er sich zu seinem Freund (dem Herrn Sch ...) und sagte: dies wäre eine Schurkerei, die Sache gehöre nicht ihn (!) an, er kenne den Burschen nicht und wisse auch den Schurken

---

[1]) Der Bube (in anderen Kasparschriften „der Bu“) soll die gerichtlich festgestellte Anrede auf dem Unschlittplatz, der andere (gar nicht gebrauchte) Satz die Wanderung nach der Neuthorstraße vertuschen, ein bis in dieses Decennium wiederholtes Auskunftsmittel.

nicht, der dieses geschrieben habe; das gehört zu Euch, hier hast Du den Wisch und nimm den Buben mit auf die Polizei.“ [1])

Kaspars Kerkermeister „hat ihn erst 1816 erhalten, um ihn beiseite zu schaffen; er war noch ein lediger Bursche von 26 Jahren. Der Schurke hat ihm weder von Gott, noch weniger vom Christentum je etwas gesagt. Ja, den Spottnamen Kaspar Hauser hat er ihn schreiben gelehrt, damit derselbe in der Zukunft mit diesem Namen genannt werde, und er seine Spur nicht verlieren könne. Dem Herrn Rittmeister brauchte er seinen Namen nicht zu schreiben, dieser hat ihn wohl schon erraten. Ferner wollte er sagen, ich habe ihn nicht umgebracht, wollen Sie ihn nicht behalten, so können Sie ihn selbst von der Welt schaffen.“

„Daß K. H. im Jahre 1812 geboren wurde, ist richtig, aber nicht im Monate April. Diesen Monat hat der Bursche absichtlich genannt, um damit nicht nur den Kaspar, sondern das ganze Publikum zum Aprilsnarren zu machen. Der Schlüssel (den K. mitbrachte) hat bestimmt zu dem unterirdischen Behältnis gehört, wo K. H. eingesperrt war; den Goldsand, der von den Briefen (!) herrührte, die zwischen der Mutter und dem Vater des jungen Menschen gewechselt wurden, und die er (der Kerkermeister) zu bestellen hatte, sammelte er schon von frühester Zeit her und gab ihn dem Hauser bloß zur Erinnerung an die vorige Zeit mit. Die blauen und weißen Flecken waren ohne Zweifel von dem Kleide des Kindes, welches dasselbe anhatte, als er es in seine Hände bekam.“

„Am 1. August 1829, folglich am Tage vorher, als K. H. einen Traum hatte, war ein Mitglied aus seiner Familie von mütterlicher

[1]) Ein ernster Hauserroman würde es wirklich noch am weitesten mit der Verwendung des Rittmeisters bringen. Kaspar giebt sich als Sohn eines leichten Reiters mit einem armen Mädchen aus; der Brief war an den Rittmeister der vierten Eskadron (= v. W.) gerichtet; er redet ihn mit Hochwohlgeboren an; die Begegnung mit dem Wegweiser nach der Kaserne könnte verabredet sein; der Rittmeister war über den Brief entrüstet und hatte es eilig, sich den Jungen vom Hals zu schaffen; später erkundigt er sich nach Kaspars Mutter und spricht sich vor Gericht sehr ungenau darüber aus, und so weiter. Daraus hätte sich schon etwas machen lassen.

Seite nebst einem guten Freunde zum erstenmale in Nürnberg angekommen, welche beide Personen die wichtigste Rolle in Kaspars Geschichte bis an sein trauriges Ende gespielt haben." Stanhope tauchte am 22. Oktober, also den 5. Tag nach seiner ersten Verwundung, zum erstenmale in Nürnberg auf. Er hegte die Absicht, mit Hauser nach Italien zu gehen, „wo es ihm allerdings ein Leichtes gewesen wäre, sich seiner durch eine gedungene Hand in der Stille und ohne Nachteil zu entledigen." (!) Was Stanhope mit Wessenigs Liebschaft zu thun hätte, fragen wir gar nicht. „Der Präsident v. Feuerbach aber wurde durch die Untersuchung in Ungarn gänzlich irre geführt; denn die verschmitzte Dalbon wurde schon früher in dem Irrenhause entweder von Stanhope oder von einem der genannten Kavaliers (oben S. 236!) hinlänglich unterrichtet, was sie reden sollte, um — alle hinters Licht zu führen. Man bürdete die Sache einem hohen Manne aus einem fürstlichen Hause auf.... Aus obigem ist zu ersehen, daß Kaspar Hauser wohl der Mutter nach einer fürstlichen Familie angehörte und Ansprüche auf großes Vermögen hatte[1]), aber kein geborener Prinz, auch kein seines Rechtes beraubter Thronfolger war."

„Am 14. Dezember 1833 wurde Kaspar von einem, aber nicht von demselben Manne (wie am 11.) angeredet: Sind Sie nicht der

[1]) Als „Magnat" aber nicht. Tucher schrieb am 13. Oktober 1831 an Feuerbach: „Der alte Bartakowitsch hatte zwei Töchter; die eine, ein bildschönes, aber sehr lockeres Mädchen, ging in späteren Jahren in ein Kloster unter die englischen Fräulein zu St. Pölten, die andere heiratete den Grafen oder Baron Stubenberg und den Grafen Majthényi. Bei dieser war die Dalbonne und der Müller. So weit ist alles gut und läßt die größte Menge von Konjekturen zu. Nun kommt aber der höhnende böse Geist (der hinter allem steht, was man für den Beginn einer Enthüllung des furchtbaren Geheimnisses hält). Die Bartakowitsch haben nichts, ebenso wenig hatte der (Bayer) Stubenberg († 1809) etwas. Dagegen hatte der nun auch verstorbene Majthényi ein sehr bedeutendes Vermögen. Mercy ist ebenso, wie wir alle, der Meinung, daß von einer unehelichen Geburt hier gar keine Rede sein könne, indem solche Fälle nicht so selten sind." Außerdem gab es in Preßburg vortreffliche Anstalten, solche Kinder unterzubringen. „Ebenso wenig läßt sich aber auch bei diesen Familien ein Grund der Entfernung eines lästigen Miterben denken."

Herr Kaspar Hauser? Auf dessen Bejahen fragte der Fremde: Möchten Sie nicht mit mir in den Hofgarten gehen? Ich hätte Ihnen etwas sehr Wichtiges für Sie zu sagen. Auf die Frage, was es wäre, sagte jener: Wenn Sie mir auf Ihre Ehre versprechen, niemanden etwas davon zu sagen, so können Sie erfahren, wer Ihre Eltern sind. Kaspar wurde darüber betroffen und sagte, daß er jetzt nicht mitgehen könne, indem es Zeit zum Essen sei (!), und er nach Hause gehen müsse. Darauf bestellte ihn der Fremde den Nachmittag, u. s. w. Die Begierde, einmal etwas zu erfahren, nach dem er sich so lang sehnte, und auch um sein Versprechen zu halten, sagte er niemanden etwas davon. Im Hofgarten äußerte sich der Fremde, er habe ihm vieles zu eröffnen, wenn Kaspar beschwören wolle, daß er nichts von demjenigen, welches er ihm sagen werde, gegen (ihn) verraten, und auch niemand bei dem Gericht anzeigen werde. Kaspar schwur auf Ehre, Seele und Seligkeit, worauf ihm der Fremde einiges eröffnet habe (welches aus einigen Wörtern, welche K. in den letzten Momenten seines Lebens geäußert hat, zu entnehmen ist). Unter diesen Gesprächen" u. s. w.

In Kaspars Sterbelager werden noch folgende Anekdoten hineingelogen.[1]) „Zuweilen sprach Kaspar für sich die Worte: O! Mutter, Mutter, wie wirst Du das einmal vor Gott verantworten können! Als der Herr Pfarrer Fuhrmann zu ihm sagte: Kaspar! was läßt Du dann Deinem Pflegevater, Deinem Wohlthäter, dem Grafen Stanhope sagen? antwortete er darauf: Ach, der Graf ist ein eben so armer Sünder, wie die anderen. Gott wird richten, ich will

---

[1]) Daß sie sich auch bei Lehrer Meyer erkundigt und gegen Stanhope zu hetzen versucht hat, schrieb dieser den 9. August 1835 an Stanhope. „Vor einigen Wochen kam eine Frau von Nürnberg hierher, die sich für eine Hauptmannswitwe Albert mit Namen — ausgab. Ich hätte sie, beiläufig gesagt, eher für eine alte Hexe gehalten, wie man solche zuweilen noch abgebildet sieht. Diese angenehme Person nun besuchte Herrn Pfarrer Fuhrmann und dann auch mich, um sich, wie sie sich ausdrückte, wegen des unglücklichen lieben Kaspar zu erkundigen Sie äußerte auf das bestimmteste, daß sie im stande sei, alle Verhältnisse Kaspar Hausers aufzudecken, und daß dies demnächst in einer Broschüre geschehen werde, zu der sie

nichts mehr wissen. Dieses war sein letztes Wort. . . . Dieses ist mir von dem glaubwürdigsten Zeugen erzählt worden, welcher bei ihm bis auf die letzte Sekunde sich aufgehalten hat, und der noch immer darüber Auskunft geben kann. . . . Der Oberleutnant Hickel kam erst den folgenden Tag nach Hausers Tod (!) zurück, und nun wurde der Befehl gegeben, daß die Mannschaft ausrücken und nach allen Seiten rekognoscieren sollte, da der Mörder um diese Zeit gewiß schon zu Hause hinter dem Ofen gesessen und in die Faust gelacht haben wird. . . . Den 22. Dezember (!) 1833 kam der Lord Stanhope an und äußerte sich, er habe schon in Regensburg dessen Tod vernommen, zeigte sich gänzlich verändert, schimpfte und äußerte sehr anzügliche Reden über den Verstorbenen, schalt ihn u. s. w. Der Lord hatte sechs Verhöre zu München bestanden, sich aber durch seine Geschicklichkeit aus allem recht gut herausgeholfen (!). Von München reiste der Lord nach Augsburg, besuchte dort den gewesenen Herrn Rittmeister, jetzt Major v. W., der ihm sollte den 27. Februar 1834 folgendes erzählt haben (wie im I. Kapitel). Dieses erzählte der Herr v. W. vielleicht, um den von ihm verstoßenen Jüngling eben jetzt nach seinem Tode auch zu einem Betrüger zu stempeln. Bei Ankunft des K. H. wurde der Herr Rittmeister über nichts befragt. Als ihm aber (nach dem Mordversuch zu Nürnberg) der Referent, Herr Kreisrat v. R(öder), in einer freundschaftlichen Anrede fragte, ob es nicht etwa eine Jugendliebschaft wäre, daß der Herr v. W. einem Mädchen vielleicht die Ehe versprochen, sie dann verlassen, gab dieser zur Antwort: O nein, Herr von Röder, in dieser Gegend war ich niemals. Herr v. R. fragte ihn nicht, in welcher Gegend, inquirierte ihn überhaupt nicht weiter, und sein Ver-

der Notizen nur noch sehr wenige und diese besonders von mir noch bedürfe. Dabei werde sich zeigen, daß Graf Stanhope — das, was er für K. H. gethan, keineswegs aus eigenen Mitteln bestritten, sondern dazu alles von der Mutter Kaspar Hausers erhalten habe. . . . . . Wie sich doch Polizei und Justiz in dieser Lügen-Geschichte so oft und solange bei der Nase müssen herumführen lassen!" Stanhope erinnert sich in der Antwort vom 15. August einer alten Frau, die, wie er glaube, Albernhausen hieß, von einem Beamten in Nürnberg Geld verlangt habe, ihn ausspionieren zu lassen, und die er, da sie ihn besuchen wollte, abgewiesen hat.

hör war abgethan. Kaspars Mörder[1]) war niemand anderes, als derselbe, der ihn als Kind in seine Hände bekommen, ihn lieb gewonnen und bedauert hat (der oben S. 394 Schurke heißt, auf dieser Blattseite aber sogar „ein gutes Herz und Gewissen besitzt“!) . . . Er benutzte eine gute Gelegenheit und gab ihn der Welt zurück. Daß Kaspar nicht angenommen und in polizeiliche Hände fallen werde, dies hatte er nicht geglaubt. Der Lord äußerte sich hierüber wie folgt: Es fehlte wenig daran, daß der damalige Rittmeister, jetzt Major v. W., den ich persönlich kenne, und der mir sehr freundlich und gutmütig zu sein scheint, den armen Jüngling zu sich genommen hätte. Dies wäre auch der gescheideste Gedanke gewesen; es hat ja niemand gesagt, daß der Knabe ihm gehöre, und seine Frau Gemahlin, welche eine stille, gutmütige Dame ist, würde auch geschwiegen haben, indem sie manches Unrecht ertragen muß. Auf diese Art wäre das erste Verbrechen wieder gut gemacht und das zweite verhindert worden. . . . Kaspars Mörder war ohne Zweifel beritten, denn er hatte Stiefel und Sporen. Der Herr Rat Schmidt von Lübeck hat richtig geurteilt, daß der unbekannte Mann vormals eine Militärperson gewesen sei . . . denn dieser Mann hat in früheren Jahren wirklich bei der Kavallerie gedient. . . . Nach Mißlingen des ersten Mordversuchs hat man die Leitung der Sache dem Lord Stanhope übergeben; als dieser aber mit allen seinen Plänen nichts ausrichten konnte, wurde der Lord allem Vermuten nach veranlaßt, denselben aufzusuchen, und ihm aufs neue den Auftrag zu Kaspars Ermordung zu geben.“

Mehr als eine nackte Darstellung des widerwärtigen Inhalts dieses zugleich verrückten und verruchten Elaborats wird kein Leser verlangen. Zu umgehen war die Aufgabe leider auch nicht, denn es handelt sich um die Apokalypse der kanonischen Bücher der Hauser=

[1]) Nach den Akten ist Georg Demmermayer aus Entrischenbrunn (K. b. Landgericht Entrischenbrunn) gemeint. Er war 1813--16 beim Militär. Die „Gräfin“ wollte von einem Herrn Ertl erfahren haben, daß dieser G. D. den Kaspar Hauser gefangen gehalten und nach Nürnberg gebracht hätte. Sie bezichtete ihn 1837 auch gerichtlich des Mordes, es konnte aber ein vollständiges Alibi nachgewiesen werden.

kirche. Wir haben gesehen, obgleich die alte Vettel in die Welt hineinlog, wie und was sie wollte, sie doch nicht einmal eine Phantasieverbindung der Hauptpersonen Wessenig, Fürstin Niemand und Stanhope zustande zu bringen gewußt hat. Und doch haben die Hauserianer (das Prädikat würde zweifellos zu einer Injurienklage berechtigen) seit diesem Toll- und Zuchthausprodukt wie Detektives Stanhopes Reisen, Gasthöfe und Kreditbriefe ausgekundschaftet! Die unbelegte Behauptung eines Wurstblattes, die Stanhope doch nur als einen englischen Sonderling kennzeichnen sollte, wird bei der unsauberen C. W. Gr. v. A. so umgefälscht: „Hätte Lord Stanhope in England ein so großes Vermögen, so brauchte er nicht in Deutschland Gesangbücher herauszugeben, um sich Geld zu verdienen."[1]) Und als in unserem Decennium ein „Ehrenmann" sich an Kaspar Hauser ein paar Batzen verdienen wollte, beschmierte er eine Schweizerzeitung mit den Gaunerlügen: „Blätter, so (!) die Sachsenzeitung, deuteten auf die geheimnisvollen Reisen und den Umgang mit verdächtigen oder unbekannten Personen hin (was hier wieder frisch hinzugelogen wird) und hoben ganz besonders die Vermögensverhältnisse Stanhopes hervor, welche ihm nicht gestatteten, außer der eigenen Familie auch noch einen Adoptivsohn zu unterhalten (stammt aus keiner Zeitung!). Man erfuhr auch allmählich, daß Stanhope im Solde (!) einer Bibel- und englischen Missionsgesellschaft stehe, damit er Traktätchen verbreitete, um damit einen Teil seines Lebensunterhaltes zu bestreiten." Der Mensch, der diese Ingredienzien aus Karolinens Nachtgeschirr aufgefischt und seinen Lesern als Hauserpudding serviert hat, will „Rittmeister a. D." sein und in der päpstlichen Armee gedient haben. Seine Anschauung, daß ein Vetter des Ministers Pitt seinen Lebensunterhalt aus der Verbreitung von Traktätchen schöpfen könnte, verrät allerdings den Bildungsgrad eines Zuaven oder vielmehr eines Turkos.[1]) Bei Daumer (1873) kann man ein erbauliches Kapitel lesen: Die Gräfin von Albersdorf, ihr Verhältnis zu Stanhope, ihr

[1]) Vgl. oben S. 241 Anm. Ich finde in unserer hymnologischen Sammlung zwei Quartbände „Schatz des evangelischen Kirchengesangs von G. Freiherrn von Tucher" (Leipzig 1848), Vorwürfe der Kasparleute darüber finde ich aber nirgends.

System, ihre Visionen und ihr Verdienst. Man erfährt dort, daß ein Zweifler an sothane(n) Visionen „ein aufgeklärter Philister auf der Bierbank ist." Ja noch schlimmer: „Bei fortgehender Aufklärung und kritischer Nüchternheit wird es allerdings dahin kommen, daß man jeden, der Herz und Schmerz, Liebe und Triebe, Wonne und Sonne reimt, als einen Rasenden in Ketten legt." Womit wir die Eisenindustrie einstweilen beglückwünschen. Aber das Verdienst der Gräfin? „Sie hat — immerhin eine Wirkung gethan, welche dem Grafen nachteilig war, dem verleumdeten Findling aber zu gute kam; und das ist das Verdienst, das sie sich erworben hat und das man ihr wird lassen müssen"! Die Naivetät der Gemeinheit in ihrer Vollendung. Und das schrieb Daumer in poetischer Vision, als Kaspars „Geistermund (ihm) zuhauchte: — Nimm mich auch jetzt (gegen Dr. Meyer in Ansbach) in Deine Hut! Nicht fehlen wird die Kraft von oben." Daumers Demut geht nun aber in diesem Falle wirklich zu weit: er teilt das Verdienst der „Gräfin" um Stanhope. Denn wenn er nicht simuliert hat, daß er 1858 die Revelationes Sanctae Carolinae noch nicht kannte, so hat er in seinem ersten großen Buch über Kaspar Hauser den Grafen Stanhope aus eigener Eingebung als dessen „materiellen (eigenhändigen) Mörder" — die Bezeichnung rührt von dem Hauserianer Kolb her — verlästert.

Des Rittmeisters Vaterschaft wäre Daumer für seinen Wundermann Kaspar Hauser allerdings zu gewöhnlich gewesen. Wohl sah er in seinem ehrwürdigen Alter einen höhnischen Zug in des Rittmeisters Namen: Wessenig = Weiß nicht (Woas nit), Kaspars stereotype Antwort auf alle ihm nicht konvenierenden Fragen. Im Jahre 1859 (1858) aber proklamierte er Kaspar als Sprossen der höheren englischen Aristokratie. Auf die Visionen der „Gräfin" folgten die Enthüllungen des „Professors."

Jetzt sprach aber nicht mehr der kirchenfeindlich-homöopathische, sondern der „wiedergeborene" Daumer. Was enthüllte er 1859 über Kaspar?

Ich habe die neuen Daumereien zusammengelesen und zähle sie nachstehend auf. Die wahre Kasperiade lautet jetzt so:

1) Es hat sich um eine englisch-ungarische Erbschaftserschleichung gehandelt.

2) Der Name „Hauser d. h. der im Hause Lebende oder im Hause Gehaltene" war ein grausamer Scherz und Hohn (vgl. S. 394).

3) Kaspar wurde bei Nacht nach Nürnberg gebracht und dann in irgend einem Verstecke bis zur Zeit seiner Aussetzung verborgen gehalten. Das kann „unbedenklich festgehalten werden."

4) Der Brief, den er mitbrachte, ist „noch niemals in der rechten Weise betrachtet und benutzt worden". Er soll dem Briefschreiber am 7. Oktober 1812 gelegt worden sein? Ach was, in dem Briefe ist „statt des 16. Oktobers der 7. gesetzt. — Es ist aber vielleicht nicht einmal ein ursprünglicher Irrtum gewesen, wenn statt des 16. Oktobers der 7. steht. Es sollte wahrscheinlich der 17. stehen, und die nur aus einem Striche bestehende Zahl 1 ist aus Versehen ausgelassen worden, oder hat sich nicht deutlich ausgedrückt." Das ist also die Betrachtung des Briefes „in der rechten Weise"! Wozu aber das Kunststück? Nun, einfach weil am 16. Oktober 1812 ein Prinz starb, und zwar aus eben dem Hause, das „nach Daumers vollster Überzeugung gar keinen Teil (an dem Kasparunfug) hat." Aber sothane Bemerkungen nennt der Hauserianer Petzholdt „Silbenstechereien", also weiter mit dem Zahlenspiel. „Sehr auffallend ist, daß sich am 16. Oktober auch der Nürnberger Mordversuch ereignete. Sollte das auch wieder ein bloßer Zufall sein? Oder wählte man den Tag absichtlich, um auch wieder in dieser Art auf jenen falschen Punkt hinzulenken? (Mit einem Rückblick auf S. 395 muß man unwillkürlich ausrufen: Les beaux esprits se rencontrent!) Die Beweisführung ist allerdings zwingend: Kaspar hat einen Brief abgegeben mit dem Datum „**7.** Oktober", und seine Stirne hat geblutet am „**17.** Oktober" (nicht am 16., wie Daumer hier seinen eigenen Abtritt zurückdatiert), bloß um anzudeuten: am **16.** Oktober 1812 ist irgendwo ein Prinz gestorben. Und wahrhaftig das Zahlenrebus gelang! Man „half durch ausgestreute Gerüchte nach, und Feuerbach, ihnen arglos trauend, sowie den verführerischen Angaben des Briefes folgend, verwickelte sich in die Annahme, daß H. in der That ein für tot ausgegebener Prinz von B. sei." Ein

eminentes Glück aber, daß Daumer diese raffinierten Kniffe der Verbrecher, um den „Scharfsinn der Forschenden“ von sich ab- und nach B. hinzulenken, enthüllt, daß der unerschrockene Professor den „arglosen“ Feuerbach aus der dämonischen Schlinge wieder losgewickelt hat. Um so gespannter werden wir nun auf die nähere „Enthüllung“ der Herren Verbrecher.

5) Die Untersuchung, die Stanhope in Ungarn anstellen ließ, war „eine Unterdrückung und Vertuschung unter dem Vorwande der Untersuchung.“

6) „Gott weiß, was das (die Ungarn S. 235/36!) für Vögel waren, was sie eigentlich wollten und sollten.“

7) Den Beutel vom 14. Dez. 1833 „hatte man Hauser gestohlen, um ihn nachher beim Morde in irreführende Anwendung zu bringen.“ „Wenn ihm aber der Beutel gestohlen, die Zusammenlegung seiner Briefe nachgemacht wurde, so fällt der Argwohn auf Personen, die mit ihm umgingen, wohl auch auf sein Zimmer kamen. Wer diese Leute gewesen sein mögen, das weiß ich nicht und spreche ich nicht aus; denken kann jeder, was er will.“

8) „Dr. Hartmann“ (oben S. 359) ist für den offenherzigen Enthüller Geschichtsquelle!

9) „Der Graf (Stanhope) betrug sich (in Nürnberg) gegen Hauser in der Art, daß die böse Welt eine gewisse unnatürliche Zuneigung und Absicht darin zu erkennen meinte.“ Auch der Edelmann von Tucher denunzierte 1872 Stanhopes „Affenliebe“, und Daumer machte (1873 S. 250) das Maß der Schande so voll: „Lehrer Meyers Gattin erzählt in einem Brief vom 18. September 1832, wie sich der Graf von H. küssen und streicheln ließ. (Meyer S. 289.)“ Wie? Sogar Frau Meyer in Ansbach soll so liederlich gewesen sein, auf päderastische Symptome bei Stanhope anzuspielen?! Mit Spannung schlägt man die citierte Blattseite auf, und — findet folgende Mitteilung der Briefschreiberin an Frau Biberbach: „Wenn er darauf abgerichtet gewesen wäre (es ist nämlich von Kaspars berechneten Schmeicheleien die Rede, die sogar Feuerbach, Tucher und Daumer eingestanden haben!), hätte er den gutmütigen Grafen zu keinen schicklicheren Augenblicken küssen und

streicheln können, als zu denen er's wirklich auf eine zu übertrieben freundliche Weise gethan hat." Ich will nun doch jeden anständigen Menschen gefragt haben, ob eine solche Polemik, ob eine solche Beweisführung irgendwie erlaubt ist? Wir perhorreszieren alles, was solche gemeine Verleumder außer den sonstwo zugänglichen Quellen über Stanhope zu offenbaren belieben.

10) „Am 22. Dezember (1833), zwei Tage nach dem Begräbnisse (Hausers), erschien er (Graf Stanhope) zu Ansbach (!) und begann seine neue Rolle zu spielen." Man vergleiche gütigst oben S. 370 und 397!

11) „Nicht ich (Daumer), sondern meine Mutter war es, die einen schweren Verdacht faßte und gegen mich, als ich ihr meine Verwunderung über Stanhope äußerte, ein Wort aussprach, das ich mich zu wiederholen enthalte. Siehst du denn nicht, daß dies der — — — — — — — ist? rief sie.[1]) Nun war es allerdings auch um mein zutrauliches Verhältnis zu dem unheimlichen Manne geschehen . . . Es ist erzählt worden, die Königin Karoline von Bayern habe zu dem Grafen gesagt: Von Ihnen hat man eine schöne Meinung; man sagt, Sie hätten den Hauser umbringen lassen. Mag dies wahr oder falsch sein" — einerlei: calumniare audacter, semper aliquid haeret.

12) „Daß ein so charaktervoller (?) und unbestechlicher Zeuge, eine so bedeutende wissenschaftliche Autorität (wie Dr. Albert) dahin war, war dem Grafen (1834) ohne Zweifel ebenfalls sehr angenehm." War zweifelsohne, wie Feuerbach, ebenfalls „in dem nämlichen Jahre ermordet"?

13) „Es war im August 1835 als ich (Daumer) bei schon eingebrochener abendlicher Dunkelheit in einem wenig betretenen Teile der Stadt, hinter der sogenannten Schütt, durch eine eben ganz stille und menschenleere Gasse ging. Da kam ein Mensch von großer Statur und etwas gemeinem Ansehen auf mich zu und fragte mit sonderbar abgebrochenen Worten, doch durchaus nicht etwa mit dem

[1]) Gemeint ist natürlich: „Siehst Du denn nicht, daß dies der Mörder Kaspar Hausers ist?" Die alte Zofe ärgerte sich nämlich darüber, daß Stanhope Erkundigungen nach der Vorgeschichte des Nürnberger Wunders einzog.

Tone und dem Benehmen eines Betrunkenen, nach der Wohnung jemandes, indem er mir ganz nahe auf den Leib rückte und, da ich, hierdurch scheu gemacht, vor ihm zurückwich, mir auf eine sehr verdächtige Weise nachrückte, wobei er die rechte Hand versteckt hielt, auch besonders mit der rechten Seite sich mir zu nähern trachtete. Ein in die Gasse tretender Bürger scheint ihn verscheucht zu haben." Schon wieder ein fürchterliches Attentat! Es war offenbar, der Stümperei im Meuchelmorden und der Statur nach, der schwarze Mann, dem Dialekte nach aber der Terémtete-Kerl.

14) „Es ist denkbar, daß Stanhope nicht in seinem eigenen Interesse, sondern befreundeten und verwandten Personen zuliebe gehandelt habe, die denn als die eigentlichen, ursprünglichen Verbrecher zu betrachten wären. Man wird dies vielleicht nicht für die wahrscheinlichste der hier möglichen Ansichten halten; ich habe jedoch mit diesem Zusatze eine Pflicht der Milde und Schonung (!) erfüllt, von der ich mich selbst einer so verdachtvollen und unheimlichen Erscheinung gegenüber nicht entbinden zu dürfen glaubte." Diese verächtliche Heuchelei bildet den würdigen Schluß einer Schandschrift, welche die Elementargebote des Christentums mit Füßen tritt. Und mit dieser Verlästerung unbescholtener Leute vergleiche man die Blasphemieen zur Verherrlichung Kaspars. „Ich finde in meinen Papieren einige Äußerungen des ehemaligen Gefängniswärters Hiltel in Nürnberg bewahrt . . . Hausers Unschuld sei ihm so gewiß, daß er sie würde bezeugen müssen, wenn Gott selbst das Gegenteil behauptete. Als der Mann so sprach, ward er vor Eifer ganz rot im Gesichte." — „Als Hauser in die Welt trat, war seine Seele der Spiegel und Abglanz einer himmlischen Güte, Reinheit und Unschuld, wie sonst noch kein Beispiel vorgekommen[1]) oder bekannt geworden war . . .

[1]) Die Vergötterung wird so hartnäckig durchgeiezt, daß Kaspars Notlügen als Offenbarungen gelten. Über die bekannte Tagebuchgeschichte heißt es: „So ist die Welt durch Stanhopes und Hickels gewaltsames Einschreiten um ein sehr wichtiges Dokument gekommen; denn wie interessant und lichtgebend — würde wohl jetzt dies Tagebuch sein!" Die arme beraubte Welt muß sich nur trösten mit der Probe, die wir weiter unten (im 22. Kapitel) mitteilen werden.

Daß — diese seltenste und merkwürdigste aller moralischen Erscheinungen wirklich unter uns aufgetreten und beobachtet worden ist, das ist Thatsache. Die kalte, hartherzige Isolierung menschlicher Selbstheit und Besonnenheit (Besonderheit?), dieser wahre Sündenfall, war hier noch nicht zur Erscheinung gekommen; es stand ein paradiesischer Urmensch im Sinne der moralischen Fassung vor Augen, **ein anbetungswürdiges Wunder** in einer grundverderbten, in einen Abgrund von Selbstsucht und Bosheit versunkenen Menschenwelt."

„Bua, wo Neuthorstroß?"

Diese irdische Lokalfrage ruft uns von der Apotheose weg und in die rauhe Wirklichkeit zurück. Derselbe Held der „affirmativen Hauserkritik" nämlich, der später Dr. Meyers Authentischen Mitteilungen wiederholt „tendenziöse" Auslassungen vorgeworfen hat, veröffentlichte in seinen Enthüllungen (S. 247—54) v. Tuchers lehrreichen Brief an Stanhope, wodurch es zwischen beiden Gönnern Kaspars zum Bruch gekommen ist. Er ließ aber ohne irgend eine Andeutung der Kürzungen in seinem Abdrucke sämtliche im folgenden Auszuge eingeklammerten Stellen aus, eine Fälschung, über welche der Leser nicht flüchtig hinwegsehen wolle. „Kaspar, so schrieb v. Tucher, ist nicht der, wofür Sie ihn zu halten scheinen. Kaspar ist ein Kind, das seinem ganzen Wesen nach, in moralischer Hinsicht, wie in der seiner geistigen Entwicklung, auf der Stufe eines 10 bis 12jährigen Menschen steht. Wenn er dessenungeachtet in manchen Dingen und nach gewissen Richtungen hin eine Entwicklung seines Charakters zeigt, die man nur am erwachsenen Manne zu sehen gewohnt ist, (ich meine z. B. seine Schlauheit und Pfiffigkeit im Umgange mit anderen Menschen, seine Gewandtheit, sie, so wie sie ihm dienlich sind, zu behandeln, seinen ungemessenen Ehrgeiz, die Bestimmtheit und Festigkeit seines Willens, die Beharrlichkeit im Handeln — so ist er nichts desto weniger ein Kind, und gehören allerdings diese oben aufgeführten Eigenschaften[1]) zu den vielen Unbegreiflich-

[1]) Daumer änderte den Satz so um: „zu sehen gewohnt ist, so gehört dies allerdings zu den vielen Unbegreiflichkeiten" u. s. w.

keiten, zu dem vielen Rätselhaften, das mit seinem ganzen Wesen verknüpft ist . . . Ohne mir irgend ein Verdienst daraus machen zu wollen, da ich zu der Behandlungsweise, die ich eingeschlagen habe, mehr durch ein unmittelbares Gefühl als durch ein verständiges Erkennen veranlaßt worden bin, kann ich mich mit gutem Gewissen rühmen, daß diese Art der Behandlung die einzig richtige ist, indem ich außer jener fatalen Lügen-Geschichte,[1]) von der ich Ihnen Mitteilung machte, während dieser 1½ Jahre auch kaum ein einziges Mal Veranlassung gehabt habe, über ihn unwillig zu sein, während er früher, (als er bei Daumer und bei Biberbach war, die gröbsten Exzesse der Lügenhaftigkeit, der Falschheit, der Heuchelei aller und jeder Art beging, und von diesen beiden, gewiß in hohem Grade achtungswürdigen Männern, so zu sagen aus dem Hause gejagt worden ist) — während er — ich sage es mit blutendem Herzen und mit aller Zaghaftigkeit, die mir Liebe und Verehrung gegen Sie, vortrefflicher Mann, auflegt — seit Ihrem letzten Aufenthalte dahier wie umgewandelt und verkehrt ist.

Ich bin von nichts weiter entfernt, als Ihnen hiermit einen Vorwurf irgend einer Art machen zu wollen — ich bitte Sie inständigst, hierin auch nicht einen solchen finden zu wollen. Sie sind ja hierbei ganz außer aller Schuld — wie konnten Sie auch dieses wunderbare Zwitterding kennen lernen, (da ihn ja seine große Gewandtheit in der Behandlung der Menschen, so auch im Umgange mit Ihnen, dem er so viel Gutes, ja sogar alles verdankt, was nur sein Herz begehrt und wünscht, sogar auch die bestimmte Hoffnung auf Sicherstellung seines künftigen Schicksals,) da ihn ja alles dazu zwang, in Ihren Augen nur in dem besten Lichte zu erscheinen? . . .

Sie haben ihm ein Vertrauen gezeigt, wie man es nur einem verständig gebildeten und entwickelten Manne schenken kann. Sie haben ohne irgend einen Rückhalt über seine Verhältnisse in Bezug auf die Entwicklung seines Schicksals, in Bezug auf das mit ihm gesprochen, was zu diesem Zwecke unternommen werden soll — mit einem Worte, Sie haben das Kind, in seiner Vorstellung natürlich,

[1]) Daumer hat den Ausdruck „Lügen" weggelassen.

auf die Stufe des Mannes gestellt. (Bei einer so unbegrenzten Eitelkeit, die die gütige Natur in so reichen Gaben in seine Seele gelegt hat, die die unsinnigste, unvernünftigste Behandlung einfältiger Menschen dahier genährt und großgezogen hat, haben Sie ganz unschuldigerweise ein Gift in sein schon für sich krankes Wesen gebracht, das kein Seelen-Arzt, auch nicht der geschickteste, jemals wieder wird entfernen können) . . . Meine Mutter, eine hocherfahrene, verständige, und gewiß in hohem Grade liebevolle Frau, wird nun auch durch dieses Benehmen alles Zutrauen und Wohlwollen, das sie ihm früher in so reichem Maße geschenkt, verlieren; denn sie hat sich mit aller Bestimmtheit überzeugt, daß sich auf diesem Wege das früher bestandene Verhältnis nicht mehr wiederherstellen ließe. Sein getreues Gedächtnis wird ihm nichts vergessen machen, seine Eitelkeit alles Erfahrene mit den schönsten Farben ausmalen. Dieses Grundübel nun wohl erkennend, und voraussehend, welche Äußerungen in der Folgezeit dieses haben werde, hat sie sich bestimmt erklärt, ihn nächsten Winter um keinen Preis mehr in ihr Haus nehmen zu wollen, so daß ich wirklich für diesen Fall in große Verlegenheit gesetzt wäre, da meine Winterwohnung zu klein ist, um ihn bei mir aufzunehmen.

Ich selbst, der ich ihm nur Liebe, nur die wohlmeinendste Sorgfalt bewiesen und zu wiederholten Malen in der letzten Zeit gegen ihn ausgesprochen habe, und das um so mehr, da ich eben die Entfremdung bemerkte und deshalb alles aufbot, dieselbe zu vermindern oder ganz aufzuheben — habe alles Vertrauen bei ihm verloren, was sich, um nur ein Beispiel anzuführen, auch darin äußert, daß er mir noch niemals, auch mit keinem Worte, Mitteilungen über das gemacht hat, was Sie mit ihm besprochen haben, wozu Sie ihm z. B. wegen des Bildes und dergl. Aufträge erteilt haben. Natürlich! Er ist ja nun in seiner Einbildung ein ganz anderer Mensch, als der, der unter meiner Leitung und Aufsicht stand." Das stimmt zwar herzlich schlecht zu dem Idealmenschen der Enthüllungen, aber die ausgemerzten Stellen waren vollständig häretisch.

Kaspar Hauser.

II.

Inhalt.





Kaspar Hauser.

II.

Drittes Buch.

Prinz Kaspar.

„Die Sache Hausers ist zur Sache Deutschlands geworden!"

Hofmann an Klüber, den 24. Dezember 1833.

„In den höhern Münchner Zirkeln ist die Meinung vorherrschend, daß Hauser einer regierenden Familie angehört habe. Von den höchsten Stellen wird alles aufgeboten, um der Sache auf die Spur zu kommen."

Hofmann an Klüber, den 18. Januar 1834.

XV.

Feuerbachs Wandelbarkeit,

1828—1831.

„Zeugen können lügen, Urkunden verfälscht sein, aber" — das Wort unseres Kaspar währet ewiglich! Amen.

Anselm von Feuerbach (1832 S. 61).

Wir haben es jetzt nicht mehr mit dem „Barone", sondern ausschließlich mit dem „Prinzen Kaspar" zu thun. Nach den Anforderungen einer historischen Methode müssen wir die ältesten, also die bayrischen Ansprüche auf diesen Prinzen zuerst würdigen.

Der 71jährige Kurfürst Karl Theodor hatte sich, um sich Nachkommen zu erwecken und so den Heimfall Pfalz-Bayerns an die Linie Zweibrücken zu verhindern, 1795 mit der 19jährigen Maria Leopoldine, Tochter des Erzherzogs Ferdinand von Modena-Este, vermählt. Er starb aber 1799 kinderlos. Seine sehr reiche Witwe († 1848) heiratete 1804 ihren Oberhofmeister, den Grafen Ludwig von Arco. „Es hätte nur an dem Willen der Kurfürstin-Witwe gelegen, erzählt Ed. Vehse (in seiner Geschichte der deutschen Höfe, 24. Band S. 261), ihren im Sommer 1799 geborenen Sohn als posthumus Karl Theodors auf den Thron von Bayern zu bringen (vgl. über diesen angeblich zu Paderborn nachgebornen Sohn von Ocra = Arco a. a. O. S. 260): sie war aber so ehrenhaft, dies nicht zu thun und später dem König Max zu eröffnen, daß dieser Sohn nicht der Sohn Karl Theodors sei." Maximilian Joseph von Zweibrücken-Birkenfeld erbte das Kurfürstentum, 1806 wurde er der erste König von Bayern. Die ehe-

malige Kurfürstin hatte ihre Residenz (Herzog-Maxburg) in München und war durch ihren fabelhaften Reichtum und Geiz zugleich berühmt. „Die Sage (so Vehse S. 208) ging in München sehr stark (S. 293 heißt es sogar „eine in Bayern sehr festgewurzelte Sage"), daß der bekannte Kaspar Hauser ein nicht mit dem Grafen Arco erzeugtes Kind der Kurfürstin-Erzherzogin gewesen sei." Ihre derbe Abfertigung einer Königlich-bayrischen Erkundigung nach der Wahrheit dieses Gerüchts war damals zwar kurfähig, ist jetzt aber nicht mehr druckfähig.

So wäre Kaspar Hauser am Ende sogar ein Urenkel Maria Theresias, der Großmutter der Gräfin Arco gewesen.

Dem müßigen Klatsche nach stand er aber dem bayrischen Throne noch viel näher, eine Lösung des Kasparrätsels, mit welcher die Fama sich wenigstens nicht aus seinem Vaterlande und von seiner Sprache entfernte! Wir wissen nämlich schon, daß der Bürgermeister von Nürnberg auf seine Bitte um Mitteilung von noch so entfernten Spuren und Verdachtsgründen alle möglichen Denunziationen erhielt, die er dem Regierungspräsidenten von Mieg vorlegte. Dabei befand sich auch die Anzeige, K. H. wäre ein unehelicher Sohn des Königs Max I. Joseph von Bayern (1756—1825). Darauf bezieht sich auch ein am 1. Dezember 1830 dem Stadtkommissär [1]) in Nürnberg eingereichter Brief.

„bayrische gränze, den 20. Oktober 1828.

Sie werden es mir nicht ungütig nehmen, daß ich Ihnen mit einigen paar Zeilen beschwerlich sein muß, aber es fordert mich sowohl die Pflicht meines Schwures auf, als auch meiner Vorschrift Ihnen

[1]) In einem Berichte vom 2. Dezember 1830 an die Kgl. Regierung heißt es: „Gestern abend zwischen 6 und 7 Uhr wurde vor der Thüre meines Hauses von einem weiblichen Dienstboten, der von einer Verschickung zurückkam, der urschriftlich hier beiliegende anonyme Brief, vom 20. Oktober 1828 datiert, gefunden und von mir abends halb 9 Uhr bei meiner Nachhausekunft eröffnet. Der Inhalt betrifft den K. H. und scheint auf eine Mystifikation angelegt zu sein. Ich halte jedoch in jedem Falle für Pflicht, dieses Produkt zur hohen Einsicht mit der Bitte vorzulegen, mich hochgefällig bescheiden zu wollen, ob solcher an das Kreis- und Stadtgericht dahier abgegeben werden soll."

zu sagen, wer den Knaben sein Vater ist, denn ich euch am 26. Mai 1828 zugeführt hatte, mit dem Namen Kaspar Hauser. Denn er hat nicht seinen rechten Namen, den sein Vater gab ihm drei Namen, und diese sind:

Wladislas, Laminiez, Leßegusti (Lesczynski?).

sein Vater der ihm die drei Namen geben hat, ist der König Maximilian euer verstorbener Landesvater, und der ihn eingesperrt hielt, das ist sein bath (Pathe) und der den Knaben getauft war Pf. aus — und so machten wir alle drei einen Schwur, wenn der Knabe 2 Jahre alt ist muß er in den Käfig, der war ihn schon bestimmt worden als er noch in der Mutter herumgetragen worden ist, und von seiner Geburt an bekam er nichts als bloße kalte Milch und nach seinem 3. Jahr bekam er auch keine kalte Milch mehr, und wurde gerade so behandeln als ich in den auffaß las der von bolizei gedruckt worden sei.

als ich den Knaben mit seinem 2. Jahr ins Gefängniß brachte kamen wir noch einmal zusammen und mußte ausgemacht werden, und da mußte ein jeder seine Meinung aussprechen. Der Vater welcher das erste aussprach, wenn er das Jahr 1824 erreichte muß ich todt in meinem bette angetroffen werden. Ich als Bath sprach wenn er das Jahr 1828 erlebte so bringe ich ihn wieder in sein Vaterland zurück und in die größte Stadt da antwortet sein Vater das ist Nürnberg und da sollt du ihn auch hinbrengen müssen. im Okt. er noch bis in die spete nacht gessen und getrunken so viel erlaubt mir meine vorschrift zu sagen das der Knabe nicht in eurem vaterlande eingesperrt war, auch muß ich euch sagen das ihr den Knaben nach Frankreich bringen müßt, den es ist einer in euerem vaterland der in aus — will — wie das Zugegangen ist das werdet ihr alles bis auf das Jahr 1833 am 17. Oktober gerade so angetrofen werden als wie euer König. (Im Manuskript stehen zwei Kreuze übereinander.) Das zweite kreuz bedeutet, das der Pf(arrer) gestorben ist mit bestimmten Zeit punkt nehmet ihr es ja nicht übel, das ich nicht schöner geschrieben hatte nachdem schrecken als ich hörte er sei nicht umgebracht worden euer findling.

warum er ermordet hatte werden sollen, werden ihr nach meinem tod alles erfahren jetzt müßt ihr einstweilen mit diesem begnügen.

sollt der Knabe noch keinen Vormund haben so sorge dafür das er einen bekommt, denn ich kann euch gewiß sagen, so war ich nicht selig werde, daß dieser Knabe im Jahre 1837 so von großer Bedeutung wird,

welches ihr nach meinem tod schriftlich lesen werdet, mit diesen Worten hört meine Vorschrift auf soll ich meinen Brief schließen. (Folgen apokalyptische Zeichnungen und daneben geschrieben): das zeichen bedeutet viel —. das dritte folgt noch."

Somit wäre Kaspar Hauser ein natürlicher Bruder des Königs Ludwig gewesen? Der Anspruch hat aber seinen Feuerbach nicht gefunden, und sintemalen ich selbst kein berühmter Kriminalist bin, will ich auch nicht behaupten, daß die Beweiskraft der „Urkunde" stärker ist als Feuerbachs „Indizienbeweise" nach einer anderen Richtung hin, welche wir jetzt kennen lernen werden. Denn bei dem historischen Herumraten nach Eltern für Kaspar Hauser, und zwar nur in höheren Regionen, hat man auch über zwei in den Jahren 1812 und 1817 zu Karlsruhe verstorbene badische Prinzen geflüstert. Nahrung erhielt der lächerliche Einfall erst durch das „Attentat" vom Oktober und eine Spukgeschichte der Stuttgarter Neckarzeitung aus Anlaß der Erkrankung des Großherzogs von Baden im Dezember 1829 (bei Daumer 1873 S. 449 aus Feuerbachs Nachlaß): „Vom Rhein am 11. Dez. — — In einer der verflossenen Nächte soll ein Wachtposten der Residenz (Karlsruhe) dem wachhabenden Officier gemeldet haben, die Schloßkapelle sei um 12 Uhr ganz hell beleuchtet gewesen. Davon sei wenig Notiz genommen worden. Als aber in der folgenden Nacht eine andere Wache dieses Postens wieder dasselbe ausgesagt, sei es Tags darauf dem Großherzog angezeigt worden, der dann beschlossen habe, von der Ursache dieses seltsamen Gerüchtes sich selbst zu überzeugen. Er habe sich in der nächsten Nacht in die Kapelle begeben, mit der Geisterstunde habe dieselbe blendende Helle die Kapelle erfüllt und der verewigte Vorfahrer (so) des Großherzogs auf dem Throne sei, in einiger Entfernung, leibhaftig vor ihm gestanden, an der Hand einen Knaben, den die Sage natürlich einen Prinzen nennt. Die Alteration über die Erscheinung dieses ernst und bedeutungsvoll winkenden Geisterbildes soll die Ursache der plötzlichen Erkrankung S. Königl. Hoheit gewesen sein."

Wie bemerkt, Feuerbach hat diese Gespenstergeschichte aufgehoben, Feuerbachs Verschulden ist es hauptsächlich, daß „Prinz

Kaspar“ nicht schon längst zur Ruhe gekommen ist. Denn die Narren und alten Weiber beiderlei Geschlechts, die während der ersten, die litterarischen Strolche und Gauner, die während der zweiten Epoche des Hauserschwindels ihr Wesen trieben, wären unfehlbar in eigener Erbärmlichkeit erstickt, wenn nicht Feuerbachs glänzender Name dem Treiben einen irreführenden Nimbus verliehen hätte. Und darum müssen wir uns Feuerbachs Hauserschriftstellerei genau ansehen, sonst kommen wir dem Geburtsprozeß des „Kronprinzen Kaspar von Baden“ nicht auf den Grund. Feuerbach als Geburtshelfer zu zeichnen, ist freilich keine dankbare Aufgabe! Nicht die Schwindler sind in dieser Welt verhaßt, sondern die Entlarver der irdischen Schwindeleien. Nicht wer einen Skandal verübt, sondern wer ihn aufdeckt, ist in den Augen der überwiegenden Mehrheit der Menschenkinder „Skandalmacher“. Ich habe es in meinem neuen Vaterlande erfahren wie im alten, aber ich frage nicht nach dem Urteil irgend einer Partei, sie sind mir alle gleich ehrenwert. In meiner Isolierung liegt meine Kraft: die unbestechliche Wahrheit. An dieser Wahrheit hat Feuerbach ein Majestätsverbrechen begangen, und darum werde ich ihn nicht gelinder als den verunglückten Professor Daumer und den freiherrlichen Bierbrauer von Tucher beurteilen.

Nicht um das Sein, sondern um den Schein ist es den Helden der Phrase nur immer zu thun gewesen. Auch bei Feuerbach hat Hänschen gezeigt, was Hans einmal leisten würde: hohle, frostige Rhetorik, der keine innere Empfindung entspricht. Den 15. November 1792 schrieb der Student Feuerbach aus Jena an seinen Jugendfreund Bayer zu Frankfurt, nachdem er die Kapitel Kleider und Bücher erledigt hatte: „Noch eine Frage! Was macht Marianne, meine Geliebte, warum schreibt sie mir gar nicht? — — — Warum mußte ich doch von der Hand der Räuber verschont bleiben? warum raubte mir Gott durch ihre Hand nicht ein Leben, das ich bald mit Schande, von Verzweiflung gezwungen, dahin geben werde? Hätte mich der Dolch der Räuber durchbohrt, den ich befürchtete, und den mir Gott zu meinem Unglück abwandte, so hätte doch wenigstens nicht Schande mein Grab gedeckt. Ich bin jetzt in

der größten Desperation (vorher war er schon ganz in „Verzweiflung" wegen einer lateinischen Studentenrede), und hätte mich schon längst getödtet, wenn nicht die lieben Freunde, die mich beglücken, und die abscheuliche, angestrengte Arbeit diese rabenschwarzen, schrecklichen, schauervollen Gedanken verscheuchte. Doch, wenn ich nicht bald Briefe von ihr — erhalte, dann, Freund! dann sage ich Dir zum Voraus das Lebewohl; dann bin ich nicht mehr! dann soll mein Blut eben den Platz benetzen, der vor wenigen Wochen von dem Blute eines Liefländers rauchte!" Solche Lutschbeuteltragik war damals freilich Mode, aber auch das Hauserbuch des älteren Feuerbach war nur eine solche Stilübung im Geschmack und auf den Wunsch der eben herrschenden Mode. Was Feuerbachs Kaspar im Jahre 1828 für den Kreis der Romantiker gewesen ist, ein einzig dastehendes Exemplar seiner Gattung, für sich abgeschlossen, wie der Theanthropos des Konzils von Nikäa Anno Domini 325, haben wir (I. S. 82 u. 183) schon von ihm vernommen. Diese Fata Morgana einer berauschten Phantasie bildet das erste Stadium der Hauserkrankheit. Ihre Verknüpfung mit dem Magnatenhokuspokus (Kap. XIII) und dem Prinzenschwindel — man würde die Verbindung für **unmöglich** halten — vermittelte Tucher den 29. März 1830 in einem Briefe an Feuerbach. „Im Bazar von Saphir Nr. 26 steht: in Ungarn sei eine Erzieherin in dem fürstlich —, schen Hause verhaftet worden, welche sich wahnsinnig gestellt habe[1]) . . . Die —sche Gesandtschaft habe sich bemüht, die Freilassung dieser Person zu erwirken u. s. w. Herr Plattner will von dem Redakteur Saphir herausgebracht haben, daß diese Gesandtschaft die badische sei. Hierzu noch etwas:

1) Die Hofdame der alten Markgräfin, welche Letztere die Mannheimer öffentlich als Prinzenmörderin bezeichneten, war ein Fräulein von Ettelsheim; und dieser letzteren Bruder H. v. Ettelsheim

[1]) v. Tucher hat sich nicht geschämt, die arme „Talbonne" noch im Jahre 1872 nach bekannter Waschweiberart in der Allgemeinen Zeitung zu beklatschen! Und Feuerbachs Nachlaßpapiere (Daumer 1873, S. 456) enthielten die mit Bleistift hingekritzelte tiefsinnige Frage: „Gräfin Majthényi, ob sie nicht mit dem badischen Hofe, besonders der Hochbergischen Familie, in Verbindung gestanden?"

ist mit dem jetzigen Großherzoge in gleichem Alter und Faktotum desselben, dermalen Oberhofmeister. Fräulein von Ettelsheim verheirathete sich an den Obersten Grafen Giulai (Gyulay) in Ungarn, gegenwärtig Kommandirender(n) in Böhmen.

2) Vor vielen Jahren war es in Karlsruhe ganz besonders Sitte geworden, daß sich junge Frauenzimmer als Gouvernanten nach Rußland und vornehmlich nach Ungarn begaben. Meine Schwiegermutter kennt deren allein drei, die sich gegenwärtig in Ungarn aufhalten."

Den furchtbaren Beweis Nummer 2 hat der scharfsinnige Jurist von Tucher vom Anfange bis zu Ende unterstrichen.

Wie hat nun aber Feuerbach die Insinuation aufgenommen? Wir besitzen seine unzweideutige Antwort, und zwar nicht in der Form einer phantastischen Aufwallung, eines augenblicklichen Einfalls, sondern in einem am 8. April 1830 aus Ansbach datierten Bericht (den sogenannten Kaspar Hauser betreffend) für den König von Bayern. Nach der Anrede („Allerdurchlauchtigster Großmächtigster König, Allergnädigster König und Herr") hebt Feuerbach so an: „Das räthselhafte Dunkel, das über dem früheren Schicksale des geheimnißvollen Jünglings verbreitet liegt, welcher die Theilnahme von Europa, selbst des gebildeten Theiles der neuen Welt erregt hat, scheint, weit entfernt sich allmählich zu zerstreuen, nur immer mehr verdichten (!) zu wollen. So oft man bisher einige Lichtfunken zu sehen glaubte, so schnell verschwanden sie wieder; jede vermeintliche Auflösung des Räthsels gab bis jetzt immer nur ein neues, noch größeres Räthsel zu lösen auf. So eines der neuesten Ereignisse." Hier folgt die ungarische Komödie mit von Pirch[1]), ein Ereignis, zu wichtig, um nicht der K. K. österreichischen Regierung ebenfalls mitgeteilt zu werden. Sodann kommt Kaspars Traumschloß an die Reihe. „Der alleruntertheänigst Unterzeichnete war immer der Ueberzeugung, daß wenn in oder außer Deutschland, ein

[1]) „Hauser hat mir vor zwei Tagen, unter unendlichen Thränen und furchtbar angegriffen, den Vorfall des Besuches von Herrn v. Pirch erzählt, der wahrlich wundersam ist." . . . . Bericht des Herrn v. Röder an Feuerbach den 3. April 1830.

Schloß aufgefunden würde, welches dem, von Hauser ziemlich genau beschriebenen, offenbar auf wiedererwachten alten Erinnerungen beruhenden Traum-Schlosse mit der weißen Reiterstatue am Treppengeländer des Erdgeschosses ähnlich wäre, man vielleicht von der Entdeckung nicht sehr weit entfernt sein dürfte. Einem jeden nur mittelmäßig geschickten Baumeister würde es ein leichtes sein, Riß und Zeichnung des Gebäudes, nach Hausers Beschreibung zu entwerfen.[1] Daß H. die frühesten Jahre der Kindheit in Freiheit gelebt, auch damals schon etwas sprechen gelernt hat, alsdann aber erst (vielleicht im zweiten, dritten Jahre) auf die Seite geschafft wurde, ergibt sich durch Kombinationen mehrer Umstände als sehr wahrscheinlich, wo nicht gewiß."

Dadurch erhalten wir selbstverständlich zweierlei Aufenthaltsorte für Kaspar, die „vielleicht weit (von einander) entfernt" gewesen sind. Ferner teilt Feuerbach einen Brief Tuchers und eine darin erwähnte „in einer Art von Extase [Ekstase] entworfene, aber wegen ihrer offenbaren (!) Porträtähnlichkeit um so merkwürdigere Zeichnung" (I. S. 73) mit. Dann aber schreibt er wörtlich so weiter:

„Zu den vielen über Kaspar's Herkunft verbreiteten, theils albernen, theils unwahr befundenen, theils außer den Grenzen jeder möglichen gerichtlichen Nachforschung liegenden Gerüchten oder Anzeigen, gehört auch die: unser räthselhafter Findling sei ein vertauschter, ausgewechselter und dann auf die Seite geschaffter Prinz des Großherzogs Karl von Baden und Stephaniens, folglich keine geringere Person, als der nunmehrige ächte Großherzog von Baden selbst! Diese, laut eines Schreibens vom 13. Dezember vor. Jahres,

[1] „Der Traum von einem Schlosse kann das Bild des Nürnberger Rathauses in sich aufgenommen haben." In diesem Einwand treibt natürlich die „negative Kritik" wieder ihr Wesen? Doch nicht; ich lese das Eingeständnis in einem eigenhändigen Hauserbrief des Freiherrn von Tucher, datiert: München, den 30. April 1871. Und doch hat man Kaspar in Stanhopes Gegenwart (1835, S. 37) Kupferstiche gezeigt von den Porträts in seinem Traumschlosse. Zwei dieser Herren wollte er persönlich gekannt haben, einen Bürgermeister, der eine goldene Kette um den Hals trug, und einen anderen, der nicht immer gut gegen ihn war. Feuerbach hielt das nicht für Verstellung, sondern für „Wirkung der Einbildungskraft".

schon damals leise umhergetragene, jedes juristisch-thatsächlichen Anhaltspunktes ermangelnde romantische Sage, ist aus Veranlassung des Ereignisses mit von Pirch, wohl aber noch mehr aus Veranlassung der bekannten Zeitungs-Nachrichten über das schwere Erkranken des jüngst Verstorbenen Herrn Großherzogs von Baden von neuem wieder aufgewacht. Der in Kombinationen und Hypothesen unerschöpflichen Phantasie ist es sogar ihres Dafürhaltens gelungen [1]), die deutsche Geburt Hausers mit seinen halb polnischen, halb ungarischen Erinnerungen, das Traumschloß Hausers, das man in Deutschland sucht, mit dem wahren oder verstellten Wahnsinn, oder, wie andere Nachrichten besagen, einer simplen Ohnmacht der ungarischen Gouvernante (Frau von Dalbonne) in Verbindung zu bringen."

Auf diese kerngesunden Bemerkungen läßt Feuerbach sofort das schon (oben S. 224) mitgeteilte Phantasma folgen und schließt dann: „Mit der allertiefsten Devotion verharrend Eurer Königlichen Majestät allerunterthänigst treu gehorsamster" u. s. w.[2])

Feuerbachs richtige Einsicht im Sommer 1830, daß Prinz Kaspar (von Baden) **ein „jedes juristisch-thatsächlichen Anhaltspunktes ermangelndes romantisches" Märchen** war, wollen wir uns nicht wieder weggaukeln lassen!

Feuerbachs erste öffentliche Hauserschrift war eine Separatausgabe der von ihm bestellten und glossierten ärztlichen Gutachten der Herren Preu (vom 3.) und Osterhausen (vom 30. Dez.) 1830: Einige wichtige Aktenstücke[3]) den unglücklichen Findling Kaspar Hauser betreffend. Zur Berichtigung des Urteils des Publikums über denselben mitgeteilt von Herrn Staatsrat und Appellations-

[1]) Eine hinter dem Rücken dargebotene Prise (Feuerbach schnupfte bekanntlich stark) für Freund Tucher!

[2]) Nach einer vom K. und K. Ministerium des Äußern (Politische Expedition) zu Wien den 6. Mai 1883 legalisierten Abschrift, gezeichnet: Arthur von Klymharich, Direktions-Adjunkt. Der merkwürdige Aufsatz befindet sich nämlich mit Feuerbachs eigenhändiger Unterschrift in den Akten des Ministeriums des Auswärtigen in Wien.

[3]) Auch Daumers hier dem Inlande nachgedruckter Aufsatz „über den Mordversuch gegen K. H. am 17. Oktober 1829" war also für diesen berühmten Juristen ebenfalls ein wichtiges Aktenstück!

gerichts-Präsidenten von Feuerbach in Ansbach — 1831. Was darin von ihm geleistet worden ist, haben wir schon früher (im 7. Kapitel) gehört. Feuerbachs Kaspar „roch dort aus der weitesten (aus wie viel hundert Meilen?) Entfernung das Aas eines Hundes," und er „beklagte sich über den entsetzlichen Gestank einer entfernten Apotheke, der ihm den Kopf zerriß." Auf einem Fuße zu stehen, Laufen, Hüpfen, Springen war ihm damals noch unmöglich! Da Merker neuen Überschwenglichkeiten immerfort einen frischen Dämpfer aufsetzte, fabrizierte Feuerbach, was er schon 1828 abgelehnt hatte, im letzten Viertel des Jahres 1831 ein Buch über Kaspar Hauser. Seine Selbstkritik über diese Arbeit liegt vor in einem Briefe, den er am 29. März 1832 aus Ansbach an seinen Sohn Anselm geschrieben hat.

„Die Zeit liegt in schweren Geburtswehen — jeden Augenblick kann die entscheidende Stunde schlagen, und was sie zur Welt bringen wird, sind wilde, grimmig zerstörende Ungeheuer, unter denen Krieg — Völkerkrieg, Vertilgungskrieg — noch das Mildeste sein wird. — Man liest nicht mehr, als was man lesen muß, oder — höchstens Dasjenige, womit man sich betäuben, zerstreuen und den Sinn für den Augenblick von den Gräueln, welche schon sind und noch kommen werden, ablenken kann. — Wer Dir gesagt oder geschrieben hat, daß ich mich fortdauernd wohl befinde, muß sich sehr wenig um mich bekümmern; denn sonst müßte er wissen, daß ich seit zwei Monaten mein Zimmer, oft auch das Bett nicht verlassen habe, daß ich seitdem vielmal jeden Tag in Ohnmacht falle, daß ich in einem Zustand mich befinde, wo ich jeden Augenblick einen Nervenschlag befürchten muß — was ich mir nicht etwa blos einbilde, sondern auch die Aerzte mir eingestanden haben.[1]) Das Entsetzlichste für mich ist die gänzliche Abnahme meines Gedächtnisses; ich weiß mich der mir bekanntesten Namen und Sachen nicht mehr zu erinnern. Wissenschaftliches kann ich nicht mehr treiben, vermag keinen abstrakten Satz mehr zu denken und nur noch über die Dinge hinzustreifen. Mein Kaspar Hauser — den ich Dir hiemit für Deinen väterlichen Freund, den ehrwürdigen Seuter, übersende — zeigt davon nicht undeutliche Spuren. Ich mußte mich dabei fast aller Reflexionen enthalten (!)

[1]) Ist auch eingetreten. Schon am 29. April erlitt Feuerbach den ersten, den 25. Juli 1832 traf ihn ein zweiter Schlaganfall, ein dritter machte am 29. Mai 1833 seinem Leben ein Ende.

und mich blos auf Darstellung des Gegebenen (!) beschränken. Doch war mein Zustand, als ich diese paar (nämlich 10) Bogen schrieb, erst noch im Werden. Zu diesem Büchlein brauchte ich nicht weniger als drei Monate, die Vorarbeiten nicht mitgerechnet."

Feuerbachs Roman, der Versuch einer indirekten Widerlegung der schneidigen Hauserkritik Merkers, ist aber nicht nur ein schwaches, es ist, sogar in dem moralischen Sinne des Wortes, auch ein schlechtes Buch. Wir schlagen es auf und lesen.

„Der zweite Pfingsttag gehört zu Nürnberg zu den vorzüglichsten Belustigungstagen, an welchen der größte Theil der Einwohner sich auf das Land und in die benachbarten Ortschaften zerstreut. Die — Stadt wird dann, zumal bei schönem Frühlingswetter, so still und menschenleer, daß sie beinahe weit eher jener verzauberten Stadt in der Sahara, als einer rührigen Gewerbs- und Handelsstadt zu vergleichen wäre. Besonders in einigen von ihrem Mittelpunkte entfernteren Theilen kann dann leicht manches Geheime öffentlich geschehen, ohne darum aufzuhören geheim zu sein."

Jetzt ist das Terrain gehörig nach Bedarf gezeichnet, sogar mit dem runden Dreieck (geheim und öffentlich und doch geheim), und der schwarze Mann kann seinen Luftballon herunterlassen, ohne von irgend jemand gesehen zu werden.

„So (in der Sahara nämlich mit dem runden Dreieck) ereignete sich denn am zweiten Pfingsttage (26. Mai) 1828 Abends (Abends? nun, so sehr dunkel mag's wohl nicht gewesen sein) zwischen 4 und 5 Uhr Folgendes: Ein Bürger, wohnhaft auf dem sogenannten Unschlittplatze, in der Nähe des wenig besuchten Hallerthörchens, weilte noch vor seinem Hause, als er, sich umsehend, nicht weit von sich einen als Bauernbursche gekleideten jungen Menschen gewahr wurde, welcher in höchst auffallender Haltung des Körpers dastand (!) und, einem Betrunkenen ähnlich, sich vorwärts zu bewegen mühte, ohne gehörig aufrecht stehen und seine Füße regieren zu können. Der erwähnte Bürger nahte sich dem Fremdling, der einen Brief ihm entgegen hielt, mit der Aufschrift: An Titl." u. s. w. Hat dieser dahinbrausende Lügenbach seine Quelle im Tintenfaß der Mühlbach oder des Anselm von Feuerbach? Denn da ist nun doch jedes, aber

auch jedes Satzglied eine unlautere Zurechtlegung oder kunstgerechte Verdrehung der Wahrheit: Zeuge Weickmann bleibt ungenannt, und Zeuge Beck wird verleugnet; nicht Weickmann wurde den Kaspar gewahr, welcher dastand und einem Betrunkenen ähnlich sich vorwärts zu bewegen mühte, ohne gehörig aufrecht stehen und seine Füße regieren zu können, sondern — nun, wir wissen aus beschworenen Zeugenaussagen, was in den ersten Stunden wirklich vorgefallen ist. Auch nahte sich der erwähnte Bürger **nicht** dem Fremdling, und hielt ihm **nicht** einen Brief entgegen, sondern Kaspar schritt vom Bärleinhuterberg herab auf zwei Bürger zu, fragte nach dem Weg und holte erst unterwegs den Brief aus der Tasche. Dieser Lügensockel Feuerbachs trägt nun aber überall die Kasparlegende, nur trug der gläubige Gestaltungstrieb immerfort neue Verzierungen auf. Die Albersdorf (im 14. Kapitel) begleitete ihren Kaspar persönlich durch Feuerbachs Hallerthörchen. Bei Vehse[1]) erregt Kaspar, durch „sein kindisch ungeschicktes Bemühen, sich vorwärts zu bewegen, (trotzdem doch niemand sich des Burschen erinnert hat!) **allgemeines Aufsehen** und **ungewöhnliche Theilnahme.** In der Polizeiwachtstube wimmerte er, brachte nur kurze unverständliche Sätze hervor, konnte aber in fast (?) leserlichen Zügen seinen Namen aufschreiben."

[1]) „Sonntag, den 24. April 1853. Nachmittags — kam Herr Dr. Vehse und blieb zwei Stunden; er hatte viel zu fragen, u. a. über Kaspar Hauser; dieser Kerl. und aller Wahn, der sich mit ihm verknüpft hat, ist mir zuwider wie das Tischrücken, und wie bei diesem ist auch alles Reden umsonst. Der alte Feuerbach, der mit phantastischem Eifer in diese Geschichte sich ganz verbissen hatte, ist ein Hauptverbreiter des Wahns; der alte Hitzig half ihm als gläubiger Schildknappe in dieser Don-Quixoterei. Dr. Vehse wollte sich nicht ausreden lassen, was er sich fest eingeprägt hat, daß jener betrügerische Landstreicher ein entführter badischer Prinz sei! — Kritik, gesunde Kritik thut noth, die mit gehöriger Kenntniß ausgestattet ist." K. A. Varnhagen von Ense, Tagebücher, X. (Hamburg, 1868), S. 123. Im XIV. Bande (1870, S. 359) heißt es: „Donnerstag, den 26. August 1858. Prof. Daumer, früher in Nürnberg, jetzt in Frankfurt am Main, ist in Mainz katholisch geworden. Er war schon einmal etwas gestört, dann ein völliger Unchrist, ein schlechter Kopf immer. Zur Bestätigung und zum Ueberfluß schreibt er auch wieder über Kaspar Hauser, über den er neue Fratzen vorbringt."

Bei Broch (Kolb 1859) steht Kaspar ebenfalls in höchst auffallender Haltung da, kann aber weder gehörig aufrecht stehen noch seine Füße regieren. Auf dem kurzen Wege nach dem Turm sank er fast bei jedem Schritt nieder! Dick wie ein Nilpferd ist diese Lüge, womit Kolb sich in seiner ersten Hauserschrift sofort die Sporen verdient hat. Erst nach Dr. Meyers Authentischen Mitteilungen (1872) wurde der von Feuerbach auf dem Pflaster festgeleimte Kaspar wieder mobil: bei .... aus K. (1883) wankt er, einem (nachts aus seiner Stammkneipe in der Corduanstraße heimkehrenden?) Betrunkenen gleich, dahin. Er schaukelte also nicht mehr, wie wir das wohl alle schon in irgend einem zoologischen Garten beobachtet haben, auf derselben Stelle bloß den Körper. Freilich wäre er auf die Art nie vom Bärleinhuterberg heruntergekommmen.

Mit einem Worte, Feuerbachs Buch ist von Anfang bis zu Ende eine unlautere Rekonstruktion der ihm aus den Akten bekannten historischen Wahrheit im Dienste des Hauserschwindels, sein phantasmagorisches „Verbrechen am Seelenleben eines Menschen" ein litterarisches Verbrechen an den Gesetzen der Natur und des Denkens. Denn so wie die erste bekannte Stunde seines Auftretens, so werden alle Momente der Hausergeschichte gefälscht. Der gesunde Bursche vom 26. Mai 1828 „verriet tierische Stumpfheit", seine hellen Augen hatten ebenfalls den Ausdruck „tierischer Stumpfheit", er war nur „dem Zustande eines Pescherä (so) vergleichbar", er zeigte einen „Abscheu gegen alle (!) Gewohnheiten und Bedürfnisse des Lebens", seine „Seele und manche seiner Sinne (lagen) anfangs in gänzlicher Erstarrung", doch war er nur ein „halb=stummer Tiermensch", aber allerdings damals „in Gefahr, entweder in die nahe Pegnitz zu stürzen oder überritten und überfahren zu werden." Er war ja „während seiner Jugendzeit in tierischen Seelenschlaf versenkt" und trat erst durch seine Aussetzung „aus dem Zustande der Tierheit heraus", aus einem „Seelenleben, dem Leben der Auster zu vergleichen, die, am Felsen klebend, nichts empfindet als ihren Fraß, nichts vernimmt als den ewig einförmigen Schlag der Wellen" — so wurde Kaspar Hauser wie aus einem schwangeren unterirdischen Loche heraus am 26. Mai



1828 als „ein kaum zwei- bis dreijähriges Kind in einem Jünglingskörper" geboren. Und doch, dieser Auster-Jüngling war während seines tierischen Seelenschlafes bei „dem Manne, bei dem er immer gewesen", er war bewußtlos, „nie krank gewesen, hatte nichts von Schmerz empfunden" und doch „eine gewaltige Freude empfunden," als er in der Erde Schoß „schwarze Figuren auf dem weißen Papier entstehen sah." Ja, der Tiermensch, der erst am 26. Juni 1828 auf die Welt kam, hatte, was sonst doch vor der Geburt nicht vorzukommen pflegt — „wirklich Unterricht im Schreiben, und zwar regelmäßigen Elementar-Unterricht (von F. selbst unterstrichen) gehabt. Das geschah also „in einem Schlaf, in welchem es für ihn keinen Traum gab, in dem er dumpf fortschlief, bis er, im wilden Getöse der bunten Welt, von Angst und Schmerz (die er nicht kannte?) aufgeschreckt, daraus erwachte, und nun betäubt, nicht wußte, wie ihm geschehen sei." Und doch: die Auster hatte immer Sehnsucht nach der verlassenen Schale. „Dem Manne, bei dem er immer gewesen, hat er weiter nichts vorzuwerfen, als daß er noch nicht gekommen, um ihn wieder nach Haus zu bringen." Kein Wunder, der Mann hat ihn ja ordentlich erzogen und an pünktlichen Gehorsam gewöhnt: „der Mann, bei dem ich immer gewesen, hat mich gelehrt, daß ich thun müsse, was man mir heißt" (vgl. I. S. 134 Nr. 71). Und gewiß nicht mit roher Gewalt, denn als Feuerbach sich (kindlicher als Kaspar) über sein Verlangen nach Rückkehr zu dem „bösen abscheulichen Mann" wunderte, fuhr Kaspar ihn sanft zürnend mit den Worten an: „Mann nit bös, Mann mir nit bös than." [1]) Nicht bloß das Schreiben (folglich auch das Lesen) brachte Kaspar mit aus dem Loche, sondern „ebensoviel Fähigkeit als Beharrlichkeit zum Zeichnen"! Ja die 16 jährige Auster war so

---

[1]) Ende 1833 ließ ein Sohn Feuerbachs (Eduard?) drucken: „Hier mag auch noch eine Thatsache, die mir L(udwig) erzählt, ihre Stelle finden. Der Vater fragte einmal Hauser: Nun Kaspar, wenn wir den bösen Mann bekommen — was wünschest Du, daß man mit ihm anfangen soll? Freilich, antwortete Hauser, hätte ich da wohl auch ein Wort dabei zu sprechen. Der Mann müßte mir sein Ehrenwort geben, daß er mir nicht mehr nachstellen werde, dann sollte man ihn aber wieder frei lassen." Die Kasparnaivetät blieb in dem Geschlecht erblich.

wenig ein Simpel, daß er vielmehr ein kritischer Skeptiker war, bei dem der „ihm eingeborene Pyrrho immer wieder von neuem zum Vorschein kam." Es ist aber während des unterirdischen Stumpfsinnes noch mehr geschehen. Der hinbrütende Kaspar „fing an unruhig zu werden, er machte schon zuweilen Lärm (doch wohl nicht gefährlich in einem „Kerker, wo nie ein Schall, nie der Donner gehört wurde"?) und mußte durch empfindliche Schläge zur Ruhe gebracht werden; der Verheimlichte konnte nicht länger verborgen gehalten werden, man mußte seiner auf irgend eine Weise los zu werden suchen und — schaffte ihn im Bettlergewand nach Nürnberg." Eine so läppische Motivierung hätte denn doch schon 1832 nicht einmal für kleine Kinder gut genug sein sollen! Aber es sei, Kaspar steht (was schon zu viel ist) endlich auf dem Unschlittplatz, denn laufen können Austern bekanntlich nicht. „Er schien zu hören ohne zu verstehen, zu sehen, ohne etwas zu bemerken, sich mit den Füßen zu bewegen, ohne sie zum Gehen gebrauchen zu können." Sein späterer Gang war ja noch „ein watschelndes, schwankendes Tappen, eine peinliche Mittelbewegung zwischen Fallen und Aufrechtstehen. Statt beim Gehen mit der Ferse zuerst aufzutreten, setzte er mit gehobenen Beinen Ferse und Vorderfuß zugleich auf den Boden und stolperte, die Füße einwärts gekehrt, mit überhängendem Oberleib und weit von sich hinweggestreckten Armen, die er als Balancierstange zu gebrauchen schien, langsam schwerfällig vor sich hin. (Da war es ganz recht, daß er am 26. Mai 1828 nicht bei der Infanterie dienen wollte.) Öfters fiel er in seinem Zimmerchen, bei geringem Hindernis oder Anstoß der Länge nach zu Boden." Das war nun allerdings kein großes Kunststück, aber er ist denn doch vom Unschlittplatze zum Rittmeister, von dort auf das Rathaus (Polizeiwache) und dann noch auf den Vestnerturm gegangen? Freilich, unbequem genug, aber es war denn auch danach! Bei Merk „deutet er auf seine unter ihm brechenden Füße", der „Weg zur Polizei war ein Marterweg", und der zum Luginsland? „Auf diesem verhältnismäßig kurzen Weg sank er fast bei jedem Schritte — wenn sein Tappen ein Schreiten genannt werden konnte — ächzend zusammen." Und gesprochen hat er doch? Nun ja, seine Sprache war

aber gerade so fließend, wie sein Gang elegant. „Seine Sprache waren meistens Thränen, Schmerzenslaute, unverständliche Töne," oder auch ein „Wimmern". Der elfjährige Julius Hiltel machte sich im Turm „das seiner Eitelkeit nicht wenig schmeichelnde Geschäft, diesem jungen rüstigen Burschen, dem schon der Anfang eines Bartes um das Kinn sproßte — das Sprechen zu lehren . . . Freilich aber waren seine (Kaspars) Sprechversuche geraume Zeit ein so lückenhaftes, dürftiges, kindisch unbehülfliches Wortgehäcksel, daß man selten bestimmt wissen konnte, was er mit seiner durcheinander geworfenen Rede ausdrücken wollte; immer blieb dem Hörenden vieles zu erraten und durch Vermutungen zu ergänzen (!) übrig." Ja, noch am 11. Juli 1828, als Feuerbach nach dem Luginsland wallte, fehlten in allem, was er sprach, meistens noch die Bindewörter, Partikeln und Hülfszeitwörter; am schlimmsten stand es mit der Syntax, deren Teile gar erbärmlich zerzaust und durcheinander geworfen wurden. Kaspar sehr brav, Kaspar scho Juli sage, war seine durchgängige Redeweise. Auch zu ihm mußte man nicht Du, sondern Kaspar sagen, wenn er sogleich verstehen sollte, wen man meinte. Das Wort Berg galt ihm für jede Wölbung oder Erhöhung, weshalb er einen korpulenten Herrn als den „Mann mit dem großen Berg" (= Bauch) bezeichnete. „Man wird wohl erwarten, daß ich (Feuerbach) nicht unterließ, ihm durch mancherlei Fragen zur Erzählung seines Schicksals Veranlassung zu geben. Allein alles, was ich aus ihm herausbringen konnte, war ein so kauderwelsches, verworrenes, unbestimmtes Zeug, daß ich — das meiste nur erraten, vieles gar nicht verstehen konnte." Das war noch am 11. Juli, wo bleibt da Binders schon am 7. Juli veröffentlichter Schauerroman? Und am 26. Mai hätte Kaspar also noch gar nicht gesprochen? Das ginge freilich wohl besser, aber es geht nicht! Die verwünschte Bekanntmachung gestand ihm noch ein halbes Hundert Wörter zu, also umfaßte Kaspars Wörterbuch bei Feuerbach „kaum (!) ein halbes Dutzend Worte"! Zu Merk sagt er noch: „ä sechene möchte ih wähn, wie mei Vottä wähn is" oder „Reutä wähn, wie mei Vottä wähn is", und „woas nit." Beides historisch: er sprach sein Anliegen aus, und ließ sich nicht aushorchen. Das

läßt Feuerbach sich bei von Wessenig wiederholen, was auch angeht; auf der Polizei kehrt das genau so wieder, was bei den Amtsfragen auch noch angeht. Bis zum Turm schickt er ihn mit der Losung Reitä wähn durchs Leben, dann aber folgt hoam weißa [will i], auch noch eine historische Wendung. Dann aber dichtet Feuerbach hinzu: „Mit diesen Redensarten verband er, wie sich späterhin ergab (nein, nicht „sich ergab", sondern geschwindelt wurde), keinen besondern Sinn; es waren nichts als papageienmäßig eingelernte Töne, die er als gemeinsame Ausdrücke für alle seine Vorstellungen, Empfindungen und Begehrungen gebrauchte." So wissen wir auch aus den Akten, daß Kaspar allein Weickmanns Erkundigung nach dem, was man in Regensburg vom Krieg sage, nicht begriffen hat, daraus wird aber bei Feuerbach, daß er „von allen (!) Fragen keine zu verstehen schien." Und so geht es wörtlich mit jeder Besonderheit des entscheidenden ersten Tages. Lehnte er mit Widerwillen Fleisch und Bier ab, so geschah das bei Feuerbach „unter heftigen Zuckungen seiner Gesichtsmuskeln, mit sichtbarem Entsetzen, mit Grauen." Wurde er kräftig aus seinem festen Schlaf aufgerüttelt, so „rüttelte, schüttelte, stieß man ihn bei Feuerbach vergebens. Man riß ihn vom Boden auf und suchte ihn auf die Füße zu stellen; aber er schlief fort, ähnlich einem Scheintoten, der nur noch durch seine Lebenswärme von dem wirklich Toten sich unterscheidet. Endlich — schlug er die Augen auf — und stöhnte (!) dann sein Reutä ꝛc. ꝛc."

Bei diesen Rekonstruktionen verwickelte Feuerbach sich aber in die schreiendsten Widersprüche. So läßt er z. B., mit einem Seitenblick auf Merker, Kaspar „den Hut auf dem Kopf" auf den Bedienten des Rittmeisters zugehen, übersieht aber dabei, daß dieser Begriff des Standesunterschiedes, dieses verschiedene Benehmen gegen Diener und Herren, gegen den Unteroffizier der Wache und gegen den Rittmeister, die Sache des dumpfen Tiermenschen nur verschlimmert. Obgleich Kaspar im Turm „seine Hände und Finger so gut wie gar nicht zu gebrauchen wußte, die Finger steif und gerade hin weit auseinander spreizte; wo andere Menschen nur einige Finger brauchen, sich der ganzen Hand bediente, die auf die ungeschickteste, verkehrteste Weise ihr Geschäft verrichtete", so nahm er doch

schon in der Wachtstube „freudig die Feder nichts weniger als ungeschickt zwischen seine Finger und schrieb, zu aller Anwesenden (nein! zu aller Geschichtsfälscher) Erstaunen, in festen, leserlichen Zügen, den Namen: Kaspar Hauser (hauser).“ Kaspars Stiefel wurden zwar „gleich in der ersten Zeit hinweggeworfen“, Feuerbach vergißt aber die Strümpfe und weiß genau, daß ihm am 26. Mai „die Zehen seiner nackten Füße“ daraus hervorsahen. Obgleich er hervorhebt, daß wohl niemand ein Papier mit etwas Goldsand „in Bauernhütten sucht“, vergißt er, daß der Luxusartikel in unterirdischen Löchern wohl noch weniger vorkommen wird. Obgleich Feuerbach von der Bekanntmachung urteilt: „Herr Binder glaubte, es sei ihm gelungen, aus den einzelnen Antworten und Äußerungen Kaspars den Stoff zu einer Geschichte herauszusaugen“, so ist ihm das unsinnigste Zeug, sogar das „magnetische Fluidum“ aus Daumers Wunderapotheke für seinen Roman doch gut genug. Obgleich Kaspar in Ansbach nur mit Anstrengung ein Gewicht von 25 Pfund mit beiden Händen ein wenig vom Boden in die Höhe ziehen konnte, verrichtet er schon bei Daumer (der, im Vorbeigehen, auf „einem außerordentlich großen, kaum übersehbaren, öden Platz wohnte“) die „herkulische Arbeit des Aufhebens der Kellerthüre.“ Ja obgleich es ihm noch in Ansbach „nicht möglich ist, auf dem einen Fuß zu stehen, den anderen zu heben, zu biegen oder auszustrecken“, so setzte er schon in Nürnberg durch seine Bravour als Reiter (was, ohne auf- und absteigen zu können,. gewöhnlich doch nicht vorkommt?) „jedermann in Erstaunen, die Geübtesten konnten es ihm hierin kaum gleich thun. An Gewandtheit und Eleganz im Reiten, wie im Aufsitzen und Absitzen (!) kann er es wohl mit dem geschicktesten Stallmeister aufnehmen. Mehreren unserer ausgezeichnetsten Offiziere ist Kaspar in dieser Beziehung ein Gegenstand der Verwunderung. Man könnte aus dieser Pferdelust Hausers und seiner gleichsam instinktmäßigen Reitergeschicklichkeit, den nicht ganz unhaltbaren Schluß ziehen: er möge von Geburt einer Reiternation angehören.“ [1]) Obgleich Kaspar

[1]) Feuerbach überbietet hier Darwin, denn z. B. die Schwimmfertigkeit der Südsee-Insulaner, die er zur Erläuterung anführt, muß doch individuell eingeübt werden. Die Friesen sind ausgezeichnete Schlittschuhläufer, aber bloß durch

alle Menschen „ohne Unterschied des Geschlechts und des Alters“ Bua, und alle Tiere (Hund, Katze, Gans, Huhn) Roß nannte, redet er seine Besucher im Turm „Herr Obrist, Frau Generalin“ u. s. w. an. Obgleich er sich an Kupferstichen freut, Spaziergänge macht, bei seinen Besuchern physiognomische Studien treibt, täglich eine schöne Aussicht genießt, sich ängstigt, weil eine Henne auf ihn zukommt, die Wände seines Stübchens mit Bildern beklebt, so ist dieser normale Mensch für Feuerbach doch ein zweiter Blinder von W. Chesselden (1728); holt er Voltaire, Diderot und Berkeley herbei und läßt sich von Kaspar aufbinden, daß die Natur draußen ihm „ein ganz nahe vor seinen Augen aufgerichteter, mit allerlei Farben beklecksten(r) Fensterladen zu sein scheine.“ . Freilich hatte er im Turm auf die Frage, ob das nicht schön sei, nach seinem bewährten System geantwortet goarstigk! goarstigk! — und die optische Weisheit wurde erst in Ansbach nachgeliefert.

Ebenso zählte Kaspar Eulenspiegel vom Schloßzwinger zu Nürnberg aus die Fenster des Schlosses Marloffstein, und von der Burg aus die eines Hauses unterhalb der Festung Rothenberg, in Ansbach aber wollte er noch nicht wissen, daß die entfernten Gegenstände, wie z. B. die letzten Bäume einer langen Allee, bloß kleiner scheinen, nicht aber kleiner sind.

Instinkt kann's keiner. Giehrl wollte „aus dem Munde des Stallmeisters Herrn v. Rumpler die Versicherung erhalten haben, daß, als K. H. noch kaum ein einziges Mal einen gerade auf der Reitbahn sich befindlichen Schüler im Kreise hatte herumreiten sehen, Hauser sich auch zugleich zu Pferde setzte und eine passende Haltung nahm.“ Der Stallmeister selbst aber sagte den 9. Mai 1834 vor Gericht aus, daß er, insoweit Feuerbachs Schrift Kaspars Reiten betroffen hat, sich wirklich hat ärgern müssen. „Wie er zu Pferde saß, haben wir uns wohl gewundert, daß er gerade sitzen geblieben ist, aber von einem Reiten war das erste Mal durchaus keine Rede. Wie er zu Pferde saß, hat er gelacht und betrug sich gerade wie Kinder, wenn sie zu Pferde sitzen, nämlich er hat keine Gefahr gekannt.“ Schalk oder Ungar? Und warum bekam dieser Reiter nie den eigentümlichen Schmerz „zwischen den Oberteilen der Schenkel“? Denn das „Gesäß“ allein, wie Feuerbach meinte, thut's nicht. „Roß“ und „Reider“ — zu Anfang von Kaspar am häufigsten gesprochen und geschrieben — gehen mit dem Mythus durch. Daher Daumers Rekonstruktionsschwindel mit seinen eigenen Berichten an Feuerbach, die er 40 Jahre hingehen ließ (1873, S. 220).

Es sind dies einfach Leichtgläubigkeiten Feuerbachs. Wie Daumers Katze sich von ihrem Bilde nach der Rückseite des Spiegels wendete, um die Katze zu finden, welche dahinter steckte, so machte es auch Kaspar. Er „weinte bitterlich,“ als er sah, daß er sein Spielpferdchen nicht heben konnte. Als er einmal den Finger zerquetschte, hätte ihn das Pferd gebissen, ebenso aber hätte ihn auch im Winter, da die Straßen, die Dächer, die Bäume so gut angestrichen waren, die weiße Farbe (der Schnee) gebissen. Wenn man hört, daß Kaspar bei Daumer „in wenigen Wochen (nämlich in anderthalb Jahr!) mehr als 2 Zoll größer“ wurde, daß es für ihn „keine Dämmerung, keine Nacht, keine Finsternis gab“, daß er im Dunkeln „eine Hausnummer auf 180 Schritte weit las“, daß er „seinen Lehrer (Daumer) bei tiefer Dämmerung auf eine Mücke aufmerksam machte, die in einem sehr entfernten Spinngewebe hing“, daß er „Katzenkot lieber riechen wolle als kölnisches Wasser oder gewürzte Chokolade“ (die er sich aber gut schmecken ließ), daß er „in der weitesten Ferne“ das Gras wachsen hörte, daß er wegen der starken Metallreize aus einem Gewölbe mit Messingwaaren sich auf die Straße retten mußte — so kann man nur mit Entrüstung fragen: wer hat in dem Hauserschwindel denn eigentlich stärker simuliert, Kaspar oder seine Lügenpropheten?[1])

Der Roman wäre nun soweit in Ordnung, wenn nur die verflixten Polizeiakten über die Ereignisse des 26. Mai 1828 nicht

[1]) Man sieht, welchen Wert das Geschwätz des Karl Grün (Ludwig Feuerbach in seinem Briefwechsel und Nachlaß, I. Leipzig, 1874, S. 7), des Mannes mit dem vielen „Dreck am Stecken“ (Häckel), hat: „1828 kam der unglückliche Kaspar Hauser nach Nürnberg zu Daumer. Anselm von Feuerbach ging dem Rätsel kritisch-psychologisch (nämlich durch und durch unkritisch und absolut unpsychologisch) noch mehr als juridisch auf den Leib. 1832 erschien das Buch“ u. s. w. S. 343 vernimmt man folgendes Eselsgeblök Daumers an L. Feuerbach (1842): „Wenn Du nach Nürnberg kommst, so will ich Dir in der Lorenzkirche ein altes Gemälde zeigen, wo Christus Blut keltert, Papst und Kardinäle dasselbe aufsaugen und in Fässer bringen — ein solches liegt auf einem Wagen, mit den Symbolen der vier Evangelisten bespannt — Könige als Kellerknechte dienen und Fässer aus dem Keller herausziehen, und die ganze Kirche mit Kelchen in den Händen ein Trinkgelag im Blute hält. Wenn Du meinst, ich träume, so komm und siehe!“

wären! Was damit anfangen, wenn man noch dazu ein berühmter Jurist ist? Das hat Feuerbach, dieser Ritter ohne Furcht, aber nicht ohne Tadel, so gemacht: „Über die näheren Umstände, wie Kaspar mit dem erwähnten [ungenannten] Bürger vom Unschlittplatze bis zur Wache und von da bis zur Wohnung des Rittmeisters v. W. gekommen, sind die Akten teils so lückenhaft und unbefriedigend, teils bezüglich angegebener Umstände so sehr den Zweifeln historischer (?) Kritik unterworfen, daß ich mich in obiger Erzählung sehr kurz fassen zu dürfen glaubte. (Das war aber ein Irrglaube!) So erzählt jener Bürger: K. habe auf die Frage, woher er komme? geantwortet: von Regensburg. Ferner — habe dieser gesagt: Dös is g'wiß erst baut worn, weil mer's neu Thor heißt u. s. w. Daß Zeuge dieses und dergleichen gehört zu haben glaubt, ist mir ebensowenig zweifelhaft, als dies: daß es K. nicht gesagt hat. Alles folgende (das ist eben der böse Zirkel!) giebt dafür den unumstößlichsten Beweis. — Überhaupt aber sind die in dieser Sache erwachsenen Polizei-Akten auf eine solche Weise geführt[1]), enthalten so viele Widersprüche (mit Feuerbachs Roman), nehmen vieles gar so leicht, sind in einigen ihrer wesentlichsten Bestandteile ein so arger Anachronismus (köstlich!), daß sie als Geschichtsquelle (für Romane?) nur mit großer Vorsicht benutzt werden können." So versucht dieser Kasparjurist die Protokolle beeidigter Zeugenaussagen weg zu eskamotieren! Noch schlimmer. Feuerbach erdichtet: „Man

[1]) Daß die Akten richtig geführt worden sind, kann man aus den Authentischen Mitteilungen (S. 53/54) amtlich und eidlich erfahren. Höchst belehrend sind dort die Seiten 86—96, wo man sich bei dem Worte Appellhof jedesmal den Namen Feuerbach hinzudenken darf und muß. Nach seiner Wallfahrt vom 11. Juli erklärt Feuerbach am 15. Juli 1828 die Bekanntmachung für romanhaft, bezweifelt nach richtigem Indicium die „14jährige Einsperrung", hält die Unthat für eine Vermutung, tadelt an den Magistratsakten (3): „Es hätten alle jene, welche zunächst zu den Umgebungen des Jünglings gehörten, vernommen werden sollen — welche Gespräche sie mit ihm zu führen Gelegenheit und welche Antwort sie von ihm erhalten hatten — was noch soviel möglich nachholend zu ergänzen sein dürfte." Daraufhin wurde der Magistrat von Nürnberg aufgefordert „alles Abgängige (!) soviel thunlich nachzuholen" (vgl. Auth. Mitt. S. 181 u. 27 ff.). Wir sehen jetzt, wie Feuerbach mit den auch auf seine Veranlassung nachholend gesammelten „Gesprächen" verfährt!

hätte späterhin nicht den bedenklichen Versuch machen sollen, die bloßen Privatunterhaltungen in die scheinbare Form amtlicher Verhöre umzukleiden, was den in dieser Sache erwachsenen Polizei-Akten ein seltsames Ansehen giebt." Das ist wissentliche Verwechselung der beeidigten Akten mit Binders romantischer Bekanntmachung, denn Feuerbach erzählt auf derselben Blattseite selbst: „Es war wohl von selbst einleuchtend, daß die alltäglichen Amtsformen für diesen Fall nicht gemacht sein konnten und, um einigermaßen hinter das Geheimnis zu kommen, mit förmlichen Vernehmungen, Verhören und dergleichen amtlichen Prozeduren wenigstens vor der Hand nichts ausgerichtet werden könne. Herr Binder wählte daher, gewiß mit vollem Recht, einstweilen den Weg des freieren, außeramtlichen Wirkens. Er ließ Kaspar fast täglich in seine Wohnung bringen" u. s. w. Das Produkt dieser Maßregel, um „einigermaßen hinter das Geheimnis zu kommen" ist eben die Bekanntmachung vom 7. Juli, welche (wie Feuerbach eingesteht) „bisher allen über Kaspar erschienenen Broschüren und Blättleins-Nachrichten zur Grundlage gedient hat." Die Polizei-Akten dagegen enthalten nur „förmliche Vernehmungen, Verhöre und dergleiche amtliche Prozeduren", die 1829 und 1834 von neuem bestätigt worden sind. Darin beschwört z. B. der Gefängniswärter Hiltel, daß Kaspar täglich dreimal frisches Wasser erhielt und dann jedesmal „zirka 1½ Maß" getrunken hat. Was macht Feuerbach aber daraus? Daß Kaspar „täglich 10 bis 12 Maß kalten Wassers trank." „Silbenstecherei" nennen das die Hauserianer, eine sehr ehrliche Sorte. Wohlan, ist es vielleicht auch Silbenstecherei, Feuerbachs Behauptung, daß Kaspar seine Geschichtserzählung im Jahre 1829 eidlich beteuert hat (vgl. I. S. 141), eine dreiste aktenwidrige Unwahrheit dieses Präsidenten der außerordentlichen Untersuchungskommission zu nennen? Es ist uns sehr verständlich, daß Feuerbach dem Grafen Stanhope mehrmals sagte: „wenn man die Nürnberger Akten liest, so muß man denken, daß Kaspar Hauser ein Betrüger ist," und zuweilen hinzufügte: „man sollte sie verbrennen."

Das Wunderhorn des Knaben, den er Tiedge, Elise v. d. Recke und Hitzig 1828—30 in seinem hyperbolischen Stil vorgemalt

hatte, war Ende 1831 Feuerbachs Händen entschlüpft. Kaspars Gesicht „war damals sehr gemein und fast ohne Ausdruck, (das Bildnis vor dem Buche also ein neuer Schwindel), in seinem Geiste regt sich nichts von irgend einem Talent, er bleibt bei allem, was er unternimmt, entweder beim Anfang oder bei der Mittelmäßigkeit stehen,[1]) er ist ohne ein Fünkchen Phantasie, unfähig irgend einen Witz zu machen, von trocknem, aber kerngesundem Menschenverstande." Freilich ist er „bezüglich aller Dinge, die zunächst seine Person betreffen, von so richtig treffendem Urteile und Scharfsinn, daß er damit manchen gelehrten Schulfuchs beschämen oder in Verlegenheit bringen könnte." Gefoppt hat er diese Species allerdings geschickt genug. Feuerbach selbst glaubt sich noch in die Wahl versetzt, „ob man Kaspar für einen durch irgend ein Wunder auf die Erde herabversetzten Bürger eines anderen Planeten, oder für jenen Menschen des Plato nehmen solle, der, unter der Erde geboren und aufgewachsen, erst im Alter der Reife auf die Oberwelt zum Licht der Sonne heraufgestiegen."

Mit dieser Redefloskel und mit der sakrilegischen Behauptung, daß Kaspars „Seele in jeder Beziehung so fleckenlos und rein sich erwies, wie der Abglanz des Ewigen in der Seele eines Engels," klingt der Hymnus über den Ideal- und Wundermenschen des Jahres 1828 aus. Nun wissen wir aber, daß Kaspar, da Feuerbach sein Buch machte, noch in dem Glanze seiner Magnatenwürde strahlte. Wir haben auch gehört, daß Kaspar im Sommer 1830 lateinische Verse träumte und sie am Morgen „Wort für Wort" aufschrieb. Merker richtete dagegen seine 39. Anmerkung: „Welche überaus wichtige Entdeckung teilt Hr. v. Pirch hier mit . . . Wie kamen dem Findling diese Erinnerungen, angenommen, daß er kein Betrüger ist? Kinder, welchen Verse aus dem Virgil gelehrt werden,

---

[1]) Auch das Latein wird nicht mehr, wie in Nürnberg, vom Traumleben eingegeben, sondern es wird (im Auftrage Hausers) förmlich dagegen ausgefahren, daß er an dürrem Schulkram seine Zeit und seine ohnehin geringen Kräfte vergeuden mußte, daß man mit Cornelius Nepos seinen Kopf zermarterte. „In lateinischen Schulschrauben eingezwängt, erlitt nunmehr sein Geist gleichsam seine zweite Gefangenschaft."

und welche im stande sind, diese Verse so aufzufassen, um sie Wort für Wort niederschreiben zu können, müssen sich doch wohl mindestens in einem Alter befinden, daß sie ihre Muttersprache ziemlich fertig sprechen, und daß sie, insofern ihre Glieder nicht verkrüppelt sind, bereits stehen, gehen und laufen." Feuerbach ließ durch Dr. Osterhausen antworten, daß Kaspars Muttersprache „die ungarische oder polnische," gewesen sein mußte. Und in seinem Buche? Dort verschweigt er die europäisch berühmten Sprachexperimente, *er ignoriert einfach die ganze Pirchsche Geschichte*[1]). Die einzige versteckte Anspielung, welche Feuerbachs Buch auf Hausers Magnatentum enthält (weil „ein gewisser feinriechender Polizeimann, Herr Merker in Berlin" aus Kaspars „auffallendem Reitertalent" auf eine sehr unheilige Vermutung geraten war!), ist der schon erwähnte possierliche Gedanke, Hauser „möge von Geburt einer Reiternation angehören." *Glaubte* denn Feuerbach um die Wende des Jahres 1831 nicht mehr an den *ungarischen Stephan*? Es sieht fast so aus. Noch im Oktober 1831 aber hatte er durch v. Tucher die Entdeckung von Stephans Mutter erfahren, und im März 1832 schrieb er an Professor Rumy, daß die Anwesenheit des Grafen Ladislaus von Merey auf dem von Rumy bezeichneten Wege (I. S. 230) *jene Spuren herbeigeführt* hätte. **Dazwischen** *liegt die Abfassung von Feuerbachs Buch.* Wir werden also bereits stutzig, wenn wir ihn auf die Frage seiner Leser, an welchen Orten die Wünschelrute wirklich angeschlagen? — deklamieren hören: „Dem Arme der bürgerlichen Gerechtigkeit sind nicht alle Fernen erreichbar, und bezüglich mancher Orte, hinter welchen sie den Riesen eines solchen Verbrechens zu suchen Gründe hat, müßte sie, um bis zu ihm vorzudringen, über Josuas Schlachthörner, oder wenigstens über Oberons Horn gebieten können, um die mit Flegeln bewehrten hochgewaltigen Kolosse, die vor goldnen Burgthoren Wache stehen und so hageldicht dreschen, daß zwischen Schlag und Schlag sich unzerknickt (unzerkeilt)

[1]) Er ignorierte ebenso konsequent Kaspars *Selbstbiographie*, indem er (allerdings richtig!) sagte, daß sie *Anlaß zu Zweifeln* geben könnte (Stanhope 1835, S. 35).

kein Lichtstrahl drängen mag — für einige Zeit in ohnmächtige Ruhe zu bannen.

> Doch was verübt die schwarze Mitternacht,
> Wird endlich, wenn es tagt, ans Sonnenlicht gebracht."

Wie dieses delphische Orakel wirkte, zeigte bald darauf das Beispiel des Justizrats Schmidt von Lübeck (1832 S. 29): „Diese merkwürdige Aufklärung des Geheimnisses verbreitet statt Helle eine Dämmerung, worin den rechten Weg zu finden höchst mißlich ist. Zur Entschuldigung wird angeführt, daß dem Schriftsteller nicht erlaubt sei, alles zu sagen, was er als Staatsbeamte(r) wisse oder vermute. Dem Publikum bleibt also nur die Wahl, entweder mit Scherasmin der Nase gerade nachzugehen, um aus Oberons Zauberhain den Ausweg zu finden, oder sich an das ihm vorgelegte Rätsel zu machen, Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten aufs Geratewohl zu kombinieren und frisch weg und nach bestem Wissen und Können zu raten. So viel ist wenigstens klar, daß hier von hohen Verhältnissen, wenn nicht den höchsten die Rede ist. Dadurch gewinnen allerdings die letzten Zeitungsnachrichten, Hausers mutmaßliche Herkunft betreffend, einige Bedeutung. Wenigstens würde es nicht mehr ganz in die Romantik gehören, wenn man, durch alle diese Andeutungen geleitet, den 1. Akt des Hauserschen Dramas in Wien spielen ließe, den 2. in Ungarn, den 3. in Nürnberg, den 4. in England und den 5. in Paris." Wie gesagt, dieser Dramatiker war ein Kgl. dänischer Justizrat, freilich einer, dem es „nicht an Muße fehlte."

Die Eingeweihten aber dachten anders. Kronprinzessin Elisabeth von Preußen z. B. hatte den Roman schon im März gelesen. Als Tochter des Königs Max I. von Bayern (also nach S. 5 eine Halbschwester Kaspar Hausers) war ihr der Lieblingswunsch ihres Bruders, dessen Bekanntschaft wir im nächsten Kapitel machen werden, weder unbekannt noch gleichgiltig. Den 8. März 1832 fragte sie bei ihrer Mutter, der Königin Karoline von Bayern an, ob diese Feuerbachs Broschüre über Hauser gelesen hätte, und ob sie wüßte, für wen er Hauser halte? Denn dieser scheine eine bestimmte Ansicht (une opinion

toute fixée) über seinen Ursprung zu haben. Sie geriet geradezu in Aufregung über das Problem [1]). Den 12. März erhielt sie die Antwort: „F. denkt an Baden, aber das glaube ich nicht." Darauf gestand die bayrische Prinzessin, daß sie schon um diese Hypothese gewußt hatte [2]), fragt aber an: „Sind Sie ganz sicher, liebe Mutter, daß es unmöglich ist (que cela ne peut pas être)?" In einem Briefe vom 26./27. März verwarf ihre Mutter die Hypothese noch einmal, denn die vom 3. April aus Dresden datierte Antwort lautet: „Vous croyez donc, chère Maman, que l'origine de Hauser n'est pas ce qu'on (nämlich mon frère) croît l'être? Dans quel état ces bruits doivent mettre ma tante Stéphanie!"

Daß wirklich die Königin Karoline von Bayern Kaspar Hausers Tante nicht war, davon wollen wir uns jetzt überzeugen.

---

[1]) Am 9. März: „J'eus la bêtise de me jeter dans cette brochure sur Hauser et cela m'agita et m'inquiéta tellement que j'eus toutes les peines de m'endormir, j'en avais de véritables battements de coeur." Die Originale befinden sich im Königlichen Hausarchiv zu Berlin.

[2]) „J'avais aussi entendu parler de l'origine qu'on suppose à Hauser, sans avoir le courage de vous en parler, chère Maman. J'avoue que l'idée d'une telle possibilité m'a agitée et bouleversée à un point inexprimable. Je ne pensais qu'à cela . . . . . Ma tante Stéphanie, a-t-elle jamais entendu parler de ces bruits? — Dans quelle état cela doit la mettre! — J'avais bien craint aussi confusément, que la mort de ces pauvres enfants n'était pas naturelle . . .". Es überläuft einem ganz kalt dabei.

XVI.

Am Sterbelager zweier Prinzen.

In dem Vertrag von Ried (September 1813) und in einem geheimen Vertrag vom 23. April 1815 waren Österreich und Bayern einig geworden, daß Bayern den Ersatz von Gebietsteilen, welche Österreich ihm abgedrungen hatte, aus dem Lande des Großherzogs von Baden erhalten sollte. Als ob jene Staaten diese Gebiete nie durch völkerrechtliche Verträge unbedingt abgetreten hätten, sollte der Breisgau an Österreich, die badische Pfalz aber und der Main- und Tauberkreis, wie man es beschönigend nannte, an Bayern „zurückfallen".[1]) Dieser Heimfall sollte nach dem Aussterben des badischen Mannsstammes (d. h. der direkten Zähringer Linie), die man in den genannten Verträgen willkürlich voraussetzte, stattfinden. „Für diesen Fall hielten die bayrischen Kronjuristen noch einen zweiten, ebenso erstaunlichen Rechtsanspruch bereit. Die Grafschaft Sponheim an der Nahe hatte einst vier Jahrhunderte hindurch den Häusern Pfalz und Baden gemeinsam gehört, und nach dem Beinheimer Entscheide vom Jahre 1425 sollte beim Erlöschen des einen Hauses die ge-

---

[1]) Zu vergleichen sind hauptsächlich Varnhagen von Ense, Denkwürdigkeiten, IX. (Leipzig, 1859); C. Th. Heigel, Ludwig I., König von Bayern (Leipzig, 1872), S. 73: Pläne zur Wiedergewinnung der Pfalz, S. 94: Neue Bemühungen für Wiedergewinnung der Jungpfalz (über Kaspar Hauser S. 395, unkritisch, Feuerbachs Buch und Memoire werden sogar verwechselt); J. Heilmann, Feldmarschall Fürst Wrede (Leipzig, 1881) S. 458; H. von Treitschke, Die Anfänge des deutschen Zollvereins (Preußische Jahrbücher XXX, 1872 S. 494), Deutsche Geschichte des 19. Jahrhunderts, II. (Leipzig, 1882) S. 134, 361, 482, III. S. 620.

samte Grafschaft an das überlebende Geschlecht fallen. Unzweifelhaft war der alte Erbvertrag längst erloschen, da beide Besitzer die Grafschaft im Luneviller Frieden an Frankreich abgetreten und für ihren Verlust fünffache Entschädigung erhalten hatten. Gleichwohl verlangte Bayern nochmals Entschädigung für den Fall, daß der letzte Nachkomme aus der ersten Ehe Karl Friedrichs stürbe. Der erloschene Erbanspruch auf Sponheim sollte dem bayrischen Kronprinzen die ersehnte Wiege seiner Väter, das Heidelberger Schloß nebst Mannheim und dem herrlichen Lobdengau, zurückbringen: welch ein Ersatz für das arme Ländchen auf dem Hunsrücken, für ein Gebiet von 23,000 Einwohnern! Es war ein Gewebe schlechter Advokatenkünste, das noch einmal zeigte, wie gründlich die rheinbündische Politik alle Scham und alles Rechtsgefühl an den kleinen Höfen verwüstet hatte." Der leidenschaftlichste Vertreter dieser unberechtigten Ansprüche Bayerns war König Ludwig I. Sofort nach seiner Thronbesteigung (1825) nahm er sie wieder auf. „Er führte," wie Treitschke schildert, „den Titel Pfalzgraf bei Rhein und wollte ihn zur vollen Wahrheit machen. Nach bayrischer Ansicht stand das Aussterben der badischen Dynastie jetzt nahe bevor. Großherzog Ludwig galt in München als der letzte Zähringer; die Söhne Karl Friedrichs von Baden und der Freifrau von Geyersberg, die Grafen von Hochberg, wurden von Bayern nicht als erbberechtigt angesehen. Das Erbfolgerecht der Hochberge (aber) war durch die Hausgesetze der badischen Dynastie festgestellt, von den Kammern gutgeheißen und von sämtlichen Großmächten (zuerst auf dem Kongreß zu Aachen 1818) mehrmals förmlich anerkannt worden. [1]) Unbekümmert um die euro-

[1]) Das Nähere über das Haus- und Familienstatut vom 4. Oktober 1817, in welcher Urkunde Großherzog Karl seine drei Halbbrüder, die Grafen Leopold, Wilhelm und Maximilian von Hochberg, zu Großherzoglichen Prinzen und Markgrafen zu Baden erklärte, in Klübers Akten des Wiener Kongresses VIII, S. 168 bis 198. Das Statut wurde für einen Bestandteil der Verfassungsurkunde von 1818 erklärt, das Successionsrecht und der Besitzstand des Großherzogtums in einem den 10. Juli 1819 mit Baden zu Frankfurt geschlossenen Vertrag von Österreich, Rußland, Großbritannien und Preußen anerkannt und am 20. Juli 1819 einem der deutschen Bundesversammlung mitgeteilten Receß (Art. 7, 9 und 10) einverleibt. — v. d. Linde.

päischen Verträge und den unbestrittenen Besitzstand stürmte König Ludwig vor. Nur die Verblendung konnte erwarten, daß die Großmächte ihre den Hochbergen feierlich gegebenen Zusagen ohne jeden zwingenden Anlaß zurücknehmen würden.

Und wie plump wurden jene nichtigen Ansprüche verteidigt, wie knabenhaft stellte der König seine persönliche Würde bloß. Als er seinen Wrede nach Petersburg sendete, um den neuen Zaren (Nikolaus, Anfang 1826) zu beglückwünschen, bat er zugleich in einem eigenhändigen Briefe um Rußlands Hilfe. Dann schrieb Graf Bray eine große Denkschrift sur la réversibilité du Palatinat, die allen europäischen Höfen zuging. Eine Masse von Flugschriften, zum Teil sehr unsauberen Charakters, suchte vergeblich die öffentliche Meinung für den rechtmäßigen Pfalzgrafen zu begeistern. In der bayrischen Armee war durch das böse Beispiel des eitlen Wrede ein prahlerisch lärmender Ton eingerissen; die Offiziere verlangten den Einmarsch in die Pfalz. Mehrmals, zumal im Herbst 1827, befürchtete die gute Stadt Heidelberg einen Handstreich der Bayern. Im August 1826 reiste der König von Würzburg nach Aschaffenburg, verweilte eine Zeit lang dicht an der Grenze des badischen Mainlandes, das er sich ausersehen. Die Münchener politische Zeitung berichtet darüber:

„Berge und Thäler wetteiferten, dem erhabenen Reisenden die unbegrenzte Freude ihrer Bewohner über eine so beglückende Erscheinung auf das glänzendste an den Tag zu legen. Himmel und Erde jauchzten freudetrunken zusammen. Aus dem badischen Wertheim kamen die Mütter mit ihren Säuglingen auf den Armen, der Handwerker schloß seine Werkstätte, sogar der Tagelöhner vergaß seine Arbeit und seinen Erwerb. Die Freude der benachbarten Landbewohner glich ganz jener der Eingeborenen und drückte so recht treulich ihren Wunsch aus, auch Angehörige eines Fürsten zu sein, dessen Stolz die Liebe seines Volkes ist."

Jahrelang wiederholten sich diese kindischen Demonstrationen. Im Frühjahr 1829 bereiste der König die bayrische Pfalz, bog plötzlich von der graden Straße ab und erschien an einem Feiertage, 7. Juni, auf der Rheinschanze Mannheim gegenüber. Auf dieser Stelle, wo heute das gewerbfleißige Ludwigshafen liegt, standen da=

mals nur einige verrufene Schmugglerhäuser, ein Gasthof und ein bayrisches Zahlenlottobureau, bestimmt zur freundnachbarlichen Ausbeutung der Mannheimer Geldbeutel. Man hatte dafür gesorgt, daß des Königs Ankunft bekannt wurde. Viele alte pfalzbayrische Beamte lebten in Mannheim, in der Bürgerschaft waren die üppigen Zeiten des Residenzlebens noch nicht vergessen. Eine dichte Menschenmenge strömte in dem anrüchigen Orte zusammen; der König empfing alte Bekannte, erschien mehrmals am Fenster des Gasthofs, mit sehnsüchtigen Blicken nach Mannheim hinüberwinkend. So schildert (der badische Minister) Berstett den Hergang nach den Berichten der Mannheimer Behörden. Auch die königliche Muse plauderte oftmals in stolpernden Versen die stille Sehnsucht der Wittelsbacher aus; als die Hoffnungen zu schwinden begannen, hauchte sie die schmelzende Klage:

„Der Pfalzgraf bei Rhein,
Er wandert allein,
In dem heimatlichen Land.
Wie lieb er dasselbe auch hat,
So geht er doch schweigend den Pfad
Und nicht will er werden erkannt!“

Mit kurzen Worten, die Erwerbung der Pfalz wurde dem König zu einer fixen Idee, die ihn sein lebelang nicht mehr losließ.

Mit dieser fixen Idee des Königs Ludwig stehen wir mitten in dem eigentlichen und einzigen Geheimnis des sogenannten „Kaspar-Hauser-Mythus“: Kaspar Hauser war die Verkörperung eines unberechtigten politischen Anspruchs. Zur Kritik aber dieser Machenschaft ist ein Blick auf die Genealogie der Dynastie von Baden unerläßlich. Zur schnelleren Orientierung vergleiche man die abgekürzte Tabelle auf Seite 34, zu deren Erläuterung wir jetzt übergehen.

Markgraf Karl Friedrich vermählte sich zuerst mit Karoline von Hessen-Darmstadt († 1783), 1787 (morganatisch) mit der Reichsgräfin Hochberg (geb. Luise Karoline Freiin Geyer von Geyersberg † 1820).

Sein ältester Sohn, Erbprinz Karl Ludwig, starb (infolge eines Sturzes mit dem Reisewagen) am 15. Dezember 1801 zu

Arboga in Schweden. Er war vermählt mit Amalie von Hessen-Darmstadt, von der ihm acht Kinder geboren wurden.

1. (Amalie) Luise (1776—1823), Dechantin in Quedlinburg.

2. Karoline (1776—1841), vermählt mit König Maximilian I. von Bayern († 1825).

3. Luise Elisabeth (1779—1826), vermählt mit Kaiser Alexander I. von Rußland.

4. Friederike (1781—1826), vermählt mit König Gustav IV. von Schweden.

5. Marie (1782—1808), vermählt mit Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig.

6. Karl (1784—85).

7. Karl (1786—1818).

8. Wilhelmine (1788—1836), vermählt mit Großherzog Ludwig II. von Hessen-Darmstadt. Der einzige Sohn, der ihn überlebte, Karl, wurde am 10. Juni 1811 Großherzog.

Die übrigen Kinder aus Karl Friedrichs beiden Ehen kommen für uns nicht in Betracht. Hauptsache für diese Untersuchung sind die beiden auf der Tabelle S. 34 unter I. genannten Prinzen (2 u. 4), denn gegen diese ist Feuerbachs wissenschaftliches Staatsverbrechen gerichtet gewesen.

Beobachten wir zunächst den Verlauf der Krankheit und des Verscheidens des erstgeborenen Prinzen [1]) aus den Briefen, die seine wackere Großmutter, die Markgräfin Amalie von Baden, an ihre Tochter, die Kaiserin Elisabeth von Rußland, geschrieben hat.

»Carlsruhe le 4 Octobre 1812.

— — La femme de Charles est accouchée le 29 Septembre d'un garçon énorme pour la taille de sa mère; aussi a-t-il coûté beaucoup de peine et de souffrances pour venir au monde; cet événement cause beaucoup de joie ici — —

[1]) Das Todesbülletin der Allgemeinen Zeitung vom 21. Oktober 1812 lautet: „Karlsruhe, 16. Oktober. Diesen Abend nach 8 Uhr wurde unsere Stadt durch die Nachricht, daß der neugeborene Erbgroßherzog, nachdem er seit verflossener Nacht in bedenklichen Gesundheitsumständen sich befunden, verschieden sei, in allgemeine Trauer und Bestürzung gesetzt."

Markgraf **Karl Friedrich** (1728—1811), 1803 Kurfürst, 1806 Großherzog.

Aus erster Ehe:

Karl Ludwig (1755—1801).

I. **Karl** (1786—1818), Gemahlin (1806) Stephanie Luise Adrienne Napoleone Beauharnais, von Kaiser Napoleon adoptiert und zur Kaiserlichen Prinzessin von Frankreich erhoben.

Kinder:

II. **Ludwig I.** (1763—1830), Nachfolger seines Neffen Karl 1818 (I.)

Aus zweiter Ehe:

III. **Leopold I.** (1790—1852). Nachfolger seines Stiefbruders (1830).

IV. **Ludwig II.** (1824—1858).

V. **Friedrich**, geb. 1826, Großherzog 1856, Gem. Luise v. Preußen, geb. 1838.

1. Luise (1811—1854), vermählt mit dem schwedischen Prinzen Gustav von Wasa, 1844 geschieden.
2. Prinz, geboren zu Karlsruhe am 29. September, und (an Hyperämie des Gehirns?) gestorben am 16. Oktober 1812.
3. Josephine (1813), vermählt mit Karl Anton zu Hohenzollern-Sigmaringen.
4. Alexander (1. Mai 1816 bis 8. Mai 1817).
5. Marie (1817), vermählt mit Herzog Wilhelm von Hamilton († 1863), jetzt wohnhaft in Baden-Baden.

Carlsruhe le 11 Octobre 1812.

— — — Ici tout est dans la joie sur la naissance d'un héritier, ce qui m'en fait le plus de plaisir, c'est que je trouve qu'il me rappelle son père à pareille époque — —

Carlsruhe, le 18 Octobre 1812, Dimanche
à 11 heures du matin.

— — — et j'ai aussi à vous annoncer la mort du pauvre petit dont la naissance a causé ici tant de joie; il n'a vécu que 17 jours, d'une force et d'une santé qui faisait espérer pour sa conservation; il prit tout à coup ein Stickfluß avec des convulsions dans la tête, ce qui était l'affaire de 18 heures qu'il fut très bien portant et mort. Charles en est très affecté, jamais il ne m'a paru aussi affligé; j'en suis peinée parce que cet enfant avait tant de ressemblance avec la famille de Bade. J'ai été obligée de l'annoncer hier matin à sa mère (l'enfant est mort avant-hier soir à huit heures) qui ne se doutait de rien; personne ne voulait s'en charger. Charles n'était pas en état de le faire, elle fut comme de raison au désespoir — — —

Carlsruhe, le 25 Octobre 1812, Dimanche
à une heure.

— — — La mort de cet enfant, qui m'interessait par le rapport que je lui trouvais avec la famille de Bade, que j'ai vu expirer et que je devais annoncer à la mère qui ne s'en doutait pas et l'extrême douleur de Charles tout cela m'a bouleversée.

Carlsruhe, le 21 Décembre 1812,
Lundi 6 heures du soir.

Vous me demandez si le papa du nouveau-né était bien content d'avoir un fils; oui il l'était infiniment, mais aussi bien affligé de sa perte. Oui sans doute que j'ai assisté et vous avez raison, cela m'était bien pénible. Je vous l'avais dit dans son temps que cet enfant m'interessait parce qu'il avait bien l'air de tenir de son père« — — —

Diese eigenhändige Nachricht von der Gegenwart der Markgräfin Amalie bei ihrem Enkel bis nach seinem erfolgten Ableben wird auch

noch urkundlich bestätigt im Verzeichnis der Geborenen in der Großherzoglichen Familie Baden.

„Im Jahre Eintausend achthundertundzwölf wurde den neunundzwanzigsten September Morgens 10 Uhr 20 Minuten in der Residenz Karlsruh geboren und erhielt den 16. Oktober Abends ej. anni durch die Wehmutter die Nothtaufe

ein Erbgroßherzog

in Gegenwart J. H. der Frau Markgräfin Mutter, Hr. Geh. Rath und Leibarzt Friedrich Andreas Schrickel (u. s. w., diese Namen folgen unten nach einer anderen Quelle vollständiger). Das Kind starb bald darauf. In das Kirchenbuch eingetragen durch den Hofprediger Jakob Heinrich Martini." Das Verzeichnis der Gestorbenen in der Großherzoglichen Familie Baden enthält den Tod desselben Prinzen den 16. Oktober 1812 am Mittwoch-Abend gegen 8 Uhr. Der Prinz hatte nur 18 Tage und 9 Stunden gelebt. Die üblichen religiösen Handlungen hatte Oberhofprediger Walz verrichtet. Bei der Beisetzung waren zugegen Herr „Oberhofmarschall Wilhelm Frhr. von Gayling" (u. s. w. eingetragen wie oben). Das Verzeichnis nennt auch die Wehmutter, es war die Hebamme Horst von Mannheim, welche die Nottaufe an dem Prinzen verrichtet hatte. Als die beiden Leibmedici Schrickel und Kramer dem Großherzog anzeigten, daß für die Erhaltung des Erbgroßherzogs wenig Hoffnung vorhanden sei, erhielt der Hofmarschall Freiherr v. Gayling den Auftrag, den Oberhofprediger Kirchenrat Walz herbeirufen zu lassen, um die noch nicht erfolgte Taufe des Prinzen vorzunehmen. Sein Zustand verschlimmerte sich indessen so sehr, daß zur Nottaufe geschritten wurde. Dieselbe ist in Gegenwart der Markgräfin Amalie, des Großherzogs, des Oberkammerherrn Marquis v. Montperny, des Hofmarschalls v. Gayling und der Leibärzte Geh. Rat Schrickel und Dr. Kramer vollzogen worden. Vor dem Verscheiden erteilte der Großherzog seinem Kinde den väterlichen Segen. Die Sektion ist — in Gegenwart des Ministers von Berkheim, des Hauptmanns v. Holzing, des Geh. Kabinettssekretärs Weiß und von den neun Ärzten Schrickel I., Maler, Kramer, Schrickel II., Herbst, Weiß, Gebhard, Lafon und Sievert — am 18. Oktober vormittags aus-

geführt worden. „Den 19. Nachmittags wurde der hohe Leichnam in das von weißem Atlas gefertigte Sterbekleid, geziert mit dem großen Band und Stern des großherzoglichen Haus-Ordens der Treue, durch die hiezu angewiesene weibliche Bedienung angekleidet und sofort im Beisein des unterthänigst unterzeichneten Kommissarius (Oberhofmarschall v. Edelsheim) in den mit weißem Sammt und goldenen Borden bezogenen Sarg gelegt, auf welchem unten auf einer silbernen und vergoldeten Platte folgende Inschrift:

Der am 29. September 1812 geborene
und
den 16ten October 1812 nach erhaltener
Nothtaufe verstorbene
Erbgrossherzog von Baden.
Sohn des Grossherzogs *Carl* Königl. Hoh.

befindlich war." Die Leiche wurde mit einem feierlichen Zug aus dem Residenzschloß zu Karlsruhe nach Pforzheim geführt und dort, nachdem am 20. Oktober in Gegenwart aller der Sarg noch einmal geöffnet worden war, in der fürstlichen Gruft in der Schloßkirche beigesetzt [1]). Eine unmittelbar nach dem Ableben des Erbprinzen angefertigte Totenmaske ist noch in Karlsruhe vorhanden.

Über den Tod des zweiten Prinzen belehrt uns folgender Auszug aus dem Verzeichnis der Geborenen in der Großherzoglichen Familie Baden.

„Im Jahr Eintausend achthundertundsechszehn wurde in der Residenz Karlsruhe den ersten May Nachts $11^1/_2$ Uhr geboren und Donnerstag den dreizehnten Juni ej. anni Abends 7 Uhr durch den Oberhofprediger Joh. Leonhard Walz getauft Erbgroßherzog Alexander Maximilian Karl. Vater Se. Königl. Hoheit Großherzog Karl, Mutter Königl. Hoheit Frau Stephanie Luise Adrienne geb. v. Beauharnais, adoptirte Tochter Napoleons. Zeugen: Se. Hoh.

---

[1]) Vgl. die Urkunden und das medizinische Gutachten des Professors Friedreich zu Heidelberg bei Mittelstädt, S. 153–168, und oben I. S. 375/76.

Markgraf Ludwig zu Baden, Hr. Geh. Rath und Leibarzt Friedrich Andreas Schrickel, Hr. Leibarzt Kramer, Hr. Medicinalrath ꝛc. Joh. Joseph Zandt. Pathen waren: 1. Se. Majestät Alexander Kaiser aller Reußen, 2. Ihre Maj. Kaiserin Elisabeth Alexandra geb. Prinz. von Baden, 3. Se. Maj. Max Joseph König von Bayern und 4. Gemahlin Friederike Wilhelmine Karoline von Baden, 5. Ihre Maj. Friederike Dorothea Wilhelmine, Königin (von Schweden), 6. Ihre Hoheit Frau Markgräfin Mutter, Amalie Friederike, 7. Se. Hoheit Erbgroßherzog Ludwig zu Hessen, 8. Ihre Hoheit Erbgroßherzogin Wilhelmine Luise, 9. Se. Hoheit Markgraf Friedrich zu Baden, 10. Ihre Hoheit Frau Markgräfin Friedrich, geb. Prinzessin von Nassau, 11. Se. Hoheit Markgraf Ludwig zu Baden, 12. Ihre Hoheit Markgräfin Amalie Christiane Luise zu Baden."

Auszug aus dem Verzeichnis der Gestorbenen in der Großherzoglichen Familie Baden:

„Im Jahr — 1817 — Eintausend achthundertsiebenzehn starb dahier in Karlsruh Donnerstag den achten (8.) May um die Mittagsstunde Se. Hoheit der Erbgroßherzog Alexander Maximilian Karl, geboren den 1. May 1816, Sohn Sr. Königl. Hoheit (u. s. w.). Er erreichte ein Alter von 1 Jahr 7 Tagen. Der Leichenkondukt ging den 11. May Abends von hier nach Pforzheim ab, wo den 12. ej. frühe der Leichnam in der Familiengruft beigesetzt wurde. Herr Oberhofprediger Walz hatte die Rede sowohl hier als in der Gruft gehalten. Zeugen waren: Herr Oberhofmarschall Christian Frhr. Gayling v. Altheim, Hr. Oberkurjunker Karl Wilhelm Adolf Baron von Ende. Eingetragen in das Kirchenbuch durch den Hofprediger Jakob Heinrich Martini".[1])

Nun ist freilich der natürliche Tod der beiden Prinzen schon im Jahre 1817 als ein Giftmord verdächtigt worden und zwar durch den Vater, durch den Großherzog Karl selbst. Nach dem Tode des

---

[1]) Die vier von mir benutzten amtlichen Auszüge aus dem Verzeichnisse der Geborenen und Gestorbenen des Hauses Baden sind von dem Großherzoglichen Hofpfarramt besiegelt und von dem Herrn Prälaten Dr. J. Holtzmann am 10. April 1875 legalisiert worden.

Prinzen Alexander äußerte er unverhohlen, man habe seine Söhne durch Gift ums Leben gebracht, ja auch ihm selbst habe man Gift beigebracht, man habe ihn nur zu gut getroffen. Sein (wohl unbegründeter) Argwohn richtete sich aber einzig und allein gegen Bayern, gegen das Haus Wittelsbach, dessen Bestrebungen zur Wiedergewinnung der badischen Pfalz ihm die letzten Lebensjahre verbitterten. Den damaligen bayrischen Kronprinzen sah Großherzog Karl als seinen Feind an.[1]) Den 8. Mai 1817 berichtet Varnhagen den Tod des Erbgroßherzogs nach Berlin, bemerkt aber sofort: „mancherlei Gedankenverbindungen werden sich daran anknüpfen." In seinen Berichten vom 11., 14. und 27. Mai wird die zunehmende Krankheit des Markgrafen Friedrich, Brustwassersucht, geschildert, den 7. August aber heißt es: „Es war vorauszusehen, daß das Ableben des jungen Erbgroßherzogs gewisse Gerüchte, die schon ehemals unter der Hand ihren dunklen Unfug trieben, erneuert in Umlauf bringen würden; allein es ließ sich nicht vermuten, daß der verhaßteste Argwohn sich sogar bis in das Ohr des Großherzogs und der Frau Großherzogin laut zu bringen wagen würde. Gleichwohl ist es wahr, daß der Leibarzt der Frau Großherzogin, Dr. Kramer, schon zum zweitenmale voll Entrüstung seinen Abschied gefordert, weil man es gewagt, ihn gegen den Großherzog zu beschuldigen, daß er, durch fremdes Interesse gewonnen, daran schuld sei, daß kein Prinz des Hauses am Leben bleibe. Indessen ist weder die Entlassung bewilligt, noch eine Untersuchung und Bestrafung jenes Vorwurfs befohlen worden und nur im allgemeinen ein nachteiliger Eindruck davon

---

[1]) „Er betrachtet seinen Neffen, den Kronprinzen von Bayern, als seinen geschworenen Feind und scherzte bitter: das sei doch unerhört, daß ein erwachsener Mann sich so lebhaft nach seiner Wiege sehne. In Augenblicken krankhafter Erregung argwöhnte er sogar, daß ihm die Bayern in Wien Gift unter die Speisen gemischt hätten . . . warum mußte der Tod gerade die beiden Söhne des Fürsten treffen? konnten die rastlosen Wittelsbachischen Erbschleicher nicht auch hier die Hand im Spiele haben? Der bayrische Gesandte beförderte selber den thörichten Verdacht, da er mit schadenfrohem Behagen das Unglück überall besprach und bedeutsam hinzufügte, an solchen Heimsuchungen erkenne man das Verhängnis eines untergehenden Staats." Treitschke, II. S. 361.

zurückgeblieben". Seit Anfang 1818 ist öfter von der Kränklichkeit des Großherzogs Karl die Rede. Den 5. Oktober: Die Einbildungskraft des Großherzogs ist mit trüben Bildern erfüllt, was einen nicht ganz verborgen gebliebenen Argwohn erregt hat. Den 21. Oktober: Argwohn des Großherzogs; er duldet nicht, daß man seine Getränke und Arzeneien berühre. Er äußert sich in dem Sinne gegen Berstett, und da er es mit Gebietsabtretungen in Zusammenhang bringt, so denkt er an Bayern (das Varnhagen aber nicht nennt). Den 5. November: Besserung des Großherzogs, aber immer noch Verdacht auf Vergiftung (wörtlich). Den 21. November: Der Großherzog hat die feste Überzeugung, daß ihm Gift beigebracht sei, welches auch bei der Großherzogin die herrschende Meinung ist. (Varnhagen spricht beständig von der Erbitterung des Großherzogs gegen den König von Bayern, von dem Markgrafen Leopold aber spricht er lobend.) Den 8. Dezember: Nachricht vom Ableben. Den 19. Dezember: Gespräch der Gräfin von Thurn und Taxis (die in Folge des Todesfalles als ihre Kammerdame mit der Königin Karoline von Bayern nach Karlsruhe kam) mit Kammerjunker von Ende über den bekannten Verdacht; die Gräfin soll geäußert haben: „pour le Roi et la Reine je mets la main au feu; le reste, je vous l'abandonne." Über diesen Text denke man sich den Kommentar einer Hauserclique! Ich füge ihm nur noch bei, daß der preußische Geschäftsträger Küster den 24. November 1818 aus Stuttgart ebenfalls über den Verdacht der Vergiftung berichtet. „Die Großherzogin soll sogar geäußert haben, den Tag angeben zu können, an dem ihr Gemahl Gift erhalten habe . . . Ja man bezeichnet als Urheber der angeblichen Vergiftung nicht undeutlich eine gewisse bei dem Aussterben des altfürstlichen Stammes interessierte deutsche Regierung in . . . . . . Trotz des Ungrundes hat solcher Verdacht unter dem Volke viele unruhige Erwartung und Erbitterung erweckt."

Die tiefe Verstimmung des Großherzogs Karl ist psychologisch verständlich, der daraus entstandene Verdacht gegen München bewegte sich in den Grenzen des physisch Möglichen, und, einmal angeregt, konnte der Verdacht auch eine andere Richtung nehmen. Mit einem Worte: die in den Jahren 1812 und 1817 verstorbenen Prinzen

hätten durch bayrische oder welche Bestechung sonst vergiftet sein können. Freilich würde sich diese Annahme weder durch Gerüchte noch durch ärztliche Debatte über das vorliegende, dafür nicht ausreichende Material, sondern allein durch historisch gültige Zeugnisse beweisen lassen. Spätere „Ansichten“, sogar von verwandten Prinzessinnen, sind hier wissenschaftlich vollständig wertlos. Über die mysteriöse Sendung Bourbakis aus dem belagerten Metz 1870 nach England z. B. wird kein Historiker sich etwa bei nachgeborenen Prinzessinnen von Preußen erkundigen. Um das Problem mit einem Worte scharf zu formulieren: die Frage nach der Todesursache der betreffenden Prinzen von Baden, ob Krankheit, ob Gift, berührt uns hier gar nicht. Hier haben wir es ausschließlich mit der Behauptung der Anhänger des „Prinzen Kaspar Hauser“ zu thun, daß die Prinzen (denn die Hauserianer haben, je nach dem Grade ihrer Ignoranz, sich an beiden Prinzen vergriffen) **nicht** gestorben, sondern **geraubt**, gegen irgend ein anderes Kind **umgetauscht** sind, und daß der altbayrische Bursche, der sich den 26. Mai 1828 — auf dem Wege zum Rittmeister der 4. Eskadron der leichten Reiterei — zu Nürnberg nach der Neuthorstraße erkundigt hat, daß mit einem Worte **Kaspar Hauser** der (wenn nicht der 1817, so doch der 1812 verstorbene) **Erbgroßherzog von Baden gewesen ist.** Mit dieser Behauptung steht man nun aber nicht mehr in den Grenzen historischer Möglichkeit, denn man leugnet die Identität eines Kindes, das in der Gegenwart seiner Großmutter, seines Vaters [1]), seiner Wärterin, zweier Leibärzte (die über sein Befinden neun Tage hindurch Bulletins veröffentlicht haben), des Oberkammerherrn und des Hofmarschalls des Vaters **gestorben;** dessen Leichnam in Gegenwart des Staatsministers von Berkheim und von neun Ärzten inspiziert und seziert; das endlich unter den Augen

[1]) Das von der Abwesenheit der Mutter hergeholte Bedenken der Hauserianer ist weiter nichts, als durchsichtige Simulation à la Kaspar Hauser. Denn die Herren wissen recht gut, daß man eine in Folge einer schweren Entbindung noch krank danieder liegende Wöchnerin auch in den bescheidensten Lebensverhältnissen möglichst wenig mit dem Anblick ihres leidenden und sterbenden Kindes heimsucht!

eines ganzen Hofstaats und der Mitwirkung einer Anzahl von Hofbedienten bewacht, eingesargt und **begraben** worden ist.

Hier liegt Rhodus! Um die Krankheitsgeschichte der badischen Prinzen bekümmere ich mich hier gar nicht, ihr Tod aber steht so fest wie irgend ein Faktum der Weltgeschichte. Die ganze Umgebung des ältesten Prinzen (denn der zweite ist chronologisch von vornherein ausgeschlossen) möge sich meinetwegen in der Auffassung seiner Krankheit getäuscht haben, unmöglich aber haben sie alle miteinander sich in seiner Persönlichkeit getäuscht.

XVII.

Neue Metamorphosen,

1832—1833.

„Wer möchte wohl Kaspar Hauser sein? Kaspar Hauser ist das eheliche Kind fürstlicher Eltern, welches hinweggeschafft worden ist, um Anderen, denen er im Wege stand, die Succession zu eröffnen."

Anselm von Feuerbach im Februar 1832.

So lange der Großherzog Ludwig I. von Baden regierte, hatte König Ludwig I. von Bayern ein gewisses Interesse daran, den Prinzenschwindel[1]) mit Kaspar Hauser nicht öffentlich zu kultivieren. Denn dieser „ächte Zähringer" wäre seinen Absichten auf die badische Pfalz sogar hinderlich gewesen. Im Jahre 1830 aber hatte Großherzog Leopold ohne Widerspruch den Thron bestiegen,[2]) und nun galt es, diese Thronbesteigung der neueren Linie mit einem „Verbrechen" zu verbinden. Nach Hausers Tod paßte die Vertretung seines badischen Prinzentums freilich erst recht in sein System, daß

[1]) Von König Ludwigs (wirklichem, ehrlichem) Glauben an S. K. H. den Prinzen „Kaspar Hauser" zu reden, überlasse ich natürlich den schwachsinnigen Liebhabern solcher Superstitionen. Der König hegte bloß ein credo ad hoc, einen Glauben pour le besoin de la cause; auf die Konsequenz, die Mittel, den Widersinn kommt es dabei gar nicht an.

[2]) „Ich habe die Überzeugung, daß, je ruhiger die Sache behandelt und je konsequenter man die einmal betretene Bahn, die Ansprüche auf die Reversibilität der Rheinpfalz und der Erbfolge in der Graffschaft-Sponheim erst bei dem eintretenden Todesfall des jetzt regierenden Großherzogs in ihrem ganzen Umfang geltend zu machen, verfolgt, desto sicherer man zum Ziele kommen wird." So schrieb Wrede den 5. April 1826 aus Petersburg an König Ludwig.

man aber auch schon 1832 die Botschaft gerne hörte (Mittelstädt S. 51), wird eine Berufung Feuerbachs „auf heiliges Königswort" unwiderleglich darthun. Obgleich Stanhope im Januar von Mannheim, der Residenz der Großherzogin Stephanie, aus in einem Schreiben an Feuerbach die Behauptung, daß Kaspar Hauser ihr Sohn wäre, eine Unverschämtheit genannt hatte, schickte er den 27. Januar sein Buch an die verwitwete Königin Karoline von Bayern:

„Ew. Königl. Majestät erlaubt sich der allerunterthänigst Unterzeichnete eine Schrift ehrfurchtvollst zu überreichen, deren in ganz Europa vielbesprochener Gegenstand — Kaspar Hauser — wegen des grauenhaften Schicksals dieses liebenswürdigen Jünglingskindes — die allgemeine Aufmerksamkeit und Theilnahme erregt hat. Das Räthsel seiner Herkunft stellt ihn der berühmten eisernen Maske zur Seite und — soweit es möglich war, durch die Wolke des Geheimnisses hindurchzublicken — dürfte Kaspar auch in anderer Beziehung mit jener, erst in der neuesten Zeit entlarvten eisernen Maske nicht geringe Aehnlichkeit haben. Mehrere Umstände, welche keiner öffentlichen Mittheilung fähig sind, geben nämlich Stoff zu der Vermuthung, daß Kaspar, vermöge seines Geburtsstandes, nicht der Gegenstand eines blos gemeinen, sondern eines Majestäts-Verbrechens sein möge. Zu diesen Vermuthungsgründen gehört u. a. auch ein merkwürdiger Traum, welchen Kaspar vor einigen Jahren zu Nürnberg gehabt hat, und welcher nichts Anderes war, als eine zu einem Traume sich gestaltende Erinnerung aus seiner ersten Kindheit, bezüglich auf den Moment und die Umstände einer Entführung. Genehmigen Ew. Königl. Majestät die Versicherung ewiger Treue und Devotion."

Dieser Brief veranlaßte zunächst eine Anfrage durch den Hof- und Kabinettsprediger Schmidt. Feuerbachs Antwort (Ansbach, Februar 1832) lautet wie folgt:

„Auf Ew. Hochwürden verehrliches Schreiben vom 7. d. M. beeile ich mich, ganz ergebenst Folgendes zu erwidern. Binnen hier und 14 Tagen wird der Gensdarmerie-Lieutenant Hickel — um gewisse Spuren (vom 9. Kapitel!) zu verfolgen — von Neuem eine Untersuchungsreise antreten, welche ihn über München führt. Daselbst wird er durch Ew. Hochwürden Vermittelung bei Ihrer Königl. Majestät eine Privat-Audienz sich erbitten, und Allerhöchst denenselben alles Dasjenige vorzutragen oder

vorzulegen die Ehre haben, was zu vernehmen nicht ohne Interesse sein dürfte. Wie es bei vielen im Dunkel ausgebrüteten Missethaten der Fall ist, daß die schlauesten Verbrecher durch scheinbar ganz geringfügige Umstände, welche eben darum ihre Vorsicht nicht beachtet, an sich selbst zu Verräthern werden, so hat auch diesmal ein kleines Lichtfünkchen, welches ich aufgefaßt und nicht mehr aus den Augen gelassen hatte, durch Kombination mit vielen anderen zerstreuten Thatsachen eine Entdeckung herbeigeführt, für welche zwar nie ein juridischer Beweis möglich sein wird, welcher sich aber auch die moralische (???) Ueberzeugung nicht leicht wird versagen können. Dasselbe Leuchtkäferchen, das in rabenschwarzer Nacht von Kaspars Schicksal hervorschimmerte, warf zugleich einen matten Schein auf eine andere Seite hin, wo man lange Zeit gar nichts Unheimliches geargwohnt hatte. Es scheint nämlich: Kaspar habe einen jüngeren Bruder gehabt (!), um dessen Leben und Tod ‚der Mann, bei dem Kaspar immer gewesen‘, ebenfalls Wissenschaft haben muß. Ein Stammbaum, welchen ich beilege, wird dieses den Augen versinnlichen. Das Vertrauen auf heiliges Königswort (!) gewährt mir sichere Bürgschaft und Beruhigung gegen die Gefahren[1]), welche unter anderer Voraussetzung Mittheilungen solcher Art unvermeidlich über mein Haupt zusammenhäufen würden."

Formulieren wir nun recht genau die Feuerbach gestellte Aufgabe. Als bekannte Zahlen sind gegeben: 1) ein im Jahre 1812 geborener unehelicher Bursche aus Altbayern, der seit 1828 zum Kinde Europas hinaufgeschwindelt worden ist; 2) eine „leise umhergetragene", aber nach Feuerbachs Überzeugung „jedes juristisch-thatsächlichen Anhaltspunktes ermangelnde romantische" Munkelei, dieser Bursche „sei ein vertauschter, ausgewechselter — Prinz des Großherzogs Karl von Baden"; 3) eine fixe Idee des teutschen Königs von Bayern, der seinen deutschen Nachbar berauben und zu diesem Zwecke diesen Nachbar in der öffentlichen Meinung möglichst herabsetzen will. Das sind die positiven Zahlen, die also zu keinem anderen Rechenexempel taugten, als etwa zu dem berühmten holländischen Problem: „Wenn ein Schiff so lange und so breit ist, wie

[1]) Aus diesem (erst 1852 der Welt vorgelegten) Basiliskenei (bei der ausbedungenen und zugesicherten absoluten Verschwiegenheit hatte F. so wie so nichts zu befürchten) ist eine widerwärtige, geradezu infernale Brut hervorgekrochen.

alt ist dann der Kapitän?" Daher machte Feuerbach in seinem an die Königin Karoline adressierten Memoire über Kaspar Hauser lauter logische Luftsprünge. Daß er mit derselben Geschwindigkeit und denselben Argumenten den Nachweis hätte führen können: Kaspar Hauser ist ein vertauschter Sohn des Mikado von Japan (1. Der Name Kaspar weist deutlich über das Kaspische Meer hinaus, folglich — 2. Die Buchstaben des Briefsiegels G. J. R. lassen sich schwerlich anders deuten als Goyomozo Jap. Rex, folglich — 3. Er sprach in seiner Jugend einen mongolischen Dialekt, folglich — 4. Auch in Nürnberg redete er die fremde deutsche Sprache noch höchst einsilbig, folglich — 5. Sein „Schloß" ist trotz der klaren Beschreibung in ganz Europa nirgends aufgefunden worden, folglich liegt es in Asien. — 6. Seine Zeichnung erinnert zwingend an das bekannte japanische Porzellan ohne Perspektive, folglich —) das wird auch ein Leser mit der einfachsten Elementarbildung greifen und tasten können. Lauschen wir nur der splitterneuen Argumentation der Denkschrift.

1) K. H. ist ein eheliches Kind, denn — ein uneheliches Kind hätte man „weit leichter" aus der Welt schaffen können!

2) Die Verbrecher haben über große außerordentliche Mittel zu verfügen, denn — sonst wäre die Geschichte schon längst herausgekommen!

3) Es knüpfen sich große Interessen an Kaspar, denn — sonst wäre das ungeheure (!) Mittel des Mordversuchs (1829) nicht angewendet worden!

4) Der Beweggrund zur Einkerkerung war Eigennutz. „Er wurde entfernt, damit Anderen Vorteile zugewendet und für immer gesichert würden, welche von Rechtswegen nur ihm gebührten; er mußte verschwinden, damit Andere ihn beerben, er sollte ermordet werden, damit Jene in der Erbschaft sich behaupten konnten." Aber bei allem, was ehrlich ist, woher weiß denn der große Jurist, was er da so unverfroren auftischt? Wer so fragen kann, ist ganz sicher nicht der zweite Kriminalist dieses Jahrhunderts.

5) K. H. „muß eine Person hoher Geburt, fürstlichen Standes sein. Dafür sprechen — seltsam genug! — doch auf die über=

zeugendste (!) Weise — merkwürdige Träume (!), die Kaspar zu Nürnberg gehabt hat, welche Träume nichts Anderes (?) gewesen sein können (!), als wiedererwachte Erinnerungen aus seiner früheren Jugend ... So hatte er z. B. folgenden Traum, welchen ich ihn selbst dieser Tage von Neuem niederschreiben ließ."

Wir kennen diesen Traum und das Traumschloß vom 30./31. August 1828, sogar (I. S. 69—72) nach einem gerichtlichen Protokoll. Da das Haus in diesem Traume nach Feuerbach „offenbar ein Palast ist, nach seiner äußeren Beschaffenheit (die F. wegließ) und inneren Einteilung so genau (!) beschrieben ist, daß ein Baukünstler einen Riß darnach entwerfen könnte[1]), ein fürstliches Tafelzimmer mit Büffett hatte, Feuerbach erst frisch von seinen Kasparstudien kam und die Akten gekannt hat — wollen wir uns den Traum doch auch noch einmal erzählen lassen.

„Den 15. (!) Aug. 1828 hatte ich nachstehenden Traum. Es kam mir vor, als wäre ich in einem sehr großen, großen Hause. Da schlief ich in einem sehr kleinen Bette.[2]) Als ich aufstand, kleidete mich ein Frauenzimmer an. Nachdem ich angekleidet war, führte sie mich[3]) in ein anderes großes Zimmer, in welchem ich sehr schöne

---

[1]) Das Schloß — existiert gewiß irgendwo — denn Kaspar sah das alles nirgendwo — folgert der kriminalistische Traumdeuter. „Daß Löwenköpfe (oder Löwen?) in jenem Traumbilde öfter mit vorkommen, ist sehr bezeichnend." Bezeichnend ist bloß der Schnitzer, daß in dieser proletarischen Verdächtigung der Orden des Zähringer Löwen mit einem fiktiven Schloß verwechselt wird. „Ein fürstlich badisches Schloß mit ausgehauenen Löwen hat es nie gegeben" (Mittelstädt, S. 57 Anm.).

[2]) Die Geschichte darf ihm natürlich nur als kleines Bübchen passiert sein, das sehr kleine (in diesem Format 1828 noch fehlende) Bett ist eine zweckentsprechende Ergänzung.

[3]) Das Ankleiden und Herumführen (durch die mongolisch-slawische Kindsfrau des 9. Kapitels?) wird einfach hinzugelogen. Was mag Feuerbach gegen den gelben Hut mit dicken weißen Federn gehabt haben, welche die Frau 1828 aufhatte? Und was gegen den Mann im schwarzen Frack mit länglichem Hut, Degen und Kreuz am blauen Bande? Waren das keine Badensia? Freilich, die Frau benahm sich damals seltsam gegen den Kronprinzen: sie antwortete auf seine wiederholte Frage, was sie wolle, gar nichts und hielt ihm nur ihr weißes Taschentuch entgegen, darauf ging sie fort. Das war in Nürnberg, in Ansbach aber führt sie ihn im Schloß herum.

Commode, Sessel und ein Sopha sah.[1]) Von da führte sie mich in ein anderes großes Zimmer, worin Kaffeetassen, Schüsseln und Teller waren, die wie Silber aussahen.[2]) Von diesem Zimmer aus führte sie mich in ein größeres Zimmer, in welchem sehr viele und sehr schön gebundene Bücher standen.[3]) Von diesem Zimmer aus führte sie mich einen langen Gang vor und über eine Treppe hinab.[4]) Nachdem wir die Treppe hinuntergegangen waren, gingen wir im Innern des Gebäudes einen Gang herum, an dessen Wand Porträts hingen. Aus den Bogen dieses Ganges konnte man in den Hof hinaussehen. Ehe wir den Gang ganz umgangen hatten, führte sie mich zu einem mitten im Hofe befindlichen Springbrunnen hin, an welchem ich eine sehr große Freude hatte.[5]) Von da führte sie mich wieder zu demselben Bogen, durch welchen wir zum Springbrunnen hinausgegangen waren, hin, und dann kehrten wir auf dem Bogengange denselben Weg wieder zurück bis zur Treppe. Als wir zur

1) Wie großartig! In Nürnberg lag Kaspar „in dem großen Zimmer in einem Bette", war das große Haus zweistöckig, hatten zwei Reihen von Zimmern Flügelthüren, waren oben in jedem Zimmer 12 Sessel, 3 altfranzösische Kommoden (jede Schublade mit zwei Löwenköpfen zum Aufziehen), 2 Tische, große und kleinere Spiegel mit goldenen Rahmen, viele Bilder an den Wänden, in vier Zimmern hing von der Decke ein Lüster. Alle diese Herrlichkeiten hat Feuerbach versteigert und dafür bloß ein Sopha angeschafft!

2) Aussahen? In Nürnberg besaß Kaspar ein Silberzimmer, mit silbernen Schüsseln, Tellern, Gabeln u. s. w. „alles hinter Glasthüren." Feuerbach hatte allerdings eine große Familie und kein Vermögen, aber so leichtfertig darf man auch in solcher Lage einen prinzlichen Silberschatz nicht verwalten.

3) Welches Indicium, wenn die Schloßführerin die Titel angegeben hätte! 1828 war übrigens das 1. Zimmer das größte; es ist nur, damit der Architekt der Hausergemeinde sich nicht irre.

4) Die große, breite, vier- oder fünfmal gebrochene Treppe von 1828 ist 1832 auch nicht viel künstlicher geworden. In Nürnberg stieg Kaspar hinauf, und wir wollen es ihm durchaus nicht verdenken, daß er in Ansbach wieder hinab geht. Da es sich um „wiedererwachte Jugenderinnerungen" handelt, Beweise für Feuerbach, freuen wir uns, daß S. K. H. schon so gut zu laufen geruhten. In dem gerade fertigen „Verbrechen" quatschte er man bloß.

5) Kein Wunder! 1828 war es bloß ein Röhrbrunnen, wie der am Hofe des Nürnberger Rathauses, in Ansbach ein Springbrunnen, — da habe ich ebenfalls „eine sehr große Freude daran."

Treppe kamen, sah ich ein Bildniß stehen, welches in Ritterkleidung ausgeschnitten oder ausgehauen war. Das Bildniß hatte auch ein Schwerd(t) in der linken Hand.[1]) Oben am Handgriff war ein Löwenkopf angebracht. Dieser Ritter stand auf einer viereckigen (!) Säule, welche mit der Treppe verbunden und angemacht ist. Nachdem ich den Ritter eine Zeitlang angesehen hatte, führte mich das Frauenzimmer die Treppe hinauf, den langen Gang vor und wollte mit mir zu einer Thüre hineingehen. Die Thür war aber verschlossen. Sie klopfte an, allein man machte nicht auf. Darauf ging sie mit mir schnell zu einer anderen Thüre, und während sie dieselbe öffnen wollte, erwachte ich." Schade! „Hätte ich den Punsch nur lieber kalt bestellt", sagte ein träumender Seemann, indem er aufwachte, während das Wasser für den verlangten warmen Punsch gekocht wurde.

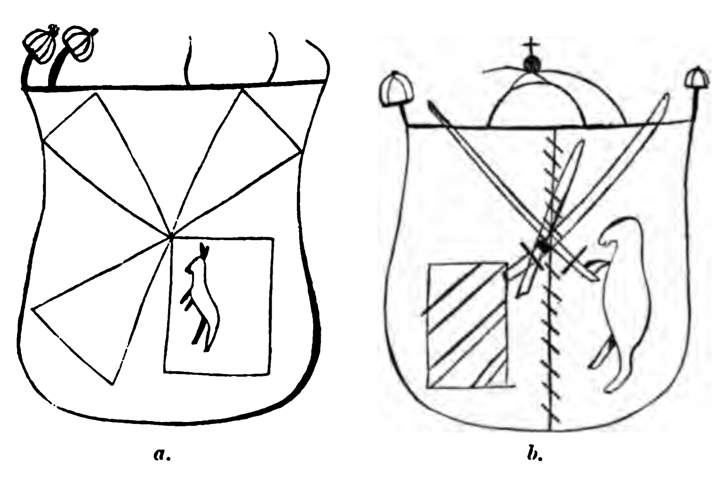
Man sieht, die Traumbearbeitung „letzter Hand" hat auch eine neue Schlußscene hinzugedichtet, nach der Traumsymbolik offenbar eine Art Thronberaubung, Flucht mit Frau Dalbonne u. s. w. Es fehlt aber noch die rechte Kaspar-Heraldik! Daumer fragte ihn einmal: „ob er sich keines Wappens erinnere, das sich in dem (Traum-) Schlosse befunden. Von einem Wappen, sagte er, wisse er Nichts. Er kannte weder Wort, noch Sache. Doch (sei er natürlich nicht abgeneigt, ein sothanes „Wappen" nachzuliefern — nein, Daumer referiert anders: Doch) sei, äußerte er, inwendig über der Thür in der Mauer ein Bild zu sehen gewesen, von dem er noch einige Vorstellung habe. Er zeichnete hierauf dasselbe; es war gleichwohl nichts Anderes, als ein nur mangelhaft dargestelltes Wappen.[2]) Es befand sich darin ein Quadrat und in diesem ein aufrecht stehendes Thier von unbestimmter Gattung; außerdem machte er noch drei

---

[1]) Die linke Hand ist Zuthat zu der weißen, steinernen Bildsäule mit Schnurr- und Knebelbart und Halskragen, die 1828 in Kaspars Schloß auf einem runden Sockel stand. Feuerbach machte den Sockel viereckig, was gebräuchlicher ist.

[2]) Da in der guten alten Stadt Nürnberg derlei Dinger an Häusern zwar zu sehen waren, Kaspar aber „weder Wort noch Sache kannte" — nehmen wir die ausgefragte Traumergänzung unbeanstandet als Inspiration an. — Linde.

mit den Spitzen zusammenlaufende Dreiecke hinein. Da er sich von selbst auf nichts weiter besinnen konnte, so zeigte ich ihm das Bild eines Wappens mit zwei Löwen, die zwei Schwerter kreuzweise gegen einander hielten. Er betrachtete dasselbe eine geraume Zeit sehr aufmerksam und sagte dann: ja, so kämen die Spitzen wohl heraus, die ihm im Sinne lägen; aber oben sei noch Etwas gewesen. Er zeichnete darauf eine über dem Wappen befindliche Krone; auch einen (so) Scepter setzte er hinein, ohne jedoch zu wissen, was das für Gegenstände — seien. Er brachte so nach und nach eine zweite Zeich-



a. b.

„Eine Hauser'sche Zeichnung aus dunkler Erinnerung."

nung (= b) zu Stande . . . Ich (Daumer) konnte kaum daran zweifeln, daß auch hier eine ächte Erinnerung zu Grunde liege." Da diese pyramidale Lächerlichkeit im Jahre 1873 seitens Daumers [1]) eine dynastische Deutung auf den „Zähringer Löwen" erhalten

[1]) Derselbe 1873 (S. 431): „Als mich Graf Stanhope (1834) nach Hausers Tode — mit seinen Besuchen beehrte, zeigte ich ihm unter anderem den von H. gezeichneten visionären Kopf, der ihm aber gar nicht zu behagen schien. Er legte ihn gleich wieder aus der Hand, als habe er eine gewisse Scheu davor. Vielleicht kannte er das Gesicht. Er selbst — schien von Höllenfurcht gequält zu werden!" Der Höllenbreughel steht I. S. 73.

hat, haben wir zum Gaudium unserer Leser Kaspars Zeichnung — „ganz so stümperhaft, wie er sie machte,“ sagt Daumer selbst — reproduziert. Mit welchem Rechte hat denn der „kritische“ Hauserbibliograph Petzholdt „das Buch der Wilden“ verhöhnt?

Lieber erstaunter Leser, Sie haben die fünf Argumente des größten Kriminalisten u. s. w. doch gut inne? **Also:** „K. H. ist das eheliche Kind fürstlicher Eltern, welches hinweggeschafft worden ist, um andern, denen er im Wege stand, die Succession zu eröffnen.“ O du heiliger Aristoteles, verzeihe diesem vernünftigen Menschen diese verrückte Schlußkette, denn er hat nicht gewußt, was er that! Oder doch?

Es folgen nun noch ebenso scharfsinnige Betrachtungen, die Gefangenhaltung Kaspars insbesondere betreffend. In seinem „neuerlich erschienenen Werkchen“ hat Feuerbach Kaspars Kerkermeister zwar als einen Bösewicht dargestellt, das geschah aber bloß, „weil er dem Publikum hierüber nicht zuviel sagen durfte, um nicht noch mehr sagen zu müssen. Die ganze Wahrheit ohne Schminke zeigt sich aber im folgenden.“ Und jetzt kommt der ungeschminkte Feuerbach:

1) Kaspar wurde freilich gefangen gehalten, aber — in „wohlthätiger Absicht“! Die ganze Kerkergeschichte „beweist Sorgfalt, Milde, Menschlichkeit.“ Ergo: „der Mann, der unsern Kaspar gefangen hielt, war sein Wohlthäter, sein Retter; er hielt ihn gefangen, um ihn vor seinen Verfolgern, vor denen, die ihm nach dem Leben trachteten, zu verbergen.“ Das aus seinem „neuerlich erschienenen Werkchen,“ wo der Bösewicht in Aktion ist, zu schließen, hat der witzige Feuerbach „dem Scharfsinn des Lesers überlassen“!

2) Es ist noch immer nicht offiziell bekannt, aus welcher Familie vor ungefähr 17—20 Jahren ein Kind verschwunden sei, folglich — wurde ein „Kind (F. unterstreicht diesen ganzen logischen Schluß nach B.) in dessen Person der nächste Erbe, oder der ganze Mannstamm seiner Familie erlöschen sollte, heimlich bei Seite geschafft, um nie wieder zu erscheinen. Um aber den Verdacht eines Verbrechens zu entfernen, wurde diesem Kinde, welches vielleicht, als es beseitigt

wurde, gerade krank zu Bette gelegen hatte, ein anderes bereits verstorbenes oder sterbendes [1]) Kind untergeschoben, dieses alsdann als todt ausgestellt und begraben, und so Kaspar angeblich in die Todtenliste gebracht." Klar wie Feuerbachs „ungeschminkte Wahrheit." Der Arzt (es sind aber leider zwei Ärzte da!) des bei Seite geschafften Thronfolgers verübte einen frommen Betrug: er vollzog den Auftrag, das Kind umzubringen, nur scheinbar. Schön! Jetzt brauchen wir bloß noch zu wissen — könnten wir es nur entfernt ahnen, wir würden den Herrn Anselm Ritter von Feuerbach, Königlich bayrischen Appellationsgerichtspräsidenten, wahrhaftig nicht inkommodieren! — „in welche hohe Familie Kaspar gehören möge." Ja du liebe ungeschminkte Frau Veritas, es „ist nur Ein Haus bekannt, auf welches" sothane unbestechliche Logik zutrifft: „nämlich — die Feder sträubt sich (wirklich?! eine solche Feder, eine solche „ungeschminkte" Buhlerin „sträubt sich"? Kokettes Biest das! Also, das „sträubt sich) diesen Gedanken niederzuschreiben — das Haus B —."

[1]) Oder sterbendes! Man lese Mittelstädts wuchtige Kritik (S. 75): „Das abenteuerlichste in der unterstellten Art der Unterschiebung bleibt noch hervorzuheben, und diese Absurdität trifft Feuerbach ebenso, wie seine Anhänger. Daß man sich eine Kindesleiche irgendwoher verschafft, ist denkbar. Daß man ein todtes Kind für ein beseitigtes lebendes untergeschoben, ist wohl auch anderwärts vorgekommen. Zwischen einem todten und einem sterbenden Kinde ist aber ein so himmelweiter Unterschied, wie zwischen Tod und Leben überhaupt. Das spricht und schreibt sich so leicht hin: ein todtes oder sterbendes Kind ... Den Tod selbst, das heißt, die Vernichtung des Lebens — gewaltsam herbeizuführen, steht wohl in des Menschen Macht. Den Vorgang des Sterbens aber als einen in einer gewissen Zeitfolge verlaufenden Akt vorauszuberechnen, vorzubereiten und ihn vor Anderen aufzuführen, ist ein Unding." Außerdem erinnert M. daran, daß „sterbende" Kinder keine marktgängige Ware sind, die man (noch dazu in einer Stadt, wie Karlsruhe im Jahre 1812, von etwa 13,000 Einwohnern) beliebig zu beliebigem Gebrauch erwerben kann. Aus der Ferne konnte man es nicht beziehen, und wollte man das Sterben erst absichtlich hervorrufen, bleibt es vollends unverständlich, weshalb diese Mittel nicht gegen den Erbprinzen selbst angewendet worden sind. Wie ist nun aber diese kuriose Einschaltung entstanden? Hickel war auch in Karlsruhe und hörte dort durch seinen Schwager, den berühmten Rechtslehrer Roßhirt, von der am Prinzen vollzogenen Nottaufe. Da nun aber tote Kinder bekanntlich nicht getauft werden, schaltete der gewissenhafte Feuerbach sofort ein: „oder sterbendes".

Es ist heraus! Die sträubende Feder hat einer douce violence nachgegeben: es ist nur e i n Haus bekannt, dem man Feuerbachs logischen Schmutzlappen aufstecken könnte: „das Haus B —.“ Wir sind ja in B —, nämlich in Bayern (mit „y“). Denn warum sollte sich die dienstfertige Feder eines bayrischen Partikularisten sonst gesträubt und nicht lieber vor Freude gezittert haben? Wir wollen mal weiter lesen. „Auf höchst auffallende Weise, gegen alle menschliche Vermuthung, erlosch auf einmal in seinem Mannesstamme, das alte Haus der Z —“

„Z —“? Da können wir allerdings den bajovarischen Scherz nicht länger fortsetzen: da ist die Zähringerdynastie, folglich mit „B —“ nicht Kaspars Vaterland Bayern, sondern B a d e n gemeint. Herr von Feuerbach (ich hoffe, er spukt spiritistisch um mich herum) muß aber einem Nichtjuristen zwei Einwürfe gütigst erlauben: 1) die ältere Linie der Zähringer erlosch n i c h t „auf einmal“, und 2) das Haus erlosch „in seinem Mannesstamme“ überhaupt g a r n i c h t, denn sämtliche konstitutionell anerkannte Söhne des Großherzogs Karl Friedrich, eines Zähringers, waren — Zähringer. Aber nichts für ungut.

Das Verdächtigen geht nun mit der Virtuosität einer Kaffeeschwester weiter, was kann es aber helfen angesichts der widersprechenden Daten? Der Altbayer Kaspar Hauser war am 30. April 1812 geboren, den 7. Oktober ausgesetzt, und lebte 1832 noch; die badischen Prinzen „N. N. und A.“ aber, auf die Feuerbachs betrunkene Logik hintaumelt, haben nur vom 19. September bis 16. Oktober 1812 und vom 1. Mai 1816 bis 8. Mai 1817 gelebt. Ja, das ging einfach so zu: „jene Differenz zwischen dem 7. [= Aussetzung Kaspars] und 16. desselben Monats [= Tod des Prinzen] ist an sich höchst unbedeutend und leicht erklärbar, dagegen ist der 30. April [= Kaspar **1812**] . . . gerade der G e b u r s t a g des 2. Prinzen A.“ [= **1. Mai 1816**]!

Dieser Gau—kler aber! Kann es uns noch wundern, daß er aus der nie versagenden Quelle seiner Denkschrift, nämlich aus dem Daumen seiner schreibenden Rechten, noch mitzuteilen weiß, daß derjenige, der „unsern K a s p a r in Gewahrsam hatte, ihn nach Nürn=

berg brachte oder schaffte und den Brief nebst Beilage schrieb oder schreiben ließ, höchst wahrscheinlich ein katholischer Geistlicher, vielleicht ein Klostergeistlicher war"? Und dieser edle Retter, dieser milde Hüter, der, um kein „Aufsehen zu erregen", für seinen Liebling bloß auf „warme Speise" verzichten mußte — der „auch für Kaspars Seelenheil besorgt war" (aber trotz alledem noch in dem „neuerlich erschienenen Werkchen" als verruchter Bösewicht geschildert wurde), — dieser Priester (wie hieß er doch auch?) hat „ganz absichtlich aus guten Gründen" die Kaspar- und Prinzendaten wie oben durcheinander gerührt. Ein paar Atemzüge vorher aber war es „leicht möglich, daß der Unbekannte — in den einzelnen Datis sich im Irrthum befand, den Geburtstag des zweiten Prinzen (1. Mai!) mit dem des ersten verwechselte und sich, während ihm der Oktober als Sterb-Monat noch im treuen (!) Gedächtniß lag, nur in dem Monats-Tag vergriff (statt des 16. Oktober der 7. — ein unbedeutender Unterschied von 8 bis 9 Tagen)". Also ein Gedächtnisfehler, ein unbewußtes Versehen! Gott behüte! „Wäre dieser Mann (im Brief vom Mai 1828) dem rechten Datum in Allem vollkommen getreu geblieben; so mußte er mit Recht eine nur zu schnelle Entdeckung befürchten. Um daher in der Hauptsache bei der Wahrheit zu bleiben, ohne das Geheimniß (des bayrischen Anspruchs?) zu verrathen, mußte der Wahrheit etwas Lüge beigemischt werden, und so wurde denn (man sieht, Feuerbach selbst war mit im Komplott) blos ein Datum im richtig angegebenen Monat (Oktober) um einige Tage zurückgeschoben, und ihm (unserem Kaspar von Bayern-Baden) nebenbei der 30. April aus dem Leben seines (!) jüngeren Bruders beigelegt." Der Priester war ein Pfiffikus, aber — weder sein lapsus memoriae noch sein chronologischer Brei halten Feuerbachs divinatorischer Kritik stand. Vermutlich daher, weil der fiktive Priester und sein Rechtsbeistand Feuerbach derselbe Mann gewesen sind.

Hier ist es nicht schwierig, nein hier ist es unmöglich keine Satire zu schreiben. Denn sonst könnte das mythologische Zusammenquantschen von dem in Feuerbachs Nähe wohnenden Kaspar (F. spricht wahrhaftig von dem „angeblichen Todesjahr Kaspars"!)

mit zwei verstorbenen Prinzen, von einem unabsichtlichen Irrtum mit einer berechneten Fälschung, einen geradezu seekrank machen.

Er selbst nennt sein Gerede einen Beweis aus dem Zusammentreffen der Umstände (es traf nämlich gar nichts zusammen als eine königliche Leidenschaft und eine geübte Feder), gesteht aber sofort, daß sein aus Vermutungsgründen zusammengesetzter Beweis vor keinem Richterstuhle ein entscheidendes Gewicht haben würde, behauptet dann aber in einem Atem, daß dieser nichts entscheidende Beweis „gleichwohl hinreichend sein dürfte, um eine — moralische Gewißheit zu begründen. Die lange Kette dieses Vermuthungsbeweises bildet sich durch — Glieder, welche, so fein sie sind, fest in einander greifen." Mit anderen Worten: aus durchaus verwerflichen nackten Behauptungen kann eine „moralische" Gewißheit hervorgehen, und (arithmetisch ausgedrückt) ist Null plus Null plus Null (et in saecula saeculorum) plus Null nicht gleich Null, sondern gleich hundert, oder (je nach Bedarf) gleich tausend u. s. w. (oder politisch: gleich einem bayrischen Prätendenten auf den badischen Thron).

Treitschke bringt (Deutsche Geschichte, III. S. 383) die „abenteuerlichen Erfindungen" des Publikums während des berüchtigten (auch im Neuen Pitaval behandelten) Prozesses Fonk (1816—23) zutreffend in Parallele mit den späteren Hausererfindungen. Auch Feuerbach hat sich in einem für den König von Preußen bestimmten Schreiben an Hitzig (17. Januar 1823) energisch für den von den Geschworenen in Trier zum Tode verurteilten angeblichen Meuchelmörder Fonk verwendet. „Und so bietet das ganze (sagt er, 1852 S. 204, in demselben Bande, der sein abscheuliches Memoire gegen Baden enthält) nur auf Täuschung der Unwissenden berechnete Gebäude Fonkscher Verdachtsgründe auch nicht eine einzige, noch so kleine Seite dar, welche vor dem, gleichviel ob gelehrten oder ungelehrten, wenigstens gesunden und unbefangenen Verstande die Probe aushielte. Ist Fonk schuldig, so giebt es auf dieser Welt keine Wahrheit, so ist alle Gewißheit Täuschung und selbst die Erfahrung Betrug." Dieser letzte, würdige, gesunde, männliche Satz paßt ab-

solut auf Feuerbachs Indizienbeweis für K. Hausers Identität mit einem 1812 in Karlsruhe verstorbenen Prinzen.

Den 20. Februar 1832, nachmittags um 3 Uhr, überreichte Hickel in einer Privataudienz der Königin Feuerbachs Memoire. In dem darauf folgenden Gespräch teilte die Königin ihm mit, daß von den beiden Prinzen der erste in den Armen ihrer Mutter (der Markgräfin Amalie) gestorben ist. Auch von dem Tode des zweiten Prinzen erzählte die Königin ausführlich. Ihr Bruder aber, der Großherzog, „war von dem Vergiften der beiden Prinzen vollkommen überzeugt.“[1]) Den 21. Februar, mittags 1 Uhr, nachdem die Königin Feuerbachs Lustschloß sich angesehen hatte, erteilte sie Hickel eine zweite Audienz und sagte ihm gleich bei dem Eintritte: „Ich glaube nicht an ein doppelt begangenes Verbrechen; die beiden Prinzen sind wirklich tot.“[2]) Auf Hickels Bitte, zur Entdeckung des tiefen Geheimnisses mitzuwirken, erwiderte sie: „Ach ja, ich werde es, ich glaube aber nicht, daß Kaspar Hauser der Sohn meiner Schwägerin Stephanie ist.“

Aus Hickels Dokument über seine ausführliche Unterredung mit der Königin lasse ich hier noch den Schluß folgen: „Das ihr mitgebrachte Bild einer Dame (hört!), welche Hauser wie aus der Luft zeichnete, betrachtete sie ohne besondere Bemerkung (hätte Ihre Majestät vielleicht schaudern sollen?) und legte es mit der Äußerung nieder: ich glaube, es ist eine Mannsperson.“ Ja Hickel lenkte das Gespräch sogar auf das Gespenst der Schildwache in Karlsruhe und erfuhr so die Variante, daß die allgemeine Sage dort war, der Großherzog sei mit den beiden Prinzen auf dem Chor der Kirche erschienen. Wenn das am grünen Holze geschah, wenn so verständige Leute wie Hickel handelten, was war da von den am Hauserfieber leidenden Zeitgenossen nicht alles zu befürchten!

[1]) Ganz richtig: Großherzog Karl glaubte an Vergiftung, aber (wie gesagt) durch den Kronprinzen von Bayern, später König Ludwig I.

[2]) Auch die Königin glaubte, nach Hickels ungedrucktem ausführlichem Bericht, an Vergiftung, was allein schon Feuerbachs (= König Ludwigs) Prinzenraubhypothese ausschließt.

Feuerbach hat für sich das positive Resultat der beiden Audienzen wohl kaum nötig gehabt, um sein „Leuchtkäferchen" wieder verschwinden zu lassen. Denn daß er selbst an die Argumente seiner Denkschrift geglaubt haben soll, daran glaube ich entschieden nicht. Wer anderer Ansicht ist, der muß Feuerbachs bona fides an die ungarische Forschung darangeben und also behaupten, Feuerbach habe Stanhope und Hickel damit förmlich zum besten gehabt: ein drittes giebt es nicht![1]) Denn das wird sogar der befangenste Kasparmann durchschauen, daß man nicht als Bankert einer mongolischen Dame (ob Bartakowits oder ob Berényi) in Ungarn und **zugleich** als legitimer Sohn einer französischen Mutter in Karlsruhe geboren sein kann. Wie gründlich Feuerbach schließlich mit beiden Märchen fertig geworden ist, haben wir schon im 10. Kapitel erfahren[2]). Für König Ludwig freilich war die neue Botschaft nicht bestimmt! Zu einer Dienstreise ins Ausland aber brauchte Hickel die Genehmigung des Königs. Man verschwieg einfach die neue Entdeckung und gebrauchte den Vorwand, als reiste Hickel in Familienangelegenheiten zu seinem Schwager Roßhirt nach Bamberg und Umgegend. Hickel nahm darum absichtlich seine Frau mit, den ersten Tag übernachtete man in Erlangen, den zweiten in Bamberg, wohin ihm Feuerbach

---

[1]) Den 5. März 1832 schrieb Feuerbach an Rumy zu Gran: „Die Hauptpunkte (von Hickels Entdeckungsreise) sind Salakusch und ein Schloß Podok" (eine halbe Stunde von dem Städtchen Nyitra im Neutraer Gebiet). Der ungarische Professor antwortete am 17. März: „was die zwei Namen S. und P. anbelangt, bei deren Nennung Hauser einen gewaltigen Eindruck fühlte, so sind beide verschrieben und der erste fast unkenntlich verstümmelt. Das Schloß Podok ist offenbar Bodok, ein Dorf im Neutraer Komitat mit einem herrschaftlichen Schloß, der Berényischen Familie gehörig. Salakusch existiert meines Wissens nirgends in Ungarn Vielleicht ist es — Sarluschka, Dorf im Bodoker Bezirk, gleichfalls der B.schen Familie gehörig."

[2]) Auch von Ungarn wurde Feuerbach (ob er überhaupt je daran glaubte?) durch Hickel kuriert. „Ich bin ganz Ihrer Meinung, schrieb ihm Stanhope den 31. Mai 1832, daß in Ungarn gar nichts für ihn zu suchen oder zu hoffen sei, und daß alle die Anhaltspunkte, die wir dort zu haben glaubten, nur Irrlichter waren. Dies hat unser Freund (Hickel) mit vollkommener Gewißheit bewiesen."

einen amtlichen Auftrag nachschickte, sodaß Hickel erst dort einen Reisepaß über die Grenze nahm.

Feuerbach hat zu dieser Fiktion bemerkt: „NB. Es mußte nebenstehendes Kommissorium so wie geschehen gefaßt werden, wenn die Nothwendigkeit, von dem König die Reiseerlaubniß nach Gotha erst zu erholen, woraus Aufschub und Hindernisse möchten entstanden sein, umgangen werden sollte.“ Das ist uns jetzt vollkommen verständlich und auch Hickels Eile zur Abreise aus Gotha wird uns begreiflich. Wie ernst Feuerbach übrigens die Mitteilung aus Gotha prüfte, davon geben seine eigenhändigen Randbemerkungen Zeugnis. Bei Eberhardts Angabe: „Der Domherr von Gutenberg (so) ist im Jahre 1822 verstorben,“ schrieb er am Rande: „NB. In dem Schreiben, das dem Kaspar bei seiner Aussetzung mitgegeben war, heißt es in fine: ich bin ein armes Mägdlein, ich kann das Kind nicht ernähren, sein Vater ist gestorben“ (nämlich schon vor dem 7. Oktober 1812, v. d. L.). Zu dem Datum 27. März 1811 schrieb er die Randbemerkung: „Nach dem Schreiben, das Kaspar mit nach Nürnberg brachte, soll er geboren sein am 30. April 1812.“ Beide Stellen, womit man die chronologischen Kunststücke I. S. 401 und II. S. 53 noch einmal vergleichen wolle, hat Feuerbach selbst unterstrichen.

Feuerbachs entscheidende Briefe an Eberhardt, vom 29. Dezember 1832 und vom 15. Januar 1833, hat Merker (mit der Überschrift: Einige Aktenstücke mit Bezug auf K. H.) in Nr. 79 der Allgemeinen Preußischen Staatszeitung 1834 abdrucken lassen, und er machte dazu die richtige Bemerkung: „Es geht aus diesen Papieren ganz besonders unbestreitbar hervor, wie völlig unhaltbar die Sagen sind (die man besonders auf Feuerbachs bekannte Schrift, welche älter als die beiden Briefe ist, begründen wollte), daß Spuren von Hausers fürstlicher Abkunft vorhanden wären.“ Der unwiderlegbare Beweis blieb einfach unbeachtet. Nur Heinrich von Lang machte sich lustig über Feuerbachs Scharfblick, „in Hausers Gesicht alle Züge eines katholischen Pfaffensohnes zu erkennen. Kommt nun dazu, daß mit diesem fahlen Pferde des leeren Verdachts nebenbey auch auf protestantische Geistliche losgeritten

wurde, so muß K. H. einen wahrhaftigen Januskopf für beiderley Konfessionen gehabt haben."

In den letzten Wochen seines Lebens gab es für Feuerbach kein Wunderkind Kaspar, keinen ungarischen Magnaten Kaspar, keinen Prinzen Kaspar und keinen Kaspar von Guttenberg mehr. Ich denke, bei diesem Resultate angelangt, können wir endlich ohne dogmatische Brille Kaspar Hausers Konterfei betrachten. Kaspars Gesicht war (Feuerbach S. 16) bei seiner Erscheinung „sehr gemein und, wenn es in Ruhe war, fast ohne Ausdruck." Damit stimmt der Eindruck der Albersdorf, die im Turm noch „nichts Außerordentliches" an ihm sah, und Tuchers Beschreibung: „Ich traf den Menschen vier Wochen, nachdem er nach Nürnberg gebracht worden war. Er saß in seinem Stübchen an einer niederen Bank auf einem kleinen Stuhle mit einer Menge von Spielsachen beschäftigt. Wir standen lange hinter ihm, um seine Beschäftigung zu beobachten; er hörte und bemerkte uns nicht (?), wiewohl wir und seine Wärter ganz laut (!) mit einander sprachen. Sein Gesicht sah etwa dem eines tölpischen Bauernjungen ähnlich, die oberen Augenlieder waren etwas herabgesenkt, der untere Teil des Gesichtes etwas vorhängend; struppiges, tief in die Stirne hereinhängendes (d. h. bäuerlich geschnittenes) Haar."

Feuerbach besaß „ein vortreffliches Pastellgemälde des ausgezeichneten Porträtmalers Herrn Greil (Kreul) zu Markt-Erlbach von Hauser, welches den Unglücklichen in sprechender Ähnlichkeit darstellt. Alle in Kupferstich oder Steindruck erschienenen Bilder," sagt Feuerbach in Hitzigs Annalen, „sind entweder Karikaturen, oder gleichen eher jedem andern als Kaspar Hauser." Das von Feuerbach belobte „sehr sprechende Pastellgemälde" haben wir vor dem 1. Bande durch den unfehlbaren Lichtdruck nachgebildet. Damit vergleiche man gütigst die idealisierte Darstellung des „Prinzen Kaspar" vor dem 3. Buche: **so** hat Feuerbach „Kaspar Hauser" auf einem Stahlstich darstellen lassen![1]) Über die Wirkung dieser Fälschung belehren uns u. a. die

[1]) Diesen Widerspruch deckt Feuerbach (S. 139) so zu: „Das diesem Werke beigegebene, nach dem Originalgemälde des Herrn Greil verfertigte Bildnis ist zwar sprechend ähnlich (!), zeigt aber nur den heiteren, freundlich lächelnden Kaspar. Seit (!) Verfertigung dieses Bildnisses hat er sich merklich verändert." Eine

Briefe der preußischen Kronprinzessin an die Königin Karoline. Den 8. März 1832 schrieb sie: „Le portrait de ce pauvre jeune homme m'a aussi vivement interessée.“ Und am 18. desselben Monats: „Je ne sais si c'est l'effet de mon imagination frappée, mais il m'a semblé trouver quelque ressemblance entre les traits de Hauser et ceux de votre pauvre frère; Willy et le Landgrave le trouvèrent comme moi. Ce visage m'inquiétait comme un spectre.“

Um Kleines mit Großem zu vergleichen, so erinnere man sich, daß gerade das einzige Porträt Shakespeares (Kupferstich der ersten Folioausgabe 1623, von Martin Droeshout), das von einem Manne anerkannt ist (es stehen nämlich Verse des 1637 verstorbenen Ben Jonson darunter), der diesen William Shakespeare bei dessen Lebzeiten (zwischen 1564 und 1616) gesehen hat, von seiten aller gläubigen Shakespeareaner verworfen wird, denn es entspricht durchaus nicht ihrem Ideale.

Stanhope, der sich vom 21. bis 26. Januar 1832 in Mannheim aufgehalten, hat dort der verwitweten Großherzogin Stephanie Feuerbachs Kasparbuch überreicht und ihm den 22. und 25. des genannten Monats darüber geschrieben. Tucher ist dieses Briefes erst 1873 „bei dem ganz blödsinnig gewordenen Ludwig Feuerbach in Nürnberg habhaft" geworden. Welchen Gebrauch die Kasparleute davon gemacht haben, findet der Leser bei Daumer (1873, S. 446 bis 449) und Mittelstädt (1876, S. 105—110). Um die damaligen Eindrücke zu begreifen, muß man sich lebhaft gegenwärtig halten, daß die Phantasie der Frauen (ein Beispiel haben wir schon gesehen) durch einen idealisierten K. H. angeregt worden ist. War Kaspar ein Prinz von Bayern, weil die Majestäten von Bayern im Sommer 1833 zu Nürnberg seine Vorstellung verlangten? Oder war er ein Prinz von Preußen auf Grund des lebhaften Interesses der Fürstin

---

große Lithographie von Joh. Nic. Hoff senior (gedruckt von Stern zu Frankfurt und dort verlegt von Sigmund Schmerber), angeblich „nach der Natur gemalt von Kreul 1830“, ist stark geschmeichelt. Man sieht also, wie wertlos die bemerkten Familienähnlichkeiten (wie bei dem unvermeidlichen Wolfgang Menzel, Litteraturblatt 1858, No. 100) sind, denn sie beruhen samt und sonders auf Phantasiebildern.

von Liegnitz? Stanhope schrieb an Feuerbach: „Die Großherzogin fragte, ob man das Vergnügen haben werde, K. hier zu sehen? Worauf ich antwortete: Es hängt ganz von den Befehlen E. K. H. ab. Ja, sagte sie, ich würde es recht sehr wünschen. Ich erklärte ihr, daß es sehr erforderlich wäre, alles Aufsehen zu vermeiden, da es auf seiner Reise höchst beschwerlich sein würde; und sie bemerkte, daß es viel besser wäre, wenn er unter einem anderen Namen reisete." Weiter schrieb Stanhope: „Der Graf Jenison sagte mir heute: Man hat die Unverschämtheit gehabt, zu sagen, daß Kaspar ein Sohn der Großherzogin sei; man hat diese Meinung sogar in Journalen geäußert. Jemand hat es auch der Großherzogin selbst gemeldet. Sie hat tief geseufzt und gesagt: ich wünschte, daß ich es glauben könnte." Sie glaubte es natürlich nicht. Wie referiert nun aber Tucher in einem ungedruckten Brief? Stanhope soll sich erboten haben, „eine Zusammenkunft (der Großherzogin mit K. H.) an einem dritten Orte zu veranstalten. . . . Um dieser Verlegenheit (Kaspars Anerkennung!) zu entgehen, wurde Hauser ermordet, womit dann natürlich die Sache abgeschnitten, das Mutterherz aber nicht beruhigt war. Deshalb zwang man den Stanhope, der durch seine Unklugheit das Unheil gestiftet, öffentlich zu erklären, er habe sich überzeugt, Hauser sei ein Betrüger gewesen." Dieser Betrüger war aber unschuldiger als Freiherr von Tucher.

Briefe der Großherzogin Stephanie sind mir freilich nicht bekannt, im Jahre 1836 aber hat Professor F. C. Schlosser in Heidelberg seine Geschichte des 18. Jahrhunderts „Ihrer Königlichen Hoheit der verwitweten Frau Großherzogin Stephanie von Baden" gewidmet. Wohlan, in der ersten Abteilung des 3. Bandes (im Jahre 1842, also nach dem Erscheinen der Brandschriften) spricht er (S. 226, Anm. 69) ohne weiteres von „dem Märchen von Kaspar Hauser." Der berühmte Kriminalist Mittermaier war mit der Großherzogin befreundet, er hat mit ihr den Hausermythus besprochen und ihren Unglauben unzweideutig vernommen. Sein Schwiegersohn, Herr von Krafft-Ebing, schrieb den 3. Juli 1875 an den Kreisgerichtsdirektor von Hillern in Freiburg: „Der Kaspar Hausersche Mythus — beschäftigte meinen verstorbenen Schwiegervater, den Ge-

heimerath Professor Mittermaier aus Heidelberg, lebhaft. Als ich denselben einmal befrug, was er von der Sache halte, entgegnete er mir . . . Er habe einmal mit Ihrer Kaiserl. Hoheit der Frau Großherzogin über diesen Gegenstand ausführlich gesprochen, und habe sie ihm mit Bestimmtheit erklärt, daß sie an die behauptete Entwendung ihres Sohnes und Unterschiebung eines andern Kindes nicht glaube, und daß dies überdies eine reine Unmöglichkeit gewesen sei. Indem ich Ihnen diese Aeußerung meines Schwiegervaters wortgetreu mittheile und bereit bin, die Wahrheit derselben nöthigenfalls eidlich zu bekräftigen, gestatte ich zugleich sachdienlichen Gebrauch zu machen."

Bestätigt wird dieses Verhältnis der Großherzogin Stephanie zum Hausermythus durch ihre Tochter, die Herzogin von Hamilton, aus deren Feder mir folgende Erklärungen vorliegen: „Ich wiederhole, daß meine Mutter dieser Sache keinen Glauben schenkte — daß König Ludwig mich davon überzeugen wollte, ist eine andere Sache. Ich habe immer darauf geantwortet, daß ich nur das Urtheil meiner Mutter darin anerkenne, die — es oft sagte, wie auch die alte Markgräfin: es ist unmöglich."

Der König von Bayern kam nicht in die Lage, mit dem hyperlegitimen Erbgroßherzog Kaspar von Baden in seiner Residenz Ansbach einen geheimen Vertrag auf Herausgabe der badischen Pfalz abzuschließen, um ihn dafür auf den Thron seiner Väter zu setzen. Er verharrte aber, wie gewisse andere Geister, bei seiner fixen Idee. [1]) Nach Hausers Tod nahm das bayrische Reptil mythologische Dimensionen an.

Der Landrichter von Pöllnitz in Lautershausen schrieb im Dezember 1833 ein Promemoria, überschrieben: „Rechtfertigung der Ermordung des K. Hauser von Seite des Hofes zu * * * * *." Der launige Freiherr schrieb: „Außerordentliche Umstände erfordern außergewöhnliche Mittel, um sich ihrer bemeistern zu können, und

---

[1]) Heigel bemerkt (S. 95): „So weit es sich aus dem Ministerialakt entnehmen läßt, beharrte Ludwig bei der von Feuerbach entwickelten Ansicht." Eine juristische Lola Montez also, die den König zu ihrer Ansicht verführt hätte? Historisch ist nur, daß Feuerbach nicht „bei König Ludwigs Ansicht beharrte."

es ist zwar criminell 5 fl. u. 1 kr. zu entwenden, frech — eine Million zu unterschlagen, aber göttlich — eine Krone zu stehlen. Der sog. K. H. wurde zur Zeit seines Erscheinens in Nürnberg sogleich von einer Dame des höchsten Ranges für einen Prinzen von * * * * * gehalten. Er war es auch. Dieser Hof scheut sich nicht, solches öffentlich zu bekennen und läßt sich sogar dem Publikum gegenüber herab, die Ermordung desselben zu rechtfertigen. Sie war nämlich I. eine politische Nothwendigkeit (wird nachgewiesen); II. für den Ermordeten selbst eine Wohlthat. Es erhielt auch der Hof zu * * * * * Kunde von der moralischen Gefahr (Lügenhaftigkeit), in welcher sich sein Schützling befand. Sogleich wurde beschlossen, ihn zu derjenigen Stufe der himmlischen Größe zu befördern, für welche er bereits reif war, und so ist es denn durch eine wunderbare Fügung des Schicksals gekommen, daß er den hohen Grad von Seligkeit, dessen er gegenwärtig theilhaftig geworden ist, einzig und allein dem Räuber seines Thrones und Lebens zu verdanken hat."

Pöllnitz überreichte im Februar 1834 seinen sarkastischen Indizienbeweis von 28 Quartseiten gegen Baden, der nicht schlechter war als Feuerbachs ernst-romantischer Indizienbeweis, der Regierung von Mittelfranken. Der Regierungspräsident von Stichaner legte die Abhandlung dem Minister mit der Bemerkung vor: „Nach Durchgang dieser Pièce wird man auf die Vermutung geführt, daß der gute Mann dieses in einer Anwandlung von Geisteszerrüttung geschrieben habe." Graf von Seinsheim beantragte demgemäß — da die Bemerkung (Stichaners) nicht ganz unrichtig sein dürfte, daß diese Notizen in einem Anfalle von Geistesverirrung ihres Verfassers entstanden zu sein scheinen — den 16. April beim König, „dem Landrichter v. P. von dem Vorhaben der Veröffentlichung dieser Schrift ernstlich abzuraten." Hätte man nur von allen übrigen Geistesverirrungen (im Interesse einer wirklich verrückten „Hypothese", denn kein Todesfall ist besser in der Geschichte festgestellt worden, als die des badischen Prinzen vom Jahre 1812) ebenso ernstlich abgeraten.

XVIII.

Die Kriminaluntersuchung zu Ansbach.

„Ist Kaspar Hauser wirklich, wie ich der festen Überzeugung bin, ermordet worden, dann ist für das in der widerrechtlichen Gefangenhaltung sich kundgebende (gemeint ist das von Feuerbach in seinem Memoire zusammenphantasierte) Verbrechen wohl das stärkste Indicium gegeben."

Freiherr von Tucher 1872.

Wo steckt der schwarze Mann? Das war nach Hausers Tod für München die große Frage! Denn mit der Annahme eines „Meuchelmordes" stand und fiel die antibadensche Machenschaft. Wir verstehen darum die unqualifizierbaren Aufträge, welche der Regierungspräsident von Stichaner zu Ansbach von seinem Minister, dem Fürsten Wallerstein, erhalten hat. Den 21. Dezember 1833 schrieb der Minister: „Bei dem hohen Gewichte der Sache an und für sich und bei den politischen Beziehungen, welche sie in den Augen des Herrn Staatsministers des Aeußern behauptet, beschwöre ich Euer Excellenz Alles aufzubieten und selbst Kosten nicht zu scheuen, um dieses scheußliche Attentat ans Licht zu bringen." Und am 26. desselben Monats: „Überhaupt bitte ich Euer Excellenz auch die geringfügigsten Momente zu benutzen, um den großen, Seiner Majestät so sehr am Herzen liegenden Zweck zu erreichen." Und am 23. Januar 1834: „Die Ansicht, als habe sich Hauser selbst getödtet, ist nicht nur falsch, sondern lächerlich (?). Es ist daher absolut nöthig, daß Euer Excellenz **kein Wurzelschlagen dieses Glaubens dulde!**" Ein Großinquisitor kann nicht entschiedener die Verbreitung einer Ketzerei verbieten. Der Auftrag an

sich war freilich „lächerlicher" als der für heterodox erklärte „Glaube", aber er wirft denn doch ein grelles Licht auf den eigentlichen Charakter der in München von dem Ansbacher Gerichte verlangten Auftreibung und Verfolgung eines Hirngespinstes, eines „Mörders" Kaspar Hausers.

Wie lebhaft wird man sich da in Ansbach gestritten haben! Die verschiedenen Strömungen lassen sich noch jetzt deutlich in der Haltung der Ärzte wahrnehmen. So war z. B. der Landgerichtsarzt Dr. Albert anfangs der verständigen Meinung, daß die Richtung des Stichs, da doch der angebliche Mörder von großer, und Hauser von kleiner Statur war, die Verwundung durch fremde Hand nicht wahrscheinlich machte; denn eine fremde, wie man annahm, geübte Hand würde das spitzige, zweischneidige Instrument geschickter geführt, wiederholt angewendet und den Zweck unfehlbar erreicht haben. Am 18. Dezember hatte Dr. Albert in Gegenwart des Konsulenten Hoffmann gegen Hickel geäußert: „Es ist ein Glück für Hauser, daß er gestorben, und für Feuerbach, daß er tot ist." In einem (von dem Wundarzt Koppen am 31. Dezember gebilligten) Gutachten aber fügte der Arzt sich der von oben gewünschten Strömung. Kaspars große Leber war ihm „der wichtigste Beleg für die langwierige, enge Einsperrung des Hauser", wobei er dann auf die künstliche Gänsemast verwies! Und doch steht in seinem ausführlichen Gutachten[1]) der Satz: „Die Möglichkeit des Selbstmordes kann

[1]) Gegen seine Beurteilung der Wunde sprach sich der Kreismedizinalrath Dr. Mair zu Ansbach in einem Schreiben an Dr. J. Meyer 1871 so aus: „Die Richtung der tödlichen Verletzung von oben nach unten, außen — links, nach innen — rechts, kann eher durch eine Selbstaktion bei an dem Oberkörper angezogenem Oberarm und spitzwinkeliger Elevation des Vorderarmes linkerseits mit Einwärtsbeugung der gleichseitigen Hand erzielt werden, als durch eine Aktion eines dritten. Da K. H., wie konstatiert, linksseitig war, so ist diese Annahme um so mehr berechtigt. In sitzender Stellung gehört gar nicht viel Kraft dazu, sich eine, wie beschrieben, verlaufende Wunde beizubringen, während es kaum, oder nur gezwungen möglich sein wird, solche Richtung durch einen dritten verfolgt, annehmen zu können." Hierzu vergleiche man die Sitzsteine, die Kaspar bei seiner Vernehmung in der Erinnerung hatte (I. S. 341 oben).

nicht in Abrede gestellt werden." „Es scheint", schreibt Hickel, „daß dieses Gutachten unter dem Eindrucke gewisser hochgestellter Personen, bei denen Dr. Albert Hausarzt, entstanden ist, denen viel daran liegt, die Meinung, Hauser sei ein Betrüger, nicht aufkommen zu lassen. Auch mir wurde von denselben Personen das Ansinnen gestellt — ihre Fahne nicht zu verlassen."

Ein ebenso schwankendes Rohr war Dr. Heidenreich. Behufs seines Aufsatzes wider von Lang erkundigte sich Daumer in Ansbach nach der Beschaffenheit der Wunde Hausers. Ludwig Feuerbach erteilte ihm den 18. Januar 1834 im Auftrage Heidenreichs die Antwort: „Wenn Du in Deiner Widerlegung Dich auf ihn berufen willst, so kannst Du anführen: Daß aus der Lage, Richtung und Tiefe der Wunde augenscheinlich hervorgehe, daß H. nicht selbst sie sich habe beibringen können; daß die — ärztlichen Gutachten dies außer allen Zweifel setzen und daher die völlige Grundlosigkeit des Geredes des Herrn von Lang darthun würden." Selbstverständlich berief sich Daumer auf diese Autorität: „Herr Dr. Heidenreich zu Ansbach hat mich benachrichtigt, daß aus der Lage, Richtung und Tiefe der Wunde" u. s. w. Da schleuderte Heidenreich in einem Nürnberger Blatt eine zornige Erklärung, worin er versicherte, Daumer gar nicht zu kennen und ihm persönlich (ein Kniff!) gar nichts mitgeteilt zu haben.[1]) Damit war den Zweiflern der Hof gemacht, in seinem Gutachten aber that er gläubig. Er begann seine Abhandlung mit der nicht sehr wissenschaftlichen Einleitung: „Ein rätselhaftes Wesen hat den Schauplatz des Lebens verlassen. Dunkel ruht auf seinem Eintritt in die Welt, Dunkel umhüllt sein Scheiden. Nur der Himmel kennt des Schicksals Wege! Ob Fürstensohn oder Betteljunge, ob schuldloser Gegenstand der grausamsten Mißhandlung oder verächtlicher Betrüger, ob schmählicher Selbstmörder oder der ruchlosesten Bosheit blutiges Opfer — keines Menschen Zunge hat es ausgesprochen, keines Geistes Tiefe hat es ergründet, ein dichter

[1]) Vgl.: Heidenreichs Erklärung, Allg. Preuß. Staatszeitung 1834, No. 46; Daumers Entgegnung, Korrespondent von und für Deutschland 1834; Daumer 1859, S. 107, 1873, S. 264—273.

Schleier birgt dieses Menschen Verhängnis." In demselben Pathos heißt es: „Nach tiefem Gefühle und Ausspruche der allermeisten, die Hauser früher und näher kannten, ist ein Selbstmord (der auch nicht beabsichtigt war!) mit dem Charakter dieses Menschen vollkommen unverträglich." Aus den kleinen Lungen und der großen Leber schließt auch er auf Hausers „Einkerkerung in einem dumpfen Loche". Auch daraus, daß „das Hirn im ganzen von nicht besonders feiner und zarter Struktur und Konstruktion zu sein" schien. Also, das ungeübte, oder zu spät geübte Gehirn war rückständig geblieben. Heidenreich proklamiert denn auch das „Naturgesetz, daß jedes Organ und Gebilde, das ungeübt und unbenutzt bleibt, den vollständigen Grad seiner möglichen Vollkommenheit nicht erreicht, oder von demselben zurücksinkt und verkümmert wird." Schön! Wie verhielt sich denn nun Hausers ganz normaler gut gebildeter Körper ohne irgend welche Verkrüppelung zu der lebenslänglichen Einsperrung? Denn sogar die von Dr. Osterhausen früher erträumte anormale Form der Kniekehle (ein fingierter Beweis für Kaspars Märchen) wird von Heidenreich abgewiesen: „Die Kniekehle war allerdings etwas weniger ausgehöhlt, platter aufliegend, als sie in der Regel gefunden wird. Wenn man aber annimmt, daß Gesäß- und Wadenmuskeln durch das Liegen des Leichnams auf dem Brette ebenfalls etwas platter gedrückt waren, so erschien auch hier nichts Ausgezeichnetes."

Dr. Horlacher erklärte bei seiner Vernehmung am 6. Januar für „wahrscheinlicher, daß Kaspars Verwundung eher durch eigene, als durch fremde Hand beigebracht worden ist." Vor seinem Gutachten (7. März 1834) studierte er fünf Bände Untersuchungsakten und die Schriften von Daumer, Feuerbach, Merker und v. Pirch. Sehr bedeutungsvoll erschienen ihm die Verheimlichung des Ganges in den Hofgarten und Hausers wichtigste Äußerungen vor seinem Verscheiden. Wir erfahren hier, daß Herrn Pfarrer Fuhrmann Hausers Antwort auf die Frage, ob er etwa über die an ihm verübte Mordthat etwas Drückendes auf dem Herzen oder Groll gegen jemand habe: „Warum soll ich Zorn, oder Haß, oder Groll auf die Menschen haben, man hat mir ja nichts gethan?" — äußerst

rätselhaft vorgekommen sei.[1]) In Horlachers Gutachten muß aber ein schwerwiegendes Wort abgeändert werden. „Hinsichtlich der Beschaffenheit der Wunde kann ich bestimmt angeben, daß dieselbe Tötung zur Absicht (soll heißen: zur Folge) gehabt hat, und daß die Wunde in diesem Falle ebensogut (soll heißen: um vieles wahrscheinlicher) durch eigene als durch fremde Hand hat beigebracht werden können, zumal da Hauser sich bei verschiedenen Geschäften gewöhnlich seiner linken Hand bedient hat." Wenn die Tötung beabsichtigt gewesen wäre, so wäre weder ein gedungener Mörder noch ein Selbstmörder verhindert gewesen, die Absicht auch wirklich auszuführen: ein Mörder hätte Kaspar nicht mehr laufen lassen, und der Selbstmörder Kaspar wäre nicht mehr gelaufen.

Solchen unliebsamen Enthüllungen gegenüber mußte notwendig etwas geschehen! Daumer redet „den blutigen Schatten des armen Kindes" an, und von diesem begeistert prophezeit er:

„Du sprichst es, und ich bin zur Hand,
Ich und mein Schwert, wir sind die Alten,
Und heilig ist der Treue Band;
Wir werden unser Amt verwalten."

Und so erschienen von dem Alten (1873, S. 322—347 gegen die Auth. Mitt. 1872) „Wahrnehmungen verschiedener Personen in betreff der Ermordung Hausers nach den Mitteilungen eines wohlunterrichteten Freundes, nebst den daraus zu ziehenden Schlüssen, wodurch der ganze Vorgang in ein neues Licht zu stehen kommt."

Derselbe Mann, der die Darstellung des Oktoberattentats „im höchsten Grade entstellt" nennt, führt zunächst sein neues Licht über das Dezemberattentat mit etlichen starken Geschichts-

[1]) Wir haben I. S. 319 in der Anmerkung gesehen, wie schlecht es um Fuhrmanns Wahrheitsliebe bestellt war. Auch mit Bezug auf Dr. Horlachers Mitteilung hat er sich bekehrt. In seiner letzten Kasparschrift läßt er auf die fatale Äußerung die dreiste Erklärung folgen: „Das ist nun eine Äußerung Hausers, aus welcher der Zweifel an seiner Redlichkeit Gift über Gift saugt. Mir aber — fällt es nicht ein, in dieser Äußerung etwas Verdächtiges zu finden!" Der fromme Seelsorger macht dann den jämmerlichen Versuch, Kaspars Worte auf „seine Bekannten" zu beziehen.

fälschungen ein. Ein alter Hauserianer aus Ansbach nämlich, den das Gebahren des Dr. Meyer empört, und der „selbsteigene Recherchen über den außerordentlichen Fall angestellt" hatte, setzte sich mit Daumer in Verbindung und band ihm folgende Hauseriana auf: „Der 14. Dezember 1833 war einer jener schauerlichen (?) Wintertage, an welchem Regen und Schneegestöber den Tag über auf die mannigfachste Weise wechselte. Es mag (?) nachmittags nach 1/4 auf 4 Uhr gewesen sein, als H. im Ansbacher Hofgarten — die tödliche Stichwunde erhielt. Er lief schwer verletzt nach Hause, um seinem gestrengen Schulmeister M. Kenntnis davon zu geben. Allein statt sogleich bei Gericht Anzeige zu erstatten, nahm ihn dieser (?) mit sich fort, damit er ihm die Stätte der Verwundung (?) im Schloßgarten zeige. Auf dem Wege brach H. zusammen und konnte nur mit Mühe nach seiner Wohnung und zu Bette gebracht werden. Nun ging M. erst auf das Rathaus, wo ihm der jourhabende Offiziant erklärte, daß ohne speziellen Auftrag des Herrn Bürgermeisters Endres, der im Bade sei, diese Anzeige nicht aufgenommen werden dürfe. Hierauf ging M. in die 1/4 Stunde von der Stadt entfernte Kleinschrodtsche Badewirtschaft, wo der Bürgermeister im Kreise seiner Vertrauten saß und, nach Anhörung der vorgetragenen Anzeige, deren Protokollnahme gestattete. Dieses merkwürdige Aktenprodukt wurde dann bei Laternenschein und Kerzenschimmer dem Kreis- und Stadtgericht Ansbach zur Einleitung der Untersuchung mitgeteilt. Gewiß eine Stunde Verzögerung in einer so wichtigen Sache![1]) Hausers Verwundung war bald ein Stadtgespräch, und bis sich eine Kommission an Ort und Stelle begab, waren vom Publikum alle Wege (so) vertreten. Schreiber dieser Zeilen war selbst einer von denen, welche deshalb nach dem Schloßgarten eilten. Das Mordinstrument konnte weder am Orte der That, noch in dessen Nähe und ebensowenig in dem Flußbette der deshalb abgelassenen Rezat aufgefunden werden." Zu dieser etwa 40 Jahre nach dem Ereignis angefertigten Darstellung ist nur zu bemerken, daß — hätte ein

[1]) Solche Verdrehungen machen begreiflich, daß der König von Bayern am 26. Januar 1834 eine für die „Polizeistelle' zu Ansbach bestimmte Rüge signierte, weil die „ersten polizeilichen Maßregeln viel zu spät ergriffen" erschienen.

wirklich vorhandener Mörder einen Vorsprung zur Flucht gebraucht — niemand als Kaspar Hauser selbst eine Verzögerung veranlaßt hat. Er meinte es offenbar gut mit seinem Angreifer: er rief nicht um Hilfe, redete niemand an, und führte erst seinen Lehrer unter Gebärdespiel nach dem Hofgarten zurück, nicht um mit ihm den „Mörder“ zu verhaften, sondern um ihm den „Beutel“ zu zeigen.

Kein unvoreingenommener Zeuge hat darum auch irgend etwas Verdächtiges gesehen. Der so günstig gelegene Weidenmüller Dietrich z. B. hat seine Leute und namentlich seinen Mühlknecht befragt, ob sie denn um jene Zeit des Unfalls niemand hätten hin und wieder gehen sehen, allein es hatte niemand etwas gesehen, weder seine Frau noch seine Dienstboten. Mit solchen negativen Zeugen werden aber die Hauserianer sich das „neue Licht“ nicht verdunkeln lassen. Wir müssen uns dieses Licht selbst ansehen; es soll hervorleuchten aus den folgenden Depositionen, die Daumer (mit Ausnahme der Nr. 7) auf seine gläubige (affirmative) Art veröffentlicht hat. Zur Beruhigung des Lesers sei aber im voraus bemerkt, daß die Zeitrechnung der Verwundungsgeschichte durch eine große Anzahl eidlicher Aussagen festgestellt ist:

1) Hauser geht um halb 3 von Fuhrmann weg und **allein** in den Hofgarten. Zeugen: Pfarrer Fuhrmann, seine Dienstmagd A. M. Pfaffenberger, Frau Weigel, Frau Scholler, Fräulein Lisette Scholler, Kaspar Hauser.

2) Hauser eilt verwundet nach Hause, wo er um halb 4 herum ankommt. Zeugen: Melbermeister Brechtelsbauer, Konrad Sturm, Vogels Dienstmagd, Vogels Sohn, Lehrer Meyer, Frau Henriette Meyer.

3) Hauser führt seinen Lehrer zum Hofgarten und ist nach einer guten Viertelstunde wieder mit ihm zurück. Zeugen: Vogel jun. („K. H. zog den Lehrer M. mit sich fort“), Näherin Dürrbeck („Es war Nachmittag 1/2 4 Uhr als ich durch den Bogen am Gränmüller'schen Hause gegen das Schloß zu ging und vor mir hin den Lehrer Meyer und diesen zur Rechten Arm in Arm mit ihm einen jungen Menschen sah, welcher sehr weinte und klagte und, wie ich hörte, K. H. gewesen sein soll. Ich hörte diesen in abgebrochenen

Sätzen mit M. sprechen und hörte namentlich das Wort gestochen von ihm"), Konditorgehilfe Ernst Vogel („ich war zwischen 3 und 4 Uhr im Laden, als ich den K. H., dessen Benehmen und Gang einen besonderen Affect verieten, mit dem Lehrer Meyer auf das Haus zukommen sah"), Vogel sen., Frau Kitzinger (Meyers Schwiegermutter), der 18jährige Gymnasiast Julius Schumann (eilt schon „kurz vor 4 Uhr" in Hausers Wohnung).

4) Vor 4 Uhr hatte Meyer schon die Ärzte und die Polizei benachrichtigt. Zeugen: Dr. Heydenreich („gegen 4 Uhr"), Dr. Horlacher („zwischen 3 und 4 Uhr"), Polizeidiener Herrlein („der Herr Registrator Sahen kam beiläufig um 4 Uhr mit Herrn Lehrer Meyer in unsere Polizeiwachtstube und ersuchte den Rottmeister" u. s. w.).

5) Daß Meyers Angabe bei Gericht um 4 Uhr erfolgte, ist in mehreren Aktenstücken dieses Gerichts konstatiert (so I ff. 1, 21, 45). Daran schließt sich, nachdem sich eine Gerichtskommission in Meyers Wohnung eingefunden hatte, das von $4^1/_4$ Uhr datierte Protokoll seiner Angabe bei dem Magistrat.

Und jetzt werden die Augen des aufmerksamen Lesers wohl ebensowenig empfindlich sein gegen das „neue Licht", wie Kaspars Augen es waren am 26. Mai 1828.

1. Falkenwirt Johann Leonhard Hahnenberg in der Landauergasse zu Nürnberg:

„Als ich am Freitag den 13. Dec. Mittags halb 12 Uhr nach Hause kam, traf ich in meinem Gastzimmer einen mir unbekannten Mann. Er mochte 36—38 Jahre alt und 6 Schuh groß sein, hatte ein dunkles Haar und einen ähnlichen starken Backenbart, ein ovales Gesicht, braune Farbe, proportionirten Mund und war etwas blatternarbig. Seine Sprache war die gewöhnliche bayerische, die er gebildet sprach, und seine Stimme nicht unangenehm. Seine Kleidung bestand aus einem grünen Oberrock mit Knöpfen von derselben Farbe. Der Oberrock war offen, auf die Weste achtete ich nicht; er trug eine schwarze Halsbinde und weiße sogen. Vatermörder, hübsche Stiefel mit hohen Absätzen und gelben Anschraubesporen; weite Pantalons über die Stiefel von, wenn ich nicht irre, hechtgrauem Tuche. Es

fiel mir auf, daß er ganz allein an einem Tische saß und mit Niemand sprach, obschon die Stube voll Leute war. Ich setzte mich zu ihm und fragte ihn, woher er komme; statt darauf zu antworten, entgegnete er, er habe heute einen noch weiten Weg zu machen; er müsse bei diesem garstigen Wetter noch nach Ansbach. Da mir seine Sporen auffielen, so fragte ich, ob er ein Pferd bei mir eingestellt habe; er verneinte es, ohne anzugeben, ob er fahre oder reite. Er genoß ein Glas Bier ohne Brod, zahlte und entfernte sich um halb 1 Uhr. Beim Fortgehen warf er einen Mantel um, welcher aus einem Untermantel mit langem, ganz herunterreichendem Kragen von dunkelblauem Tuche bestand. Er war sehr ernst, sein ganzes Benehmen war mehr tiefsinnig als heiter."

Aus dem Konklusum des Kreis= und Stadtgerichts Ansbach am 21. Dezember 1833:

„Der im Gasthaus zum Falken in Nürnberg Freitags den 13. d. M. befindlich gewesene Mann hat fast keine Aehnlichkeit mit dem von Kaspar Hauser signalisirten Unbekannten, indem Hahnenberg den Fremden als einen Mann von 36—38 Jahren, dessen Tochter (ihn aber) als 29 Jahre alt bezeichnet, Hauser aber seinen unbekannten Mörder auf 50—54 Jahre, was eine so bedeutende Differenz ist, daß sie von allen übrigen zum Theil möglicher Veränderung unterworfenen Merkmalen Berücksichtigung verdient. Aber auch in wandelbaren Nebenmerkmalen ist keine Aehnlichkeit des Nürnberger Fremden mit Hausers Beschreibung; namentlich bezeichnet Hauser seinen Mörder als mit einem Schnurrbart versehen, welchen dieser Fremde der Beschreibung nach nicht hatte. Daß derselbe ein Glas Bier trank und in der kurzen Zeit, in welcher er sich im Falken aufhielt, wenig sprach, ist wohl so wenig verdächtig, als daß er äußerte, er müsse nach Ansbach, da wohl Hausers Mörder schwerlich den Ort, wohin er reiste, bezeichnet haben würde."

2. Schullehrer Johann Georg Seitz zu Ansbach.

„Ich ging vergangenen Samstag gegen 12 Uhr in den Hofgarten spazieren. Da gewahrte ich an dem Gatter, das die letzte Linden=Allee von der ersten scheidet, einen Mann, der dortselbst stund und, wie er mich gewahrte, mich fixirte. Da mir dieses auffiel, so betrachtete ich ihn durch

mein Glas. Vom Gesicht desselben kann ich gar nichts angeben, da er mir zu entfernt war, und weiß nur, daß er einen großen blauen Mantel trug und einen runden Hut aufhatte. Ob der Mantel einen oder mehrere Kragen hatte, kann ich nicht angeben. Er bewegte sich nach einiger Zeit langsam gegen die Baumschule zu, und dort verlor ich ihn aus dem Gesicht. Außer einem Bauernweib und der Tochter des Baudirektors Bischoff war niemand im Hofgarten, und als letztere durchging, war auch der Mann nicht mehr zu sehen."

Der Lehrer hat sich also seinen Mann gemächlich „durch sein Glas" betrachtet. Was machte die Hauserpartei daraus? Klüber schrieb den 23. Januar 1834 an Hofmann: „Der hier bei einer englischen Familie, Lockwood, lebenden Tochter Feuerbachs hat man von Ansbach gemeldet, ein dortiger Lehrer, Seitz, dem Hauser in der Statur ähnlich, sey im Schloßgarten von dem Mörder quasi verfolgt worden, ihm aber, Arges argwohnend, eilend entgangen. Bald darauf sey Hauser im Garten erschienen." Hofmann erwidert am 2. Februar: „Von der Verfolgung eines Schullehrers Seitz dahier im Hofgarten kurz vor dem Erscheinen Hausers weiß ich nichts — es gehört diese Mittheilung zu den vielen ersonnenen Mährchen und Klatschereien."

3. Zirkelwirtin Elisabetha Stadelmann, geb. Kündinger, zu Ansbach:

„Es war am 14. Dec. Nachmittags gegen 2 Uhr, als ein Fremder, den ich noch niemals gesehen, in mein Haus kam und sich nach einer Retour nach Nördlingen erkundigte, wohin er in einer Stunde abgehen wolle. Er weigerte sich, seinen Namen und seine Wohnung anzugeben, und sagte, wenn er mit seinen Geschäften heute nicht fertig werden sollte, so wolle er morgen wieder kommen, was aber nicht der Fall war. Dieser Mann kann 34—38 Jahre alt sein, hat mittlere Größe, bräunliche Gesichtsfarbe, Blatternarben im Gesicht und einen dunkelbraunen Schnurrbart; ob einen Backenbart und von welcher Farbe, kann ich nicht sagen (!). Er trug einen mittelblauen Mantel mit kleinen Krägen (so) und einem Pelzkragen, grüne Pantalons und Stiefel mit gelben, breiten und platten Schraubsporen, einen runden schwarzen Hut und in der Hand eine Reit-

gerte. Er weilte ohngefähr 6 Minuten und sprach ganz wenig. Es war mir auffallend, daß er nicht sagte, wo er logire."

Auch der Wirt selbst und der Hausknecht wurden vernommen (Act. C III f. 495), das Gericht schrieb aber den 18. Januar 1834 an den Magistrat von Ansbach (Act. C VI f. 920): „Durch die Angabe des Wirths Stadelmann in seiner polizeilichen Vernehmung ist die Identität dieses Menschen mit jenem, der im Falken zu Nürnberg am 13. Dec. gewesen, nicht konstatirt." Das gewiß auffällige Kennzeichen der Blatternarben fehlt natürlich in Kaspars Mörderbeschreibung. Der Magistrat schrieb den 26. Januar an das Gericht (Act C VI f. 1048): „Wir bemerken zur näheren Aufklärung der Verhältnisse, daß bekanntlich im Gasthof zum Zirkel dahier die Retour-Kutscher herbergen, und daß man, wenn man eine Retour irgend wohin sucht, gewöhnlich im Zirkel nach einer solchen fragt; daß wenn daher ein Fremder im Zirkel dahier nach einer Retour fragte, dieß nichts auffallendes enthält." Daß übrigens der Reisende die neugierige Frage der kleinstädtischen Wirtin nach Namen und Wohnung unbeachtet ließ, ist für jeden welterfahrenen Menschen selbstverständlich.

4. Der Hofgarteninspektor und Regierungsassessor Friedrich Donner:

„Ich ging an jenem Tage um 3 Uhr in den Hofgarten und gewahrte über der Linden-Allee, wenn man vom Freyberg'schen Haus hereinkommt links, einen Mann mittlerer Größe, ohngefähr ein(en) Vierziger dem Alter nach, in einen großen dunkeln Mantel gehüllt und einen schwarzen runden Hut auf dem Kopf, die Allee herauf gehen, und wie er mich gewahrte, wieder umkehren. Er schien mir ein Fremder. Zu gleicher Zeit gingen noch zwei Menschen in der andern Allee durch die Baumschule, die ich nicht beschreiben kann." (Act. C II. f. 226).

5. Arbeiter Joseph Leich in Ansbach (unbeeidigt).

„Am Samstag den 14. Dec. Nachmittags ging ich etwas vor 4 (!) Uhr von meinem auf dem Neuenweg dahier gelegenen Wohnhause durch die alte Poststraße gegen die Promenade vor, auf welche ich kam, als

es eben auf dem Herrinder Thurm vier Uhr schlug.[1]) Ich ging die Promenade hinunter gegen den Schloßplatz zu, und als ich bei dem Hause des Herrn Generalkommissärs war, sah ich aus dem Schlosse heraus zwei Männer über die Straße herüber, die Reitbahn zur linken lassend, auf dem Weg zum Schloßgarten hingehen. Sie waren nicht weiter als 30—36 Schritte von mir entfernt, daher war ich auch sehr wohl im Stande, in dem zur rechten gehenden den Kaspar Hauser zu erkennen, der mir von Person sehr gut bekannt ist. Den Mann zur linken kannte ich nicht.[2]) Als die beiden an den Laternenpfahl am Eck der Reitbahn kamen, wandte sich Hauser um und sah gegen den Schloßplatz hinauf, so daß ich ihn auch im Gesichte sehen konnte. Bei den Schranken, durch welche man gehen muß, blieb der Fremde ein wenig stehen, um dem Hauser den Vortritt zu lassen. Dieser ging auch zuerst durch die Schranken und der Fremde ihm nach. Da das Wetter so abscheulich war, so dachte ich bei mir, wie doch die Herren bei solchem Wetter spazieren gehen möchten! Ich blieb deshalb ein wenig stehen, um ihnen nachzusehen, und bemerkte, daß Hauser, als sie im Hofgarten ankamen, die Thüre aufmachte und ohne Weiteres voranging, der Fremde ihm aber auf dem Fuße folgte. Ohngefähr $^3/_4$ Stunde nachher, als ich von meinem Gange zu dem Büttner Pfaffenberger zurückkam, sah ich auf dem Schloßplatze viele Leute stehen, welche jammerten und sagten, Kaspar

---

[1]) Daumer hat die Zeitbestimmung dieser zuerst von ihm (1873 S. 329) veröffentlichten Aussage mit der Bemerkung ausgestattet: „Soll, nach späterer Konstatierung, 3 Uhr heißen. Bemerkung des mir mitgeteilten Manuskriptes." Es war wohl im Interesse dieser Lüge, daß die im Texte unterstrichenen Worte bei Daumer fehlen.

[2]) Als der Melber Brechtelsbauer von der Weidenmühle (also nach der That, I. S. 320) wieder in den Hofgarten zurückkehrte, sah er zwei Herren miteinander gehen: einer hatte einen blauen Mantel mit halbem Kragen an und einen schwarzen Hut auf, den anderen, welcher links ging, konnte er nicht beschreiben. Der Zeit und dem Wege nach könnten das die zwei von Leich gesehenen Herren sein. Es liegt freilich eine Verschiedenheit im Mantelkragen vor, und bei Leich geht der Mantelträger links, aber erstens geht's bei einem plaudernden Spaziergang öfter so zu, und zweitens geben solche Kleidererinnerungen nur sehr flüchtige Eindrücke wieder.

sei im Hofgarten erstochen worden, worüber ich mich um so mehr wunderte, da ich ihn so kurz vorher noch gesehen hatte.

Hausers Begleiter war sehr groß, wohl 6 Schuh, schlanker Figur, dem Gange nach und so viel man von hinten bemerken konnte, ein angehender oder mittlerer Vierziger. Er hatte auf dem Kopfe einen feinen schwarzen Hut, oben etwas zugespitzt, trug einen dunkelblauen Mantel von gutem Tuche mit bis über die Kniee herabfallendem Kragen. Er hatte den Mantel weit hinaufgezogen und hüllte sich mit dem Gesichte in denselben, so daß man es nicht sehen konnte.

Hauser hatte gleichfalls einen runden, oben etwas zugespitzten Hut auf und einen dunklen und, wie mir schien, etwas melirten (nein!) Oberrock (nein!!) an. Sie sind sehr rasch gelaufen. Hauser reichte dem Fremden mit dem Gesichte höchstens bis an die Schulter. Als er um die Ecke ging und sich umsah, bemerkte ich nichts Auffallendes an ihm; er sah sich anscheinend ganz gleichgültig um."

Auf die Frage des Untersuchungsrichters: „Erinnern Sie sich ganz bestimmt, daß es damals eben vier Uhr geschlagen hatte?" antwortete Leich: „Ja es war gerade vier Uhr. Der Büttner Nik. Pfaffenberger, zu welchem ich unmittelbar ging und welchem ich meine Verwunderung über das Spazierengehen der Herren bei so schlechtem Wetter mittheilte, wird es bezeugen können, daß ich kurz nach vier Uhr zu ihm kam." Pfaffenberger und seine Frau Johanna Margaretha wurden vernommen und sagten folgendermaßen aus:

„Leich kam am Samstag den 14. Dezember Nachmittags zu mir und hielt sich ohngefähr eine Stunde bei mir auf. Genau weiß ich die Stunde nicht, wann er kam, das aber weiß ich bestimmt, daß, als er von mir fortging, ich und meine Frau noch und zwar ohne Licht arbeiteten. Da nun jetzt die Tage so kurz sind und obendrein damals die Witterung sehr trübe war, so kann Leich m. E. nicht viel später als nach 3 Uhr zu mir gekommen sein."

„Es war so nach 3 Uhr, daß der Salzbüttner Leich kam. Ganz dunkel war es auf keinen Fall, denn wir hatten noch kein Licht, und mein Mann arbeitete noch. Ich kann bestimmt behaupten, daß es noch nicht so weit in der Zeit war, indem es sonst bei dem Weg=



gehen des Leich, der gegen eine Stunde blieb, längst Nacht gewesen sein müßte."

Leich wurde jetzt ein zweites Mal und zwar beeidigt vernommen. Die betreffenden Fragen und Antworten lauten wörtlich:

Frage: Sie werden wiederholt aufgefordert, sich genau zu besinnen, ob Sie sich hinsichtlich der Stunde, zu welcher Sie den K. H. mit dem Fremden in den Hofgarten haben gehen sehen, nicht geirrt haben.

Antwort: Nein, ich irre mich darin nicht. Es war kurz vor 5 Uhr, als ich von Pfaffenberger wegging.

Frage: Auch behauptet dieser, daß Sie schon nach 3 Uhr zu ihm gekommen seien.

Antwort: Nein, es war schon 4 Uhr vorüber; ich sehe jedesmal auf die Uhr, wenn ich ausgehe.

Frage: Auch mit den übrigen bereits erhobenen Thatsachen stimmt dies nicht überein, so daß anzunehmen ist, Sie haben sich entweder in der Stunde oder in den Personen geirrt.

Antwort: Beides ist unmöglich; denn ich weiß genau, wie viel Uhr es war, und den Kaspar Hauser hatte ich zu oft gesehen, um mich über seine Person in so kurzer Entfernung täuschen zu können.[1])

6. Hofgartengehülfe Georg Friedrich in Ansbach:

„Ich arbeitete vergangenen Samstag den 14. Nachmittags von 1 Uhr bis 1/4 auf 5 im Orangenhause. Zwischen 3 und 1/4 4 Uhr hörte ich Etwas, wie Stimmen. Ich blickte zum Fenster hinaus und sah einen Herrn in einem grauen Mantel vor dem Orangenhaus vorbeilaufen gegen das neue Gitterthor zu, wo man von der Reitbahn aus in den Hofgarten hineinkommt. Ob er hinausgelaufen ist, kann ich nicht sagen. Er war ein Mann von mittlerer Größe; er lief einen ziemlichen Trab; von Gesicht konnte ich ihn nicht sehen;

[1]) Das heißt nun nach Daumer oder seinem Helfershelfer: „Soll, nach späterer Konstatierung, 3 Uhr heißen!" Zu Leichs Zeugnisfreudigkeit ist bloß zu bemerken, daß das erste gerichtliche Protokoll schon um vier Uhr datiert ist, und daß dort bemerkt wird, Kaspar Hauser sei vor beiläufig einer halben Stunde mit dem Stich nach Hause gekommen.

auch weiß ich nicht, ob er einen Hut oder eine Kappe auf hatte; er hatte, wie mir schien, ein schwärzliches Gesicht, mit oder ohne Bart, weiß ich nicht. Nach meiner Meinung können die Stimmen beiläufig einen Büchsenschuß weit vom Orangenhause gewesen sein; bis vom Uz'schen Denkmale herüber konnten diese Stimmen nach meiner Meinung nicht kommen. Ich unterschied zweierlei Stimmen, aber die Worte konnte ich nicht verstehen. Es währte auch nur einen Augenblick. Es waren keine Baßstimmen, doch jedenfalls Männerstimmen."

So bei Daumer 1873, S. 331. Verschwiegen werden aber Eingang und Schluß dieser Zeugenaussage. Obwohl dem Gärtnerburschen der Vorfall mit dem Hören von Stimmen und dem raschen Laufen eines Mannes vor nur einer Stunde im frischen Gedächtnis sein mußte, hielt er, als die Leute zwischen 4 und 5 Uhr in den Hofgarten hineinströmten und sagten, Kaspar Hauser sei vor einer Stunde im Hofgarten gestochen worden, dies für einen Scherz, er fand keinen Zusammenhang mit seiner Wahrnehmung vor einer Stunde. Noch zwei Tage lang kam ihm der Gedanke nicht. „Erst kürzlich fiel mir bei, erst heute früh," sagte der am 17. December vernommene Zeuge, „daß ich am Samstag (14.) zwischen 3 und 1/4 4 Uhr etwas hörte wie Stimmen." Auf die Frage des Richters, ob Zeuge niemand bezeichnen könne, der am 14. Dez. zwischen 3 und 4 Uhr im Hofgarten gewesen oder sonst über die Sache mehr Aufschluß geben könne, gab Friedrich zur Antwort: „Der Herr Pfarrer Lehmus war um die Zeit herum, ich weiß aber nicht vor oder nach dem Vorfall, im Orangeriehaus und hat, wie mich däuchte, studirt. Er ging am Fenster und im mittleren Gang auf und ab. Sonst wüßte ich Niemand anzugeben."

7. Pfarrer Lehmus:

„Wohl erinnere ich mich, daß ich an jenem Tage zwischen 3 und 4 Uhr, um mir einige Bewegung zu machen und aus Gewohnheit in den Hofgarten ging, und, da es regnete, im Orangeriehaus einigemal auf und ab spazierte. Ich ging von da an wieder nach Hause und weiß mich gar nichts zu erinnern, daß mir im Hin- oder Rückweg oder im Hofgarten selbst etwas aufgefallen wäre. Ich habe

dergleichen weder gehört noch gesehen wie Friedrich." (Fehlt bei Daumer.)

8. Näherin Susanna Margaretha Weiß in Ansbach:

„Ich bewohne das zweitnächste Haus an der Weidenmühle, von dessen Hof aus ich auf den Hofgarten und zwar auf die beiden gegen den hölzernen Tempel zuführenden Alleen sehen kann. Während ich in diesem Hofe Holz trug, sah ich am Samstag den 14. Dec. Nachmittags nach 4 Uhr zu dem Gatterthore, welches die Allee von dem inneren Hofgarten scheidet, einen Mann herauskommen und sehr starken Schrittes in der meiner Wohnung zunächst gelegenen Allee gegen den Tempel zu und über diesen hinaus gegen den Abhang an der Rezatwiese hingehen. Da es so abscheuliches Wetter und so äußerst schmutzig war, fiel mir der Mann auf; weßhalb ich ihn genau beobachtete und hierbei wahrnahm, er müsse der Meinung gewesen sein, es führe hier gerade der Weg hinunter. Da er jedoch das ausgetretene Wasser vor sich sah, so kehrte er um und ging auf die Stäffelchen zu, welche gegen die Weidenmühle hinführen, sodann über den Steg auf die Eiber Straße zu und über diese gerade hinunter auf die zwischen der Eiber und der Nürnberger Straße gelegene Oelmühle hin, wo er meinen Blicken entschwand." So weit bei Daumer. Die nicht unerhebliche Frage des Untersuchungsrichters an die Weiß: „Bemerkten Sie nicht, ob jener Mann sich auf dem Wege öfter umsah?" und die Antwort der Zeugin: „Nein, er sah sich nicht um" — wird fortgelassen.

9. Taglöhner Johann Stadi in Ansbach:

„Am Sonnabend den 14. December war ich Nachmittags gegen 4 Uhr in dem Hofe des Hauses nächst der Weidenmühle, in welchem die ledige Weiß wohnt. Da sah ich auf einmal zu dem Gatterthor des Hofgartens heraus einen Mann kommen, welcher sehr eilig in der unserem Hause zunächst gelegenen Allee, gegen den hölzernen Tempel hin und über diesen hinaus, an den Abgang ging. Er war unverkennbar der Meinung, es führe hier ein Weg hinunter; denn er sah ganz erstaunt hinab und ging am Abgange hin und her, bis er endlich schleunig umkehrte und die Stufen hinunterging, welche gegen die Weidenmühle zu führen. Dann lief er in gleicher Eile



über den Weg hin auf die Eiber Straße zu, auf welcher er sich links wandte. Er schien mir ein Vierziger, ohngefähr 6 Schuh groß und breitschulterig. Vom Gesichte konnte ich Nichts wahrnehmen, als einen schwarzen Backenbart. Ich sah von seiner Kleidung Nichts als einen Mantel von blauem Tuch mit 2 oder 3 Krägen und einen runden schwarzen Hut."

Eine halbe Stunde länger als sein dahineilendes Opfer würde ein Mörder sich nicht im Hofgarten mehr aufgehalten haben![1]) Und wollte man auch hier wieder die beschworene Zeitangabe (4 Uhr) harmonistisch korrigieren, so blieben noch die Kragen des Mantels (vgl. I. S. 342 Antwort 23) zu entfernen. Gendarmeriehauptmann von Imhof berichtete den 7. Januar 1834 über die Nachforschungen, welche die Aussagen 8 und 9 veranlaßt haben, daß „durchaus nicht das geringste ausgekundschaftet werden konnte. Auch der hier stationirte Wachtmeister Conrad Georg, welcher an diesem Tage und gerade um diese Zeit von seiner gemachten Patrouille auf der Eiber Straße zurücktritt, hat keinen Mann bemerkt, der, wie in Rede steht, gekleidet gewesen wäre oder auch nur auf die geringste Weise sich verdächtig gemacht hätte. Und ebenso sind aber auch alle übrigen Nachforschungen in Bezug auf die von verehrl. Behörde früher mitgetheilt erhaltenen Signalements ganz fruchtlos bisher geblieben, obschon von Seiten sämmtlicher Brigade- und Stationskommandanten die vollste Thätigkeit in Ausmittelung des Thäters sowohl als jenes Mannes, durch welchen Hauser in den Hofgarten will bestellt worden sein, entwickelt wurde."

Alle hier erwähnten Leute sind nun bei Daumer identisch, wodurch er einen mythischen Kasparmörder mit einem halben Dutzend Köpfen hervorzaubert. Er hatte sogar die Stirn (S. 334 und 35)

[1]) Es ist offenbar derselbe verwegene Geselle, an den die Hauserianer glauben, der schon beim ersten Attentat in Nürnberg sich öffentlich in einer Kufe das Blut von den Händen wäscht, sich noch vier Tage lang aufhält, sich in Kaspars Stil nach seinem Tode erkundigt, u. s. w. Nach Daumer freilich „hat wohl ein ganz anderer (als der schwarze Mann vom 17. Okt. 1829), ein ächter, gedungener Bandit, Gott weiß woher geholt und wie teuer bezahlt, die That im Hofgarten zu Ansbach vollbracht."

eine übersichtliche Tabelle vorzuführen, in welcher Tag, Stunde und Ort der „Wahrnehmung“, Alter, Größe, Gesicht, Haare und Bart, Kopfbedeckung, Umhüllung, Fußbekleidung, Sprache, Wesen und Benehmen „der verdächtigen Person“ nach Hauser und den Zeugen Nr. 1 und folg. zusammengestellt worden sind. Von der Ungeheuerlichkeit des Unternehmens abgesehen, möge hier nur noch auf zwei freche Fälschungen hingewiesen werden. Unter „Tageszeit und Stunde der Wahrnehmung“ heißt es bei Nr. 5 („Arbeiter Leich in Ansbach“): „Um 3 Uhr“ (vgl. oben S. 77). Und um die sich gegenseitig ausschließenden Angaben über das „Alter der verdächtigen Person“ in Einklang zu bringen, wird neben den Zahlen („36—38, 34—38, 40, 48—50 Jahre“) der ausgelesenen Zeugen „Hausers eigene Angabe, seinen Mörder betreffend,“ (sie lautete 50—54) so vertuscht: „Mehr alt als jung.“ Das wird ihm eine theologische Harmonistik kaum nachmachen! Auch das höchst gefährliche Bedenken, wie der Kaspar der Hausermärchen so ohne weiteres auf eine verdächtige Einladung hin allein in den Hofgarten gehen könnte, hat den Kasparpropheten zu einem neuen Gewaltstreich der Rekonstruktion verführt. Der biegsame Mann war 1873 (S. 337) „nicht ungeneigt anzunehmen, H. habe sich — von dem Unbekannten in den Hofgarten führen lassen. Von diesem Gesichtspunkte fällt nun aber auf den ganzen Vorgang ein überraschend neues Licht (schon wieder!); und es wird möglich, ein dabei Statt findendes großes Räthsel zu lösen. (Hört!) Es ist nämlich schwer einzusehen, wie man es angefangen habe, den Findling — an den Ort zu locken, wo er die tödtliche Wunde empfing. Seine Aussagen darüber wollen nicht genügen (Hört!), und es ist dieß ein Punkt, welcher in der That geeignet war, Verdacht zu erwecken und den Unglauben an eine mörderische Verletzung von fremder Hand zu bestärken. Hauser scheint in den betreffenden Aussagen auch mir nicht ganz offen und aufrichtig gewesen zu sein; H. scheint nämlich einige Zeit vor der Katastrophe mit gewissen unbekannten Menschen, die sich seines Vertrauens zu bemächtigen verstanden, in Berührung gekommen zu sein. Der Arbeiter Leich bemerkte das respektvolle Benehmen, welches der Mann, mit welchem Hauser in den Hofgarten ging, gegen diesen beobachtete. Man be-

handelte ihn allem Anscheine nach als etwas Hohes (! gemeint ist natürlich: als S. K. H. Kaspar; sollten die Initialen K. H. nicht überhaupt Königliche Hoheit bedeuten?), sagte ihm, es sei nun die Zeit gekommen, wo er auf den ihm gebührenden Platz erhoben werden könne und solle,[1]) man habe den Auftrag, ihn darauf vorzubereiten, ja sogar, ihn zu entführen, wobei er aber das strengste Geheimniß zu bewahren habe; und lockte auf diese Weise den kindisch Trauenden und willig Folgenden an den Ort, wo er fallen sollte." Und wo Professor Daumer von Nürnberg am Gitter gestanden und gelauscht hat.

Und jetzt zurück zur Prosa der kahlen Wirklichkeit! Das bayrische Justizministerium beauftragte den 7. Januar 1834 das Kreis- und Stadtgericht Ansbach, über das Ergebnis der eingeleiteten gerichtlichen Untersuchung dem König schleunigst einen genauen und umständlichen Bericht zu erstatten und denselben wenigstens einmal am Anfang eines jeden Monats fortzuführen. In dem ersten vom Kreis- und Stadtgerichtsrat Waltenmeier abgefaßten Bericht vom 12. Januar 1834 lesen wir, daß überall, in allen Wirtshäusern, bei allen Personen, die aus ihrer Wohnung in den Hofgarten hinein sehen konnten, oder die am 14. Dezember im Hofgarten waren, bei dem Hofgärtner, allen Gartenarbeitern, bei allen Tagelöhnern oder Arbeitern Ansbachs, ohne Erfolg recherchiert worden ist. „War nun gleich das Untersuchungsgericht — entfernt von aller einseitiger oder vorgefaßter Ansicht — bemüht, die Erforschung eines Thäters mit allen Mitteln herbeizuführen, so ist es doch bis jetzt nicht gelungen, gegen ein bestimmtes Individuum auch nur einen entfernten Verdacht zu begründen, ja nicht einmal zu einer erhöhten Glaubwürdigkeit zu bringen, daß die That, **so**, wie sie von Hauser erzählt wurde, vorbereitet und ausgeführt worden ist; vielmehr haben sich zahlreiche Vermuthungen aufgedrungen, daß Hausers gewaltsamer Tod nicht in der Art bewirkt wurde, wie seine Angaben lauten. Diese Vermuthungen zu begründen oder zu entkräften, mußte nun

[1]) Wer weiß, was in der Weltgeschichte noch alles vorgefallen wäre, wenn schon damals die Romantik (1840—1858) auf dem preußischen Thron gesessen hätte!

dem Untersuchungsgerichte, dem nur die Erforschung der Wahrheit als Aufgabe vorschwebte, wichtig erscheinen, nachdem dasselbe es anfänglich für die Erste Pflicht gehalten hatte, den unbekannten Thäter zu ermitteln. Allein die sich anfänglich häufenden Anzeigen in Bezug auf Personen, welche mit der Personalbeschreibung Hausers von dem Thäter in einiger Uebereinstimmung standen, und welche die Vernehmung von mehr als 100 Individuen nothwendig machten[1]), nahmen in den ersten drei Wochen die Thätigkeit des Untersuchungsgerichts ununterbrochen und vorzugsweise in Anspruch. Erst in der letzten Woche, nachdem die Indizien in Bezug auf Personen fast durchgängig auf Null reduzirt waren, konnte auf Erhebung jener Data und Gerüchte übergegangen werden, welche die gewaltsame Tödtung Hauser's von fremder Hand sehr in Zweifel zu setzen geeignet waren. Die gepflogenen Erhebungen gründeten sich I. auf die Subjectivität Hauser's im Allgemeinen, II. auf das vorliegende Factum, die innere Glaubwürdigkeit desselben an sich und der dasselbe begleitenden Umstände." „Gegen die Glaubwürdigkeit der von Hauser erzählten That" werden richtig hervorgehoben:

1) Die Verschiedenheit, wie Hauser das Faktum selbst in einem Hauptmoment erzählte.

In der unmittelbar nach der That seinem Lehrer Meyer gemachten Erzählung behauptete derselbe, nach erhaltenem Stiche, so schnell es ihm nur möglich war, nach Hause gelaufen zu sein. Diese Behauptung wiederholte er in seiner gerichtlichen Deposition. Dagegen versichert Dr. Horlacher auf seinen Amtseid, H. habe gegen ihn geäußert: er sei nach der Verwundung niedergefallen und wisse nicht, wie lange er gelegen sei.

In seiner zweiten Vernehmung deponierte H.: jener Mann, der ihn zu zweien Malen in den Hofgarten bestellt habe, hätte einen blonden Schnurrbart gehabt, und widerrief dieses in seiner nächsten Vernehmung, indem er den Bart des Bestellers gleich dem des Mörders als bräunlich, ins Schwärzliche gehend bezeichnete.

---

[1]) Daumer 1873 S. 224 [324]: „Also über hundert Personen wollen eine der That verdächtige Person gesehen haben." Ist das nun angeborene oder bloß simulierte Dummheit?

Gegen den eidlich vernommenen Konditor Vogel, Besitzer jenes Hauses, worin Lehrer Meyer und C. H. wohnte, äußerte H. sich, als er zu Hause von diesem nach seiner Verwundung auf das Sopha gebracht wurde, auch noch über einen dritten Unbekannten, der ihn im Gange des Gerichtslokals angeredet und gefragt haben soll: Sind Sie Hauser? besuchen Sie manchmal den Hofgarten? eine Äußerung, die er weder gegen irgend jemand anders, noch bei seinen gerichtlichen Vernehmungen machte. Auch „die innere Unwahrscheinlichkeit der Erzählung und der That" wird überzeugend nachgewiesen (A. M. 1872 S. 332—36), und zu tadeln ist bloß, daß man versäumt hat, das Kanzleipapier zur Vergleichung des Zettels vom 14. Dezember 1833 herbeizuziehen. Ein Reskript aber, das der Minister des Innern, Fürst von Öttingen-Wallerstein, den 23. Januar 1834 auf Grund der Ergebnisse der bisher (12. Januar) geführten, fünf voluminöse Aktenhefte umfassenden Untersuchung, an den Regierungspräsidenten v. Stichaner gerichtet hat, wird uns davon überzeugen, was man von den Richtern zu Ansbach eigentlich verlangt hatte: eine Tendenzleistung. Denn der Minister entwickelte aus den Akten folgende überraschende (römisch chiffrierte) Ansichten[1]).

I. Dem Minister steht die Überzeugung fest, „daß Hauser von je her, zwar nichts über seine Abkunft, wohl aber mehr, als er eingestand, über den Ort seiner langen Gefangenhaltung oder doch über das Aussehen seines Drängers wußte."

II. „Hauser war aber kein Betrüger."

[1]) König Ludwig studierte, mit einem Bleistift in der Hand, die Akten gründlich. Den ersten Bericht, vom 12. Januar (A. M., S. 317—36), versah er mit folgenden eigenhändigen Randbemerkungen. Zu S. 319 Z. 8—12 ob.: „War sonst Niemand dort?" (Richtig!) Zu S. 328 Z. 8 ob.: „O ja! Schluß der Vernehmung v. 16. Dec.!" (Richtig!) Zu S. 329 Z. 23 ob. ist ein Fragezeichen angebracht. Zu S. 331 Z. 2 unt.: „Hat gesagt, das Gericht habe sich geirrt." (Kaspar kann sich gar nicht irren?) Zu S. 332 Z. 7 ob.: „Dieß war viel früher", Z. 14 ff. „vor vier Jahren! Man gab ihm ja keine Begleitung mehr (vgl. I. S. 314!) und steifte so seine Meinung." Zu S. 333 Z. 14 unt.: „Dahin sah man auch Jemand gehen." Zu S. 334 Z. 5 ob: „wer! vielleicht der höchst befangene Meyer!" Zu S. 335 Z. 5—8 ob: „widersprechende Zeugenaussagen", Z. 14 ob.: „um sich zu ermorden?" (Komisch!)

III. „Er war ebensowenig ein verdorbener Jüngling."

IV. „Er glaubte fest an eine sehr hohe Abkunft."

V. Behauptet drei Unwahrheiten: 1) daß v. Pirchs ungarisch-polnisches Sprachenexperiment ohne Zeugen stattgefunden habe; 2) daß das bei den erfolglosen Sendungen Hickels nach Ungarn verschwendete Geld und die von dem badischen geheimen Rate von Klüber ausgegangenen[1]) Spuren einer ganz niederen Abkunft das Interesse der meisten und selbst Lord Stanhopes an H. gemindert haben; 3) daß Merkers erste Kritik erst „vor wenig Monaten" erschienen sei.

VI. Hier wird Meyers Ansicht aus Merkers Schrift deduciert, und behauptet, daß Meyer bei Nacht Hausers Papiere durchsuchte. „Zuletzt ließ Meyer sogar Merkers Schrift offen auf dem Tische liegen". Drei neue Unwahrheiten.

VII. Oberlieutenant Hickel „bat zwei Monate vor dem Morde in einem nach Wien adressierten Briefe Lord Stanhope dringend, H. aus Meyers Wohnung zu entfernen, wo — der Jüngling in jeder Beziehung verdorben werde."[2])

VIII. Man (wer?) scheint Hauser „für die schändliche Endscene von langer Hand vorbereitet zu haben."

IX. „Es ist wohl außer Zweifel, daß H. Bekannte hatte, vielleicht solche, die Niemand ahnte, und die durch zugesagte Enthüllungen über seine Geburt — sein Vertrauen zu gewinnen wußten" . . .

X. „Zur vollen Gewißheit wird diese Thatsache durch dasjenige erhoben, was Hausers achtbarer Freund Dr. Hartmann (!) dem Vernehmen nach geäußert haben soll" . . .

XI. „Lächerlich (!) ist die Behauptung, als habe H. den Gang verheimlicht. Er erzählte am 11. offen seine Bestellung der Gattin

[1]) Geradeso im Original unterstrichen! Wir wissen, daß Stanhopes Zweifel schon vom Mai 1832 datieren; Klüber aber gab ihm erst am 21. Juni 1833 ein Promemoria wegen des Obersten Tischleder. Stanhope schickte es Hickel zur Instruktion, und dieser machte (vgl. Hickel S. 119) deshalb eine Reise. Dieser K. H. war 1813 geboren, lebte noch und war — ein Mädel.

[2]) Klatsch! Stanhopes bis zum 15. August 1835 reichende Korrespondenz mit Meyer hat mir vorgelegen: aus dieser geht aber mit Evidenz hervor, daß Kaspars Lehrer das Vertrauen des Grafen bis zuletzt unvermindert genossen hat.

des Oberl. Hickel" . . . Es handelt sich aber, wenn Durchlaucht erlauben, um den Gang am **14.** December.

XII. „Noch lächerlicher (!) ist die Ansicht, als habe H. sich in seinen Angaben widersprochen" . . . Der beschränkte Unterthanenverstand könnte da freilich zweifeln, aber Ew. Durchlaucht werden's wohl besser wissen.

XIII. „Offenbar" wurde Kaspar hinbestellt. Der Mann „gab ihm Winke über Familien-Enthüllungen und diese führten den freudetrunkenen Jüngling zu dem Gange, der der letzte seines Lebens wurde. Damals mag er den schrecklichen Eid geschworen haben, dessen er gegen Dr. Hartmann (!) erwähnte" . . .

XIV. „Der Besteller war offenbar kein Taglöhner. Er war ein vertrauter Freund des Mörders. Darauf deutet der Umstand, daß zwei wohlgekleidete, dem Mörder und dem Begleiter ähnliche Fremde 14 Tage (!) vor der That in dem weißen Rosse in Nürnberg (Ansbach!) übernachteten."

XV. „Wohl aber war offenbar der Besteller am Morgen des Tages in Nürnberg." [1])

XVI. Aussage des Salzmagazinarbeiters Joseph Leich (oben S. 74 Nr. 5).

XVII. „In dem Beutel glaubte H. offenbar die lang ersehnten Aufschlüsse zu finden."

XVIII. „Daß Hauser nicht willens war, sich zu tödten, darüber sind beinahe alle seine Gegner einig. [2]) . . . Auch lassen die Zeug-

[1]) Die Bestellung soll um 9 Uhr geschehen sein; von Nürnberg nach Ansbach brauchte man mit der Post 5 Stunden, der Aufenthalt des Bestellers in Nürnberg war also „offenbar" doch sehr früh.

[2]) Falsch! Für Selbstmord stimmten Dr. Horlacher (sogar Dr. Heidenreich erklärte den Selbstmord für nicht ausgeschlossen), Hickel, Meyer, Stanhope und die Untersuchungsrichter. Hausers geheimste Absicht kann natürlich niemand wissen, das kindische Beiwerk aber der Verwundungsgeschichte beweist gegen einen gewollten Selbstmord und für eine Selbstverwundung. Für den Selbstmord stand Hauser in ethischer Beziehung nicht hoch genug. Noch kurz vor dem Ereignis versicherte er, gerne Offizier zu werden, wenn nur kein Krieg wäre, denn er möchte noch recht lange leben; ebenso wie die Mitteilung an Frau Hickel am 11. Dez., eine sehr verständliche „Attentats"-Vorbereitung.

nisse Euerer Excellenz und des würdigen Pfarrers Fuhrmann über seine Stimmung in den letzten Tagen, sein vergnügtes Tanzen auf dem letzten Balle, und seine fröhliche Stimmung gegenüber dem Dr. Hartmann (!) im letzten Augenblicke vor dem Gang in den Hofgarten, keinen Zweifel übrig." (Punkt 19 und 20 sind wertlos.)

XXI. Verdreht Kaspars Aussage über den einen Mantelkragen dahin, daß ihm dies so geschienen habe. „Gerade diese Art von Beschreibung zeugt für die Wahrhaftigkeit und Ungesuchtheit von Hausers Aussagen."

XXII. Verdreht Vogels Aussage dahin, daß Meyer „den ächzenden und stöhnenden Jüngling in den Garten zurückführte, und ihm entgegengesetzten Falles sogar durch den Transport mittelst Polizei-Soldaten drohte . . . Sein ganzes Betragen war jenes eines gemüthlosen, zur vollen Durchbildung nicht gelangten, in seine eigenen Präoccupationen verstrickten Mannes." (23—25 unerheblich.)

XXVI. „Wenn H. den Bart des Bestellers einmal als blond, das andere Mal als hellbraun angab, so erklärt sich" auch diese Verdrehung einfach aus der Präoccupation des Herrn Ministers.

XXVII. „Das Begehren nach dem Beutel, dann die an dem Sterbetage gesprochenen (pour le besoin de la cause erdichteten) Worte: hat man denn nicht nach dem Manne fortgeschickt? zeugen von seinem Verlangen nach Aufschlüsse(n) über den Thäter. Ebenso zeugen (so) von seiner Unschuld und von der Wahrheit seiner Angabe, die kurz vor dem Tode stattgehabte Aeußerung: er sei auf dem rechten Wege geblieben, von guten Leuten umgeben, aber das Ungeheuer sei mächtiger gewesen als alle."

XXVIII. „Die so sehr von jenen Gegnern hervorgehobenen Worte: ‚Warum soll ich denn verzeihen, hat mir ja Niemand etwas gethan?' hat der sterbende Hauser selbst vollständig erklärt, indem er auf die Frage: ‚ob er auch dem Mörder (!) vergebe?' antwortete: ‚ich habe allen verziehen, die ich kannte' — hierdurch deutlich zu erkennen gebend, daß er in dem Wahne stand, Verzeihung trete nur gegen bekannte oder doch gekannte Personen ein." (!)

XXIX. „Sprach er wenig mit einem ihn besuchenden Arzte — dagegen redete er um so offener zu seinem Freunde, dem Arzte Dr. Hartmann.“ (!)

XXX. „Auffallend war aber, daß Dritte in großer Zahl eintreten durften. Insbesondere aber

XXXI. auffallend, daß sogar Studenten [1]) eingelassen wurden, und daß man ihn mit Nebengesprächen quälte — während Männer wie Dr. Hartmann (!) **ferner gehalten wurden** (so!), und während eigentlich relevante Fragen durchaus unterblieben, z. B.:

1. Ob und warum er nicht nach Hülfe gerufen?
2. Warum er in seine entfernte Wohnung und nicht in ein näher gelegenes Haus, z. B. in jenes Euer Excellenz sich begeben habe?
3. Warum er nochmal(s) mit Meyer ausgegangen sei?
4. Warum er von der 2. Einladung in den Hofgarten gegen Niemand Erwähnung gemacht? (Durchlaucht haben also unter XI. selbst simuliert, zwar nicht „lächerlich,“ aber unlauter!)
8. Welchen Dialekt er (der Besteller) gesprochen? (Vgl. Fr. 15 des Verhörs.)
9. Was ihm der Mörder bei Uebergabe des Beutels gesagt habe? (Vgl. Fr. 22.)
10. Wie es komme, daß er auf den Stich nicht zurück gestürzt sei?“ (Die Antwort kann hier, wie bei 1 und 2, nur lauten: weil keine Verwundung von fremder Hand stattgefunden hat!)

XXXII. „Noch auffallender war die Unvorsichtigkeit der Polizei, den Polizeidiener ohne Angabe des Grundes nach dem Platze der That zu senden, und auf diese Weise die (das) sicherste Mittel zu(r) Entdeckung der Wahrheit, nämlich die Besichtigung der Spuren aus (den) Händen zu geben.“

---

[1]) Studenten! Der einzige Student, der Kaspar besucht hat, war sein Freund, der Gymnasiast Julius Schumann, Sohn des Appellationsrats Schumann.

Der Minister geht dann zu dem jetzt nötig gewordenen Verfahren im allgemeinen über und dekretiert: „Merkers Schrift und das unbegreifliche Benehmen Meyers und anderer haben offenbar bei vielen die Meinung begründet, als sei Hausers Tod einem Selbstmorde zuzuschreiben. . . . Diese Ansicht ist — nicht nur falsch, sondern lächerlich[1]. . . . Es ist daher absolut nöthig, daß Euer Excellenz kein Wurzelschlagen dieses Glaubens dulden." (!) Sodann verfolgt der Minister Spuren des Thäters, die sehr unterhaltend sind. Denn erstens hat am 4. (!) Dezember abends halb 9 ein Fremder den Ludwig Hirsch ganz unerwartet in barschem Tone gefragt: wo ist der Brandenburger Hof! Zweitens „wohnten 14 Tage vor der That 2 mit dem Beschriebe (so) des Mörders und des Bestellers auffallend zusammentreffende Fremde in dem weißen Roß." (Das waren der Gerbergeselle Baumann aus Kottersdorf und der Badergeselle Johann Dauer aus Wallenfels, beide so unschuldig wie der Bürgermeister Binder.) Drittens „erschien ein dem Mörder ähnliches Individuum in dem Laden des Conditors Vogel." (Der Akustiker Buschmann aus Berlin hat, nach den Akten, wirklich bei Vogel für einen Sechser Bonbons gekauft und 2 Kreuzer herausgekriegt; erschrecklich, aber doch wahr.) So geht das weiter, bis zehntens die Freiin von Freyberg an die Familie Gumschenberg nach München schrieb, sie habe „Nachmittags zwischen 1/4 4 und 4 Uhr einen Menschen mit dunkelm Bart u. s. w. aus dem Hofgarten treten sehen, dessen Gang und ganzes Wesen dergestalt auffallend war, daß sie ohne irgend etwas von der That zu wissen, sich darüber gewundert." So schafft sich der Glaube nachträglich immer die fehlenden Beweise. Denn das Haus des Kgl. Kämmerers von Freyberg lag allerdings dem Gatterthor zum Hofgarten gegenüber, in seiner Ver-

---

[1]) Schon wieder lächerlich! Wirklich lächerlich in höchstem Grade ist im Gegenteil die naive Verwendung des „offenbaren" Sensationsartikels des famosen „Dr. Hartmann" unter X., XIII., XVIII., XXIX., XXXI. Oder konnte sich auch „Dr. Hartmann" zu Ansbach unsichtbar machen? Nicht „lächerlich" dagegen ist die unredliche Verwendung des Aktenmaterials, die „offenbare" Fälschung an so vielen Stellen. Von solcher Seite geschmäht zu werden (vgl. XXII), konnte keinem ordentlichen Menschen etwas anhaben.

nehmung aber vom 18. Dezember 1833 sagte der genannte Herr aus: „Einen Menschen der Art habe ich nicht gesehen und ebensowenig Jemand aus meiner Familie.“

Von den Spuren eines anonymen Verbrechers kommt der Minister auf Inzichten gegen bestimmte Personen. „Vorzügliche Aufmerksamkeit scheint die jüngste Angabe der Martha Schlatterer von Schwabach zu verdienen (im 27. Kap.). Die der Hebamme[1]) zu Ohren gekommene Sage von einer adeligen Mutter des Säuglings scheinen (so) mit den Gerüchten und Vermuthungen über Hausers Abkunft (und) mit der Kunde einer Verwechselung des lebenden mit einem todten Kinde übereinzustimmen. Ferner treffen die aus dem Register der Gendarmerie erhobenen Notizen über den (als sehr verwegen geschilderten) Sohn jenes Försters, Johann Caspar, früher Artillerist, dann im J. 1828/29 Gendarm bei der 4. Comp. mit dem Beschriebe (!) des Mörders und das graue Beinkleid und die gelben Sporen des zu Nürnberg (im Falken) gesehenen verdächtigen Fremden mit dem Costum (so) eines ehemaligen Gendarmen zusammen. Es dürfte nöthig sein . . . zu ermitteln, ob in der Nähe des Jäger Caspar'schen Hauses eine Allee bestanden habe, deren sich Hauser als eines charakteristischen Merkmals seiner ersten Kindheit erinnern wollte.“ Dieses vorzügliche Gedächtnis eines Säuglings und die der Hebamme zu Ohren gekommene „Sage“ haben dem Minister endlich den Weg zu weiter zu beachtenden Momenten, d. h. zur höheren Politik gebahnt:

„1. Die von dem alten ehrwürdigen Minister von Reitzenstein (dem Freunde und treuen Diener des alten Markgrafen Karl Friedrich und des verstorbenen Großherzogs Karl von Baden) gewählte Reiseroute und dessen sorgfältige Erkundigungen an Ort und Stelle.

2. Das Schreiben des Oberpostmeisters von Fahnenberg an den Bürgermeister Binder (I. S. 358) und dessen Ersuchen um 2 Portraite (so) und um Urschriften von Hausers Hand, da dieser der

[1]) Der Hebamme? Frau Heller war schon längst tot und hat also, mit Verlaub, 1834 gar keine Sagen erzählt. Wir sehen aber, was Frau Schlatterer im jüngsten Gericht zu verantworten haben wird.

badischen Opposition engverbündete Mann in Karlsruhe markirt (?), und da sein Begehren selbst dann (!) merkwürdig war, wenn selbes (so) aus Oppositions-Tendenzen hervorgegangen sein sollte.[1])

3. Das Schreiben des geheimen Raths von Lang, dessen offenbekannte Tendenz auf ein Lächerlichmachen des ganzen Vorfalles — gerichtet ist.

4. Endlich die seit 2 Jahren gegen Hauser erschienenen Zeitungsartikel und insbesondere die Quellen, aus welchen der preuß. Polizeirath Merker die Facta zu(r) Begründung seiner Zweifel gegen Hauser geschöpft haben dürfte.

Indem ich Euer Excellenz auch die wachsame Verfolgung dieser Spuren, sowie die genaue Ermittlung aller jener Personen empfehle, mit welchen er in und außer Ansbach etwa Umgang pflog, bemerke ich Ew. Exc. noch, daß jedenfalls der jetzige(n) großherzogl. badischen Herrscherfamilie ein etwaiges Attentat bezüglich der Kinder des Großherzogs Carl fremd war, daß alle Schuld auf den verstorbenen Markgrafen Ludwig und auf den Rathgeber, Staatsrath Fischer, fallen

---

[1]) Binder hatte dagegen „gehört, daß dieser ihm ganz Unbekannte Kammerherr und Liebling des Großherzogs sein soll"! Schlau waren die Verbrecher in Baden gerade nicht: sie töten den Säugling nicht, sondern pflegen den Ballast unterirdisch bis zum Jüngling, setzen diesen dann in der größten Stadt des Feindes aus und erregen so einen Weltspektakel; damit noch nicht genug, veranstalten sie zwei Mordanfälle aus einem Puppentheater, und wenn dann das Opfer endlich wirklich in Ansbach begraben liegt, wenden diese Simpelmeier durch den Oberpostdirektor zu Karlsruhe sich direkt an den Bürgermeister Binder um das Bildnis ihres Opfers. Denn auf eine andere Art waren die Kasparbilderchen damals natürlich gar nicht zu erlangen! „Hienächst erfuhr ich," so dreht Binder die Klatschmühle weiter, „auch gestern nachmittags sub rosa von einem Kaufmann, daß nach Mitteilungen, welche diesem von Baden aus gemacht wurden, der Tod Hausers in Karlsruhe auf einen dortigen geheimen Rat einen solchen erschütternden Eindruck gemacht habe, daß er mit wichtigen Entdeckungen hervorgetreten sei, die in Karlsruhe bekannt geworden seien und großes Aufsehen erregt hätten. (Daher vom Nürnberger Krämer bloß sub rosa?) Ich bin sehr begierig (jetzt legt Binder die Schürze an und streift er sich die Ärmel auf), zu erfahren, was hieran ist, und ob nur Privatansichten und Meinungen, oder wirklich die Wahrheit das Wort führt." Der pure Klatsch, Herr Oberbürgermeister, genau wie in Ihrer Bekanntmachung.

würde, der zur Zeit der Hauser'schen Geburt Kreisdirektor in Wertheim war, daß demnach ein Anfragen aus Carlsruhe, selbst wenn es direct aus dem großherzogl. Cabinet käme, nie auf Irrwege der jetzt regierenden Dynastie führen dürfte".

Wie gewissenhaft! Der Leser lege sich doch die Frage vor, wie er handeln würde, wenn jemand auf Grund eines rein aus den Fingern gesogenen Klatsches ihm etwa sagte: „Ihr Großvater hätte von Rechts wegen gehängt werden sollen, aber Sie halte ich darum noch nicht für seinen Complicen"! Die gebührende Antwort könnte unter Umständen lebensgefährlich werden. Konklusum des Gerichts am 5. Februar 1834: „Die in den zu den Akten gekommenen Briefen des Herrn Staatsministers Fürsten Wallenstein, unter der Aufschrift Weiter zu beachtende Momente enthaltenen Bemerkungen, geben zu gerichtlichen Einschreitungen keine Veranlassung, und ebensowenig die Schlußbemerkung wegen Anstellung von Recherchen im Großherzogthum Baden." „Viel Lärm um Nichts" — so muß der Titel sämtlicher Aktenbände über Kaspar Hauser lauten: die Kriminaluntersuchung zu Ansbach, genau wie das Kriminalverfahren wegen widerrechtlicher Gefangenhaltung und Mordversuchs am 13. September 1831 zu Nürnberg — mußte, aller Ministerialreskripte ungeachtet, den 11. Septbr. 1834 aussichts- und resultatlos eingestellt werden.

So tief man den scheinjuristischen Kasparschwindel des Magistrats in Nürnberg verachten muß, der die unwiderstehliche Widerlegung ihres Märchens in den Akten versteckt hielt, der nach dem ersten Attentat so fanatisiert war, daß die eingeschüchterten Zeugen von dem Strom der aufgeregten Leidenschaften überflutet worden sind, und dem Stadtgötzen gegenüber ihren Halt verloren, — so unbedingt muß man das Untersuchungsgericht in Ansbach wegen seiner furchtlosen Wahrheitsliebe hochachten.[1]) In seinem Schlußbericht spricht es klar und unzweideutig aus, was **nie** in Nürnberg hätte bezweifelt

[1]) Höchst belehrend ist eine scharfe Vergleichung der drei Verhöre. In dem ersten (1828) giebt sich die voraussetzungslose Sinneswahrnehmung, in dem letzten (1834) atmete man förmlich auf, wie von einem Alpdrücken befreit, im Winter 1829 aber da „wackelte K. herunter" (Weickmann), „schweifte er nur herum" (Merk), „taumelte er mir entgegen" (v. Wessenig), lauter Unwahrheiten oder vielleicht sogar direkte Fälschungen.

oder geleugnet werden sollen, daß schon die beiden Zeugenaussagen von Weickmann und Beck das Hausermärchen „geradezu widerlegen.“ Ebenso richtig wurde aus den Wahrnehmungen des Rittmeisters und des Polizeirottmeisters gefolgert. Und die „Gründe, welche an der Wahrhaftigkeit der Erzählung Hausers über den Hergang des an ihm angeblich (in Ansbach) verübten Attentats mit Recht zweifeln lassen“, führten das Gericht selbstverständlich zu der „Vermutung einer Selbstverletzung.“

Damit aber war der Wahn, dieser schrecklichste der Schrecken, nicht geheilt. Ein Bericht des bayrischen Gesandten in Hannover, des Freiherrn v. Hormayer, möge den Übergang zu den niederen Formen des Geredes bilden. Denn das ist die tragische Wahrnehmung des denkenden Beobachters des Menschenlebens: die unverdrossene Wiederholung von Lügen macht sie schließlich zu anerkannten Wahrheiten. Hormayer schrieb am 10. Novbr. 1834 nach München: „Caspar Hauser gilt ebenso den höheren und gebildeten Cirkeln als dem großen und gemischten Publikum als der aus dem Wege geräumte und für todt ausgegebene Sohn des vorletzten Großherzogs“ (von Baden). Jetzt kommt v. Hacke an die Reihe. „Der Hannoversche Adel hat durch die Familien Wallmoden, Rotenhahn, Münster, Wangenheim, Giech, Kielmannsegge viel Zusammenhang mit dem Ober- und Unter-Mainkreise. Durch solche Verbindungen kam auch die feste Ueberlieferung hierher, Niemand habe an Allem, was Caspar Hauser betraf, lebhafteren, sichtbar ängstlichen Antheil genommen als der badische Minister von Hacke.[1]) Beim ersten in Nürnberg an C. H. gemachten Mordversuch sei er mehrere Tage lang in der auffallendsten Spannung gewesen. Man habe nicht gewußt zu bestimmen, sei es Freude, sei es Schreck gewesen, was ihn bei der Nachricht, der Streich sei nur halb gelungen, so gewaltig erschüttert habe? Dieses habe ich ganz zufällig und unzählige Male (unzählige Male und doch ganz zufällig?) erzählen hören als etwas, woran in Hannover Niemand mehr zweifelt.“ Jetzt kommt Stanhope an die Reihe.

[1]) „Hausers erstes Erscheinen in Nürnberg erfuhr ich durch die Zeitungen und bekenne sogar, daß die ganze Geschichte mich so wenig interessierte, vielmehr so langweilte, daß ich gewöhnlich die denselben betreffenden Zeitungsartikel übersprang.“ — v. Hacke (vgl. weiter unten S. 100).

„Die mit allen Vorzügen des Geistes und Herzens reich ausgestattete Gräfin Münster, Gemahlin des hochverdienten, von den Altliberalen aberwitzig geschmähten Staatsministers, Schwester des Fürsten von Lippe-Bückeburg, nahm schon zu London an der Caspar Hauser'sche(n) Geschichte lebendigen menschenfreundlichen Antheil. Lord Stanhope war ein Freund jenes Hauses und ist wahrscheinlich, durch sie aufmerksam gemacht, zur Ritterschaft für C. H. gekommen. Sie und andere unschätzbare Individuen betrachten Stanhopes plötzliches (?) Abspringen weniger für britische Manie, als für das Werk fein und fern angelegter Intrigue, die gewußt hat, dem eiteln Mann die Furcht beizubringen, als Don Quixote eines gemeinen Betrügers sich lächerlich zu machen. Alles dieses ist freilich nichts mehr noch weniger als Gespräch." Da haben Excellenz freilich sehr Recht. Wir sehen aber von neuem, wie nötig es ist, immer wieder an die Elementarregel der Logik und der Rechtspflege (Affirmanti oder Actori incumbit probatio), die im täglichen Leben freilich immer übertreten wird, zu erinnern. Wer da behauptet, der hat zu beweisen.[1] Wenn Schulze sagt, der Müller ist ein Wechselfälscher, so kann Müller wohl sagen, er kann aber unmöglich beweisen, daß er nie einen falschen Wechsel gemacht habe. Schulze muß seine Anklage wahr machen, und wenn er das nicht kann, so ist nicht allein der Müller kein Wechselfälscher, sondern der Schulze ist ein Verleumder. Es ist aber eine bekannte Unredlichkeit der Trugredner, die unmögliche Beweislast der Negative anderen zuzuschieben, und es ist eine bekannte Kurzsichtigkeit der Durchschnittsmenschen, auf diesen Kniff hereinzufallen. Wir werden so einfältig nicht sein, sondern bloß die Versündigungen der Hauserianer erzählen.

---

[1]) Nach der schlechten Methode der gläubigen Hauserclique könnte man Kaspars „Ermordung" mit größerer Leichtigkeit dem König von Bayern zuschieben. Denn wäre Kaspar in Wahrheit der badische Erbprinz, so wäre auch die ältere Zähringer Linie (der „letzte Zähringer" — „Erlöschen des Zähringer Mannsstamms" waren Lieblingsausdrücke des Königs Ludwig I.) nicht ausgestorben: erst nach dem Tode Hausers konnte der Heimfallsvertrag mit Österreich in Kraft treten, folglich und folglich und folglich.

XIX.

Reptile und Sensationsskribenten.

„Ueberblicke ich kurz Alles, was in der Kaspar-Hauser-Geschichte zusammengewirkt hat —, alle die menschlichen Vorurtheile, Rücksichten, Schwächen, Einflüsse, und wie die Verkehrtheiten alle heißen mögen —, so wird mir's ganz eigen zu Muthe, und ich muß um meines gehabten besseren Glaubens willen an die Menschheit wünschen, daß ich von K. H. nie etwas gesehen hätte."

Lehrer J. G. Meyer an Lord Stanhope, den 28. Februar 1835.

Gerade als das Untersuchungsgericht zu Ansbach die ersten Ergebnisse seiner mühsamen Nachforschungen in München vorlegte, hatte sich dort ein Verlästerungsreptil herbeigeschlichen. Am 10. Januar 1834 meldete sich ein unzufriedener Unterthan Badens, der Spielpächter Wilhelm Becht auf Einraufshof bei Bad Brückenau (Bayern) mit einem Schreiben an einen Staatsrat in München, wie nur die allbekannte Species Lump des Genus Mensch so etwas zu leisten vermag.

„Hochwohlgeborener, Insonders hochzuverehrender Herr Staatsrath!

Wenn ich in Vertrauen auf Ihre mir anerkannte Biederkeit die Feder ergreife, so ist es mir von einer Seite im jetzigen Augenblick nicht ohne Interesse, Sie allverehrter Herr Staatsrath von (!) so Manchem zu behelligen. Die Caspar Hausersche Geschichte könnte vielleicht durch den Weg, den ich Euer Hochwohlgeboren angeben will und kann, ans Licht befördert werden, nämlich — Es würde von großem Belang sein, wenn man genau ermittelte, ob der unter Carl Ludwig und Leopold von Baden befindliche Director des Ministeriums des Auswärtigen und des Großherzoglichen Hauses, Major von Hennenhofer, zur Zeit als der Unglückliche ermordet

Um doch auch etwas aus diesem gefürchteten Nachlaß mitzuteilen, lasse ich einen Auszug aus einem Originalbrief folgen. Hennenhofers aufrichtige M. schreibt ihm abends den 7. Hornung aus Mannheim in einem ausführlichen sympathischen Herzensergusse u. a. auch dieses: „aber da ist der lästige N. der beinah täglich kommt und nach Ihnen fragt — berichtigen Sie doch diese Sache lieber H. ich bitte Sie bei allem, was Ihnen werth ist, machen Sie nur einen kleinen Anfang, wenn es ja nur eine oder 2 Carolinen wären, er läßt sich leicht befriedigen" . . . Über welche enorme Summen hatte demnach das gedungene Ungeheuer der Hauserianer fast unmittelbar nach dem großen von ihm verübten Staatsverbrechen zu verfügen!

Und jetzt wieder zum Spielpächter Becht.

Der bayrische Minister des Innern schämte sich nicht, am 23. Januar den Regierungspräsidenten Grafen von Rechberg zu Würzburg vertraulich zu beauftragen, „unter welch immer einem Vorwande diesen Becht zu sprechen und ihn über den Weg zu vernehmen, auf welchem derselbe die Ermittelung der versprochenen Aufschlüsse möglich erachtet."

Rechberg erstattete am 8. Februar Bericht über das Resultat seiner Unterredung mit dem guten Patrioten. „Bechts Vermuthungen gegen Hennenhofer gründen sich auf des letzteren notorisch schlechten Charakter, auf dessen enge Verbindung mit dem Großherzog Ludwig, auf verschiedene verdächtige Aeußerungen von angeblich bereits verstorbenen Kammerlakaien des Großherzogs Carl, die B. aus deren Mund gehört haben will, und endlich auf das Gerücht, welches Carlsruhe und ganz Baden durchlaufen habe, als Kaspar Hauser der Gefahr des 1. Mordanschlags in Nürnberg glücklich entronnen war, daß nämlich dieser

was auf denselben und dessen angebliches badisches Prinzenthum (sich) bezöge, weder in der Form von Memorien, noch in der eines Tagebuchs, noch in irgend einer anderen Form. Jede gegentheilige Behauptung muß ich als eine leere Erfindung bezeichnen — — —

Geschehen zu Tiersburg den 21. Juni 1883.

Ferd. Freiherr Roeder von Tiersburg,
Großh. Bad. Kammerherr und Oberschloßhauptmann."

Nach dem vom Notar A. Leiber in Offenbach legalisierten Original in Karlsruhe.

Hauser der angebliche in Heidelberg verstorbene Prinz Alexander sei.[1]) Diese Becht'sche Persönlichkeit, sein aventuriermäßiges Benehmen, das stete Selbstlob, die wiederholten Betheuerungen seiner Uneigennützigkeit, sein Großthun über seine Verbindungen mit einflußreichen Personen in Carlsruhe, machten einen so widerlichen Eindruck auf mich, daß ich, vielleicht auch durch die in den Regierungsacten liegenden schlechten Leumundszeugnißen (so) im Voraus schon gegen ihn eingenommen, mich von ihm ferne und bei seinen Erklärungen und Anerbietungen passiv verhielt und nur im Allgemeinen die Äußerung fallen ließ, daß es im Interesse der Menschheit und der Staatsregierung liege, den Thäter eines so gräßlichen Verbrechens zu entdecken, und daß man daher Jenem, der die Mittel zu dieser Entdeckung biete, allerdings Dank wisse. Ich bezweifle aber, daß er im Stande sei, auch nur irgend einen Behelf, der zu einer baldigen Entdeckung führen könnte, an die Hand zu geben, und der Erfolg wird lehren, daß ich mich in diesem Subjecte nicht betrogen habe. Er hat eine Wirthschaft zu Römershag bei Brückenau gekauft und wünschte nun das Indigenat zu erhalten, ohne sein Staatsbürgerrecht im Badenschen zurücklassen zu wollen und hieraus dürfte sich zum Theil seine Uneigennützigkeit erklären. Bechts unaufgefordert wiederholte Anerbietungen seiner Dienste zur Ermittelung des Mörders stützen sich, wie er sagte, auf seine innigste Ueberzeugung, daß Hauser der Prinz Alexander (!) und Hennenhofer dessen Mörder sei. Er wolle in 8 oder 14 Tagen nach Baden eine Reise machen und seine Recherche hauptsächlich auf die Ermittelung ausdehnen, ob Hennenhofer um die kritische Zeit in Malberg (so) anwesend war, und im Fall der Abwesenheit, wohin er abgereist sei.[2]) Er hoffe hierüber bestimmte Aufschlüsse

---

[1]) Daß dieser Prinz 1817 gestorben, und Kaspar 1812 geboren ist, kennzeichnet sofort den wahren Charakter dieses Klatsches.

[2]) Es ist auch wirklich, namentlich durch den Amtmann Lichtenauer und den Oberamtmann Lang in Lahr, nachgeforscht worden, wo Hennenhofer sich in der kritischen Zeit aufgehalten hat. Den „gewissenhaften" Leuten, die zu ihrer Beruhigung ein Alibi verlangen, kann also die Thatsache berichtet werden, daß „Hennenhofer damals in Mahlberg und am Abend der Verwundung Hausers mit mehreren Personen in der Post zur Sonne in Lahr war und dort die Nacht bis 3 Uhr Morgens zugebracht hat."

zu erhalten. Ich werde, wie Becht von seiner Reise zurückgekommen sein wird, das Resultat seiner Recherchen oder vielmehr Angaben schleunigst berichten." Ehren-Becht ließ aber nichts mehr von sich hören.

Wahrscheinlich stammt auch von ihm ein anonymer, mit einem württembergischen Sechskreuzerstück gesiegelter, in Würzburg auf die Post gegebener Brief, den der Direktor des Kreisgerichts zu Ansbach am 15. Januar 1834 erhielt, und der sonst dem bekannten Bibliothekar Jäck zu Bamberg beigelegt worden ist: „Herr Director! K. H. ist ein badischer Prinz; hierüber kann und wird der badische Minister Hacke zu Bamberg bei Anstrengung nähere Auskunft geben. Zur sichern Nachricht N."

Auf diesen Brief folgte ein zweiter:

„Nachtrag. — Auch General Dettenborn (Tettenborn) in Wien kann über K. H. als badischen Fürstensohn Auskunft geben."

Auf einen solchen Wisch hin war man gesonnen, den genannten General vernehmen zu lassen, der Justizminister aber mußte (in einem Reskript vom 23. Januar) daran erinnern, daß „der General Tettenborn in Wien als badischer Gesandter das Recht der Exterritorialität genieße, sohin die k. k. österreichischen Gerichtsstellen zu seiner Vernehmung nicht zuständig seien. Die großherzoglich badische Staatsregierung um Bewirkung dieser Vernehmung anzugehen (!), sei schon dem Inhalte der Anzeige nach nicht thunlich und erscheine auch bei den Mängeln, welche die in Frage stehende anonyme Denunziation an sich trage, nach Art. 63 Th. II des St.-G.-B. ein solches Ansinnen — überdies formell als unzulässig." In der That! Denn das bayrische Strafgesetzbuch vom J. 1813 bestimmt (Tit. 2 Kap. 1): Art. 61. Zu einer Anzeige (Denunziation) auf welche unmittelbar eine Untersuchung eröffnet werden soll, wird erfordert: 1) daß dieselbe bestimmt und umständlich, 2) in sich selbst wahrscheinlich sei, 3) auf eigener Erfahrung des Anzeigers, nicht bloß auf Hörensagen beruhe, 4) von einer Person herrühre, welche nicht wegen ihrer persönlichen Eigenschaften zu einem Zeugnis schlechterdings untüchtig ist. - Art. 62. Jede Anzeige, sie geschehe schriftlich oder mündlich, muß überdies den Namen, Stand und Wohnort des

Anzeigers, sowie das Datum, unter welchem sie geschehen, enthalten. — Art. 63a. Eine mit den vorbemerkten Eigenschaften nicht versehene, oder von einem völlig Unbekannten herrührende, oder sonst mittels Pasquills, Schmähschrift oder sonst rechtswidrig erhobene Anzeige ist ohne Wirkung.

Diese unzweideutigen gesetzlichen Bestimmungen aber trat man in München mit Füßen. Der badische Staatsminister Freiherr von Hacke domizilierte damals zu Steinbach, bayr. Landgericht Karlsstadt, und so requirierte man dieses Gericht, den genannten Herrn zu vernehmen, ein Ansinnen also, das vom Justizministerium selbst als „formell unzulässig" anerkannt war! Man braucht sich nur flüchtig in die ersten Monate von 1834 zurückzuversetzen, um v. Hackes Entrüstung zu verstehen, als die richterlichen Lakaien in Steinbach ihm am 16. Februar uneidlich, das heißt: bereits als verdächtigt[1]), die empörende Frage stellten: „Es liegt amtlich vor (amtlich lag **nichts** vor!), daß Euer Excellenz über die Abstammung und Geburt Kaspar Hausers Auskunft zu geben im Stande seien; wollen Sie daher dasjenige, was über Hausers Geburt und frühere Schicksale Aufschluß zu geben geeignet und Ihnen bekannt ist, umständlich und bestimmt angeben." Der tief gekränkte v. Hacke berief sich einfach auf die uns schon bekannten Artikel und verweigerte mit vollstem Recht seine Vernehmung. Da er, wie amtlich festgestellt worden ist, den 3. April 1834 an einer Lungenlähmung starb, konnte er nicht, wie das Appellgericht am 21. März noch angeordnet hatte, weiter belästigt werden. In einer nach seinem Tode aufgefundenen Notiz lesen wir, daß sein Denunziant „entweder ein Verrückter, oder ein tückisch boshafter Mensch sein müsse".

Das Jahr 1834 war begreiflicherweise außerordentlich fruchtbar an Kasparromantik, und da auch dieses Futter für das Sensations-

---

[1]) Nach dem Stande der damaligen Strafprozeßgesetzgebung war die Regel, daß an sich nicht untüchtige Zeugen vereidigt werden. Dagegen sollten solche, „welche der Mitschuld oder, daß sie selbst das Verbrechen begangen haben, verdächtig sind, zwar zur Erkundigung vernommen, jedoch nicht vereidigt werden" (Art. 211 Th. II des schon citierten Strafgesetzbuches).

bedürfnis von den Kasperlingen verwertet worden ist, müssen wir es auf seine Schädlichkeit prüfen.

Ein 25jähriger Candidatus Juris und Dorfbarbier, Ferdinand Stolle, eröffnete im „Literarischen Hochwächter“ mit einem Neujahrsberichte aus der Unterwelt den Reigen. Seine Dichtung bildet ein Pendant zu dem berühmten Briefe des „Dr. Hartmann“.

„Große Sensation hat die Ankunft des Kaspar Hauser gemacht. Das ist eine höchst seltsame Geschichte, und obgleich unser Publikum über das Geheimniß mehr weiß als das oberweltliche, so sind wir noch immer nicht ganz im Klaren, da wir auch die Ankunft der dabei betheiligten Hauptpersonen, die noch alle leben, erwarten müssen. So viel ist indes heraus, daß Hauser sein bestialisches Schicksal der teuflischen Rache eines Weibes verdankt, welche, von Hausers Vater früher geliebt, entehrt und verlassen ward, als der Treulose ein anderes Mädchen, Hausers nachmalige Mutter kennen lernte. Die verstoßene Geliebte, welche einer sehr vornehmen Familie angehörte, rächte sich nun in ihrer Verzweiflung und Eifersucht an dem erstgeborenen Sohn der glücklichen Nebenbuhlerin. Man lockte das Kind, nachdem man die Aufseherin auf geschickte Weise entfernt hatte, an einen Ort, in dessen Nähe sich ein steiler Abgrund (befand), wo man es raubte. Die später suchenden und verzweifelnden Ältern aber machte man glauben, als sei es in den Abgrund gestürzt, indem man das Mützchen an einen über den Abgrund hinaus ragenden Dornenstrauch befestigte. Der Vater starb bald nachher in zerrütteten Vermögensumständen. Die Mutter mußte arm, wie sie vor ihrer Verheirathung gewesen, die herrlichen Besitzthümer, welche den Gläubigern anheimfielen, verlassen. In diesem trostlosen Zustand erhielt sie ein herzliches Schreiben, worin sie zu der Familie jener verlassenen Geliebten ihres verstorbenen Gemahls eingeladen wird. Sie schwankt lange. Endlich zwingt sie die drückendste Noth, die Einladung anzunehmen. Sie begibt sich also zu dem bezeichneten Schlosse. Hier kaum angekommen, wird sie gewaltsam festgehalten und die Rache jener Verstoßenen, welche unterdeß Gebieterin des Schlosses geworden, erreicht die fürchterlichste Höhe. Eines Nachts nämlich wird die unglückliche Mutter von gedungenen Henkersfäusten zu dem Käfig ihres todtge-

glaubten Kindes geführt, und man zeigte ihr den scheußlichen Zustand desselben. Wahnsinn umnachtete auf der Stelle ihre Sinne und erst nach langen Jahren befreite sie der Tod von Leben und Gefängniß. Sowie der Gegenstand der Rache nicht mehr war, sollte Kaspar Hauser auf Befehl jener Hyäne getödtet werden; aber der Kerkermeister konnte das nicht übers Herz bringen und so nahm er den Unglücklichen eines Nachts auf den Rücken und brachte ihn in das drei Tagreisen entfernte Nürnberg. Den bekannten kauderwelschen Brief aber hatte er selbst in der Nacht vor der Flucht geschrieben.

Aber wie ein Donnerschlag des ewigen Gerichts traf jene Verbrecherin die Nachricht von Hausers Flucht und seiner Ankunft in Nürnberg. Sie bot auf der Stelle einem vertrauten und verwegenen Bösewicht die Summe von 1000 Louisdors auf den Tod des Entführers und anderweitige 1000 Goldstücke auf den Tod Hausers. Die ersteren verdiente sich jener nur zu bald, da ihm das Geschick den Unglücklichen schon am 2. Tage in die Hände führte. Mehr Mühe und Verwegenheit kostete ihm aber die Erbeutung der auf Hausers Kopf gesetzten Summe, welches ihm, nach dem bekannten mißlichen Mordversuche im Jahre 1829, erst im vorigen Monate Dezember gelang."

Auf diese Art jedoch ließ die Oberwelt im Januar 1834 noch nicht mit sich spassen! Der Hochwächter geriet in den Verdacht, durch diesen Aufsatz das Publikum „von dem eigentlichen wahren Lebensschicksale Hausers ablenken" zu wollen und „in Bezug auf Hausers Schicksal etwas zuverlässiges zu wissen." Das Untersuchungsgericht in Ansbach verlangte — signum temporis! — die Vernehmung des Verfassers; der Hochwächter beeilte sich (am 13. Februar) die Geschichtlichkeit seines Neujahrsberichtes abzulehnen,[1]) und der Verfasser hatte gerichtlich festzustellen, daß nur „das allgemeine Interesse an K. H. ihn veranlaßte, einen dergleichen Aufsatz zu fertigen", und

---

[1]) „Quod bene notandum! Aufmerksam gemacht durch ein anhergelangtes Requisitionsschreiben des k. b. wohllöblichen Kreis- und Stadtgerichts zu Ansbach in Bezug auf die in der Nr. 1 des literarischen Hochwächters — befindliche Notiz über K. H. und den vermeintlichen Zusammenhang seines traurigen Geschickes, erklären wir hiermit zu Vermeidung von freilich kaum denkbaren Mißverständnissen, daß — wie schon aus der Ueberschrift jener Berichte evident



daß er bei „dessen Emission ins Publikum durchaus keine unlautere Absicht gehabt" hatte.

Ein Journal vom Januar 1834 brachte Kaspars litterarischen Nachlaß: „Kaspar Hausers Klagen. Nach Versicherung des Einsenders von Hauser selbst gedichtet." Wir kennen aber die Bildungsstufe, auf der er bis zu seinem Tode gestanden hat, viel zu gut, als daß wir das schwungvolle Klagegedicht nicht sofort als eine dreiste Unterschiebung erkennen sollten.

Wo schlägt das Herz, das grausam es vermocht,
Als Säugling mich der Wiege zu entreißen?
Wo weilt die Hand, die Dornen für mich flocht,
Da Blüten doch der Himmel mir verheißen?

Wo ruht der Arm, der mich dem Thal entführt,
Wo mich zuerst der Sonne Licht beschienen?
Und wo sie kurz der Mutter Lust berührt,
Das treu'ste Herz beglückt war, mir zu dienen.

Ich sah sie nicht, die mich der Erde gab;
Ich hörte nie den Wohllaut ihrer Rede,
Mir war des Vaters Arm kein sich'rer Stab;
Mein Herz liegt brach gleich einer sand'gen Oede.

An allem arm, was schön die Kindheit schmückt,
Empfing ich nie der Eltern Liebesgaben;
Kein Christfest hat mein junges Herz entzückt,
Ich war, ein Frührot, lebend ja begraben.

Kein fröhlich Spiel auf blumenreicher Au
Beseligte die jugendlichen Stunden;
Ich schaute nicht des Äthers klares Blau,
Der Kindheit Wonnen hab' ich nie empfunden.

Und nie erfüllte Andacht meine Brust
Und hob den Geist empor zu Sternenräumen.
Des Himmels Abkunft nimmer mir bewußt,
Schwand mir die Zeit dahin in düstern Träumen.

---

genug hervorgeht — das dort Gesagte nur eine, aller Authenticität und wirklichen Grundlage entbehrende poetische Fiction ist, wie sie in der Unterwelt, als dem Hauptquartier des Vaters der Lüge, wohl auch nicht anders vorausgesetzt werden darf. Die Redaction."

Kein heit'res Wort sprach mild zu meinem Ohr,
Kein rührend Lied ist je zu mir gedrungen;
Ich durfte nie mich mischen in den Chor,
Wenn Seelen im Gebet sich aufgeschwungen.

Mir strömte nie des Maies Blüten Duft,
Mir lachte nie des Sommers goldne Fülle;
Es trennte grausam eine große Kluft
Von allem mich der Menschheit böser Wille.

Zwar fühlt' ich lange nicht, was mir gebrach,
In Stumpfheit war der Himmel mir verborgen,
Und dunkle Ahnung wurde in mir wach,
Als spät erst tagte der verhüllte Morgen.

Die mir den Lenz getrübt, wo find ich sie?
Das höchste Glück, das einzige des Lebens,
Empfing ich in der öden Zelle nie;
Die Blütenzeit verträumte ich vergebens.

Die Nacht durchbrach, die lange mich umgab,
Das Himmelslicht der Sonne und der Seele;
Ich bin hervorgegangen aus dem Grab
Und kehre nie zurück zur Leidenshöhle.

Doch meine Jugend gibt mir keine Macht,
Kein Fleh'n zurück und keine Erdengüte;
Und wie mir auch die Welt entgegenlacht,
Ein ew'ger Schmerz bleibt doch mir im Gemüte.

Seit ich des Kerkers dunklen Raum bewohnt,
Fand euer Haupt wohl je ein Ruhekissen?
Was einzig für des Lebens Opfer lohnt,
Wo weilet ihr, die dieses mir entrissen?

Wenn fürchtend ihr gedenket meiner Schmach,
Schlägt ruhig dann das Herz in eurem Busen?
O nein! — Euch folgen auf dem Fuße nach
Mit Höllenqualen strafende Medusen.

Vergebens sucht ihr durch der Reue Schmerz
Sie zu versöhnen, welche nimmer rasten.
Fremd ist dem Haß mein früh geprüftes Herz,
Mein Fluch soll nicht auf euren Seelen lasten.

Zwar foltert meine schwache Menschenbrust
Der Gram um die verlor'nen Jugendtage,
Doch jenseits winkt ein Lenz voll Himmelslust —
Und da verstummt auf ewig meine Klage.

Nach der juristischen und litterarischen Fakultät beteiligte sich zunächst die theologische. Singer, ein ehemaliger Kandidat der Theologie aus Nürnberg, damals aber Ausläufer bei Auernheimer in Regensburg, war schon am 20. Januar mit einem „Leben Kaspars Hausers" im Druck fertig, und zwar „zur Unterstützung zweier schamhaft arm gewordener Familienväter". Dieser Kasparbiograph hat seine Schrift „theils als Augenzeuge und geborner Nürnberger, theils als Zuhörer bei vielfältigen Gesprächen aus den ersten (!) Quellen geschöpft, aus öffentlichen Blättern zusammengetragen," u. s. w. Aus diesen ersten Quellen flossen wertvolle Ergänzungen für das Hausertum. „So oft der Knabe ein Geräusch mit seinen hölzernen Pferdchen machte, schlug ihn sein Peiniger auf das empfindlichste, und unter eben solcher Behandlung lernte (so) er (der Barbar) ihm nothdürftig Lesen und Schreiben. Damit das armselige Leben des Unglücklichen gefristet wurde, reichte man ihm durch eine kleine Oeffnung des Kerkers am frühen Morgen nur spärlichen Unterhalt. Als nun der Schmerzenssohn anheim gegeben (!) den stummen Kerkerwänden seine Kindheit unter Martern und Qualen lange genug verleben mußte u. s. w. Es war ohngefähr (so viel mir bewußt ist) an dem hl. Pfingstfest in den Nachmittagsstunden zwischen 3 und 4 Uhr, während die ehrbaren Bewohner der Stadt Nürnberg (die jedem bekannt seyn wird) sich in den schönen Pfarrkirchen St. Lorenz und Sebald zur frommen Andacht versammelt hatten, wo gar wohl mancher Bürger nicht gedacht haben mochte, daß Gott in dieser Stadt ein neues ewig denkwürdiges Wunder (das Pfingstwunder galt dem verlogenen Frömmler wohl für Nummer Eins?) geschehen lassen werde; als ein Bursche, in Bauerntracht gekleidet, mit einem Brief in der Hand, auf einen Bürger zuging (also doch?), und selben anhielt mit der Frage (wirklich!) u. s. w. Der gutmüthige Nürnberger führte den armen hilflosen Jungen zu der bei dem Neuenthor stehenden Wache, die ihn sogleich in die Kaserne zum Rittmeister verwies,

dort angekommen u. s. w. An der Seite des achtbaren Herrn Gymnasialprofessors Daumer erlernte der Knabe fremde Sprachen. Als man eine Prüfung mit dem lebhaften Knaben in der lateinischen Sprache vornahm, konnten sich alle seine Gönner und Freunde nicht genug wundern über seine herrlichen schnellen Fassungsgaben" (!). Aber was geschieht? „Der Knabe der nichts Böses ahndete (doch nicht?), wollte so eben die Treppe hinab gehen, als ein boshaft Verlarvter auf ihn losging, und ihm mit einem Büttnermesser mehrere Kopfwunden beibrachte, der aber, da er ihn stürzen sah, entfloh. Lange zweifelte man an seinem Aufkommen." Wenn wir von Kaspars merkwürdigen Versuchen, scharfgeladene Pistolen auf einer Achsel fest aufgelegt rückwärts loszuschießen, was an den Zimmerschuß bei Biberbach erinnert, absehen, so haben wir bis jetzt nur zwei Mordanschläge kennen gelernt, um sie nach der Lokalität zu benennen: das Abtrittattentat in Nürnberg und das Uzattentat in Ansbach. Singer aber offenbart uns außerdem noch ein ganz neues: das Ballattentat. „Nicht gar lange darauf (auch das erste Attentat ist ohne Datum) gab Herr Professor Daumer in seiner eigenen Behausung einen sollennen Privatball, zu welchem mehrere angesehene Personen und Gönner eingeladen waren, und C. H., dem zu Ehren dieses Fest gelten sollte, wurde mit zur Tafel gezogen; hier legte er Probe von seiner Gewandtheit im Tanzen ab. Als nun Alles ganz sich der Freude überlassen hatte, und vielleicht mancher Toast dem nichts Böses ahnenden Hauser galt, da entfernte (er) sich selber in ein an dem Saale (so) stoßendes Nebenzimmer, wo ein bewaffneter Maskirter leise auf ihm (so) zuging, wie so eben (er) selber im Begriffe war eine Brieftasche zu eröffnen, um das Geschenk einer Dame zu beschauen, welche mit ihm getanzt haben soll, und ihn rücklings niederstoßen wollte, allein der Mordversuch mißlang, denn der Dolch, mit welchem der vermummte Bösewicht nach des wehrlosen Hausers Leben zielen wollte, glitt glücklicherweise an der Brieftasche, welche selber, indem er durch das Geräusch gestört sich schnell umwendete, in seine Brusttasche verbarg, ab; und Hauser sollte nach dem Plane der göttlichen Vorsehung noch nicht — fallen. Aber auch dieser zweite mißlungene Angriff auf Hausers Leben blieb unentdeckt, und alle von

Seiten eines löblichen Stadtmagistrats angestrengten Nachforschungen, dem verruchten Thäter auf die Spur zu kommen blieben ohne Erfolg, und so entging der verlarvte Bösewicht zwar dem menschlichen, jedoch nicht göttlichem Gerichte, vor dem einstens jene ruchlose Frevelthat offenbar werden, und dieses wunderbare Räthsel sich lösen wird." Nach diesem Karnevalsattentat tritt „Se. Excellenz der großbrittanische Großbotschafter (!) Stanhoppe" (so) auf. „Auf Verwenden seines Gönners und mehrerer dortigen höchst angesehenen Personen erhielt Hauser die ehrenvolle Stelle als Accessist bei dem Königl. Kreis- und Stadtgericht (nach dem Kometen soll es sogar Assessor bei dem Appelationsgericht heißen), welcher er — ,mit aller Ehre und Auszeichnung vorstand." Die Schlußverse lauten:

„Fahre wohl! Du Trauter unsrer Seele!
Eingewiegt von unsern Segnungen; (— gehn)
Schlummre ruhig in der Grabeshöhle, (heele)
Schlummre ruhig bis auf Wiedersehn!"

Es war leider nicht das letzte Buch, das in Regensburg über Hauser erscheinen sollte.

Man sieht, daß diese Lektüre für den großen Haufen mit den Romanen von Binder, Feuerbach, Albersdorf und Daumer von gleichem Wert, nämlich rein aus den Fingern gesogen sind. In Freys geheimnisvoller Geschichte sieht Kaspar, der die Thüre hatte öffnen und schließen hören, am 17. Oktober „durch eine Ritze der Bretterwand einen Mann mit schwarzem Gesichte leisen Trittes herankommen; er ging ihm aus dem Verschlag entgegen, empfing aber in demselben Augenblicke von dem schwarzen Manne einen Hieb mit einem Hackmesser auf die Stirn, so daß er auf der Stelle bewußtlos niederstürzte. Als er wieder zu sich gekommen war, sah er sich im Blute schwimmend." Zum 2. Attentat ließ Frey eine Abbildung auf Stein zeichnen, „damit bei dem Anblick jeder Zweifel — wenn irgend eine Menschenbrust ihn noch zu hegen vermöchte — verschwinde." Der finster dreinschauende Mörder des ganz vergnügten Opfers trägt keinen Schnurrbart, aber Sporen, ist also richtig derjenige (oben S. 72), welcher am 13. Dezember im Falken zu Nürnberg ein Glas Bier getrunken hat. Nun prangen aber

auf dem „sauber lithographierten" Bilde, das in jeder Menschenbrust jeden Zweifel niederzuschlagen bestimmt war, Büsche und Bäume am 14. Dezember in ihrem schönsten Schmuck! Schon wieder ein Kasperle-Wunder? „Dr." Frey fragt mit vollstem Rechte: „Was sind alle Romane, alle Novellen, alle erdichteten Räuber- und Mördergeschichten gegen eine solche Begebenheit, die ihren Einzelheiten nach an das Unglaubliche streift (wahrhaftig!), aber durch ihre empörende Wahrheit selbst die herzloseste Gleichgültigkeit erschüttern muß!" Daß diese Missionäre des Hauserglaubens dem schwarzen Mann oder Kaspar alles sagen lassen, was ihnen gerade in den Kram paßt, versteht sich von selbst. Bei Frey läßt der Mörder Kaspar vom Bureau herausrufen, begrüßt ihn als einen Bekannten und sagt ihm, daß er ihm vieles von Nürnberg zu erzählen habe (die Thonarten zogen nicht mehr!); bei Singer erwidert Kaspar, er habe jetzt keine Zeit, da er zur Mahlzeit müsse. Von dieser Propaganda haben wir jetzt wohl genug.

Außerdem aber erschien 1834 noch allerlei Schauerlitteratur in der Form kunstgerechter Romane, wie die „eingemauerte Nonne," das „Leben im Leichentuch." Da auch diese Produkte mit den Hauserromanen von Binder, Feuerbach, Albersdorf und Daumer von gleichem Wert, und folglich von der Hauserclique mit richtigem Instinkt als Geschichtsquellen benutzt worden sind, so geben wir hier eine Übersicht ihres Inhalts.

Scoper erzählt. Im Jahre 1807 wollte der Obrist Balthasar von Baumgardt, auf dem Landgut Kaltenwerder, seine 16jährige Tochter Emmeline zwingen, den Schleier zu nehmen; denn sie liebte den Ketzer Karl von Blumenrode. Ein Entführungsversuch schlug fehl, und so wurde E. zu der grausamen Äbtissin Gisberta zu Hartheim geführt. Am Tage der Einkleidung aber war Karl mit anderen Studenten hinter der Orgel der Klosterkirche versteckt und zwang mit der Pistole einen Mönch, ihn mit der Novize zu trauen. E. wurde evangelisch. „Als Karl eines Tages von seinen Geschäften nach Hause zurückkehrte, hielt ihm Emmelina einen heiter lachenden Knaben entgegen, der in der Taufe gleichfalls den Namen

Karl erhielt.“ Etliche Jahre darauf wurde die glückliche Familie von einer bewaffneten Bande in einem Gasthofe überfallen und dem Abt Franciscus von Breitenbruch ausgeliefert. Karl senior starb schon nach vier Tagen in einem Loch mit Schlangen und anderem Ungeziefer, und eine Klosterurkunde lautet: „Heute, am St. Michaelistage 1814, wurde Emmelina von Baumgarbt, eine Nonne, wegen Gotteslästerung und Unzucht, lebendig eingemauert.“ Karl junior wurde in einem Klostergewölbe eingesperrt, bis ihn der Abt Adalbertus durch den Mönch Hermanrich in Freiheit setzen und auf vielen Umwegen (nämlich durch die Schweiz, Italien, Dalmatien, Ungarn und Böhmen) nach Nürnberg führen ließ, 1833 aber ließ ihn der Abt Emeritus für 100 Louisdor ermorden.

Auch im „Leichentuch“ wird K. H. gar nicht genannt, seine Geschichte aber so zurechtgelegt: Cecilie, wie sie an ihre Tante Kunigunde berichtet, kauft im Mai 1812 von armen Leuten ein totes Kind — ein Mädchen ‚im Leichentuch‘ — das sie sofort nach der Geburt mit dem Söhnchen einer Antonie verwechselt. Daniel, Tante Kunigundes treuer Diener, bringt dieses Kind nach U(ngarn), zu einem Freunde, der mitten im Walde bei dem kleinen Städtchen O— ein einsames Häuschen bewohnt. „Der Kerl kann machen, daß kein ordentlicher Mensch aus ihm wird.“ Cecilie geht im September 1826 mal gucken, findet den Jungen eingekerkert und stumm und bewegt die Tante, ihn sprechen, lesen, schreiben und „das Paternoster und den englischen Gruß“ beten zu lehren, und sodann vom Waldhüter aussetzen zu lassen. Das ärgert nun aber sehr Kunigundes Bruder Roborich, der im Oktober 1829 seinen Diener Lorenz einen Mordversuch machen läßt. Gelang bekanntlich nicht, der Daniel aber verstand im Dezember 1833 das Handwerk besser.

Ich sagte, Kaspar Hauser wird im Leichentuch nicht genannt, die Allgemeine Preußische Staatszeitung vom 27. Mai 1834 (Nr. 145, Litterarische Nachrichten) orakelte aber, wie folgt: „Der denkende Geist, der umsichtig alle Grenzen seines Gegenstandes bemißt, der am wenigsten durch zufällige Möglichkeiten zu täuschen ist, weil ihm jede Möglichkeit nur dann gilt, wenn er sie mit einer innern Notwendigkeit in Verbindung zu setzen vermag, hat bekannt-

lich das Recht, selbst seinen wie zum Spiel entworfenen Kombinationen oft mehr Wahrheit einzuräumen und daraus abzuleiten, als dem nackten und ungewissen Faktum, oder dem bloßen nüchternen Verstande, der ängstlich über Konsequenzen brütet, zugetraut werden darf. Und in solchem Sinne geistigen Schauens (!) ist diese Wahrheit zu nehmen, die in dem Büchlein, die in jeder Hinsicht die achtungswürdigste Hand dabei beteiligt zeigt, enthalten sein dürfte. Wie jede Wundererscheinung (!), die hergebrachtem Lebensverlauf fremdartig entgegentritt, an dem sogenannten gesunden Menschenverstande (man fühlt sich schon hegelisch angesäuselt!) einen natürlichen Feind besitzt, der sie jedesmal auf ein phantomenhaftes Nichts zurückzuführen trachtet, wie aber dennoch der Verstand, nachdem er das Märchen vernichtet hat, um daraus die ihm gemäße Wirklichkeit herzustellen, nichtsdestoweniger sich stets dabei in Verlegenheit gesetzt sehen wird, da sich ihm selbst aus dem zertrümmerten Wunder immer wieder neue unter den Händen ansetzen, deren Bezwingen er am Ende ohnmächtig aufgeben muß; so ist es auch ganz in ähnlicher Weise mit Kaspar Hausers Geschichte und den wiederholt angestellten Versuchen zu einer mit der gewöhnlichen Wirklichkeit harmonierenden Lösung derselben ergangen. Herr Polizeirat Merker hatte — durch Konsequenzen eines polizeigerechten (!) Verstandes — die Widersprüche, die in des Findlings Aussagen erscheinen, einleuchtend zu machen gesucht, jedoch damals, wenigstens in der öffentlichen Meinung, nur geringen oder keinen Anklang gefunden, da man vielmehr bald darauf durch die vortreffliche Schrift Feuerbachs" u. s. w. „In diesen Briefen (also) ist die psychologische (es handelt sich aber vor allem um die physische!) Möglichkeit des Ereignisses dargethan, und dadurch alles, was das Schicksal Kaspar Hausers betrifft, in das helle Gebiet der Wahrscheinlichkeit und Wirklichkeit gerückt. Der Verfasser — denn man gerät sogleich auf die Annahme eines solchen, da manche eingestreute Erörterungen und Gedanken sogar an die neueste und uns hier in Berlin zunächst liegende Philosophie (richtig! an Hegel und an die „dialektische Verkehrung des Satzes in sein Gegenteil") erinnern — hat die vorhandenen Data, wie sie vornehmlich durch Feuerbach festgestellt oder angedeutet sind, mit einer feinen und sinnreichen Kunst zu kompo=

nieren — verstanden. . . . So sind diese Briefe in ihrer wohlberechneten Darstellungsweise, in der kaum noch ein psychologisches Rätsel an der Sache übrig geblieben, zugleich als die triftigste Polemik gegen die Ansicht anzusehen, welche, auf bloße Verstandes-Konsequenzen hin, die ganze Erscheinung Kaspar Hausers als einen Betrug annihilieren möchte. Th. M." Erst am 11. Juni 1834 (Nr. 175) erschien Merkers (wie immer schneidige) Replik: Phantasie und Wirklichkeit. „So unwiderstehlich uns Wieland in seinem Oberon umstrickt, so glücklich Webers Harmonien den Zauber der aus dem herrlichen Werke auf die Bühne übertragenen Scenen erhöhen, so giebt es dennoch kein Horn des Oberon, keinen Elfenkönig und keine dienstbaren Geister, welche die Sterblichen durch die Lüfte tragen. Wir würden nur lächeln, wenn ein bis dahin mit dem Zauber der Dichtkunst, der Musik und mit den Scenerien der Bühne unbekannter, von Entzücken ergriffener Zuschauer uns die Wirklichkeit der Phantasiebilder beweisen wollte, weil er sie mit seinen leiblichen Augen gesehen, mit seinen Sinnen aufgefaßt habe." Nachdem Merker das Leichentuch auch als psychologischen Roman für verfehlt erklärt („Wann haben drei Menschen über ein in ihrem Kreise begangenes großes Verbrechen solche Briefe geschrieben oder werden dergleichen schreiben, wie die vorliegenden?"), betont er mit Recht die verderblichen Folgen des Romans für flüchtige Leser. Warum aber erst so spät? Weil ihm (man würde eher an 1854, als an 1834 denken) die Aufnahme seiner Antwort durch die Staatszeitung verweigert worden ist, und er dieselbe erst durch eine Eingabe (vom 11. Juni) an den Minister Ancillon erzwungen hat! Auch von Otterstedt hat mit dem genannten Minister über die anonyme Schrift, welche „allerdings den Verdacht begünstigt, die über die hohe Geburt des K. H. verschiedentlich verbreitet worden ist," korrespondiert. Kolb legt das Leichentuch dem Theologen Marheineke (1780—1846) bei. Ist das richtig und bedenkt man dabei, daß M. ein Hegelianer war (mein Exemplar ist dem damaligen Haupt der Schule gewidmet: „Herrn Professor Rosenkranz in Königsberg zum Dank für die köstliche Polemik gegen Bachmann"), so scheinen die Initialen der Staatszeitung eine höchst bedenkliche Selbstbelobung zu verraten! Wir haben schon

gehört, daß Kaspar auch ein Sohn Napoleons gewesen, also (nach Ferdinand Hoffmann):

Graf Kasimir Boginski prophezeit, von seinem Sterbelager 1795, seiner Enkelin Jadwiga: „Du wirst ihn bannen und fesseln!“ Wen denn? Den Kaiser Napoleon, dem sie im Winter 1806—7 auf einem Balle in Posen vorgestellt wurde und das Versprechen entlockte: „Polen wird wieder hergestellt werden, und ehe ein halbes Jahr vergeht, ist der Anfang dazu gemacht.“ Jadwiga Boginska ging nach Paris, da erwachte die Eifersucht Adams von Radomiec, und er reiste hinter ihr her. Zu spät. Dafür raubt er nach der Niederlage der großen Armee 1813 den Kaisersohn (auf dem Umschlag bei F. Hoffmann furchtbar dargestellt), Jadwiga wird wahnsinnig, der natürliche Sohn Napoleons im Verborgenen von Stephan und Sascha erzogen. Diese starben aber 1828. Adam betäubt den Knaben durch Opium, reist in einem von einem Zigeuner geführten Wagen bis vor Nürnberg, und dort taucht Kaspar Hauser auf. Der Kutscher war so klug, auf der Rückreise in einem schlesischen Dorfe zu sterben. Komtesse Jadwiga kam im Winter 1833 wieder zu Verstande, von Radomiec darauf wie der Blitz nach Ansbach, sticht Kaspar tot, stirbt zwei Jahre später, hinterläßt aber vorsichtigerweise ein Tagebuch.

In einem anonymen Romane Seybolds (Stuttgart 1834) stirbt der einzige Sohn einer Fürstin Eugenie, da sie nach Paris gereist war, plötzlich, ehe er noch das dritte Jahr erreicht hatte. Bald darauf starb auch ihr Gemahl. Die Fürstin wird nervenleidend und bekommt Visionen. Ihre Hofdame, Frau von Schwandorf, erzählt dem Hofkavalier von Freiberg (S. 80): „Es war zur Nachtzeit, als sie das erste Mal davon befallen wurde: ich saß im Nebenzimmer und las. Plötzlich hörte ich sie in wehmütig klagendem Tone sagen: Ja, du bist es, geliebter Schatten, es ist dein liebes Gesicht, deine niedliche Gestalt. Willst du dich mir noch einmal zeigen, weil dich deine Mutter nimmer (nicht mehr!) gesehen hat, ehe sie dich in die kalte Gruft legten? — Sie machte eine Pause. Sogleich eilte ich in das Zimmer; sie saß aufrecht, aber mit geschlossenen Augen, im Bette. Der Anblick war schrecklich, ich redete sie an, aber sie gab mir keine

Antwort. Wie! fuhr sie in einem Tone fort, der mir durch Mark und Bein ging, du bist nicht tot? Du lebst? Wo haben sie dich hingebracht? Wer hat dich geraubt? — — Der, fuhr sie fort, der also war es . . . der . . . der . . . Darum vermeidet er meinen Anblick, darum flieht er meine Gegenwart, der Räuber." Der angeblich so schnell gestorbene Sohn war natürlich eingesperrt worden. Kammerjunker von Dangelmann und der erste Kammerdiener Sebastian Butterweck wissen um dieses Verbrechen. Ein natürlicher Sohn des Fürsten und einer Rosalie aus Palermo, Cäsar Borelli, das gefürchtete Haupt einer Mörderbande, Fra Diavolo, befreite aber aus Rache den Thronerben aus seinem Kerker. Borelli erscheint vor dem Fürsten. „Denke an Palermo und Rosalien! Verlassen, hilflos in die Welt hinausgestoßen, ward dein Sohn — ein Verbrecher, ein Mörder, das gefürchtete Haupt einer Banditenbande . . . Eine Tochter, ein Kind seiner ersten Liebe, findet er — ein wahnsinniges Opfer der blutschänderischen Umarmung seines eigenen Vaters!" Da soll einer ruhig bei bleiben? Der Fürst hielt's wenigstens nicht aus, sondern starb. Nach seinem Tode wird in einer Sitzung des Geheimenrats unter Vorsitz des Präsidenten[1]) von Burniz (S. 322—34) über des Prinzen Kaspar Anrecht auf den Thron gehandelt. „Dieses Individuum, sagt der verhaftete Kammerjunker, ist Ihr legitimer Souverän, der um seine Krone bestohlene Erbe dieses Fürstentums, der verlorene und totgeglaubte Sohn der verwitweten Fürstin Eugenie." Man huldigt aber aus politischen Gründen dem Prinzen Franz, Dangelmann wird auf seine Güter verwiesen, Hauser soll indessen erzogen werden, verschwinden, als Prinz wieder auftauchen, die Tochter des regierenden Fürsten heiraten, dieser (der sich inzwischen bloß als Reichsverweser betrachtet) sodann abdanken, und Kaspar Hauser ihm nachfolgen. „Mehrere Jahre nach diesen Vorfällen wanderte ein tief in einen Mantel gehüllter Mann auf einsamem Fußpfade einem alten halbverfallenen Waldschlosse zu. Er hob den schweren eisernen Hammer und ließ

[1]) Der Präsident hatte selbstverständlich einen wahren Mustersohn, Carl v. B., und dieser eine Geliebte, Johanna Kamm, die aber dem Fürsten verkuppelt und darüber wahnsinnig geworden war.

ihn so laut ertönen, daß der Schall in der Wildnis wiederklang. Ein alter Weidmann öffnete das Thor" — wir sind bei dem Kammerjunker v. Dangelmann. Kaspar Hausers Fortschritte sind nämlich „von der Art gewesen, daß man ihn nach und nach in seine neue Rolle einführen zu können glaubte." Der Fremde weiß aber aus guter Quelle, daß man sich dann an v. D. rächen will. „Gut, mein Entschluß ist gefaßt. Reisen Sie mit der nämlichen Vorsicht zurück, sagte der Kammerjunker und drückte dem Fremden eine schwere Goldbörse in die Hand." Sofort ruft er einen Mann mit wild herabhängenden schwarzen Haaren und finster glühenden Augen, Carlo, aus einem Seitenkabinet, der gen Ansbach zieht und den Kaspar abmurkst. „Nach sechs Wochen stand derselbe Mann in dem nämlichen Kabinett vor ihm. Die Arbeit ist gethan! sagte er einsilbig. Ich weiß es, erwiderte der Kammerjunker, dein Lohn ist bereit. Du kannst nicht länger hier verweilen. Mache dich fertig zur Reise. Zur letzten Reise! sagte eine tiefe Stimme." Es ist Cäsar Borelli mit zwei Banditen, die den Kammerjunker und Carlo erdolchen.

Physiologisch und psychologisch verfehlt, wie alle Hauserromane, sind auch Gutzkows Söhne Pestalozzis. Jadwiga (Hedwig) von Wildenschwert läßt sich scheiden, um Otto von Fernau heiraten zu können. Zum Schutz ihres Vermögens aber verheimlicht sie ihr Kind aus erster Ehe, das der Waldmeister Hennenhöft ohne ihr Mitwissen einkerkert. H. fällt als Wilddieb, der Knabe wird ans Tageslicht gezogen, Theodor Waldner genannt und soll von Lienhard Nesselborn erzogen werden. „Vater, dieser Knabe ist mein! Das ist der Urmensch — die Tafel, die noch des Lebens verworrene Runenschrift nicht bekritzelt hat mit den Vorurteilen von Jahrtausenden —! Das ist der Mensch, der neugeborene, der noch nicht das Licht, nicht die Luft erträgt, nicht die Luft der Zeit, nicht das Licht dieser Welt —! Vater, Vater, den will ich erziehen zum Muster der Menschheit — zur Glorie unserer Meister Sirach, Sokrates, Christus, Baco, Rousseau, Pestalozzi —! Himmlisches, ewiges Licht vom Ursitz der Ideen, gieb mir deinen Segen zu diesem Werke" u. s. w. II. S. 349 wird von der Einsicht, daß der Held „sein Schicksal nur erheuchelt hätte" gesagt: „eine Lächer-

lichkeit, ausgeheckt im Kopf eines Polizeimanns, der sogar ein Buch geschrieben hatte: Theodor Waldner, nicht unwahrscheinlich ein Betrüger." Fernau macht vergebliche Mordanschläge, Wildenschwert erkennt seinen Sohn an, Waldner heiratet Mechtild von Fernau.

Wir sind aber der Zeitrechnung vorausgeeilt und müssen wieder nach dem Anfange des großen Hauserjahres zurück. Ein Herr Cuno aus Ratibor produzierte in der Magdeburger Zeitung vom 9. Februar 1834 einen Kaspar-Hauser-Zettel aus der Vossischen Zeitung vom 16. November 1816. Er hatte denselben schon im Jahre 1831 erwischt und den 25. März „zur weiteren Nachforschung" an Feuerbach zugeschickt. Allein damals ohne Erfolg. So fruchtlos aber wollte der Ökonomie-Kommissions-Rat nicht in alten Jahrgängen der Tante Voß geblättert haben. Er regte nun öffentlich zur Nachforschung an[1]) und spielte damit unbewußt den Kaspargläubigen einen Schabernack, wie er wohl selten in der Weltgeschichte vorgekommen sein mag! Im Moniteur Universel vom Mardi, 5 Novembre 1816, No. 310 liest man auf der Schlußseite (S. 1244) in der Mitte der mittleren Kolumne und zum Abschnitte Interieur gehörig folgende Tagesneuigkeit.

> *Le 23 octobre un batelier du Grand-Kemps a trouvé sur le Rhin une bouteille contenante un billet en latin, ainsi conçu:*
>
> *„Cuicumque qui hanc epistolum inveniet:*
>
> *„Sum captivus in carcere, apud Lauffenburg, juxta Rheni flumen: meum carcer est subterraneum, nec novit locum ille qui nunc folio meo potitus est. Non plus possum scribere, quia sedulo et crudeliter custoditus sum."*
>
> *S. Hanès Sprancio.*

---

1) Ein Indicium für den Kronprinzen Kaspar aus dem Jahre 1816, von Feuerbach im März 1831 nicht einmal einer Höflichkeitsantwort gewürdigt — dieses Indicium wider den Kronjuristen Kaspar Hausers wolle der geneigte Leser nicht übersehen.

C'est-à-dire,

„A quiconque trouvera ce billet:

„Je suis détenu dans une prison, près de Lauffenbourg, sur le Rhin. Ma prison est souterraine, et ce lieu est inconnu à celui qui lit maintenant cette feuille. Je n'en peu(x) écrire davantage, parce que je suis surveillé avec soin et cruauté.“

(Unterschrift wie oben, aber der Name ist mit einem G statt C gedruckt.)

Die Spenersche Zeitung vom 14. November 1816 druckte den Witz nach, machte ihn aber durch die Lesung „solio“ statt „folio“ pikanter und übersetzte:

„Allen, denen dies Blatt zu Augen kommen wird: Ich bin ein Gefangener im Schloße (so) Lauffenburg (die Vossische Zeitung vom 16. November übersetzt weniger willkürlich: ich liege in einem Kerker bei Lauffenburg) am Rheinstrom, mein unterirdischer Kerker ist sogar demjenigen unbekannt, der sich meines Thrones bemächtigt hat. Mehr kann ich nicht schreiben, da ich streng und grausam bewacht werde.“ Nun passierte aber der Redaktion der Spenerschen Zeitung der lustige Zufall, daß sie zwar in der Übersetzung von einem Throne spricht, dabei aber vergaß im Abdruck des Moniteurausschnitts den betreffenden Buchstaben zu ändern, sodaß dort *folio* stehen blieb. Die Vossische Zeitung fügte zu dem (gefälschten) Texte die richtige Bemerkung hinzu: „Ein Gegenstück zu der eisernen Maske. Beide schrieben Unnötiges und versäumten das Wesentliche. Wer wirklich Zeit gefunden hätte, einige Zeilen zu schreiben und in die Welt zu schicken, der würde seinen wahren Namen und den entrissenen Thron genannt, nicht aber gesagt haben: ich habe nicht Zeit sie zu nennen.“ Und doch übersah die Redaktion noch eine wichtige Kleinigkeit. Wie Bädeker lehrt, „liegt der schweizerische Ort Lauffenburg, mit altem Schloß, der badischen Station Klein-Lauffenburg malerisch gegenüber auf Felsen am linken Ufer des Rheins im Kanton Aargau.“ Seit dem Mittelalter bildeten beide Ortschaften eine einzige österreichische Stadt (bekannt durch die Einkerkerung der Bürger im Turm des Schlosses Offtringen 1444, durch die Flucht des im 30jährigen Kriege

von den Schweden gefangen genommenen Generals v. Savelli und die Hinrichtung des Dekans Wunderlin und seines Kaplans Zeller 1638), 1803 kam die Stadt an die Schweiz, der Ort Kleinlauffenburg aber 1808 an Baden. Welchen usurpierten Thron gab es denn 1816 in der Schweiz? Übrigens gehörte die ganze Flasche wohl nur zur litterarischen Einkleidung des für das damalige Frankreich bestimmten lateinischen Rätsels. Denn in wilden Stromschnellen, über kolossale Gneisblöcke hinweg, würde sie doch wohl schwerlich ihre Rheinreise von Lauffenburg bis Rembs (im Ober-Elsaß, Kr. Mühlhausen) in heiler Form vollendet haben? Ob die französischen Zeitungen sich mit der Lösung beschäftigt haben, ob ein französischer Kalauer (vgl. ânes, pran = prend, io) in dem Rebus steckt, ist mir nicht bekannt; meine eigene Lösung steht in den 6 letzten Buchstaben der beiden Namen: nes cio = nescio = Woaß nit.

Das aber wissen wir jetzt, daß im deutschen Nachdruck eine Fälschung des Originals vorliegt, und können wir also mit um so größerer innerer Heiterkeit die vergnügte Mahlzeit der Kaspar-männer an ihrem fetten Rheinlachs beobachten.

Cuno fragte in Europa an: „Sollte es nicht der Mühe wert sein, annoch jetzt auf Grund des in dem Zettel liegenden (!) Winks über Kaspar Hausers früheren Aufenthalt weiter nachzuforschen? Vielleicht daß sein eigener Hüter oder irgend sonst jemand, der das Schicksal des Gefangenen kannte und ihm ohne eigene Gefahr zu helfen wünschte, gedachtes Mittel wählte, um die Aufmerksamkeit auf ihn hinzulenken und ihm womöglich durch andere oder von außen her Hilfe und Erlösung zu verschaffen? Ich halte mich fest überzeugt, daß, hat man nur erst Hausers ehemaligen Kerker ermittelt, es dann ganz gewiß auch nicht fehlen wird, seine Herkunft, seine Verfolger und Mörder zu entdecken." Diese Schlußfolgerung ist allerdings nicht übel: wenn wir ihn nur erst hätten, so würden wir ihn schon kriegen. Was aber anfangen mit der Stelle: „der sich jetzt meines Thrones bemächtigt[1]) hat?" Das konnte doch un-

[1]) So muß potitus est übersetzt werden, und diese richtige Übersetzung haben auch, wie ich einem Briefe Piersons entnehme, der Russische Invalide und die Petersburger Zeitung vom Jahre 1816 gebracht; die Fälschung „sitzt" ist erst seit 1834 bei der Hauserbande Brauch.

möglich ein Kind von seinem regierenden Vater sagen?! Da mußte freilich eine „verbesserte" Übersetzung aushelfen: „der gegenwärtig auf meinem Throne sitzt." Und mit diesem Verlegenheitseinfall sind alle Hauserianer, die sich aus der schwimmenden Flasche einen Kasparrausch angetrunken haben, auf dem Pariser „Zettel" wie auf einem „Throne" sitzen geblieben.

Das Kreisgericht Ansbach nahm ein Nürnberger Zeitungsblatt vom 24. Februar 1834, das Cunos Artikel über die schwimmende Flasche nachgedruckt hatte, zu den Akten. Den 24. März teilte das Regierungspräsidium von Mittelfranken in höherem Auftrage dem genannten Untersuchungsgericht eine Abschrift dieses Zeitungsartikels aus der Hamburger Abendzeitung für Handel, Schiffahrt und Politik mit! Das Gericht war aber so klug, schon am 26. März zu beschließen, daß dadurch keine Veranlassung zu gerichtlichen Nachforschungen gegeben sei. Den 18. August schickte ein gewisser Johann Heinrich Ostermann zu Brackwede bei Bielefeld die Elberfelder Provinzialzeitung vom 26. Februar 1834 an Daumer. „Diesen Mann ließ die Sache nicht ruhen; am 2., 3. und 4. März erschien ihm, wie er an Daumer schrieb, Hauser im Traum und gab ihm einen Weg an, wie sein Mörder und seine Herkunft entdeckt werden könne. Weiterhin erschien ihm Hauser abermals und hatte ein Gespräch mit ihm; es entstand aber ein Hundegebell, worüber der Träumende mit starkem Herzklopfen und Schweiß aufwachte."

Dem Manne kann geholfen werden. Wenn der „Forscher" Kolb (1883 S. 27) nicht zuletzt selbst visionär geworden sein sollte, so hat man ihm eine entscheidende Kasparvision berichtet (die associatio idearum bringt mich eben darauf). „Diese Dame (Kolb spricht von der Herzogin von Hamilton in Baden-Baden) sprach (zu Paris) mit der frommen Kaiserin von der Sache, und diese wußte Rat, wie man zur Gewißheit gelangen könne; der Geisterbanner Hume ward herbeibeschieden, und beide Damen (genau wie Kolb es den Sensationsskribenten gegenüber gehalten hat) lauschten seiner Weisheit. Der herbeibeschworene Geist Kaspar Hausers gab als badischer Prinz — sich selbst die Vornamen Carl Friedrich Ludwig beilegend — vollkommen die gewünschte Antwort." Wo bleibt nun aber István, Kolbs

Beweis für Kaspars Abstammung von einer Mutter Stephanie? Da stehe ich, wie Faust, zwischen den Offenbarungen der heiligen Elisabeth. von Schönau und den Offenbarungen der Brigitta von Schweden und bescheide mich, von der Fülle des Guten betäubt, das Datum der Himmelfahrt Mariä nicht zu wissen.

Mit einer Probe aus dem schwungvollen lyrischen Gedichte Welckers verlassen wir das Gebiet der reinen Romantik.

„Irgendwo, doch ach! auf deutschen Auen,
Liegt ein Kerker, tief versteckt,
Ist ein Kerker noch bedeckt
Von geheimnißvollem Grauen.
In dem Käfig, stillbewacht,
Wird in jeder Mitternacht
Brod und Wasser dargebracht;
Doch kein Quäler ist zu schauen.

Und wer ist zu Nürnberg dort der Knabe,
Plötzlich an das Licht der Welt
Als ein Räthsel hingestellt?
Ach, ein Brief ist seine Habe,
Armuth, unerhörtes Leid,
Oede Geistesdunkelheit! —
Ohne Sprache, Gang und Zeit
Stiegst du zitternd aus dem Grabe,
Den nach langer Todesruh
Schmerzlich nun der Tag berührte,
Den die müde Bosheit führte
Endlich noch dem Leben zu,
Angestaunter, vielbefragter
Junger Dulder! Du verzagter,
Von Europa lautbeklagter,
Unglücksel'ger Hauser Du!

Hülle dich in tiefe Trauer,
Erde, frisch vom Blut geröthet!
Dort in Ansbach's Kirchhofsmauer
Liegt Europa's Kind getödtet!
Sonne, flieh zur tiefsten Wolke! —
Von dem Mörderdolch durchstochen,
Heißbeweint von allem Volke,
Ist das ärmste Herz gebrochen!

Deutschland, hör'! Es saß ein Kind begraben,
Ohne Leben, doch nicht todt,
Nur bei Wasser und bei Brod,
Und nicht kannt' es — seinen Raben.
Stets allein im Erdenschoos
Und vergiftet, wuchs es groß,
Stummgemacht, erinn'rungslos! —
Hör'! und dem bestohlnen Knaben,
Einem unglücksel'gen Haupt,
Einem heimathlosen Pilger
Haben teuflische Vertilger, —
Einem Zweige frühentlaubt,
Einer kaumerweckten Leiche,
Einem Bettler haben — Reiche,
Daß der Tod sein Antlitz bleiche,
Noch den Tropfen Zeit geraubt!

Völker, hört das Gräßlichwahre,
Hört es an in allen Landen!
Dreizehn schaudervolle Jahre
Saß ein armes Kind in Banden!
Und ein Haus mit hohen Säulen
Hat das schreckliche vollendet,
Und der Unschuld seine Eulen,
Blut'ge Mörder, zugesendet!

Kriech' aus deiner Felsenkammer
Kühn hervor, erzürnte Schlange!
Du verstehst ja nicht den Jammer
Und die gramgebleichte Wange! ...
Steinern deine Brust und erzig,
Flieh, o Mensch, Du wuthentbrannter!
Lämmer noch vor Dir — barmherzig
Sind der Schakal und der Panther!

Berg und Thäler, habt ihr Stimmen,
Nächte, sprecht ihr eine Sprache,
Wege, könnt ihr auch ergrimmen,
Ruft zum Mörderhaus die Rache!
Mond und Sternenhimmel, suche,
Die noch jetzt im Dunkel schleichen,
Die Beladnen mit dem Fluche,
Mit dem großen Kainszeichen!

Wär's auch auf dem Krankenbette,
Wär's auch in den Sterbeſtunden,
Zeig' den Mördern Hauſers Kette,
Zeig' den Mördern Hauſers Wunden;
Wenn ſich Leib und Seele trennen,
Wecke ſie vom Todtenſchlafe,
Daß ſie noch die Schuld bekennen,
Grauſend vor der ew'gen Strafe! . . .

Aermrer Bruder des Gefangnen
Frankreichs mit der Eiſenlarve,
Hauſer! Dir, dem Frühvergangnen,
Scholl das Lied der Trauerharfe.
Jüngling, der kein Glück gefunden,
Opfer, tauſendfach mißhandelt!
Gott nun heilt Dir Deine Wunden,
Und — die Rachegöttin wandelt!"

XX.

Politische Skandallitteratur.

Die polternde Schmähschrift eines sogenannten „Republikaners" wider die Fürsten bildet den Anfang der öffentlichen Skandallitteratur gegen Baden. Joseph Heinrich Garnier aus Rastatt machte 1822 sein Staatsexamen als Lehramtskandidat, erhielt aber nie eine Anstellung, sodaß er 1828 nach Paris ging. Es war ihm nämlich hinterbracht worden, daß der Geheimerat Engesser[1]) geäußert haben sollte: „Garnier wird nie eine Anstellung erhalten, denn er hat mir einmal (nach Garnier 1851: vielleicht am Mittagstisch im Kreuz zu Karlsruhe) widersprochen." Im Dezember 1833 hielt Garnier, nach einer längeren Untersuchungshaft in seinem Vaterlande, sich als politischer Flüchtling zu Weißenburg im Elsaß auf. Da erfährt er in einer Abendgesellschaft bei dem Notar Westercamp nicht bloß aus der Allg. Zeitung „die Nachricht von der Ermordung K. Hausers zu Ansbach", sondern von der Frau W. auch das Volksgerede: „Man glaube, K. H. sei ein Sohn der Stephanie gewesen." Garnier, der sich bis dahin nie um Kaspar bekümmert hatte, sah jetzt (seine eigenen Worte liegen vor mir) „an ihm ein Mittel, seine Aufregung gegen Baden zu befriedigen." Am anderen Tag ließ er

---

[1]) Dr. Johann Evangelist E. aus Fürstenberg (geb. am 31. Dezember 1778, zum Priester geweiht 1801, Pfarrer in Mundelfingen 1814—23, geistlicher Rat bei der katholischen Kirchenabteilung in Karlsruhe 1823, Direktor 1825, wieder Pfarrer zu Mundelfingen 1832—67) hat durch viele Jahre großen Einfluß auf die Kirchen- und Schulangelegenheiten in Baden ausgeübt und viele Kunstschätze und ein großes Vermögen hinterlassen.

bestellt worden seyn, den das Gewissen drückte, der aber zu genau beobachtet war, um flüchten zu können, und wohl seinem Gefangenen, der, wenn es Hauser war, damals vier Jahre hatte, auf die obige Weise zu helfen gedachte. Vielleicht war es auch ein Kaplan, welcher durch Zufall hinter die Schliche seines Herrn Pfarrer kam. Es wäre interessant zu wissen, ob die Publikation keine Folgen gehabt, und nicht um jene Zeit jemand in jener Gegend eines schnellen Todes starb. Die Umwohner von Lauffenburg mögen Acht haben und wenn sie können, etwas darüber an die Schweizer Zeitungen einsenden." Der Bayer Kolb, 1859 selbst Flüchtling in der Schweiz, will damals eine um 1840—42 (?) abgefaßte ungedruckte Broschüre des um 1855 verstorbenen Garnier benutzt haben,[1]) und faselt ihm nach: „Garnier will den Verfasser des Zettels mit ziemlicher Bestimmtheit erkennen. Es sei ein ehemaliger Piaristenmönch, der nach Aufhebung seines Klosters zu Rastatt in das badische Oberland versetzt worden; ein ihm persönlich bekannt gewesener Mann, Namens Hornung, mit dem Klosternamen Paulin, gebürtig zu Mackensturm, und im Jahre 1817, also gerade nach dem Bekanntwerden des Zettels, auf dem Wege ermordet, aber nicht beraubt, wobei, was der einzige damals in Baden vorgekommene Fall gewesen, die Thäter nicht entdeckt worden seien." Mit solcher dummschlauen Miene betrachtet Kolb die leider zerbrochene Kasparflasche und findet dann „die Vermuthung sehr wahrscheinlich, daß der Verfasser des lateinischen Zettels ein katholischer Geistlicher gewesen sei." Auf dem Titel nennt Kolb solches Zeug: „Mittheilung seither noch nicht veröffentlichter Thatsachen!"

In einem mir vorliegenden Bericht an den Minister der auswärtigen Angelegenheiten Ancillon sprach der preußische Gesandte v. Otterstedt (Karlsruhe den 12. März 1834) sich über die „Garniersche Schmähschrift" aus. Obgleich wir nur Wasser ins Meer tragen, entnehmen wir dem Schriftstück, was zu unserem Thema gehört. „Namentlich kann ich nur wiederholen, schreibt v. O., daß der an-

[1]) Eigentum „des Schweizerbürgers Georg Fein von Basellandschaft", vgl. aber Taumer 1873, S. 389, und Kolb 1883, S. 8, über Georg Fein von Braunschweig.

gebliche Mord eines der Kinder des verstorbenen Großherzogs Carl und die damit in Verbindung gebrachte Verbannung des Caspar Hauser, als seie (so) dieser einer der Söhne des Großherzogs gewesen, nach meiner innigsten Ueberzeugung durchaus unbegründet sind, wobei ich nur eines Factums erwähnen will. Mir sagte nemlich der damalige Großhofmeister von Berckheim, er sei als Staatsminister, da der junge Prinz erkrankt und dem Tode nahe gewesen sei, zum Großherzoglichen Commissarius ernannt worden, um gegenwärtig zu sein, wenn das Kind, dessen Hinscheiden man mit jeder Minute erwartet habe, den Geist aufgeben werde. Er seie somit Zeuge gewesen, als der Hintritt wirklich erfolgt sei und Tages darauf seie der Leichnam in seiner Gegenwart secirt worden. Ferner hat die Fürstin Ysenburg, Schwiegermutter des Gesandten Grafen v. Buol, ihrem Schwiegersohn, der es nicht allein mir, sondern laut erzählt hat, die Unmöglichkeit, daß der in Rede stehende Mord habe Statt haben können, dadurch bewiesen, daß sie selbst die Kinder während ihrer Krankheit leidend gesehen und bei dem Hintritt gegenwärtig gewesen sei; ebenso leben noch die Aerzte, denen zu jener Zeit die Behandlung der Großherzoglichen Kinder anvertraut war." Das hat aber nicht verhindert, daß der berüchtigte, von seinem geduldigen Volke im J. 1830 vertriebene Diamantenherzog [1]) die seiner Durchlaucht so angemessenen Worte drucken ließ: „Was wäre aus mir geworden, hätten meine Verfolger mich in ihren Händen gehabt? Ich hätte vielleicht dasselbe Schicksal erfahren, das den unglücklichen Kaspar betroffen, die Frucht einer Blutschande, den Vater und Mutter — Bruder und Schwester — lebendig begraben haben; denn seit 1832 (da war er 28!) weiß ich mir eine ähnliche Wohnung zugedacht." Das Mundstück der Garnierschen Wutausbrüche, dieser Herzog Karl von Braunschweig, war nun aber mütterlicherseits selbst ein Enkel des Erbprinzen Karl Ludwig von Baden; seine Paten

---

[1]) Denkwürdigkeiten des Herzogs Karl von Braunschweig. II. (Kassel 1844) S. 309. Die erste Denkwürdigkeit ist, daß Genealogen (!) den Ursprung des Hauses Braunschweig „von Actius Reus ableiten, welchem Romulus, der Erbauer Roms, eine Ehrensäule errichten ließ"! Das Buch wimmelt von Phantasieverbrechen seiner Gegner, verschweigt aber die wirklichen Vergehen des Autors.

waren 1804: 2) Die Kaiserin von Rußland, geborene Prinzessin von Baden; 4) die Königin von Schweden, geborene Prinzessin von Baden, 7) Karl Friedrich, Kurfürst von Baden, 8) Friederike Wilhelmine Karoline, Kurfürstin von Baden, 12) Amalie Friederike, Markgräfin von Baden, 13) Karl Ludwig Friedrich, Kurprinz von Baden. Das erzählt er selbst (I. 3) und läßt dann folgen: „Zu alten Zeiten mußten sich die Fürsten die Ritterwürde auf dem Schlachtfelde verdienen; allein in neuerer Zeit ist es Gebrauch geworden, ihnen dieselbe schon in der Wiege zu ertheilen. Auch auf die des Prinzen Carl legte die Markgräfin von Baden das Großkreuz des ersten Ritterordens des Landes." Das war also seine Großmutter, dieselbe Markgräfin, in deren Armen der 1812 angeblich geraubte Prinz gestorben ist! Der „souveräne Herzog von Braunschweig", ein an Cäsarenwahnsinn leidender Miniaturdespot, war, wie er mit unbezahlbarer Komik aufschneidet, von Metternich „zu der äußersten Linken von Europa" übergegangen. Nachdem er fortgejagt war, nämlich. Und es geschah im Jahre 1835 vor einem französischen Gericht in Paris, wo man seine Unmündigkeitserklärung anhängig gemacht hatte, daß der Wicht auf so gemeine Art seinen Haß äußerte.

Da ist der verkannte Schulmeister Garnier doch respektabeler! Im Jahre 1851 hat er zu Freiburg im Breisgau seine ganze Rolle des General Bum eingestanden, und in einem Schriftstücke von 92 Folioblättern (Karlsruher Akten) seine Spiegelfechtereien von 1834 samt und sonders widerrufen. Er sieht und gesteht deutlich ein, daß zwei gestorbene Prinzen nichts mit Kaspar Hauser zu thun haben können, und daß es unmöglich ist, zum Umtausch mit toten und sterbenden Kindern in ein mehrfach bewachtes Schloß einzubringen.

Den 27. Februar 1836 erhielt Binder von einem anonymen Schwindler eine aus Zürich datierte aber mit dem Poststempel Stuttgart versehene Anzeige, daß ein Flüchtling in der Schweiz, Apothekergehülfe Ferdinand Sayler aus Waldsee (Würtemberg), einen Brief des Majors Hennenhofer verloren habe, welcher von einem Zürcher Bürger gefunden worden sei und die bemerkenswerte Stelle enthalte:

„vorzüglich aber beobachten Sie ein tiefes Stillschweigen über Kaspar Hauser". Da schlug die Wünschelrute zum zweitenmal bei Hennenhofer an! Des Mannes Thätigkeitstrieb wurde auf Mahlberg von der Langeweile geplagt, und so kam seine Muse auf den Zeitvertreib, mit Hülfe des genannten Apothekers die harmlosen in der Schweiz lebenden politischen Flüchtlinge auszukundschaften. Als im November 1835 der Student E. L. Lessing, angeblich ein preußischer Spion, in dem Sihlhölzchen bei Zürich ermordet worden war, sind Briefe Hennenhofers an Sayler, aus dem Zeitraum vom 31. Oktober 1834 bis zum 5. Dezember 1835, gerichtlich mit Beschlag belegt worden.[1]) Die „bemerkenswerte Stelle" über K. H. enthalten sie selbstverständlich nicht. Wohl sagte der Student Viktor Bohrer aus, daß man Sayler allenthalben für einen Spion hielt, und daß derselbe ihm — „meistens aber in betrunkenem Zustande — offenbarte, er (Sayler) sei in die Geschichte des K. H. genau verwickelt." Er selbst deponierte am 18. Dez. 1835 vor dem Kriminalgericht in Zürich, daß „Garnier die K. Hausersche Geschichte wieder aufs Tapet gebracht, nur viel stärker aufgetragen und hauptsächlich auf diejenigen Angaben gestützt, die ich (!) dem Garnier gemacht."

In Bayern hatte man durch die falsche Anzeige Kenntnis von der harmlosen Korrespondenz erhalten, und so wurde der Regierungsrat von Braunmühl[2]) in ganz geheimer Mission in die Schweiz geschickt, um nachzuforschen. Der Kostenrechnung zufolge führte die

---

[1]) Des Pudels Kern enthält die Stelle: „Namentlich wäre es mir lieb zu wissen, wo sich jetzt von den Flüchtlingen Peters, Steinmetz, Lüning, Lessing, Kombst und Boutterweck aufhalten." Schauberg (1837 zweites Beilagenheft, Beiträge zur Geschichte Kaspar Hausers), Seiler (1840 S. 159—202, 1845 S. 135—67: Zur Charakteristik Hennenhofers) und Kolb 1859 (S. 57: Verhalten eines Majors Hennenhofer, S. 69: Authentische gerichtliche Aktenstücke) haben vergeblich versucht, mit Hülfe der Druckkunst Hauseriana aus den Briefen herauszupressen. Ich habe nicht allein die fettgedruckten tendenziösen Auszüge, sondern alle Briefe vollständig gelesen, sie enthalten aber nicht einen einzigen, Hennenhofer nach der Richtung hin belastenden Buchstaben. Kolbs Freund Fein (1883 S. 9) hat den Mörder gekannt.

[2]) Wie Hofmann den 2. Februar 1834 an Klüber schrieb, war Braunmühl Referent in der Hauser-Sache beim Ministerium des Innern!

neue Jobsiade, um den schwarzen Mann zu suchen: von Memmingen über Wurzach nach Wolfegg, von Lindau nach Bregenz und retour, von Lindau nach Konstanz und zurück über Rorschach." Da ein Detective vor allen Dingen schlau sein muß, übernahm von hier ab der K. Salzoberbeamte und Major der Landwehr Pleybner den Entdeckungszug und führte eine Art Reisetagebuch. „Sonntag den 20. März 1836 früh morgens von Lindau abgegangen und bis Stekborn gelangt, den 21. März von Stekborn bis Andelfingen gereist und letzteren Orts mit dem zur Zeit dort wohnenden K. B. Salzhandlungskommissär Freiherrn von Sulzer-Wart und dessen Sohn, dem K. b. Kammerjunker Heinrich, welcher von Winterthur hierher berufen wurde, hinsichtlich der wegen F. Sayler nötigen Nachforschungen das Nötige verabredet. Dienstag den 22. März früh morgens mit Herrn Kammerjunker Baron v. S. nach Winterthur abgereist, allda über den Aufenthalt des Sayler in der Künzlischen Apotheke[1]) Kunde eingezogen, und sodann mit Herrn Baron die Reise nach Zürich fortgesetzt. Den 23. März Erkundigung bei dem Vizepräsidenten des Kriminalgerichts Wiß und dem Verhörrichter Mais. Donnerstag den 24. März. Von Zürich nach Winterthur abgereist und mit dem K. Salzhandlungskommissär Baron von Sulzer der weiteren Schritte und Beobachtungen halber Verabredung gepflogen." Den 25. März wurde in Konstanz Herrn von Braunmühl Rapport erstattet, den 26. war Pleybner in Lindau zurück. Braunmühl machte seinerseits den 13. bis zum 19. April noch eine Kasparreise von München über Augsburg, Donauwörth, Nördlingen, Ansbach und Nürnberg. Was hatten die auf beiden Reisen verausgabten 169 Gulden 31 Kreuzer

[1]) Hennenhofer schrieb nämlich den 27. Januar 1835 aus Ermatingen an Sayler: „Mein lieber Herr und Freund! Es ist mir gelungen (bis dahin wohnte S. bei dem Lichterfabrikanten Kuffer No. 577 in Zürich) Ihnen bei meinem Geschwisterkinde, Herrn Dr. und Apoteker (so) Künzli in Winterthur, eine Anstellung zu finden, mit der Sie meines Erachtens nicht unzufrieden sein werden . . . Sie sind der Sohn eines rechtschaffenen Mannes; Sie machen meiner Empfehlung keine Unehre, das erwarte ich von Ihrer mir angerühmten Rechtschaffenheit." Zwei gemütliche „Banditen" das! Im August kam S. zu Dr. Hoffmann, Apotheker in Ellikon bei Winterthur, blieb aber auch hier nicht lange.

und 206 Gulden 49 Kreuzer eingetragen? Einen neuen Kaspar-mörder und eine feindselige Großmacht, wahrlich nicht wenig. Schon den 14. April konnte Fürst Wallerstein dem König berichten: „Während der Mord des unglücklichen Hauser verklungen schien und über seinem Grabe nur Stanhopes tadelnde Stimme [wie ein Gifthauch?] wehte, ist es dem treugehorsamst Unterfertigten gelungen, neue und leider alzu (so) glaubhafte Spuren jener That zu entdecken, welche zur Ehre der Menschheit undenkbar bleiben sollte. (Wie gesagt: 169 Gulden 31 Kreuzer.) Anonyme (!) Schreiben beschuldigen einen, bereits wegen revolutionärer Umtriebe aus seinem Vaterorte (Waldsee im Württembergschen) entflohenen jungen Mann, Namens Seiler[1]) des Doppelmordes an Hauser und Lessing. Dieser S. stand mit dem badischen Obristen Hennenhofer in der engsten Verbindung. Briefe des letzteren an ihn scheinen bei den Kriminalakten in Zürich zu liegen . . . wenn nicht, was sehr zu befürchten scheint, der radikale Staatsprokurator bereits für deren Amotion oder Vernichtung gesorgt hat. (Schon wieder ein Complice!) Gegenwärtig ist v. B. von Ansbach in Nürnberg, um verschiedenes auf Hauser und dessen Tod, dann auf Feuerbachs Tod (der bekanntlich nach einem Diner bei Staatsrath Klüber plötzlich erfolgte[2]) Bezügliches zu ermitteln, Seilers Signalement mit jenem der 2 vor dem Morde in Ansbach gesehenen Fremden zu vergleichen und auf geschickte Art den Mund der Beamten in Nürnberg gegen den badischen Gesandten von Dusch zu schließen, der sich vor 3 Tagen plötzlich einen Paß nach Nürnberg — erbat." Der fürstliche Detective, aus bekannten Gründen ein persönlicher Feind des Großherzogs Leopold, schließt zärtlich, daß in dieser Sache der bessere Glaube sich gegen

[1]) So. Ferdinand S. heißt in den Akten abwechselnd Sayler, Sailer und Seiler; ich wählte die erste korrekteste Schreibung, besonders auch um Verwechselung mit Seb. Seiler, dessen Bekanntschaft wir bald machen werden, vorzubeugen.

[2]) Johann Ludwig Klüber (1762—1837) aus Thann bei Fulda (vgl. die Anmerkung I. S. 379) war 1808 bis 1817 in badischem, 1807 bis 1823 in preußischem Staatsdienst. Man sieht, wie der berühmte Kenner des deutschen Staatsrechts hier kurzerhand als Giftmischer angeschwärzt wird!

den Anschein sträubt, deren kluge Verfolgung aber Dienstpflicht bleibt.

Der Staatsminister des Äußern Freiherr von Gise zog aus den Erhebungen des Sulzer=Wart zu Winterthur folgende grundlose Resultate: „1. Bei dem Kantons= und Kriminalgerichte zu Zürich befindet sich unter den dem Sayler bei seiner Verhaftung abgenommenen Papieren eine Korrespondenz zwischen ihm und Hennenhofer, welche auf die Verhältnisse des K. Hauser zu der großherzoglich Badischen Dynastie (!) und auf den Tod des Hauser Bezug hat. — 2. Die k. preuß. Gesandtschaft in der Schweiz hat auf das dringendste der Kantonalbehörde von Zürich wiederholt angelegen, daß ihr die Briefe Hennenhofers an Sayler ausgeliefert werden. — 3. Der Bürgermeister Heß zu Zürich hat die strengsten Maßregeln genommen, daß die befragte Korrespondenz nicht herausgegeben, noch selbst ihr Inhalt nicht mitgetheilt werden. — 4. Dagegen ist Einleitung getroffen worden, daß wo nur immer möglich die Abschriften jener Korrespondenz oder doch deren Einsicht durch den Vicepräsidenten Wiß, einen vertrauten Freund des Frhrn. von Sulzer, für Bayern erlangt werden. — 5. Ebenso wird der Ferd. Sayler, welcher sich — wieder freien Fußes in der Schweiz befindet, im Auge behalten, weil derselbe — in seiner gegenwärtigen Lage äußerst geldbedürftig (!) sein soll. — 6. Die Beziehungen zu jenem Sayler dürften auch noch aus der besonderen Rücksicht zu beachten sein, weil er Winke gab, als kenne er nicht nur wichtige auf die Baden'sche Erbfolge (!) bezügliche, in Karlsruhe abhanden gekommene Originaldokumente, sondern habe selbst einen Theil davon in Verwahr (!), während der Ueberrest bei mehreren anderen ihm bekannten Personen sogar zum Theil in England verborgen liege." Wer war von diesem Schulknabenschwindel nun eigentlich Düpe: die Minister oder der König? Sogar der „Breiß" hätte nun aber mobil gemacht gegen den armen toten Kaspar (warum sollte denn Preußen die Briefe nicht so gut lesen dürfen, — denn die insinuierte „Auslieferung" ist ein lächerlicher Unsinn, — wie Bayern?), da war wirklich periculum in mora. Der submissest unterfertigte Minister des Innern sprach den 26. April 1836 seine Überzeugung aus, daß Saylers Aussagen „ein neues Licht auf die

ganze traurige Geschichte werfen. Dieser Mann ist tief in alle Geheimnisse des badischen Hofes eingeweiht. Seine Verbindungen mit Hennenhofer stehen außer aller Zweifel. Selbst die preußische Diplomatie sucht die Vernichtung (!) von Aktenstücken herbeizuführen, von denen Züricher Richter selbst äußerten, daß sie über des unglücklichen Hausers (so) Abkunft und Tod keinen moralischen (kennen wir schon!) Zweifel übrig lassen. Die Reise Lord Stanhopes nach Berlin, Polizeirath Merkers wüthende (! ?) Angriffe auf Hauser, selbst die neueste Reise des — Großherzogs nach Nürnberg, das Schmeicheln des dortigen Publikums durch sichtbares Bewundern der Pegnitz-Schöpfung (!!!), das Uebereinstimmen des Sayler'schen Signalement(s) mit dem Beschriebe (so) der in Nürnberg und Ansbach an der Mordperiode anwesend gewesenen Fremden, kurz (denn, wie oben an einem gleichwertigen Indicienbeweis, fein und stark wie Spinnengewebe, nachgewiesen wurde: $0 \times 0 \times 0 \times 0 = 1000$) alles (Euphemismus für nichts?) bringt (drängt) die Besorgniß auf, daß ein großes politisches Verbrechen die Mutter eines noch größeren geworden sei. Uebrigens wird jetzt Klugheit zur doppelten Nothwendigkeit, da Freiherr von Gise mit allem Rechte Fallen vermuthet." Obschon König Ludwig am 28. April anordnete „alle auf diesen Gegenstand sich beziehende(n) Akten dem Minister des Aeußern zuzustellen und das heute", wurde die (selbstverständlich fruchtlose) Behandlung der Sache am 2. August 1836 der Gesandtschaft in der Schweiz überwiesen.

Im Jahre 1840 erschien die zweite politische Schmähschrift über den Prinzen Kaspar, ein geradezu gaunerhaftes Plagiat aus Garnier und aus Seybolds anonymem Roman 1834, das von F. Sebastian Seiler, einem geflüchteten preußischen Bogenschreiber, in Zürich zusammengeflickt worden war.[1]) Der Titel lautete nun geradezu:

---

[1]) Die Verlagsbuchhandlung in Zürich versuchte umsonst, gegen „unverbrüchliches Schweigen", von der badischen Regierung erst 1700, dann 1500 Gulden, zuletzt lumpige 24 Louisdor zu erpressen (Freiburger Zeitung vom 10. und Augsburger Abend-Zeitung vom 17. November 1840). Dagegen vergleiche man die Lügen in der Vorrede der 2. Auflage (London, 3. Juni 1844).

Kaspar Hauser der Thronerbe von Baden. Die Vorrede ist aus „Paris“ datiert und unterschrieben N. E. Mesis (also Nemesis), die Seiten 61—111 aber sind, mit Fortlassung der Namen, ein wörtlicher Nachdruck der Kapitel IX, XI und XIII aus Seybold! Da niemand diesen Raub öffentlich nachwies, wurde der „Justiz-Aktuar aus Preußen“ noch frecher und plünderte für eine neue Auflage seine Hauptquelle noch schamloser. Es folgt dort ein „Sittengemälde des großherzoglich badischen Hofes von Karlsruhe“, dessen Wahrheit Seiler „trotz des romantischen Gewandes und einzelner Namensverstümmelungen“ verbürgt (!), und dann schreibt der Bursche einfach das 3. Kapitel aus dem anonymen Roman (oben S. 113—115) ab.

(Seybold) 1834 S. 30.	Seiler 1845 S. 50.
III.	„Sittengemälde ...
„Der Kammerjunker v. Dangelmann ging, ein Liedchen trillernd, im Schloßgarten auf und ab. Wer ihn hier in seiner Nonchalance sah, ohne ihn zu kennen“, u. s. w.	„Gegen die Mitte des Jahres 182* spazirte der Kammerjunker von Dangelmann, ein Liedchen trillernd, im Schloßgarten auf und ab. Wer ihn hier in seiner wohlfrisirten Ungezwungenheit sah, ohne ihn zu kennen“, u. s. w.

Ferner ist Seilers Kap. VII S. 60 = Seybolds Kap. IX S. 148, Seilers Kap. VIII S. 70—101 = Seybolds Kap. XI S. 185—213, Kap. XIII S. 233—251, und aus Kap. XVII S. 299 u. f., Seilers Kap. X S. 109—117 = Seybolds Kap. XIX S. 322—34 u. s. w.

Von seinem eigenen Gebräu ist eine kindische „Raubpromenade“ der weißen Dame, der Reichsgräfin Hochberg, die in der Nacht vom 15./16. Oktober 1812 den Prinzen mit einem schon mit dem Tode ringenden (!) unehelichen Kinde einer Bäuerin aus der Nähe von Karlsruhe vertauscht. „Nur eine gewöhnliche Nachtlampe verbreitete ihren magischen Schein durch das ohnedieß dunkel austapezirte Ge-

mach, in welchem, noch von einer Art Lichtschirm geborgen, die wachthabende Kammerfrau neben der Amme des Kindes, in einem Lehnstuhl à la Voltaire sorgenlos schlummerte. Bleich vor Entsetzen und am ganzen Leib zitternd, näherte sich die Reichsgräfin der Wiege ... Kein Schrei entfuhr den Lippen des Säuglings ... die beiden Wärterinnen, wie von einem hekate'schen Zaubersafte berauscht, blieben in ihrem lethargischen Schlummer ... Auch nicht ein einziger von den wachhabenden Gardisten bemerkte nur das Geringste von dem, was vorging, und diejenige heute noch lebende Person, die der Gräfin in jener Nacht auf einem der Kreuzgänge in den langen Corridors nach 12 Uhr begegnete (das war nämlich Seiler selbst, der sogar sah, wie die weiße Dame eine „geheime Tapetenthüre fest hinter sich zuriegelte"), verkroch sich scheu vor dieser Erscheinung in den verborgensten Winkel." Diese Schusterromantik kann höchstens auf die Lachmuskeln wirken. Weniger unschuldig aber sind folgende Schwindeleien. In der 1. Ausgabe (S. 43) wird das geraubte Würmchen einer armen Bauersfrau in der Nähe von Karlsruhe mit der Erklärung übergeben, daß es das uneheliche Kind irgend einer Person oder Dame vom Hofe sei. In der 2. Ausgabe ist es Ludwigs Kammerdiener Sauerbeck (der Butterweck Seybolds), der es mit seinem Kollegen Gebhardt noch in derselben Nacht zu der Bäuerin bringt. Sauerbeck und Butterweck sind Hirngespinste und können uns also auch nicht ärgern. Der Mann der Bäuerin, ein teuer erkaufter Bösewicht, bringt das Kind im Frühling 1816 nach Hochsal im Oberamte Waldshut. Dort aber beichtete der Bösewicht: „in jener Beichte lag das ganze Geheimniß der badenschen Thronfolge. Der anhörende Beichtvater hieß — Engesser!!!" So wörtlich. Garniers Rache ist zur Pestbeule angeschwollen: „Engesser wurde gewonnen, und der unglückliche Knabe in den Pfarrhof zu Hochsal gebracht!!!"

Da kam nun aber Engessers Kaplan, namens Eschbach, hinter die Schliche seines Herrn, und — wenige Monate nach der Einkerkerung des hohen Knaben, am 23. Oktober 1816, schreibt dieser

von Gewissensbissen und Mitleiden gequälte Mann auf dem Pfarrhofe zu Hochsal den so nützlichen und erfolgreichen Zettel: Cuicunque etc., steckte ihn in eine leere (also glücklicherweise doch nicht in eine volle) Flasche, pfropfte dieselbe wasserdicht zu und warf sie — hinab in den Fluß (oben S. 116).

„Nur mit einem Hauptumstande wollen wir (F. Sebastian Seiler, Justiz-Aktuar aus Preußen) vorläufig (denn ein Kaspargelehrter verschießt nie sein Pulver auf einmal) unsere scheinbar assertorisch hingeworfene Erzählung unterstützen. Nach Ausweis (!) der oberamtsräthlichen Akten von Waldshut und Lauffenburg, so wie der Todtenregister des Kirchsprengels Hochsal, verschwand nemlich um diese Zeit (1816) plötzlich ein finsterer, störrischer, jähzorniger Mann, wegen seines Charakters deßhalb auch der Italiener oder Lazzaroni (1845: der lange Görgi im schwarzwälder Dialekt) genannt. Bald darauf zog man wirklich in der Gegend von Lauffenburg aus dem Rheine einen männlichen Kadaver, und alle Welt erkannte dessen Identität mit dem „Vermißten" aus jenem Dorfe . . . Kurz, dieses sonderbare Publikationsmittel hatte für den unglücklichen Kronprinzen keine andere Wirkung, als daß man die Sicherheitsmaßregeln wegen seiner Einkerkerung nur noch verschärfte."

Bei diesem kühnen Sprung ins Dunkle war Seiler aber bei dem unrichtigen Kaplan angelangt! Eschbach war erst 1831 Kaplan in Hochsal geworden, und er ließ den 13. November 1840 in das Waldshuter Intelligenz-Blatt (Nr. 46) eine Erklärung einrücken, daß „überhaupt das ganze den hiesigen Ort (Hochsal) betreffende Gewäsch (in einer mit dem Druckorte Paris bezeichneten und von Zurzach aus verbreiteten Schrift) eine reine Erdichtung und Lüge gewesen ist." Auch das Großherzogliche Bezirksamt zu Waldshut erklärte auf Grund der Personalakten die Angaben über Eschbach für „boshafte Lügen." Was nun machen? Ganz einfach; der Beichtsatz von S. 135 wird in 2. Auflage bloß um ein Wörtlein geändert: „in jener Beichte lag das ganze Geheimnis der badenschen Thronfolge. Der anhörende Beichtvater hieß — Diez!!!" Da ertappen wir also den litterarischen Spitzbuben

in flagranti.[1]) Und wie sich ein Vortrag über Keuschheit aus dem Munde eines Bordellwirts anhören würde, so berührt die Rodomontade, womit Seiler seinen neuen Gaunerstreich begleitet. „Diez wurde durch Engesser beschwichtigt nnd der unglückliche Knabe aus den Händen seiner bisherigen Pflegeeltern in den Pfarrhof zu Hochsal gebracht!!! — — — In einen Pfarrhof! Die Folter in die Wohnung des Friedens; den Schmerz und die Qual an die Stelle des Trostes und der Liebe! O gekreuzigter Nazaräer, könntest du in die Wohnungen deiner heutigen Jünger, in unsere Pfarrhäuser blicken, wie würde sich dein Auge mit dem Feuer des Zornes füllen! Verdiente dieses Schandhaus nicht um dieser verruchten That willen dem Erdboden gleich gemacht und sein Schutt von den Winden in allen Richtungen verweht zu werden? Ein Kind in das Untergeschoß eines Pfarrhauses! . . . Ach, wie lange werden die Pfarrhäuser noch Wohnsitze solcher Laster sein; wie lange wird das (der) Cölibat und die Geistessklaverei noch der Natur und dem gesunden Menschenverstande trotzen? Wie lange werden die Armen noch ihren besten Schinken, ihr schönstes Huhn dem geistlichen Verdummer opfern? Wie lange werden diese apostolisch sich nennende(n) Geisteshenker der Menschheit hoffnungsvollste Blüthen brechen, indem sie die Erziehung unserer Söhne und Töchter absichtlich verpfuschen? . . . Fluch, millionen-

---

[1]) Man vergleiche gefälligst auch folgende Stellen:

Seiler 1840 S. 57.	Seiler 1845 S. 47.
„Unter den Günstlingen und resp. Werkzeugen Ludwigs zur Erreichung seiner Zwecke auf den Kronprinzen, stellen wir den erwähnten Engesser oben an . . . und haben unsere Skrupel nur darauf beschränkt: ob er, oder Eschbach jenen verhängnißvollen Zettel in den Rhein warf? Gut unterrichtete (!) Personen behaupten das Erstere, da Eschbach erst einige Zeit später Pfarrer zu Hochsal im Oberamte Waldshut wurde. Lassen wir indeß diese Differenz vorläufig dahingestellt" u. s. w.	„Unter den Günstlingen (u. s. w. wie nebenstehend) . . . und können unsere Skrupel nur darauf beschränken: ob Diez ohne sein Wissen jenen verhängnißvollen Zettel in den Rhein warf? Gut unterrichtete Personen behaupten das Letztere, da Diez viel magerer als Engesser abgespeist wurde, indem er nur zum Lohne seiner Hundsfötterei die fette Pfründe von Hochsal — und das Amt des Kerkermeisters erhielt. Lassen wir indeß diese Differenz vorläufig dahingestellt" u. s. w.

facher Fluch über solche Giftpilze des menschlichen Geistes, . . . Ha, könnte man nicht den Verstand darüber verlieren, oder mindestens an der Möglichkeit jeder höhern ewigen Gerechtigkeit mit Recht verzweifeln, wenn man an die Geschichte dieses Pfarrhofes denkt, der noch obendrein in einer der gebildetsten und bekanntesten Gegenden der Erde liegt und noch jetzt in Ueppigkeit und Fülle von Diez's Nachfolger, dem Pfaffen Eschbach, bewohnt wird? . . . So lange Geld und Privateigenthum, d. h. Arm und Reich, Arbeiter und Faullenzer (so) nicht abgeschafft sind, wird man auch für die empörendste, scheußlichste Handlung einen käuflichen Demeter[1]), Engesser und Diez finden."

Die „immerwährenden Machinationen der Großherzogin Stephanie (selbst noch in den zwanziger Jahren beabsichtigte sie eine Untersuchung der Familiengruft zu Pforzheim!)" riefen endlich an einem Nachmittag im Mai 1828 Hennenhofer („von jeher die inkarnierteste Nichtswürdigkeit selber!") herbei. „Hätte man gleich im Anfange meinem Rathe gefolgt, so wären uns all diese Verlegenheiten erspart worden, und kein Hahn würde jetzt nach dieser alten Geschichte mehr krähen." Dies waren die ersten Worte Hennenhofers,

[1]) Ein neuer Hauserverbrecher! Ignaz Anton Demeter von Augsburg (1773—1842) wurde Priester 1796, Pfarrer in Rastatt 1809, in Sasbach 1818, Ministerialrat in Karlsruhe 1826, Domkapitular in Freiburg 1833, zum Erzbischof gewählt 1836. Daumer fand es 1873 „ganz unwahrscheinlich, daß Hauser bis zu seiner Befreiung (1828) in Hochsal gewesen und von da nach Nürnberg geschafft worden sei. Hat er sich wirklich einmal dort befunden, wo man nachher sogar seinen Kerker gezeigt haben soll (!), so ist er wohl schon bedeutend früher von dort wieder weggeschafft worden." Die Lästerbande der Hauserianer ließ aber noch in den achtziger Jahren durch eine ultramontane Feder den antikatholischen Auskehrichtbehälter Seilers folgenderweise zurechtlegen: Bis 1816 ist der Erbprinz Kaspar bei einer Gouvernante; von da an bei dem mit der fetten Pfründe in Hochsal bestochenen Pfarrer Dietz (so); auf einer Bauernhochzeit in Beuggen 1818 verschnappt sich der angetrunkene Dietz gegen seine Amtsbrüder Eschbach und Engesser, die das Geheimnis dem Pfarrer Demeter in Sasbach verraten. Als Dietz starb, wurde Eschbach sein Nachfolger. Den 14. Juni 1817 führt Hennenhofer mit einem Kammerdiener das Kind zu einem Vertrauten in Bayern!

als er in jene Konferenz (mit Großherzog Ludwig) trat. — „Es war im Frühjahr 1828. Ohne allen Aufenthalt, ohne alle Mühe, ohne alle Beschwerlichkeit, als die seiner Larve, gelangte Hennenhofer in der Nacht vom 22. zum 23. Mai unter Begleitung Eschbachs bis vor die Thüre des halb unterirdischen Kerkers (in Hochsal, wo der unglückliche Prinz vegetirte, und H. ihn schon öfterer (so) als Oberkerkermeister inspicirt hatte), dessen zwei kleine, längliche, wohlvergitterte Fensterlöcher mit hohen Holzstößen so eng umstellt waren, daß nur ein schwaches Dämmerlicht in diese Marterkammer dringen konnte. Hier, unter dem matten Schein einer sogenannten Spitzbubenlaterne, fand er rückwärts ausgestreckt auf halbverfaultem Stroh das bejammernswerthe Opfer fürstlicher Ehrsucht! Dumpf vor sich hin schnarchend lag diese menschenähnliche Kreatur" u. s. w. „Eschbach lud ihn ohne Weiteres auf den Rücken und trug ihn aus dem Kerker ins Freie hinaus . . . Wir bemerken hier noch ausdrücklich (!), daß Hennenhofer den Befreiten auf einem bereitstehenden Wagen verbarg und mit ihm unter Beobachtung eines uns bis auf den heutigen Tag räthselhaft gebliebenen Inkognito's ohne das geringste Hinderniß die Reise von Hochsal über den Bodensee, Lindau u. s. w. bis in die Gegend von Nürnberg zurücklegte."

Haben nicht sogar die Auguren im Götzentempel bei dieser Geschichte laut aufgelacht? Sicher ist wenigstens, daß die 3. Auflage 1847 mit einem neuen Kapitel IX und neuen Enthüllungen ausgestattet worden ist. In der 2. Auflage war der Räuberhauptmann Fra Diavolo, Cäsar Borelli (oben S. 115), schon ein Sohn des Großherzogs Ludwig geworden (1845 S. 99: „Denke an deine Jugendreise in Palermo und an Rosalien!!!"), 1847 aber offenbart sein Auftreten „nicht mehr einen fürchterlichen Zusammenhang mit der Geschichte Hausers, sondern auch den Grund von dessen nächstfolgenden Schicksalen. — Es war im Frühjahr 1828. Dicke Nebel deckten die Höhen des Schwarzwaldes und hehre Stille lag über dem romantischen Rheinthale, als sich Cäsar Borelli dem Pfarrhofe zu Hochsal gleich einem verirrten Gebirgswanderer näherte. Hier also ist es, murmelte er in schwer unterdrücktem Zorne vor sich hin, wo der scheußlichste Kinderraub — hinter den Sinnbildern der Religion,

des Himmels, der Hölle, des Paradieses und der Unsterblichkeit geborgen, womit man den Pöbel fesselt, auch seinen Hehler gefunden? Pfaffe Diez, auch für dich ist der Augenblick gekommen . . . Glaubst du, deine verschmitzten Bundesgenossen, Engesser und Gelichter, hätten das Netz so fein gesponnen, daß ich es niemals durchschauen, niemals zerreissen könne? O, ich will euch eine Brühe anrühren, die eure Lügenzunge verstummen machen soll. Ohne allen Aufenthalt, nicht ohne die höchste Vorsicht, gelangte Borelli in der Nacht vom 22. zum 23. Mai unter Begleitung eines Hundes bis vor die Thüre des halbunterirdischen Kerkers" (u. s. w. wie oben). Mephisto Hennenhofer hat sich also in einen Briganten, der Kaplan Eschbach in seinen Hund verwandelt: „wir bemerken hier nur ausdrücklich, daß Borelli den Befreiten auf einen bereitstehenden Wagen barg und mit ihm unter Beobachtung eines dem hochgeborenen Chef einer Räuberbande leicht möglichen Inkognitos ohne das geringste Hinderniß (ein Segen des Zollvereins?) die Reise von Hochsal über Schaffhausen, Konstanz, Lindau u. s. w. bis in die Gegend von Nürnberg zurücklegte." Sind wir nun dafür wenigstens Hennenhofer los? Doch nicht. Dieser wird jetzt gegen Borellis Rache beschieden. „Hatte man gleich im Anfang" . . . (wie oben im Mai 1828). Cäsar Borelli verschwand von der Bühne — „ohne daß man bis heute die leiseste Spur von ihm entdeckte." Ferner: „Der Mann mit dem schwarzen Kopf, den Hauser am 17. Oktober 1829 für den Schlotfeger gehalten: war Niemand anders als — Hennenhofer!" — „Auf die geheime Veranlassung des Erbprinzen, späteren Großherzogs Leopold, wurde — unter Zustimmung der Großherzogin Stephanie (?) — der vagabundirende [1]) Gesangbuchsfabrikant, Lord Stanhope, zu der Rolle gewonnen, die er, der himmlische Vermittler, so fromm, aber auch so tölpelhaft spielte, daß bei nur einigermaßen sorgfältigerer Beobachtung der Handlungsweise dieses Menschen in München und Ansbach schon damals das ganze

---

[1]) In früheren Auflagen: „nomadisirende". An einer anderen Stelle heißt es, daß Graf Stanhope „aus reiner Geldnoth in Deutschland (Dresden) Gesangbücher herausgab" und daß er „ein gedungener Agent der Angehörigen Kaspar Hausers" war. Man vergleiche doch die Anmerkungen I. S. 231, 241 und 399.

Geheimniß verrathen worden wäre . . . Mit Recht tadelte Feuerbach (!) deshalb den Nürnberger Magistrat, daß er diesem brittischen Sonderlinge das Kind von Europa anvertraut habe.“ Stanhope aber „gewinnt Hickel für sich“ — „besticht den Schullehrer Meyer“ — „unterrichtete in Pesth die ohnedies schon verschmitzte Gouvernante Dalbon“ — „schrieb posttäglich an Großherzog Leopold in Mannheim“ — „reiste von Chewing (!) bei London heimlich nach dem Schlosse Mahlberg im Bezirksamt Ettenheim, d. h. nach Hennenhofer, empfing von diesem eine bedeutende Summe Geldes“, kurz, die Räubergeschichte von S. 115 wird hier wieder wörtlich übertragen! Den (Seybolds Kap. XXI nachgeschmierten) Rest kann man erraten. Der Zettel vom 14. Dezember 1833 „dürfte einer genauen Vergleichung mit der Handschrift des Inkulpaten (Hennenhofers) zu unterwerfen sein.“ (Früher hieß es schon: „Es wird sich genau bei einer näheren, nicht gar zu tölpelhaft anzustellenden Nachforschung ergeben: ob Hennenhofer oder Eschbach allein den Unterricht des Eingekerkerten leiteten“, was bei Fra Diavolo natürlich nicht anging.) Und dieser Lump hatte noch die Stirn, von dem „verleumderischen Ton“ des Ritters von Lang und des Polizeirats Merker zu reden! „Ganz Europa fühlte sich entrüstet über die litterarische Nichtswürdigkeit dieser beiden Miethlinge.“ Fügt man zu allen diesen Niederträchtigkeiten noch die bodenlose Frechheit, daß die Romanscene der Vision der Fürstin Eugenie ohne Umstände der Großherzogin Stephanie aufgebürdet[1]) wird, so kann niemand

[1]) 1845 S. 45 (1840 S. 53): „So beging eine ihrer Kammerfrauen (nämlich der verwittweten Großherzogin Stephanie, die ihre Residenz nach Mannheim verlegte) die Unvorsichtigkeit, eines Tages in öffentlicher Gesellschaft bei der Gräfin Bodmer einer ihrer Freundinnen zu erzählen, daß sie am Abende vorher, während sie im Nebenzimmer“ u. s. w., wie oben S. 113/14, der Schluß aber lautet jetzt geradezu: „Der! . . . Der also war es . . . o! Ludwig, Ludwig! Also darum vermeidet er meinen Anblick, darum flieht er meine Gegenwart — der Räuber!“ 1883 gab eine in Regensburg erschienene Spekulationsschwindelei auch noch das Datum an: „Es war im November 1828, das Erscheinen Caspar Hausers war damals in verschiedenen Blättern besprochen und die Nachricht auch zur Großherzogin Stephanie gedrungen, als man in Mannheim erzählte, die Großherzogin habe eine Vision gehabt,“ u. s. w. Man bedenke — 1828!

mehr in der ethischen Wertschätzung der Hauserianer fehlgreifen. Denn nur die hier zergliederte Schundlitteratur ist die einzige Quelle ihrer unlauteren Behauptungen. Nicht einmal Seybolds kaum für eine Theaterposse ausreichende Staatsratssitzung fehlt bei Seiler. Auflage 1840 Kap. IX: „Der Tod Ludwigs setzte die mit dem Kaspar Hauserschen Drama in Verbindung stehenden Personen in nicht geringe Verlegenheit. Noch in der Stunde des Todes des dahingeschiedenen Regenten versammelte sich der Geheime-Staatsrath, in welchem damals der Präsident v. * * * (Vater des unglücklichen Karl v. B***, des Geliebten Johannas, 1845 Kap. X: des Geliebten Emiliens) den Vorsitz führte" (vgl. oben S. 115 Anmerkung).

Sogar der Pessimismus ist berechtigt zu glauben, daß das Jahr 1848 einen solchen anekelnden Schlamm weggeschwemmt haben würde. Aber leider! Der Philosoph Ludwig Feuerbach fühlte sich berufen, fast zwanzig Jahre nach dem Tode seines berühmten Vaters, das von diesem selbst dem unbedingtesten Geheimnis anvertraute, und noch in dem Jahre der Entstehung faktisch von ihm verleugnete Memoire zu veröffentlichen. Durch diese unphilosophische That verließen (nach 1852) die Prinz-Kaspar-Märchen die Kutscher- und Bedientenstuben und schritten von da an in einer Juristentoga einher. Ja der Herausgeber des jammervollen Memoires hat sich so weit vergessen, daß er (S. 335) berichtet, sein Vater habe am 25. Juli 1832 einen ähnlichen Schlaganfall (wie sein Hausarzt Dr. Albert angab, einen „rheumatischen Schlaganfall") erlitten wie im J. 1829; dann (S. 345) daß er ~~in~~ seiner geliebten Vaterstadt (Frankfurt) am Pfingstmontag auf einer Spazierfahrt nach Königstein plötzlich erkrankte und zwar an „einem ähnlichen Schlaganfall, wie er das Jahr vorher erlitten hatte, der aber dieses Mal schon in der Nacht des nächstfolgenden Tages (am 29. Mai) mit dem Tode endete." Gewiß in Feuerbachs Alter, bei seiner körperlichen Prädisposition und geistigen Überanstrengung, doch die allernatürlichste Sache von der Welt! Der Philosoph aber läßt folgen: „Das Publicum im Allgemeinen (??) aber schrieb die Ursache seines Todes einer Vergiftung wegen seiner Theilnahme an Kaspar Hauser's

Schicksal zu. Auffallend[1]) ist es allerdings, daß dieser noch in dem nämlichen Jahre ermordet (so!) wurde." Zu dieser albernen Logik wollen wir nun sofort die Tollhäuslerei des geistig durch und durch korrupten Daumer gesellen. Dieser andere bayrische Hauser-Philosoph teilt (1873 S. 461—63) Klübers und Hofmanns Korrespondenz über Feuerbachs Erkrankung und Tod mit. So schrieb Klüber am 30. Mai 1833: „Er ist uns vorausgegangen, der edle, geistreiche Feuerbach. Nachdem er in der letzten Zeit besonders frohe Tage verlebt hatte, heute (eine) Badreise nach Schwalbach anzutreten dachte und noch am Pfingstsonnabend bei einem mir gemachten zweistündigen Besuch sein Kraftgefühl und Wohlbehagen zu meiner größten Freude gerühmt hatte, verschied er gestern (Dienstag) früh um zwei Uhr. Am Pfingstmontag machte er in Gesellschaft des Herrn . . . . ., (potzblitz aber, schon wieder ein Geheimnis?) dessen Frau und Schwester und der eigenen Tochter eine Spazierfahrt nach Königstein, 2 Meilen von hier. Unterwegs um 10 Uhr frühstückte die Gesellschaft auf einer an der Straße gelegenen Wiese; er aß Brod und Wurst und trank zwei Gläser Wein bei vollkommener Heiterkeit. — Auf dem Rückweg klagte er über Unwohlsein und legte sich im Gasthof auf ein Bett, wo er ein wenig Suppe genoß. Das Uebelbefinden nahm zu", kurz, Klüber erzählt den Schlaganfall, den Besuch der Ärzte (Sömmering und de Neufville), die Leichenöffnung, Diagnose eines Nervenleidens. „Morgen früh wird seine irdische Hülle der Mutter Erde übergeben. Sit illa terra levis! Nos te, sancta anima, suo quisque ordine sequemur. Grenzenlos, an Wuth grenzend, war in der ersten Zeit der Schmerz der geliebten und liebenswürdigen Tochter." Unbefangener, bei persönlich so tiefer Teilnahme, kann

[1]) Auffallend! Was wäre denn da „auffallend"? Niemand auf der Welt war dem „schwarzen Mann" weniger im Wege als der Phantast Feuerbach. Ist es dagegen nicht viel eher „auffallend" — daß ich gerade am 14. November 1833 geboren wurde und daß Kaspar Hauser gerade am 14. Dezember darauf mit einer Stichwunde nach Hause rannte? Wenn man sich vergegenwärtigt, daß in der Kasparlegende noch mehr als in der Kosterlegende das Seziermesser der Kritik zum Schwert des Scharfrichters, das Amt des Kritikers ein wahres Henkeramt wird, wer denkt da nicht unwillkürlich u. s. w. u. s. w.?

ein Freundesbericht an einen Freund des Verstorbenen doch nicht geschrieben werden. Hören wir nun aber Daumer! Er leitet erst Klübers Bericht ein mit dem . . . Satz: „Daß der Präsident v. Feuerbach an Gift gestorben, wird durch Klüber's Nachrichten so evident, daß man wohl schwerlich mehr daran zweifeln kann.“ Dann folgen zwei Briefe im Auszug, und darauf die dummschlaue Fortsetzung: „Man fragt sich hier: worauf bezog sich das an Wuth grenzende Benehmen der Tochter? Ein solches [1]) verrieth einen hohen Grad von Zorn und Erbitterung (wie abgeschmackt!), der einen andern Gegenstand haben muß, als ein bloßes Naturereigniß (wie cynisch du hier redest, du gläubiger Lump!), einen einfachen Todesfall“, u. s. w. „Es gibt sich mit einem Worte der Glaube an eine Vergiftung kund (der einzige Giftmischer, auf den wir hier treffen, ist Daumer), wie er sich auch im Publikum gebildet hat und wie er durch Klüber's so eben mitgetheilte Schilderung in der Art bestätigt wird (o unbegreifliche Geduld und Langmut des Herrn!), daß man ihm vollends gar nicht mehr ausweichen kann. Ein näherer Verdacht (o grausamer Erfinder der Buchdruckkunst, warum hast du uns das gethan?.Ein näherer Verdacht) fällt auf die Wurst und den Wein, welche Feuerbach auf der Wiese genossen; eines dieser beiden Lebensmittel scheint das Gift enthalten zu haben . . . Mehrere Leiden des Hinsterbenden — machen sich als Symptome der Arsenikvergiftung (so!) bemerklich.“

Lieber Leser, Sie entschuldigen wohl schwerlich meine Voreiligkeit, daß mir vorhin bei den Punkten des rücksichtsvollen, gewissenhaften, zarten Daumer ein so unzarter, rauher Fluch entfuhr? Denn jetzt leuchtet die gläubige Sorgfalt des wiedergeborenen Mannes hell wie die Sonne. Der Wein, das Brod, die Wurst kamen aus Frankfurt, nicht etwa aus Karlsruhe, wer soll also Arsenik hineingemischt haben, wenn nicht die punktierten Reisegenossen? Wäre ich katholisch, ich würde die Seligsprechung des braven Daumer beantragen. In der Bibel freilich heißt es von diesem heuchlerischen

[1]) Bei einer liebenden Tochter, die sich der Hoffnung auf die Genesung ihres geliebten Vaters schon vollständig hingegeben hatte, doch gewiß kein so unbegreifliches (wenn auch ungeschickt umschriebenes) Benehmen (Linde).

Geschlecht, daß „Zöllner und Huren eher ins Himmelreich kommen", allein die „Frommen" vom Papst bis zum Laien, vom Oberkonsistorialrat bis zum Nachtwächter kehren sich am allerwenigsten an die Bibel.

Auf die im Text genannten Ärzte, die Moschus verordnet und von einem warmen Bade abgeraten haben, von Arsenikvergiftung weder bei den Krankheitssymptomen noch bei der Leichenschau gemuckst haben, folglich — bestochen waren, will ich lieber nicht hinweisen, denn mein Kollege Petzholdt in Dresden liebt in Hauserangelegenheiten die „Silbenstechereien" nicht. Was würde aber Daumer dazu gesagt haben, wenn er gewußt hätte, daß von Braunmühl im April 1836 in Nürnberg und Ansbach war, „um Verschiedenes auf Hauser und dessen Tod, dann auf Feuerbachs Tod (der bekanntlich, fügt der Minister Wallerstein hinzu, nach einem Diner bei Staatsrat Klüber plötzlich erfolgte) bezügliches zu ermitteln"!?

Eine neue Auflage von Feuerbachs Denkschrift, obgleich sie „zwar offenbare Sprünge in (ihren) Folgerungen macht und F. überhaupt als ein enthusiastischer Kopf bekannt ist" — erschien schon im nächsten Jahre in Vehses Geschichte der Höfe (Bd. 26 S. 247: die Katastrophe Kaspar Hausers). Vehse schämt sich nicht, Seilers romantische Broschüre als ernste Geschichtsquelle zu verwenden: „die Broschüre enthält folgende Angaben"; „nach der Broschüre" geschah das und das; „wie die Broschüre will"; „wie die Broschüre es darstellt"; „die Broschüre berichtet" — mit solchem Quatsch schreibt Vehse „Geschichte". Ja er prallt (S. 268) nicht einmal von dem alpenhohen Unsinn zurück: „Nach der angezogenen Broschüre soll Lord Stanhope in Einverständniß mit dem Carlsruher Hofe gehandelt haben, es soll im Werke gewesen sein, Caspar Hauser'n nach Vollendung seiner Erziehung mit einer Tochter des regierenden Großherzogs Leopold zu vermählen!" Als eigene Hauserflunkereien Vehses verzeichne ich: 1) „es ist factisch, daß C. H. ungarisch verstand", und erwidere darauf: faktisch ist, daß er es nicht verstand. 2) „Professor Daumer hielt nichts von ihm (!) und soll sein Urtheil einmal so formulirt haben: er hat eine ächte Prinzennatur." 3) „Die vom König von Baiern ausgesetzte Belohnung — wozu Lord Stanhope

noch 5000 Gulden hinzufügte, hat nichts erzweckt, ja der bairische Bundestagsgesandte von Mieg, der früher zu Anspach (so) Regierungspräsident gewesen war, ward nach Wien zum Fürsten Metternich berufen, nahm alle (!) Hauser'n betreffenden Akten mit und diese Akten kamen nie (!) wieder nach Anspach zurück. Aus diesem Umstande ward die Anklage, die sich in der öffentlichen Meinung festrüttelte, formulirt, daß C. H. ein Opfer der Diplomatie des östreichischen Talleyrand geworden sei." 4) „Welcker äußerte, als ihn Buchhändler Campe in Hamburg (Vehses Verleger) fragte, was an dieser Schrift (Seilers) sei, indem er die Achseln zusammenzog, nach einigem Besinnen: Zwei Drittheile Wahrheit, ein Drittheil Roman." 5) „Professor Mittermaier in Heidelberg erklärte nach Feuerbach's Tode, er werde statt dessen weiter nach Enthüllung der Wahrheit streben, habe aber aus Carlsruhe Winke erhalten und so sei seine Thätigkeit gelähmt worden." 6) „Auch Lord Stanhope erklärte — er sei bald nach dem Tode Hauser's in Carlsruhe auf eine andere Ansicht gebracht worden, und ließ in der Carlsruher Zeitung erklären: er halte nach genaueren eingezogenen Erkundigungen C. H. für einen elenden Betrüger." Die Lügen Nr. 4—6 scheinen auf Rechnung des Hofrats Welcker zu kommen, eines neuen Hauserianers, dessen Glaubensthaten sein Apostel Kolb verzeichnet hat (vergl. Mittelstädt 1876 S. 88 und die folgenden). Weder die Amme Josepha Schindler geb. Haas († 1864) noch „Frau Hepp, geborene Schlemmer," noch sogar Georg Feins „Gräfin Benzel-Sternau" können uns im geringsten nervös machen, und Kolbs lieber Freund Jacoby aus Königsberg imponiert uns so wenig wie sein Freund Sonnemann in Frankfurt. Dafür aber sind wir ihm aufrichtig dankbar, daß er uns aus seinem Verkehr mit Welcker (1883 S. 15, 40) ein großes politisches Geheimnis mit kindlicher Unbefangenheit überliefert hat. Kolb berichtet nämlich an den angeführten Stellen: „Als der Großherzog Ludwig (1830) gestorben war, beriethen sich badische Abgeordnete angelegentlich, ob es ihr Gewissen zulasse, dem Prinzen Leopold zu huldigen, da in der Person des Kaspar Hauser aller Wahrscheinlichkeit nach ein Sohn des Großherzogs Karl lebe." Den 30. August 1857 erzählte Welcker in unbedingt zuverlässigem Freundeskreise in

Zürich (anwesend waren Dr. Wilhelm Schulz, dessen Frau und Kolb): „als die Sache von Hauser bekannt geworden, hätten außer ihm verschiedene, darunter sehr monarchisch gesinnte badische Abgeordnete sich in ihrem Gewissen tief beunruhigt gefühlt, ob sie den Großherzog Leopold anerkennen dürften, während Alles (!) darauf hindeute, daß der Sohn des Großherzogs Carl als Kaspar Hauser noch lebe. Er selbst sei groß im Zweifel gewesen, was er zu thun verpflichtet sei; Rottecks Ansicht sei durchgedrungen, wonach man sich um die fürstlichen Privatverhältnisse (!) nicht zu bekümmern habe." Da ist durch Rottecks dummes Gutachten die Geschichte menschlicher Narrheit um ein herrliches Kapitel gekommen! Man stelle sich die unbeschreibliche Lächerlichkeit vor, daß der liberale Schwätzer Welcker an der Spitze einer ultralegitimistischen Deputation gen Nürnberg zieht, um dem bayrischen Bauernlümmel Kaspar Hauser in demselben Monat, da er bei Kaufmann Biberbach zum Mongolen umgetauft worden war, als Großherzog von Baden zu huldigen! — ! — ! Wenn irgendwo, so gilt hier das bekannte: in magnis voluisse sat est. Wir rechnen also diesen zarten Gewissen den guten Willen zur That an und empfehlen die Huldigungsscene in Nürnberg den bayrischen Witzblättern. Nur mit Anstrengung widerstehe ich der Versuchung, Kaspars Thronrede auszuarbeiten. Aber auch so werde ich für Welckers und Kolbs Unsterblichkeit hoffentlich das Nötige gethan haben.

XXI.

Ein Kaspar-Hauser-Komplott.

Cependant le voile qui couvre cette existence (de „Kaspar Hauser") n'est pas levé encore, et c'est dans l'intérêt de la vérité historique et de la justice, c'est pour traduire les coupables, échappés à leur punition méritée, devant le tribunal de l'opinion publique, en les vouant au mépris, à l'exécration même de la postérité, que cette esquisse a été tracée.

Ecrit en 1870.

Die geistig durch und durch korrupte Hauserbande hat schon häufig mit „Enthüllungen" gedroht oder auch sogenannte „Enthüllungen" über das große Mysterium veröffentlicht. Und mit solchen Locktiteln wurde dann einfach die bekannte Kolportagelitteratur für die Hintertreppen neu wieder aufgelegt. Ich bin jetzt in der Lage, mit wirklichen Enthüllungen aufzuwarten; das so oft und so schamlos herausgeforderte Gericht der Wahrheit ergehe über eine Verbrecherlitteratur, die in der Vollendung ihrer Gemeinheit einzig dasteht! Vergeblich sucht man nach einem männlichen, offenen, ehrlichen Eingeständnis eines Irrtums, überall herrscht die entschiedenste pessima fides vor. Wie bekannte Bestien, die sich wohl totschlagen, aber nie wieder die Beute fahren lassen, in welche sie sich einmal festgebissen haben, genau so benimmt sich die Leibgarde des Prinzen Kaspar. Es bleibt also weiter nichts übrig als Befreiung der Opfer durch Tötung der Angreifer.

Ein Brief des uns nicht mehr unbekannten Freiherrn v. Tucher — das Original liegt vor mir — wird uns in eine förmliche Kaspar-Hauser-Verschwörung einführen.

„München, den 16. Oct. 72.

Hochgeehrter Herr . . . !

Es hat mir ganz unendlich leid gethan, daß mir in Nürnberg das Vergnügen versagt worden ist, Ihren beabsichtigten Besuch zu empfangen und Sie kennen zu lernen. Ein oder ein paar Tage nachdem Sie Ihre Karte abgegeben hatten, kam ich dahin. Hätte ich Sie gesprochen, würde ich Ihnen eine Sie gewiß interessirende Mittheilung gemacht haben, welche ich nun schriftlich nachhole.

Kurze Zeit vor Ihrer Anwesenheit in Nürnberg suchte mich ebendaselbst, aber auch wie Sie vergeblich, ein badischer Geheimerath, der 30 Jahre lang in diplomatischen Diensten gestanden und persönlicher Freund des Großherzogs Leopold (des ersten Regenten der Hochbergischen Linie nach Ludwigs Tod) und dessen Gemahlin gewesen und darum nicht genannt seyn will — auf, um mir eine Druckschrift in französischer Sprache zu übergeben, die er mir dann, weil er meine Zurückkunft nach Nürnberg nicht abwarten konnte, schriftlich zusandte. Er hat mir mehrere Exemplare zur Disposition gestellt, eines derselben erhalten Sie mit diesem Brief.

Der Sohn eines früheren Hofbediensteten in Karlsruhe, gewesener Offizier, wandte sich vor 4 Jahren an die Frau Herzogin v. Hamilton, jüngste noch lebende Tochter des Großherzogs Karl, mit dem Antrage ihm aus dem Nachlasse seines Vaters herrührende Papiere abzukaufen. Die Herzogin ließ diese Papiere durch gedachten Geheimerath untersuchen, der sie aber für zu unbedeutend und nichts neues enthaltend erklärte, worauf der Antrag zurückgewiesen wurde. Jener ließ sich aber dadurch nicht abschrecken, sondern erbot sich Reisen nach Würzburg (wahrscheinlich zu dem dort wohnenden Professor Daumer), Ansbach, Nürnberg und selbst nach Böhmen zu machen und das Resultat seiner Nachforschungen in einem ausführlichen Memoire niederzulegen. Dieses that er und überreichte endlich eine Schrift von 800 Folioseiten."

Tucher berichtet dann, daß besagter Geheimerat aus diesen 800 Folioseiten einen Auszug gemacht hat und denselben zur Vermeidung des zu großen Aufsehens in französischer Sprache „als Manuskript" drucken ließ. Sodann erzählt er weiter:

„Das ist nun die mitgetheilte Druckschrift, der Verfasser des Memoires ist darin Hermann genannt. Der Geheimerath übernimmt in einem an mich gerichteten Schreiben keineswegs die Verantwortung für alle darin mitgetheilte Thatsachen; auch ich fand Unrichtigkeiten bezüglich einiger Puncte,

von denen ich genaue Wissenschaft habe. Doch bietet die Schrift in denjenigen Puncten, welche bereits auf andern Wegen bekannt sind, schätzbares Material, das mit gehöriger Kritik verwendet werden kann. Der Verfasser jener beiden Artikel der Frankfurter Zeitung, welche bis zur Stunde von Baden aus ohne Widerspruch geblieben sind, übernimmt es nun, das ganze vorliegende Material zu einem Ganzen in der Weise zu verarbeiten, daß aus dem innern Zusammenhang der verschiedenen, auch an und für sich nicht vollbewiesenen Thatsachen, dennoch die Wahrheit erkannt werden kann. Daß hiezu alles aufgefundene Material gesammelt werden muß, versteht sich von selbst, ebenso aber auch, daß eine solche Arbeit nur durch Zusammenwirken aller für die Sache sich interessirenden Kräfte zu Stande gebracht werden kann. Die mitwirkenden Kräfte sind außer dem gedachten Verfasser jener Artikel, der Geheimerath, Professor Daumer und ich. Ich habe mich zur Vermittlung erboten. Der Geheimerath, der doch die meisten Kenntnisse besitzt, wird schließlich die Revision der gelieferten Arbeit übernehmen. Daumer hat ein weitschichtiges Werk über K. H. geschrieben, das nun gedruckt werden soll. Ich habe ihn aufgefordert, den historischen Theil d. h. alles was sich auf die Herkunft und auf das verübte Verbrechen bezieht, davon zu trennen und uns zu überlassen.

Geht er auch auf diesen Vorschlag nicht ein, so steht uns doch sein Material nach dem Drucke zu diensten, an welchem jedenfalls noch wird Kritik geübt werden müssen. Und so erlaube ich mir auch Sie, verehrter Herr . . ., aufzufordern, thätig durch Mittheilungen von Resultaten Ihrer Recherchen mitwirken zu wollen. In besonderer Hochachtung

Ihr ergebener

G. Tucher."

In diesem amtlichen Schreiben des Großkophtas einer Kasparloge treten also folgende Eingeweihten auf:

1) Ein ehemaliger Offizier, der 1868 der Herzogin v. Hamilton (Baden-Baden) Papiere zum Verkauf angeboten, später Kasparreisen nach Würzburg, Ansbach, Nürnberg (warum nicht nach Karlsruhe, dem Geburtsorte des „Prinzen"?) gemacht und dann 200 Foliobogen vollgeschrieben hat.

2) Ein badischer Diplomat, der (nach dem Motto dieses Kapitels in dem Kriegsjahre 1870!) nach diesem Elaborat eine französische Schrift abgefaßt hat. In dieser Arbeit wird Nummer 1 „Hermann"

genannt; dieselbe wurde 1872 als Manuskript gedruckt, Tucher erhielt mehrere Exemplare zur Verbreitung.

3) Der Kasparmann der Frankfurter Zeitung, also der bekannte bayrische Demokrat Dr. G. F. Kolb, der die Verarbeitung des Materials übernimmt.

4) Daumer, der ein weitschichtiges Werk über Kaspar Hauser druckfertig hatte.

5) Tucher, der mit den Nummern 2, 3 und 4 zur Herstellung des neuen Mormonenbuchs bereit ist und auch andere „für die Sache sich interessirende Kräfte“ um ihre Mitwirkung angeht.

I. Wer war in diesem Bunde schöner Seelen die erste Nummer? Der Sohn eines Oberforstmeisters, 1862 genötigt als Offizier seine Entlassung zu nehmen, wohnt seit 1870 im Elsaß, läßt sich 1875 (obgleich 1833 geboren) bei der Universität Straßburg immatrikulieren, nennt sich „Rittmeister a. D. und Dr. Phil“(adelphiae?), ist Korrespondent ultramontaner Blätter, treibt aber auch Geschäfte mit Cigarren, Kirschwasser und anderen allgemeinen oder katholischen Artikeln. Da der Figaro vom 12. September 1883 (l'Allemagne aux Tuileries de 1850 à 1870) unseren Kasparforscher mit Napoleon III. in Berührung bringt[1]), hielt ich es für angemessen, Bernhard Beckers Briefe deutscher Bettelpatrioten an Louis Bonaparte, eine gründliche Bearbeitung der sämtlichen, im Buche: L'Allemagne aux Tuileries, französischerseits veröffentlichten Dokumente (Braunschweig 1873) einmal nachzuschlagen. Ich schreibe für Leser, welche dieses Werk deutscher Schande nicht kennen, folgende „Enthüllungen“ ab.

„Von der wegen ihrer Wasserheilanstalten berühmten Stadt Baden — führt die liebliche Lichtenthaler Allee — nach dem deutschen Clairvaux. Hier wohnte ein — Kavallerie-Offizier“ u. s. w. Dieser Mann nun „überschickt dem Kaiser, um denselben zu heilen, ein wunderthätiges Kreuz, welches eine Reliquie von so außerordentlicher Kraft ist, daß man schon geheilt wird, wenn man es drei

---

[1]) . . . officier de cavalerie, adresse à l'Empereur, dans l'intérêt de sa santé, une croix sympathique, relique précieuse qu'il suffit de porter sur soi pendant trois jours et de prendre chaque jour, le matin, dans ses deux mains en récitant avec recueillement trois *pater noster* pour être guéri.

Tage lang bei sich trägt, und es jeden Morgen beim Aufstehen in die beiden Hände nimmt, indem man dabei andächtig drei Vater-Unser betet. Oktober 1866. Zu den Akten zu legen! Unter folgendem 23. Oktober und 28. November fordert (er) seine kostbare Reliquie zurück. (Identitätsbeweis Anmerkung S. 151.) Im Juli 1867 huldigte derselbe dem französischen Kronprinzen mit einem Handbuche für den Pferdemarkt, das als ein in Zwiegesprächen arrangiertes dramolet bezeichnet wird. Eine Kabinettsnote sagt über dieses Buch: Der Verfasser ist auf den Gedanken gekommen, eine Schule für Pferdekäufer in dramatischer Form zu schreiben. Sein Dramchen, welches keinen litterarischen Wert hat, enthält in technischer Beziehung nur abgedroschene Redensarten. Dasselbe ist ohne Zweifel die Frucht der Muse eines alten Kavallerie-Lieutenants, der in seiner Zurückgezogenheit nichts zu thun hat und nicht weiß, wie er sich nützlich beschäftigen soll. Er scheint uneigennützig zu sein; wenigstens fordert er nichts ausdrücklich.[1]) Er scheint indeß von seinem Handbuche eine viel bessere Meinung gehabt zu haben, als der Verfasser der Kabinettsnote. Im folgenden Dezember äußerte er den Wunsch, sein Handbuch zu Gunsten der in den letzten italienischen Kämpfen verwundeten französischen und päpstlichen Soldaten drucken und verkaufen zu lassen, und bat um die Ermächtigung, eine Widmung an Seine Hoheit (Lulu) an die Spitze des Buches setzen

---

[1]) Solche nützliche Leute sind immer uneigennützig, man lese nur diesen Brief. „Durchlauchtigster Großherzog, Allergnädigster Fürst und Herr! Als ehemaliger Offizier des Großherzoglich badischen Leibdragonerregiments (seit längerer Zeit hierher ins Privatleben zurückgezogen) habe ich soeben ein Schriftchen Manual für den Pferdemarkt beendigt, in welchem meine jahrelang gesammelte (so) Notizen und teilweise selbst gemachten Erfahrungen während meiner militärischen Aktivität in besagtem Betreff zusammen gestellt sind. Dasselbe ist in dramatischer Form gegeben, um alle geschilderte(n) Vorkommnisse recht aus dem Leben gegriffen vorüber zu führen. Ich glaube Eurer königlichen Hoheit eine kleine Freude zu bereiten, dadurch daß ich diese Arbeit anbei in Manuskript für: Seine königliche Hoheit den durchlauchtigsten Erbgroßherzog Friedrich in tiefster Ehrfurcht übersende .... In tiefster Ehrfurcht verharrt (u. s. w.) Lichtenthal bei Baden 25. Mai 1867." Man denkt unwillkürlich mit Kaspar: „Roß! Roß! ä söchene Reita möcht ih wähn!"

zu dürfen. Mit Bedauern wurde ihm ein abschlägiger Bescheid erteilt. In der Folge verlegte er sich auf die Erfindung von Mordwaffen und suchte dann von neuem mit dem französischen Kaiser Geschäfte zu machen." In der That berichten die angezogenen Quellen, daß dasselbe Genie, „wohnhaft im Kloster Lichtenthal bei Baden-Baden, für die schwere Kavallerie eine Feuerlanze erfunden hat, welche der Kavallerie ihren alten Wert bei Feldoperationen, angesichts der Gewehrverbesserungen, wiedergeben soll. Am 3. August 1868. Unbeantwortet ad acta zu legen." Dieser „Hermann" war 1868 auch mit seinen Kasparforschungen zum Abschluß gelangt, vorläufig sei hier nur festgestellt, daß der ganze Schwindel aus der Schundlitteratur **Garnier-Albersdorf-Seybold-Seiler-Broch** (1834—59) und zwar auf die verlogenste Art verlogenster Bauernfänger zusammengestoppelt war. Die bodenlose Ignoranz des Pferdemarktdramatikers wird uns schon bei der Vernehmung des „Herren Geheimerats, der doch (nach Tucher) die meisten Kenntnisse besaß" einleuchten.

II. Hätte ein nur halbwegs anständiger Mann sich von diesem Fischer im Trüben [1]) bekasparhausern lassen können? Das ist doch schon von vornherein nicht sehr wahrscheinlich. Begreiflich wird uns aber das sonst Unverständliche, sobald wir erfahren, daß es sich um den damals in Baden-Baden lebenden Freiherrn von Andlaw handelt. [2]) Dieser ehemalige Großherzoglich badische Gesandte in Wien

[1]) Die persönliche Wahrnehmung zuständiger Männer bestätigte, daß er „ein gewisses Streben besitzt, ohne anstrengende Arbeit und ohne große Wahl in den Mitteln sich einen behaglichen Lebensgenuß zu verschaffen." Die Genüsse selbst gehen uns hier nicht an. Zu seinem Wunderkreuz vgl. man Müllers „Partikel" I. S. 210.

[2]) Nach dem 3. Teil der Badischen Biographieen (1881 S. 5) lebte Franz Freiherr von Andlaw 1799—1876, wurde 1826 Legationsrat und Geschäftsträger erst in Wien und sodann in Paris, ist 1838—43 badischer Ministerresident in München und 1843—46 in Paris, 1846—56 aber außerordentlicher Gesandter des badischen Hofes in Wien gewesen und trat dann „nach vollen dreißig ehrenvollen (?) Dienstjahren in den Ruhestand". Seit 1860 schriftstellerte Andlaw in Baden-Baden. Er „führte eine gewandte Feder, welche er, ein treuer Sohn seiner Kirche, ihrer Sache vielfach widmete (Freiburger Kath. Kirchenblatt 1876 S. 314)."

hatte dort nämlich den Kredit, den er seiner hohen Stellung verdankte, dazu benutzt, seine Mitmenschen auszubeuten und (in meistens sehr kleinen Posten und fast ausschließlich in Form von prolongierten Wechseln) mehr als 30000 Gulden Schulden zu machen. Die Art, wie einzelne der Schulden gemacht wurden, war empörend; denn es waren namentlich die kleinen Leute, wie Handwerker, Diener, Pfleger von armen Waisen u. dgl., die sich durch den Rang des Schuldners über seine wirklichen Vermögensverhältnisse täuschen ließen. Andlaw wurde schließlich so energisch veranlaßt, seine Entlassung zu nehmen, daß sein Minister, Freiherr von Meysenbuch in Karlsruhe, ihm eine Frist zur Abreise bestimmte und schließlich drohen mußte, ihn sonst arretieren zu lassen. Dr. Minet, der badische Geschäftsträger in Wien, schrieb den 6. Juli 1856 an den genannten Minister: „Die finanziellen Verhältnisse des Freiherrn von Andlaw, in die ich von Stunde zu Stunde eine klarere traurige Einsicht gewinne, haben es mir zur absoluten Gewißheit gemacht, daß an dessen mögliche Abreise, nach Ablegung des diplomatischen Charakters, nicht mehr zu denken gewesen wäre, ich war selbst jetzt in dieser Beziehung erst beruhigt, als ich denselben im Eisenbahnwaggon wußte. Der Zustand des nun Abgereisten ist, im eigentlichen Sinne des Wortes, der der Entblößung, und nachdem der Entschluß zur Abreise ausgesprochen und ein ganzer Tag zur Auftreibung der dazu nötigen Geldmittel verstrichen war, mußte mir das Geständnis abgelegt werden, daß, da aller und jeder Kredit erschöpft, die Reise aus materiellen Gründen unmöglich sei. Ich habe gethan, was jeder in gleicher Lage gethan hätte, und diesem Hindernisse abgeholfen, denn außer mir konnte oder wollte es niemand, und es war dies das notwendige Opfer, welches einer auf längere Dauer unhaltbaren Situation gebracht werden mußte."

Der Sünder selbst schrieb den 26. Juli darauf an den Minister: „Bis anfangs k. M. bleibe ich hier im Münsterthal; dann werde ich meine Schmach in irgend einem Winkel der Erde verbergen und geduldig und gottergeben hinnehmend, was mich betrifft, mich meinem traurigen, verdienten Geschicke überlassen." Und im November desselben Jahres aus Straßburg: „Von meiner gegenwärtigen Lage

und Stimmung sage ich nichts; ich habe das Recht zu klagen verwirkt, und nehme in christlicher Ergebenheit die unvermeidlichen Folgen meines in keiner Weise zu rechtfertigenden Benehmens hin." Dies verhinderte den „frommen" Mann erst recht nicht, bald darauf nach Baden-Baden zu ziehen und durch Beteiligung am Kaspar-Hauser-Komplott sich auf ehrlose Art an dem Großherzog zu rächen.

Die Inhaltsangabe des als Schmuggelware verbreiteten französischen Libells (68 Oktavseiten ohne Titel, Ort und Drucker) wird uns von den tiefen Kenntnissen des „freiwilligen" Kasparbiplomaten überzeugen.

Première partie, de l'arrivée de Kaspar Hauser à Nuremberg jusqu'au premier attentat. 1) *Le 26 Mai.* Par une belle journée de printemps (u. s. w. diesen blauen Pfingstmontag kennen wir schon, auch „le cordonnier Weichmann"[1]). „Madame de Wessenich présenta la lettre, en lui disant: voilà notre famille augmentée d'un garçon!" Also — der Roman der Albersdorf I. S. 393. — 2) *Kaspar Hauser dans la famille du geôlier Hiltl* (nach Daumer und Feuerbach). — 3) *K. H. chez le professeur G. Daumer.* — Seconde partie, de l'attentat commis sur la personne de K. H. jusqu'à sa mort. 1) *K. H. demeure avec la famille de Daumer.* — 2) *K. H. dans la maison du conseiller de la municipalité et négociant Biberbach.* („Istvan = Etienne.") — 3) *Kaspar Hauser dans la villa Tucher.* (Vermehrte Auflage des Klatsches der Albersdorf über Stanhope.) — 4) *K. H. à Ansbach dans la maison du maître d'école Mayer.* „A cette époque Feuerbach (!) eut à Munich une entrevue secrète avec la Reine donarière (sic) Caroline de Bavière, princesse de Baden: il lui présenta de plus un mémoire relativement à K. H. et continua de traiter à ce sujet avec un des

[1] Der Fehler Weichmann statt Weickmann steht in Stanhopes Materialien 1835, die Schrift verstümmelt aber so ziemlich alle Namen: Wessenich, Bieberbach, Osterhauser, Mayer, Hikel, Chewing (also aus Seiler), Merkel (conseiller de préfecture à Berlin), le chevalier de Lang à Hammelburg (als ob der Verfasser der humoristischen „Hammelburger Reise" in Hammelburg gewohnt hätte!), Eicherich t. So schreibt Kolb 1883 noch Märker, und hat also dieser „Hauserforscher" den besten Kritiker auf diesem Gebiete bloß von Hörensagen gekannt!

confidents de la Reine. Après le retour du président à Ansbach, Stanhope (der damals gar nicht in Ansbach war) . . . ne se trouvant plus à son aise à Ansbach, en partait, sans prendre congé de Feuerbach, et très en froid avec son pupille", den er aber vorher, mit Hilfe seiner beiden „Kreaturen Mayer" und „Hikel" seines Tagebuchs beraubte. — 5) Mort de Kaspar Hauser. Nach Albersdorf. Der schwarze Mann spricht ebenfalls französisch mit Kaspar: „promettez-moi sur Votre âme et conscience, de n'en dire un mot à personne, car il s'agit de vos parents, que je vous ferai connaître!" Auf seinem Lager ruft Kaspar häufig: „mère, o ma mère! viens à mon secours!" Von dieser Jauche aus den uns bekannten Quellen heißt es dann: „Nous avons suivi jusqu'ici les notes d'un jeune homme [1], qui, animé d'un vif sentiment de justice, s'est proposé de rechercher, et de receuillir tout ce qui pourrait avoir le moindre rapport à la destinée de K. H. dans le but louable, de mettre la vérité (?) au jour, soit pour réhabiliter la mémoire du sacrifié, soit pour démasquer ses persécuteurs. Ce jeune homme (1872 ein angehender vierziger), que nous appellerons Hermann, entreprit à cet effet des voyages à Francfort, Würzburg, Ansbach, Nuremberg, même jusqu'en Bohème, partout enfin, où il pouvait espérer de trouver des traces ou des preuves. Il ressembla ses impressions dans un memoire secret, qui nous a servi, et nous servira encore guide dans ce petit traité! Nous ajouterons donc encore quelques 6) Observations *sur les faits qui précèdent, et les personnes, qui y ont participé.* Hier wird die mit Kaspar in Berührung gekommene Menschheit in Freunde (protecteurs, bienfaiteurs, âmes bienveillantes), Feinde (calomniateurs, persécuteurs, assassins même) und Indifferentisten (individus indifférents) eingeteilt. Über den Schuhmacher Weickmann wird frech in den Tag hineingelogen, daß er seine Depositionen widerrufen hat und plötzlich starb (On dit seulement, que ce dernier, le cordonnier Weichmann, ayant plus tard rétracté ses dépositions, était, en 1835,

[1] Einen im Jahre des Herrn 1883 noch immer in Straßburg immatrikulierten Studenten (nach der Geburt am 11. November 1833 freilich ein bemooftes Haupt) kann man 1870 schon einen jungen Menschen nennen, dat stimmt!

mort subitement)! Derselbe „Hermann" ließ nun aber 1882 wieder deutsch drucken: „Unentschieden ist es bis jetzt geblieben, ob jener Bürger (Weichmann) nur zufällig den(m) fremden Knaben auf der Straße begegnete, oder ob er von dessen Ankunft schon früher unterrichtet war." Nach dieser „Ehrenrettung" und zugleich Verdächtigung des unschuldigen Weickmann sehen wir uns den Hauptfund des dramatischen Führers über den Pferdemarkt und genialen Erfinders der Feuerlanze an: er hat auf seiner Kasparfahrt endlich den schwarzen Mann (l'homme noir), Kaspars Kerker und Kerkermeister, ausfindig gemacht. In diesem Punkte wenigstens hat Hermann den Räuberromanen der Albersdorf, Seiler und Konsorten gegenüber seine Originalität gehandhabt. Die unermüdliche Kasperlezeitung in Frankfurt tischte in einem Feuilleton (1882 Nr. 307 Morgenblatt) ihren Lesern den Schwindel als wichtiges und neues Material auf. Diese Schlußredaktion des neuen Märchens [1]) lautet wie folgt:

„Mit Übergehung des minder Wesentlichen führen wir zunächst an, was der Gewährsmann betreffs des Mannes, der Kaspar Hauser gefangen gehalten und nach Nürnberg gebracht hatte, sowie des Ortes der Gefangenhaltung erforscht hat.

Weil zahlreiche Angaben in den Briefen, die Kaspar Hauser bei sich trug, falsch waren, so schloß der Gewährsmann, daß auch die Angabe, Hauser komme von Neumarkt her, falsch sei; weit her habe er überhaupt, bei seiner Unfähigkeit zu gehen, nicht kommen können.

---

[1]) Bei Andlaw: „Il y a à deux lieues et demie d'Ansbach un petit château de Chasse — *Falkenhaus* —. C'est là, que se rendit d'abord Hermann pour des raisons, dont nous parlerons encore. Il y apprit. que celle ancienne résidence d'été complètement isolée aujourd'hui était confiée aux soins d'un vieux militaire, octogénaire et alité. On lui dit de plus que cet individu taciturne et presqu' inabordable n'était connu que sous le sobriquet de *vieux Kasperl*, mais que son nom de famille était *Müller*. Hermann demanda donc à voir le vieux concierge, qu'il trouva de très mauvaise humeur dans son lit et se tournant du coté du mur. Dès que le nom de K. H. fut prononcé, il pris(t) des accès de toux, des gémissements et ne proféra que quelques paroles incohérentes. Ne pouvant espérer d'en obtenir le moindre renseignement, Hermann voulait faire parler le fils, mais là aussi il n'était guère plus heureux. Cet homme, professant, pour sa part, une parfaite

Der Gewährsmann hielt es für wahrscheinlich, daß der Ausgangspunkt des Marsches nach Nürnberg gerade jenem entgegengesetzt war, den „„der Mann““ angegeben, und seine Forschungen führten ihn in südöstlicher Richtung. Dort, $2^1/_2$ Stunden von Ansbach entfernt, liegt das ehemals markgräfliche, jetzt bayrische Lustschloß Falkenhaus. Früher preußisch, wurde das Gebiet 1795 für neutral erklärt und später Bayern einverleibt. Das Schloß diente im Jahre 1796 der Reichsgräfin Hochberg, zweiter Gemahlin des späteren Großherzogs Karl Friedrich von Baden, nach der Schlacht bei Malsch als Asyl. Die Gräfin Hochberg ist bekanntlich die Mutter der Linie, welche durch die Wegschaffung Kaspar Hausers (!) auf den badischen Thron kam. Auf dieses Schloß und seine Umgebung richtete nun der Gewährsmann seine Thätigkeit.

In Triesdorf begegnete er einem alten Manne, der ihm von einem früheren Aufseher des Schlosses, einem achtzigjährigen Greise, mit Namen Kasperl (Kaspar Müller), erzählte, von dem man glaube, daß er um das Geheimnis Kaspar Hausers wisse. Dies rief die Erinnerung an ein Gerücht bezüglich eines Müllers in Schwäbisch-Gmünd hervor, welcher durch die Kaspar Hauser-Affaire zu Vermögen gelangt sein soll. Ob die beiden Müller miteinander verwandt seien, konnte der Gewährsmann nicht ergründen, doch war ihm die Erzählung Veranlassung genug, den alten Kasperl aufzusuchen. Nach längerem Suchen gelang es ihm, den Aufenthalt des ehemaligen Kastellans zu entdecken und zunächst den Sohn desselben zu sprechen;

ignorance des faits dont il était question, excusa son père, qui, vu son grand age et ses infirmités, avait presque complètement perdu le souvenir des temps passés, et qu'àpres une vie dure et laborieuse, silencieux de nature, il était devenu, avec les annèes, encore plus revèche. A la demande de Hermann, si son père avait été soldat et à quelle époque et dans un régiment de cavallerie bavarois, ayant pris part à presque toutes les campagnes au commencement de ce siècle, que le vieux troupier avait également été quelque temps stationné en Hongrie et retenu quelque jurons dans la langue de ce pays &c. Hermann quitta donc Falkenhaus non sans supposer avec un certain degré de probabilité (wirklich?) et appuyé par d'autres indices encore, que c'est dans ce petit château de chasse, qu'avait dû se trouver le cachot de K. H.“ Daumer macht (1873 S. 455) „bemerklich“, daß Joh. Sam. (I. S. 193) auch Müller hieß!

zu dem Vater zu gelangen, wurden indes Schwierigkeiten gemacht, weil derselbe krank sei und einen besonderen Widerwillen dagegen besitze, Fremde zu sehen. Das Verhör beschränkte sich deshalb vorerst auf den Sohn, mit welchem auf weiten Umwegen die Kaspar Hauser-Geschichte berührt wurde. Der Sohn kam sichtlich in Verlegenheit und ließ die Bemerkung fallen, der Vater gerate immer in die übelste Laune, wenn von Hauser gesprochen werde. Aus dem Gespräche mit dem Sohne ergab sich ferner, daß der Alte früher Soldat, längere Zeit mit seinem Reiterregimente in Ungarn gewesen sei und da recht ordentlich magyarisch und slavonisch fluchen gelernt habe. Man erinnere sich, daß Kaspar Hauser einige Brocken ungarisch und slavonisch kannte, was Veranlassung gab, auf diplomatische Requisition die Untersuchungsakten nach Wien zu senden, wo sie bekanntlich verschwunden sind. (So wenig verschwunden, daß ich I. S. 219 einen Beitrag daraus geliefert habe und im vierten Buche noch einen daraus liefern werde!)

Der Gewährsmann drang darauf, zu dem Alten zu gelangen und es wurde ihm schließlich willfahren (so). Er fand den Alten im Bette als einen verwildert aussehenden Mann, der mehr stöhnte als die gestellten Fragen beantwortete; als der Name Kaspar Hauser fiel, kehrte er sich der Wand zu und schwieg. Der Gewährsmann nahm hierauf nochmals den Sohn vor, konnte aber nichts von entscheidender Wichtigkeit erfahren. Indessen kehrte er mit der fast zur Gewißheit gesteigerten Vermutung nach Ansbach zurück, daß Schloß Falkenhaus der Ort war, wo Kaspar Hauser in einem dunkeln Verließe 12 Jahre lang gefangen gehalten wurde."

„Falkenhaus bei Triesdorf" wurde den Eingeweihten seit 1872 Bezeichnung für die frisch erdichtete Waldeinsamkeit Kaspars. Sie war aber so wie so eine falsche! Triesdorf ist ein von einer Backsteinmauer umgebener Park in dem Umfange von anderthalb Stunden, in dem eine Anzahl von menschlichen Wohnungen, kleinen Schlößchen, Wirtschaften dorfähnlich zusammengehäuft sind. Mitten unter ihnen steht das Falkenhaus, also nicht etwa isoliert, sondern von Wohnungen, Gärten und Anlagen umgeben. Eine breite Fahrstraße führt durch Triesdorf nach dem nahen Weidenbach. Der kleine

Platz hatte früher auch eine Garnison. Sein erstes Wort „Bua“ hat Kaspar auch in Triesdorf nicht gelernt. Eigentlich schade, denn wir hätten hier den Kaspar (Müller) und den (Falken-) Hauser (genau wie weiter unten bei Frau Schnatterer) so niedlich beisammen!

Bei Daumer mag (er mag, sie mag, das mag, das Wörtlein beweiset alles,) also der Teremtete-Mann mag das Kind von der Gouvernante Dalbonne erhalten haben. Im April 1872 war „einer seiner verehrtesten Freunde, der in die Hausersche Geschichte in ähnlicher Weise wie Daumer selbst verflochten ist“ (von Tucher also) in der Schweiz und kam „auf der Rückreise mit dem trefflichen, geistvollen Hofrat Dr. Zeller, Vorstand der Irrenanstalt zu Winnenthal in Winnenden bei Waiblingen zusammen.“ Dieser Psychiatriker war zwar noch nicht selbst verrückt, aber doch gläubiger und eifriger Hauserianer und offenbarte folgendes: „In nicht weiter Entfernung von Winnenthal, am Fuße des Hohenstaufen, befindet sich ein Landgut, welches früher den Namen Fuchsenhof geführt, nun aber von dem Besitzer in Sonnenthal umgetauft worden sei. Bei einem Zusammentreffen mit diesem habe Zeller denselben nach dem Motiv dieser Namensänderung gefragt (wie „geistvoll“!) und darauf folgende Antwort erhalten. Jener erstere Name habe ihn, den jetzigen Besitzer, immerfort mit Schaudern an den Vorbesitzer erinnert (Fuchsenhof **ist** wirklich ein gruseliges Wort!); denn dieser sei es gewesen (Däumerling unterstreicht selbst), der, in Hennenhofers Auftrage, den K. H. ermordet habe. Früher Feldwebel der Armee, habe er dann mit dem empfangenen Lohne das Gut gekauft. Dieser Mann soll jetzt (1872) noch zu Gmünd in Württemberg leben.“ Der Fall war leider bis 1873 wohl verjährt? So etwas sollte von Rechts wegen eigentlich nie verjähren. Allein — da ist schon wieder der höhnische Geist! Tucher schrieb anfangs 1875 an einen Hauserianer in Danzig, daß der zu Gmünd in Württemberg als Winkeladvokat lebende Mann, den der Volksmund (??) als Mörder Kaspar Hausers bezeichnet, der auch nach wichtigen Indizien der Gefangenwärter gewesen sein soll, nicht Kaspar, sondern Johann Jakob Friedrich Müller heißt. „Hauser aus Falckenhauser (so) bleibt doch

noch" — schmunzelte der Adressat vergnügt beim Lesen des Briefes. Detective Kolb scheint noch einen eigenen Mörder in Rückhalt zu haben. Denn er erzählt (1883 S. 29): „Schon im Jahre 1868 war mir von einem Schullehrer J. Müller in Württemberg eine Notiz zugekommen, wonach der unmittelbare Mörder Hausers noch unter den damals Lebenden, und zwar in der Nähe des Hohenstaufen zu suchen sei. Eine Mitteilung, welche Hr. v. Tucher von seiten eines Ökonomen Hrn. Weitzel aus jener Gegend erhalten hatte, ließ mich die Sache gelegentlich wieder aufgreifen, indem ich am Schlusse (eines) Artikels in der Frankfurter Zeitung öffentlich um Aufschlüsse bat. Diese flossen mir nun reichlich und in überraschender Weise zu, wie später (wie schade!) allerdings ebenfalls publiziert werden soll, indes ich die mir genau angegebenen Namen zur Zeit noch zurück halte, da die Witwe zweiter Ehe des Mannes noch leben könnte." Das ist also auf jeden Fall der 1868 schon längst verstorbene Hennenhofer nicht? Kann ihm alles nicht helfen! Den 28. Sept. 1875 besuchte Kolb seinen Kollegen vom 48er Parlament, Hofgerichtsdirektor Dr. Christ in Heidelberg und vernahm von diesem Musterbeamten, der „Anfang der 1840er Jahre" in Freiburg gelegentlich mit Hennenhofer mal tüchtig gezecht hatte, folgendes: „Als ich mich endlich entfernen wollte, rief Hennenhofer: Sie dürfen noch nicht fort, wir trinken noch eine Flasche Champagner! Ich widersprach. Gerade herausgesagt: Hennenhofer war betrunken, und ich nicht mehr nüchtern. Er rief: Und Sie müssen noch bleiben! — Was, ich muß? das will ich sehen! — Ja, Sie müssen! — Nun, wohlan, unter einer Bedingung; wenn Sie mir Ihr Wort geben, eine Frage, die ich an Sie richten werde, wie dieselbe auch laute, ohne Umschweife wahrheitsgemäß zu beantworten! — Da haben Sie mein Wort! — Ich (ihm auf die Schulter klopfend): Sind Sie der Mörder Kaspar Kausers? — Hennenhofer: Nein, auf mein Wort, das bin ich nicht; aber ich bin eben daran, Memoiren zu schreiben, die erst nach meinem Tode veröffentlicht werden sollen, und werde bei dieser Gelegenheit auch spezielle Aufschlüsse über K. H. geben." Diese gemütliche Saufgeschichte steht in demselben Buche S. 42!

Wir müssen aber den Schluß der unterhaltenden Schrift

Audlaw & Ko. uns noch ansehen. Troisième partie. Examen et appréciation des faits précédents, suppositions, conclusions. Da heißt es dann u. a. über Hennenhofer: Aussi resta-t-il constamment dévoué et attaché au Grand-duc Louis, qui récompensa ses services d'un legs de 30,000 florins. Hier hat „Hermanns" Epitomator den Minimalbetrag seiner eigenen Schulden mit einem fingierten Legat des Großherzogs Ludwig verwechselt! Urlächerlich ist nun aber, daß er Seilers Roman als Memoiren Hennenhofers reproduziert! Da marschieren Engesser, Eschbach, Demeter, Dietz, kurz das ganze uns schon bekannte Personal der politischen Skandallitteratur wieder auf. **Die ganze erdichtete Staatsratssitzung des Jahres 1830,** durch Seiler aus Seybolds Roman vom Jahre 1834 gestohlen, hatte „Hermann" 1868 wieder aus Seilers Plagiat vom Jahre 1840 (1845, 1847) gestohlen, und dieser Raub wird hier wörtlich dem Hennenhofer als **Nachlaß** untergeschoben!!! Und am Schlusse eines solchen Gaunerprodukts schrieb man mit heuchlerischer Miene: „Nous sommes au bout de notre pénible tâche, qui ne nous a été, nous le répétons, imposée, que par un sentiment de justice, et dans l'intérêt de la vérité historique."

III. Der dritte im Bunde (S. 151) war also Kolb, dessen Debüt als „Broch" wir S. 15 schon bewundert haben. So war die ganze von ihm zugestutzte Darstellung des ersten Auftretens seines Kaspar. „Man hielt den Fremden für einen wilden Menschen und führte ihn vorerst in den Pferdestall." In dem einen Satz steckt der ganze Kolb! Hätte Merk den Burschen, der Kavallerist werden wollte, in den Salon führen sollen? Und doch hat dieser Hausersophist, der nach Art seiner Landsleute in den Fliegenden Blättern zuletzt nur mit Bierseideln um sich geworfen hat, es verstanden, blöden Augen gegenüber sich als einen ernsten Gegner aufzuspielen. Der Mann war aber um kein Haar besser, d. h. unbefangener, ehrlicher, redlicher, kritischer als Daumer, Tucher, Pseudo-Hermann et hoc genus omne. Es ist Zeit, den Bettelmantel dieses „Forschers" zu den Hauserreliquien zu werfen. Kolbs Verurteilung werde ich aber nur mit solchen Beispielen seiner Unredlichkeit be-

gründen, daß sie kein späterer Kasparhallunke mehr wird verdrehen können.

In seiner Doktordissertation als Kasparforscher („Broch" 1859), wo er „die Hauptresultate seiner Forschung (!), unter Beobachtung der höchsten Vorsicht nach allen Seiten, veröffentlichte," kommt auch das gefälschte Rätsel 1816 nach der Vossischen Zeitung (S. 117) vor. Durch seinen „damals gleichfalls in Zürich wohnenden Freund Stadtrat Runge von Berlin" erhielt er von dem Artikel der Vossischen Zeitung vom 16. November 1816 eine buchstäblich genaue Abschrift (1883 S. 17). Folglich konnte er die 1834 gefälschte Übersetzung kontrollieren. Doch druckte er die Fälschung ab! Das wiederholte er in der Frankfurter Zeitung, bis 1875 die Fälschung gerügt wurde. Was nun? Er log (1875 Nr. 294) frisch hinzu: die schlechte Übersetzung des „Mönchslatein" habe schon in der Flasche gesteckt! Dagegen Mittelstädt (1876 S. 22): „Herr Kolb muß wirklich, wenn er dies in der Flasche gefunden, noch tiefer hineingeschaut haben, als der Pariser Korrespondent der Vossischen Zeitung. Denn diese enthält kein Wort von einer solchen in der Flasche entdeckten Übersetzung." Was nun? Die rechthaberische Verlogenheit ermüdet nie. (Kolb 1883 S. 109:) „Mittelstädt, nach Art von Advokaten bedenklicher Sachen, die sich an Nebendinge halten, betont die schlechte Übersetzung. Ich habe dieselbe so gegeben, wie ich sie in deutschen Zeitungen abgedruckt fand." Also nicht mehr in der Flasche, aber auch nicht wie in der Vossischen Zeitung 1816, die Fälschung wird 1883 schamlos wiederholt! Ja sogar „die anscheinend Zweifel ausdrückende Hinweisung auf die Eiserne Maske — läßt, die Sache schärfer ins Auge gefaßt, annehmen, daß sie wesentlich beigefügt ward, um unter unbedenklichem Scheine auf die Wichtigkeit der Sache besonders aufmerksam zu machen!" Was würde der Lügner jetzt wohl gegen das französische Original schreiben? Nun, da würde er erst recht sehen, daß die badische Regierung sämtliche Exemplare des Moniteurs 1816 u. s. w.

Derselbe Ehrenmann hat schon 1868 in dem Kasperleorgan geschrieben: „Noch ist zu erinnern, daß die angebliche Unterschrift beinahe vollständig aus denselben, nur versetzten Buchstaben besteht,

welche in dem Namen Caspar Hauser enthalten sind, ja daß sich selbst die wenigen Abweichungen als Abschrift oder Druckfehler erklären lassen, indem das Hanes Sprancio sehr wohl Hares Sprauka geschrieben sein könnte!“ Darauf Daumer 1873: „Bei der rätselhaften Unterschrift frägt man sich wohl: Was — mag darin versteckt sein? Vielleicht gar — Caspar Hauser? Die meisten Buchstaben befinden sich wirklich darin; nur u fehlt und n, i, o sind zu viel. Aber wie leicht könnten bei der Abschrift eines so unbekannten wunderlichen Namens ein paar Schreib- oder Druckfehler entstanden sein! Läse man statt Hanes: Haues oder Haures, so läge es sehr nahe an Hauser zu denken: und wie deutlich tritt in Spra mit dem folgenden c der Name Caspar entgegen!“ Deutlicher kann man nicht machen, daß der ganze Hauserjammer ins Tollhaus hineingehört. Wenn man für „Caspar“ das kleine s aus Hanes, und sodann noch ein S statt s verwenden wollte, so würden bloß für „Hauser“ noch die Buchstaben a, u, r fehlen, überflüssig dagegen sind die Buchstaben S, n, n, i, o! Ich möchte sehen, ob sich die illustrierten Zeitungen die Beiträge eines Rebusmachers streitig machen würden, der etwa den Namen „C. Fasel Mehbenoni“ als Rätsel aufgeben, und nachdem die Leser sich durch das Schmerzenskind Ben-oni (I. Mos. 35, 18) lange genug hätten irreführen lassen, sagen wollte: „Nein, das heißt Anselm Feuerbach; es sind bloß 3 Buchstaben (a, r, u) zu wenig und 3 (o, n, i) zu viel. Und doch wäre Sanctus Hanès Sprancio (oder Sprangio?) für Kaspar Hauser noch viel unsinniger,[1]) als die oben nachgebildete Analogie. Ich möchte sogar darauf wetten, daß die Rätsellöser nicht einmal „Groser Esel“ als Anagramm für Hausers $\underbrace{\text{Se}}_{3}\underbrace{\text{el}}_{4}\underbrace{\text{s}}_{2}\underbrace{\text{orge}}_{1}\underbrace{\text{r}}_{2}$ oder Fuhrmann nach dem Himmel gelten lassen würden, obgleich nicht nur „die meisten“, sondern sogar alle „Buchstaben sich darin befinden“ und man, mit hübscher Symmetrie, nur die geraden Zahlen auf arisch (vorwärts), die ungeraden aber auf kasparisch (rückwärts)

---

[1]) Auf den irrsinnigen Einfall, Kaspar Hauser oder seinen verbrecherischen Schutzengel 1816 einen lateinischen Zettel schreiben und denselben so unterzeichnen zu lassen, mag ich eigentlich lieber gar nicht einmal hindeuten.

zu lesen braucht. Ein anderer Hauser-Gelehrter meinte, die Unterschrift ergebe als Anagramm R. O. (oder O. R.) Anspachensis, und stellte an Herrn Landgerichtsrat Meyer in Ansbach alles Ernstes die Frage, ob nicht ein Ansbacher (!) O. R. oder R. O. jener Zeit als Verfasser jenes Avis gedacht werden könne? Derselbe Hauserforscher stellte dann auch als weitere mögliche Konjektur Hans Hoffmann (von spero, ich hoffe). Für einen richtigen Kasparexegeten aber wäre der Hanes oder Hannes und die espérance, das Hoffen, doch wohl einfacher geradezu auf Hennenhofers Schultern abzuladen??

Leser von gutem Glauben, die es für unmöglich halten, daß in der Litteratur so schamlos gelogen werden sollte, können an diesem sonnenhellen Beispiel beobachten, wie ein Schneeflocken zur Lawine wird. 1) Moniteur zu Paris am 6. November 1816 in einem Rätsel: folio meo; 2) Spenersche Zeitung in Berlin den 14. Nov. 1816: folio meo, in der Übersetzung aber statt des Blattes ein Thron; 3) Vossische Zeitung am 6. November 1816: solio meo; 4) Zeitungen 1834: der auf meinem Throne sitzt; 5) das dauert ein halbes Jahrhundert, sodaß Kolb noch 1883 (S. 109) drucken läßt: „Nicht um die gute oder schlechte Übersetzung handelt es sich, sondern um den — Hinweis, ehe man von Hauser das Geringste wußte, daß bei Lauffenburg ein Thronerbe eingekerkert ist.“ Und jetzt bitte ich, den Grundtext dieser Hauseroffenbarung S. 116 noch einmal nachlesen zu wollen. Dieser Grundtext wäre dem „Forscher“ Kolb sogar in deutschen Bibliotheken zugänglich gewesen.

Eine starke Unredlichkeit hat Kolb sich gegen seinen Vorgänger Garnier erlaubt.

Wir kennen (S. 126) Kolbs wirkliche Quelle für seine erste Hauserschrift, eine dicker aufgetragene, ungedruckt gebliebene Wiederholung der Garnierschen Brandschrift, die Kolb aber kühn von 1834 nach 1840/42 verlegte. Nun hat aber Garnier (oben S. 128) eingestanden, daß er, um sich wegen seiner Zurücksetzung zu rächen, seine Schrift nur auf Grund umlaufender Gerüchte zusammenphantasiert hatte (Mittelstädt Anm. S. 9). Was nun? Der berühmte Führer der Hauserfraktion im badischen Parlament, Kolbs alter Freund Geheimrat Welcker, hat 1835 in London auch mit Garnier gekunkelt,

und der biedere Kolb verwertet das so: „Die Vermutung liegt nahe, daß diese Erklärung (Garniers 1851!) damals mit erkauft worden sei.“ Beweis? Überflüssig! Die Hauserianer schreiben eine Schurkerei einfach aufs geduldige Papier hin und dann ist sie Thatsache. Denn Kolb macht, als hätte er nicht selbst seine Verdächtigung eine „Vermutung“ genannt, sofort die Folgerung: „Somit (!) ein erkauftes Aktenstück, das weit mehr gegen als für die badische Regierung zeugt.“ Und dann etliche Blattseiten weiter, obgleich er nicht den Schatten eines Beweises beigebracht hat: „Man wird nicht fehlgreifen, wenn man annimmt, hier handle es sich um die (!) von Garnier erkaufte Erklärung.“ Der Piaristenmönch Pater Paulin bleibt ihm aus dieser „käuflichen“ Feder freilich noch gut genug für den famosen Kolbschen Hares-Sprauka-Zettel (1883 S. 16, 40, 110). Wir haben hier dem Gaukler also genau auf die fertigen Finger gesehen: „Broch“ (= Kolb) 1859 schöpft eine Räubergeschichte von Hornung aus Muggensturm aus einem Garniermanuskript, angeblich 1840/42 entstanden. Kolb 1875 läßt denselben Garnier 1835 durch Hennenhofer bestechen, Kolb 1883 tischt dieselbe Räubergeschichte aus derselben Quelle noch einmal auf, eskamotiert aber das ursprüngliche Datum. Derselbe Gaukler spricht S. 16 bloß eine „Vermutung“ aus, behandelt sie aber S. 40 als weltkundiges Faktum, und fragt mit anwidernder Frechheit „was dieses Aktenstück gekostet hat?“ Und diese elende Leistung ist ihm dann „ein Beweis mehr für die Wahrheit der Welckerschen Angaben“. Ich kann jedem anständigen Zweifler nur raten, das „Aktenstück“ selbst in Karlsruhe zu lesen, was dort keinem ordentlichen Menschen verwehrt wird. Man wird dann sehen, daß Garnier von der Amnestie Gebrauch gemacht hat und nach Baden zurückgekehrt war, trotzdem aber später „mit ergrautem Haupte im Kerker saß“ — so billig hat man ihn 1835 bestochen. Und so fadenscheinig ist das Gewand der Objektivität, womit der Kasparkapuziner Kolb sein Gerede verkleidet hat, das in Wirklichkeit aber kaum geeignet war, Schulknaben irre zu führen.

Wir haben nun schon zwei Beispiele dieser Kapuzinermanier, Gegenbeweise als **Bestätigungen** hinzustellen. „Ebbe“, sagen bekanntlich diese Schamanen und Bonzen des europäischen Buddhis-

mus, „und schauens, die Sach isch ja klor"! Daß ein solcher Mensch aber die sonnenhelle Beurkundung des Todes des badischen Erbprinzen 1812 für „irrelevant" erklärt hat, war eine solche Frechheit, daß sie auch in der deloyalsten Polemik glücklicherweise noch zu den Seltenheiten gehört. Mit der Selbstgefälligkeit eines vernagelten Pfaffen schreibt der Lästerer sogar seiner erbärmlichen Wenigkeit die endlich erfolgte Veröffentlichung der betreffenden Urkunden zu.[1] Ein Kolb ist daran aber wahrhaftig unschuldig gewesen!

Überblickt man die Verbrecher-Litteratur über den Kronprinzen Kaspar Hauser, so kann es kaum wunder nehmen, daß man sich in Karlsruhe nie zu einer Widerlegung dieser Schandschriften herabgelassen hatte. Mit einer solchen korrupten Bande, von Garnier 1834 bis Kolb 1875, deren pessima fides aus jeder Zeile hervorbricht, konnte sich niemand in irgend einer Form einlassen. Allein es haben in dieser Welt die Lumpen stets Oberwasser, und so hatte der halborthodoxe Professor Pierson in Berlin recht, die badische Regierung in der Nationalzeitung öffentlich aufzufordern, aus der Reserve herauszutreten und ihr Archiv der Forschung zu öffnen. Durch diese Artikel veranlaßt, sprach Kaiser Wilhelm über die Sache, als sein Schwiegersohn, der Großherzog von Baden, zur Feier des Geburtsfestes des deutschen Kaisers, in den Märztagen des Jahres 1875 sein Gast war, und bestimmte ihn, dem dreisten Treiben mit Urkunden entgegen treten zu lassen. So erfolgte endlich in der Beilage der Allgemeinen Zeitung vom 3. Juni 1875 die Veröffentlichung der entscheidenden Urkunden des badischen Hausarchivs vom 16., 18. und 31. Oktober 1812. Darauf zermalmte der Oberstaatsanwalt Dr. Mittelstädt in Hamburg in seiner klassischen Studie die Haupt-

[1] Kolb 1883 S. 30, 31: „Wie kam man (3. Juni 1875) zu dieser Veröffentlichung? Ich erfuhr in der Folge: nachdem meine letzten Artikel in der Frankfurter Zeitung in ganz Deutschland — sehr großes Aufsehen erregt, habe man gesucht, dem Ding ein Ende, oder, wie eine andere Version lautete, tabula rasa zu machen. — Ich veröffentlichte meine Entgegnung auf die offiziöse Publikation in der Frankfurter Zeitung vom 17. und 18. Juni 1875. Ein gewaltiger Eindruck konnte (!) nicht ausbleiben. Was den ganzen Hauser-Mythus vernichten sollte, hatte weit mehr zur Bestätigung (!!) gedient."

stütze der Hauserianer, Feuerbachs Memoire von 1832, und kam zu dem felsenfesten Resultate:

„Von Kaspar Hauser ist nach dem vorliegenden Material zweierlei gewiß: niemals ist in seiner Person und der erkennbaren Geschichte seines Lebens ein Moment vorhanden gewesen, das irgendwie im weitesten Sinne des Wortes als Beweisstück für seine Abkunft aus dem Fürstenhause Zähringen bezeichnet werden könnte, und volle positive Evidenz ist dafür erbracht, daß der am 29. September geborene Sohn des Großherzogs Karl und seiner Gemahlin Stephanie von Baden weder geraubt noch vertauscht, sondern am 16. Oktober 1812 gestorben ist."

Dickhäuter Kolb und Sonnemanns Kasperle-Zeitung geiferten aber weiter. Die Großmutter des Prinzen schickte Kolb einfach nach Bruchsal. Dagegen Mittelstädt (S. 89): „Es ist nach der Eintragung des Taufakts in das Kirchenbuch Thatsache, daß auch die Großmutter des Erbprinzen, die verwittwete Markgräfin Amalie, dem Tode beigewohnt hat, was mit Hickels Angabe übereinstimmt. Die Behauptung Kolbs, sie sei am 16. Okt. 1812 in Bruchsal gewesen, ist wieder nichts, als — eine „Kolbsche Behauptung". Was nun? (Kolb 1883 S. 99): „die Angabe der Anwesenheit der Markgräfin Amalie ist eine Unwahrheit"! Ja (an a. O. S. 33) lügt er sogar, daß „auch die Königin Karoline von Bayern den Kaspar Hauser für den wirklichen badischen Erbprinzen hielt, daß sie somit überzeugt war, die leibliche Tante des Unglücklichen zu sein" (vgl. oben S. 56). Wo bleibt dann aber Feuerbachs Abfall Ende 1832 von seinem schönen Kasparmemoire? Denn als Kolb als „Broch" 1859 eine 3. Auflage davon besorgte, nannte er den „Scharfsinn, mit dem Feuerbach die Sache behandelt hat, wahrhaft wunderbar" und noch 1883 war ihm die Gaukelei „unbestreitbar ein Muster des schärfsten logischen Denkens" à la Kolb, versteht sich.[1]) Was also machen? Auch die Aufgabe ist für einen Hauserforscher

[1]) Die Professoren der Rechte Marquardsen und Hölder in Erlangen, Binding in Leipzig, die sich über Feuerbach ausgesprochen haben, bewundern den Scharfsinn seiner Denkschrift nicht so stark wie Kolb. Marquardsen erkennt „den vollen Ungrund und die thatsächliche Unmöglichkeit des von Feuerbach ange-

nicht so schwierig, wie sie aussieht: die ganze Korrespondenz mit Eberhardt war eine Komödie, um F. über das Geheimnis des badischen Prinzentums zu täuschen! Dagegen Mittelstädt (1876 S. 87): Wer den Meister und sein Memoire so retten will, der „verdiente, daß man ihn mit seinen dummdreisten, heuchlerischen Ansprüchen, Feuerbach gegen den Verdacht der Falschheit und Zweideutigkeit zu verteidigen, als einen der albernsten und boshaftesten Calumnianten des großen Kriminalisten an den Pranger stellte. Denn was dieser Aberwitz vermeintlicher Entschuldigung an Zweideutigkeit und Falschheit über dem Haupte des Toten aufzuhäufen unternimmt, übersteigt bei weitem alles, was die erbittertsten Gegner Feuerbachs gegen die Redlichkeit seiner Gesinnungen je auch nur anzudeuten gewagt haben." Was nun? (Kolb 1883 S. 98:) „Selbst der doch ein billiges Maß weit übersteigende Spott Feuerbachs (I. S. 264) ward von Julius Meyer und Genossen, wie es scheint, wirklich nicht erkannt, von andern aber, wie Mittelstädt, hingegen zur Ausbeutung der Leichtgläubigkeit pfiffig benützt . . . Als sich Mittelstädt jenem Spotte gegenüber gläubig stellte — ward mir von einer mit dem verstorbenen Feuerbach nahe bekannten Seite alsbald geschrieben: Feuerbach — hat abgelenkt, wenn Unberufene ihn ausforschen wollten. Er hat nur im Vertrauen geschrieben, was er glaubte und dachte, und deshalb auch durfte er anderweitige Insinuationen nicht abweisen, die er doch auch nicht ernsthaft aufnehmen und verfolgen konnte. Dies wird die Geschichte der beiden in Mittelstädts Hände gefallenen Briefe (an Eberhardt!) sein, wobei Feuerbachs beißender Humor ihm einen schlimmen Streich gespielt hat." Simuliert hätte also Mittelstädt? Kolb simulierte diese Voraussetzung, weil er in seiner Kasparpolemik sich zu einem Simulanten entwickelt hat. Auch hiervon ein klares Beispiel. Er kannte Varnhagens Denkwürdigkeiten, ja er citierte daraus (1883 S. 51) den Ausruf des Großherzogs Karl: „Man hat mich umgebracht und meine Söhne!" Dann

---

nommenen Zusammenhangs" (Hausers mit Baden) an; Hölder nennt „die Verwegenheit der Folgerung (im Memoire) krankhaft gesteigert"; Binding sagt unumwunden: „Feuerbach hat sich in dieser Sache täuschen lassen [?]; denn Hauser war nicht nur kein badischer Prinz, sondern zu einem großen Teil Schwindler."

wußte Kolb aber auch, gegen wen dieser oft und laut ausgestoßene Ausruf gerichtet war[1]); und doch simulierte er, 1875 von dem Verdacht gegen König Ludwig erst durch Mittelstädt etwas erfahren zu haben! Ja, der Demokrat schreibt dann sogar eine Mameluckenverteidigung des Königs von Bayern.

Diesem Gesellen also genügt der Beweis der Identität des Prinzen mit dem begrabenen Kinde nicht; Verwandte, Ärzte, Urkunden, das thut's halt nit. Aber bei allem, was ehrlich ist: wie steht es denn um seine Identität mit dem Nürnberger Bauernjungen vom 26. Mai 1828? Ja, schauens mal her: „Die gerade einbrechende Dämmerung (16. Oktober nach 5 Uhr) war die am wenigsten geeignete Tageszeit, Täuschungen erkennen zu lassen; sie war, wenn es sich um Täuschungen handelte, die bestgewählte." Wie? Giebt es in den Fürstenschlössern denn abends kein Licht?! „Ebbe" — fällt der „Forscher" Kolb wieder ein — „das Anzünden der Kerzen blendete nur um so mehr!" Dieser Mann fiel nicht aus seiner Rolle, als er gegen das Karlsruher Sektionsprotokoll vom Jahre 1812 „ein von sogar 17 Ärzten beglaubigtes Aktenstück anführte, daß der (ermordete) Sultan Abdul Aziz sich entleibt habe." Dieser Mann war berechtigt zu behaupten, daß der 61jährige Markgraf Friedrich, der schon seit beinahe drei Jahren an der Brustwassersucht litt (Offizielle Karlsruher Zeitung vom 30. Mai 1817 Nr. 148) plötzlich starb. Dieser Mann konnte ungescheut den 24. März 1875 im Kaspar-Moniteur einen Brief Stanhopes an Feuerbach mitteilen, den 17. Juni aber, unter Bezugnahme auf den

[1]) Die Allgemeine Zeitung schrieb den 4. Dezbr. 1859: „Eines aber können wir Varnhagen nicht verzeihen: daß er den damals in Karlsruhe und besonders am Hof verbreiteten wahrhaft unsinnigen Verdacht nicht energisch zurückwies, als wäre die Krankheit, an welcher der Großherzog verschieden, einer Vergiftung von Bayern zuzuschreiben. Bayern hat in jenem ganzen Streit — auf eine Weise nachgegeben, nur (?) um den kaum geschlossenen Frieden nicht zu stören (nämlich: nachdem es vergeblich die Einmischung des Auslandes herbeizuführen versucht hatte), daß es alles andere eher als diesen Dank erwarten durfte" ... Man traut wahrhaftig kaum seinen Augen! Wo blieb denn die ethische Entrüstung der Herren Bayern gegen den Katarakt von Verleumdungen, mit welchem die badische Dynastie von Bayern aus überschüttet worden ist?!

Wortlaut der (bereits oben S. 61 angeführten) Stelle seinen Lesern vorlügen: „Die Großherzogin glaubte, daß K. H. ihr Sohn sein könnte“ (1883 S. 59, vgl. dazu die widerwärtige Ausrede S. 115). Dieser Mann konnte dreist behaupten, daß v. Hacke (oben S. 101) sich „gegen die Ablegung eines eidlichen Zeugnisses gewaltig sträubte“! Dieser Mann konnte den Lehrer Meyer (I. S. 294) citieren, zugleich aber verschweigen, daß die von ihm unterstrichenen Worte nur eine Einschaltung des Hauserianers Hofmann gewesen sind. Dieser Mann durfte die mehr als 600 Seiten Auth. Mitteilungen „ziemlich irrelevant“, ja sogar „Zeug“ nennen. Dieser Mann konnte so tief in die Selbstverblendung hineingeraten, daß er von anderen sagte: „Jedes Wort zur Widerlegung einer solchen bis zum Absurden gehenden vorgefaßten Meinung ist überflüssig; wer so spricht, für den giebt es keine Beweise, als solche, die ihm zusagen.“ Ja nur ein solcher Kasparskribent, der mit solchen Mitteln an dem Ausbau eines mythischen Monstrums [1]) beteiligt gewesen ist, konnte sich das urkomische Selbstzeugnis ausstellen: „ich möchte kein Beweismoment aufführen, das, seiner Natur nach, bestreitbarer Art ist“, und die naive Einladung niederschreiben: „mögen denkende Leser das Mittelstädtische (sonst überall Elaborat genannte) Opus selbst nachlesen.“

Aber Professor Daumer fühlt sich gekränkt, daß wir ihn mit seinem „weitschichtigen Werke“ über Kaspar so lange haben warten lassen.

IV. Daumer hat folgenden Brief an den Gewährsmann „Hermann“ geschrieben.

„Mein sehr verehrter Herr!

Sie erhalten hiermit Ihre sämmtlichen Mittheilungen von S. 1—48 zurück. Wie dankbar ich bin für das Vertrauen, welches Sie mir geschenkt,

---

[1]) Befugt zu diesem Urteil war der neue Zeichendeuter des Kasparmysteriums. Denn unter Hinweis auf István (I. S. 236) fragt Broch-Kolb: „Istan heißt Stephan. Sollte dies eine absichtliche oder zufällige Hindeutung auf den Namen Stephanie sein, d. h. auf den Namen der von Feuerbach dafür gehaltenen Mutter des Unglücklichen?“ Ist dieser Scharfsinn des Adepten weniger wunderbar als die des Großmeisters? Daumer fand den Knochen so schmackhaft, daß er ihn 1873 (S. 334, 407, 451) wohl dreimal abgenagt hat.

für die Mühe, die Sie sich meinetwegen gegeben, die Güte und Großmuth, mit welcher Sie mich überhaupt behandelt haben, kann ich nicht aussprechen; Ihre Verdienste um mich werden ein ewig dankbares und verehrungsvolles Andenken in meiner Seele bilden. Ich kann zwar nur Weniges von dem Mitgetheilten in mein Werk aufnehmen, aber daß ich so viel weiß, ist mir doch von größtem Werth; dieses Wissen wird auch nicht ohne Einfluß auf meine Art zu schreiben sein und was Sie mir zu benützen erlauben, ist auch schon als einzelne Notiz von Bedeutung. Eine wahre Perle für mich ist die Vision der Großherzogin.[1] ... Es ist mir Alles, was Sie mitgetheilt, einleuchtend; nur kann ich mich immer nicht von dem Gedanken ablösen, daß Hauser eine Zeitlang in Ungarn gewesen ... Wäre es nicht denkbar, daß er von der Dalbonne, die ihn von Hennenhofer (!) empfing, nach Ungarn gebracht, dort in die Hände jenes alten Soldaten gegeben und durch diesen nach Falkenhaus geschleppt worden sei? dann würden sich wie es scheint, alle Schwi ... (Schwindeleien in einem Topf zusammenfinden? nein, alle) Schwierigkeiten lösen.

Möchte es mir doch noch, bevor mein stark sinkendes Leben zu Ende, vergönnt sein, Ihnen auch mündlich die tiefgefühlte Dankbarkeit und Verehrung auszudrücken, mit welcher ich verharre, Hochgeehrtester Herr

Ihr

ewig ergebener

Daumer."

„Von dem Kopf (I. S. 73), den H. gezeichnet, habe ich noch zum Glück das Original und gedenke dieses in einem neugefertigten Nachbilde meiner Schrift beizugeben; ebenso die von H. gezeichneten Wappen. Hat niemand eine Ähnlichkeit des Kopfes mit einer wirklichen Person entdeckt, namentlich einer etwas schielenden?"

In einem anderen Briefe fragt er bei „Hermann" an: „Wie verhält es sich wohl mit dem zweiten Prinzen der Großherzogin Stephanie? Starb er eines natürlichen Todes, wurde er getötet oder ebenfalls lebend beseitigt? Giebt es darüber keine Spur, keine Sage?" (Gewiß! S. 99). „Ich habe," schreibt Daumer triumphierend, „eine ganze Anzahl von Zeugenaussagen über den Mörder in Händen,

[1] Der Leser beliebe sich die herrliche Perle mal anzusehen, sie findet sich auf S. 141 in der Anmerkung.

der mehrfach in Nürnberg und Ansbach gesehen worden ist und sehr übereinstimmend (!) beschrieben wird. Mehrere sahen ihn nach der That auf der Flucht. Aber das merkwürdigste ist, daß man ihn vor der That mit Hauser zusammen in den Hofgarten gehen sah, wobei er den Findling respektvoll behandelte. Das verbreitet über den Vorgang der Ermordung ein ganz neues Licht" (das uns oben S. 69 schon geleuchtet hat). In dem weiteren Verlauf seines langatmigen Schreibens an den ehrwürdigen Feuerlanzenmann nennt der katholische Musterchrist Stanhope, Hickel und die Herren Meyer kurzweg „Schurken" — darauf können solche Männer nur stolz sein! — und **lügt** dann wörtlich hinzu: „Dr. Albert hat ausgesagt, daß ihn Hickel für die Stanhopesche Ansicht durch Geld gewinnen wollte; als sich A. weigerte es zu nehmen, sagte H., er möge es doch annehmen; die anderen hätten es auch gethan." Ob „Hermann" es auch gethan hat?

Wir wissen jetzt, was hinter den Kulissen gespielt, und welcher saubere Missionär Daumer zu seinem neuen Glauben bekehrt hat. Sein „weitschichtiges Werk" war ursprünglich gegen die Authentischen Mitteilungen von 1872 gerichtet, denn das dort zum erstenmal veröffentlichte Aktenmaterial entzog für jeden unbefangenen Leser dem Hauserschwindel den Boden. Daher der gewaltige Rumor im gläubigen Lager. Daher Daumers Wutausbrüche gegen den Mann, der so verdorben war, die unromantischen Akten herauszugeben. Dieser Dr. Julius Meyer „hat sich der alleräußersten, trugvollsten Unredlichkeiten schuldig gemacht"; — „man kann kaum annehmen, daß das, was dieser Mann vertritt und verficht, wirklich seine Überzeugung sei" [1]); — „er ist ein mit der Wahrheit in frevelhaftem Widerspruch tretender Autor"; — „Falschheit und Bosheit (erreichen bei ihm) ihre Spitze." „Sollten wir (Daumer) eines Tages hören, man habe den — Dr. Meyer — als einen Rasenden in Ketten gelegt, so wird uns das nicht überraschen." Selbstverständlich sind Stanhope, Hickel und Lehrer Meyer „Lügner und Be-

[1]) Kolb hatte nämlich den Herausgeber der Authentischen Mitteilungen, März 1872, im Kaspar-Moniteur als feiles Werkzeug der badischen Regierung hingestellt!

trüger gewesen, und haben den Findling absichtlich ins Verderben gebracht." Besonders Lehrer Meyer, der nicht an Kaspars „absolute Unwissenheit" in sexualer Beziehung glaubte, hatte „einen gemeinen Charakter" (S. 198 beschwört Daumer Kaspars Virginität). Und Stanhope? Jetzt wollen wir ihn schon kriegen! Es ist Daumer nämlich (S. 411) diese „Aufzeichnung von unbekannter Hand" zugekommen: „Ansbach, am 11. Okt. 1835. Lord Daniel Alban Durteal, Advokat des K. Hofes aus London, äußerte gegen mich: Ich habe mich fest überzeugt, daß K. H. ermordet worden ist. Es ist alles mit Geld bestochen worden. Stanhope hat kein Geld und lebt von dieser Sache." Eine zweite Aufzeichnung von unbekannter Hand erledigt ebenso genial das Hacke-Problem der Hauserianer: „Nürnberg, am 21. Juli 1868. Ich war mit Freiherrn Ferdinand v. Hutten in vertrautem Gespräche über K. H.; da vernahm ich, daß Freiherr v. Hacke gegen den Kammerherrn und Major à la Suite Freiherrn v. Hutten auf Schloß Steinbach sich dahin geäußert: Ich könnte, wenn ich dürfte und wenn ich nicht durch einen Eid gebunden wäre, alles sagen." Warum lieferten Hermann-Andlaw & Co. auf die Art nicht eine komplete Geschichte?

Der Kampf um den Hauserschwindel ist nach Daumer **der Kampf des Glaubens mit dem Unglauben** (§§. 1, 55, 68, 102, 202, 421, 427). Es stehen sich in diesem Kampfe „zweierlei Auffassungen" gegenüber, die affirmative oder gläubige und die negative oder ungläubige. Die Einwendungen gegen die zuerst genannte Auffassung „sind meist nur die der Ignoranz und des rohen, gemein rationalistischen Unglaubens; ja es ist der Fluch, der auf dieser Art von Kritik und Unglouben ruht, daß sie am Ende noch weit mehr ins Phantastische und Chimärische fällt, als das, was sie bekämpft und negiert." Kurz, die Kaspargeschichte beweist, daß die „Hölle selbst in der Menschenwelt ihre entsetzlichen Repräsentanten hat." Daumer weist auf den Namen des Rittmeisters Wessenig = Weiß nicht, auf den Buchtitel I. S. 6 Nr. 8, auf den Kasparzettel I. S. 332 und folgert dann: „man wird nun vielleicht zugeben, daß ich nicht zu viel gesagt, wenn ich von einer hier sich manifestierenden reinen Satanität sprach." Wenn Daumer

bald darauf von dem „Gipfel des Deliriums spricht, welches hier unser Erstaunen erregt“, so meint er damit andere Leute, und es freut mich wirklich, mich wenigstens einmal prinzipiell mit Daumer einverstanden zu wissen. Wir kennen nämlich schon aus den theologischen Kämpfen die „gläubigen“ Systeme, ihre Sprache und Taktik, wie sie genau hier bei Daumer wiederkehren. Daumers Dilemma ist richtig: es handelt sich um den „Glauben“ (= Schwindel) und um die „destruktive Kritik“ (= Wissenschaft, unbestechliche Redlichkeit, Wahrheit). Wie bei der Verfolgung Galiläis, wie bei dem Kampf um die Hexenprozesse, wie bei allem und jedem Wahn, der erst nach schweren Opfern ausgerottet werden kann, so stehen auch hier „Glauben“ und „Unglauben“ sich gegenüber. Das Dekret vom 5. März 1616 der Kongregation zu Rom wider Kopernikus, die Apologieen der Hexenmorde sind von den „Gläubigen“ ausgegangen. Ich weiß nicht, ob der affirmative Daumer folgendes mir gedruckt vorliegende Mittel wider das Reißen anerkannt haben würde:

„Diese Buchstaben auf einen Zettel geschrieben, 9 Tage angehängt und ins fließende Wasser getragen, dem Wasser entgegen geworfen. † † † IdSSe MMMddvGdhdNN. außa N. naF DIEdu -MmENW ErDendo chnJ chTA LLE Emederiade Pastia Fsdwsü Buchstety Isddnd sdh MdvdshtEhdBdhGGGdShG. Emegeria Pastia Kubdit † Kubbit † Kubbit †“ (Quelle im 26. Kapitel.)

Das ist so von dem Zeug, wie Kaspar am 26. Mai 1828 einen Vorrat bei sich hatte, und woran der Zettel vom 14. Dezember 1833 bedenklich erinnert. Würde Daumer das nun für „Aberglaube“ erklären, so stände er sofort auf seiten der „destruktiven“ Kritik.[1]) Die Grenze, wo der „Glaube“ aufhört und das „Aber“ anfängt, ist auf diesem ganzen Gebiete eine so unsichtbare, daß der „Aberglaube“ für den wissenschaftlichen Standpunkt nichts mehr ist als ein Pleonasmus. In unserem speziellen Falle kämpft der „Glaube“ für eine Geschichte, die bloß geeignet war, auf Jahrmärkten dem

[1]) Ein russischer Katechismus, der 1880 in 66. Auflage erschien, schreibt zum Gebote der Elternverehrung auch vor, daß die leibeigenen Leute ihre Besitzer ehren sollen. Die Verteidigung dieses Anachronismus ist „gläubige, affirmative“ — der Einwand, daß die Leibeigenschaft schon längst aufgehoben, wäre „destruktive“ Kritik.

großen Haufen mit offenen Mäulern und glotzenden Blicken vorgeleiert zu werden; und doch haben Binder, Daumer, Tucher, Feuerbach und Kolb nach der Reihe ein halbes Jahrhundert lang die Orgel dabei gedreht.

Erst im 29. Bogen des „weitschichtigen" gegen das 1872 veröffentlichte Aktenmaterial gerichteten Werkes proklamiert Daumer seinen neuen „Glauben". Was er 1859 von Kaspars Abkunft „glaubte", haben wir I. S. 384 gehört, er hat damals die Prinzenhypothese bekämpft. Nun ist es freilich nicht bloß erlaubt, nein es ist sogar heilige Pflicht, daß der Mensch nach erlangter besserer Erkenntnis seine Ansichten ändert. Spricht Daumer es jetzt offen und ehrlich aus: ich habe mich 1859 geirrt, ich habe damals eine Theorie bestritten, die ich jetzt annehme? Wenn von dieser Ehrlichkeit je ein Funken in ihm geglommen hätte, so wäre er eben nie „Daumer" geworden. Der Biedermann „versuchte 1859 das übrige (bloß) zu umgehen"! Er „verbindet" jetzt mit dem (diametral entgegengesetzten) Standpunkt der Enthüllungen „noch eine andere Seite der Betrachtung, auf welche er nunmehr durch einen Sturm von Indizien unwiderstehlich hingewendet wurde." Und trotz dieses über sein ehrwürdiges Haupt dahinbrausenden Indiziensturmes — denn was vermag am Ende ein alter Professor gegen einen Leibdragoner mit einer Feuerlanze? — beschränkt Daumer sich in seinem Buche „mit seinen Behauptungen, Anklagen und Feststellungen ganz nur auf das, was er mit voller Berechtigung und Bestimmtheit annehmen und überzeugend darthun kann." Quellen? Vehse und die Pariser Broschüre (= Seiler 1845, bei Daumer S. 375, IV.)! Bei Vehse hat Daumer vom Zähringer Löwen gelesen, und folgerte nun nach seiner verrückten Logik: „Das Tier, welches Hauser so ungeschickt darstellte (oben S. 50, man sehe sich das „Indicium" doch an!), sollte wahrscheinlich ein Löwe sein." Seilers Verstöße gegen die Wahrheit sind „unabsichtlich" (man sieht, wie diese Bande das „in gutem Glauben" versteht!), und „man würde Unrecht thun (ein „destruktiver Kritiker", ein „Philister von der Bierbank" sein), deren ganzen Inhalt zu verwerfen." Der Haupttreffer erscheint erst S. 435: Notizen und Auszüge aus eini-

gen wichtigen Quellen und Urkunden, (!) die dem Autor erst in letzter Zeit bekannt geworden. I. Aus einer französischen Schrift, wo besonders eine Stelle aus Hennenhofers Memoiren von größtem Gewicht." Diese „aus dunklem Hintergrunde hervorgetretene französische Druckschrift" kam zu spät in Daumers Besitz, um sie gebührendermaßen benützen zu können. Über den Ursprung kann er folgendes angeben: „Sie ist eigentlich ein bloßer Auszug aus einer größeren Arbeit, die ein mir schon vor Jahren wohlbekannter — Herr, der in das Hausersche Mysterium tief eingeweiht ist (!), einer hohen Person übergeben, in deren Auftrag dann ein anderer den französischen Auszug gefertigt hat. Mehreres was darin von den Forschungen und Entdeckungen eines gewissen Hermann erzählt wird, hat mir der erwähnte Herr, als seine eigene Person angehend, mündlich und schriftlich mitgeteilt." Also: mit Seilers Roman und Hermanns Plagiat in Händen, faselt Daumer, der Vertreter der affirmativen Kritik, von den „noch immer nicht veröffentlichten Memoiren Hennenhofers," der darin „den durch die Hochberg in der Maske der weißen Frau ausgeführten Prinzenraub u. s. w. erzählt — wodurch das Hausersche Mysterium in so entscheidender Weise aufgehellt ist, daß nur noch die übertriebenste Skepsis an der Sache zweifeln könnte." Man denke sich einen deutschen Professor, der die Ahasverussage auf Grund des ewigen Juden Eugène Sues in Geschichte umsetzt, oder einen erdichteten Kindermord aus dem „Geschundenen Raubritter" als Thatsache nachweist — so hat man Daumer richtig verstanden. Und nach dieser unübertroffenen Leistung beansprucht der traurige Hofnarr des Prinzen Kasperle (S. XX), um in seiner Rolle zu bleiben — den Zähringer Löwen! „Ich (Daumer) möchte fragen, ob es denn für das Gefühl des betreffenden hohen Hauses, welches, so viel man weiß, dieselbe Überzeugung hat, wie wir (!), nicht auch tief verletzend ist, wenn jenes unglückselige Glied (!) desselben — in ein so häßliches und schimpfliches Licht gestellt wird, wie neuestens wieder durch das Meyersche Werk geschieht; ob man daher nicht Ursache hat, den Vertretern des Mißhandelten — nicht bloß zu verzeihen, sondern sogar Dank zu wissen?"

Der Gedanke ist so unbeschreiblich komisch, daß wir das fromme Schandwerk dieses alleraußerordentlichst außerordentlichen „Professors“ in versöhnter Stimmung weglegen: es muß ja auch solche Käuze geben.

Kaufmann Georg Treu zu Wien (III. Matthäusgasse 4) wendete sich den 25. Februar 1881 an den ehemaligen Minister von Freydorf und bot ihm im Auftrage eines ungenannten Freundes „sensationsvolle Skripturen, welche die Kaspar-Hauser-Affaire beträfen“, zum Kauf an. „Ein Geldgeschäft wird derselbe daraus nicht machen; höchstens reflektiert der Mann, da er in Ehrensachen sehr delikat ist (Heiterkeit im Centrum!), entweder auf Ersatz der wirklichen Erstehungskosten und was man ihm vielleicht als Remuneration offerirt, wenn (im Original ist dieser delikate Satz unterstrichen) sich keine passende Form findet, ihm einen Titel oder eine kleine Auszeichnung zu geben.“ Treu selbst (nomen est omen) verlangt weder Titel noch Orden noch Moneten, er hegt nur den einen zärtlichen Wunsch, „den von ihm hochgeschätzten Persönlichkeiten unliebsame Erörterungen erspart zu sehen.“ Herr v. Freydorf aber war in seiner Antwort vom 25. Februar der Ansicht: „Von jeher haben geldbedürftige Schwindler geglaubt, daß Veröffentlichungen von Broschüren und Zeitungsartikeln, welche Kaspar Hauser zum badischen Fürstenhause, wenn auch in aberteuerlichster und leicht zu widerlegender (so) Weise in Beziehung brächten, ein kleiner Skandal, und daß daher mit Andeutungen, es stehen solche Veröffentlichungen bevor, einiges Geld zu erhalten sei. Meine Meinung war immer: kurze und unbedingte Abweisung, schon aus dem Grunde, weil, wenn man dem Strolche solche Dinge abkaufte, man keine Gewähr dafür hatte, daß er übermorgen wieder mit neuen derartigen Fabrikaten komme, man ihn im Gegenteil zur Wiederholung solch leichter Art des Erwerbs aufmunterte. Dieses System hat sich bewährt, und der Ehrenmann, welcher letztmals und schon seit 13 Jahren in Baden und hier (Karlsruhe) sich an der Grenze des Strafrechts umhertreibend (es muß nämlich immer Sorge getragen werden, daß das Anerbieten nicht unter den Thatbestand der Erpressung falle) den Besitz derartiger Schriftstücke behauptete, dieselben zum Kauf anbot, eventuell anderweite Verwertung, Veröffentlichung androhte, hat bis jetzt weder eine

Mark baren Geldes erreicht, noch veröffentlicht, und wird nun von Wien aus ebensowenig erreichen. Der Mann, um den es sich handelt, ist ein Halbgebildeter, der schon in den 1870—71 gedruckten geheimen Papieren aus den Tuilerien mit Anerbietungen an Napoleon III. vorkommt, und der gar nicht die Fähigkeit hat, in einer Angelegenheit, welche schon vielfach geschichtlich und juristisch erörtert ist, so zu fälschen, daß nicht die Fälschung leicht erkannt und nachgewiesen werden kann. Er traut seinen Fabrikaten selbst nicht, und dies ist wohl der Grund, aus dem er, trotz wiederholter mißlungener Versuche, immer wieder den Verkauf der Veröffentlichung vorzieht."

Zu einer Veröffentlichung ist es aber schließlich doch gekommen. Bei Daumers Verleger Alfred Coppenrath in Regensburg (Druck von G. J. Manz) erschien im Oktober 1882: „Kaspar Hauser. Seine Lebensgeschichte und der Nachweis seiner fürstlichen Herkunft. Aus nunmehr zur Veröffentlichung bestimmten Papieren einer hohen Person. Von .... von K........" Die Punkte bei K. stimmen auf Karlsruhe, ob aber ein Fischer, ein Förster, ein Metzger, ein Sattler, ein Schulze aus Karlsruhe gemeint sei, das ist nicht so ohne weiteres ersichtlich. Wer war aber „die hohe Person"? Wie der Verleger vor Gericht ausgesagt, hat der Titel ursprünglich sogar gelautet: „Zwanzig Jahre nach dem Tode einer hohen Frau"! Coppenrath war überzeugt, daß der Autor von der (1860 verstorbenen!) Großherzogin Stephanie beauftragt war, daß er in ihrem Namen Reisen gemacht und das Manuskript zusammengestellt hat." Ja der Autor „hat es der Stephanie überreicht; dann ist, wie er behauptet, durch eine Indiskretion die französische Broschüre entstanden" (vgl. S. 149)!

Innerhalb sechs Wochen erschienen drei Auflagen. Die Frankfurter Zeitung jubelte: „Die Schrift faßt alles bisher bekannte Material, darunter auch die ausführlichen Mitteilungen der Frankfurter Zeitung (= Kolb) aus den Jahren 1868, 1872 und 1874 (nach Coppenrath ist seit 1868 nichts mehr geändert worden!), in übersichtlicher und fließender (?) Darstellung (zusammen), sodaß wir hier zum erstenmal eine lückenlose Schilderung der Affaire nach ihrer historischen (!), juristischen (!!), psychologischen (!!!) und moralischen (!!!!)

Seite vor uns haben.“ So wurde das Publikum mit einem gaunerhaften Plagiat aus verschollenen Räuberromanen für Kindermädchen geprellt. Der freche Anonymus sagt *von sich selbst*: „Wir folgten bisher den Aufzeichnungen eines in die Sache sehr eingeweihten Mannes, dem ein sonst schwer zugängliches Material zur Verfügung stand, gleichzeitig einem Freunde Daumers, der, beseelt von Rechtsgefühl, sich zur Aufgabe machte, allem auf das Geschick Kaspar Hausers Bezüglichen nachzuspüren, alles sorgfältig zu sammeln und womöglich dem Verkannten, Mißhandelten, grausam Ermordeten die Gerechtigkeit doch im Grabe widerfahren zu lassen, die ihm im Leben nicht wurde. Dieser Herr, *unser Gewährsmann*, machte zu besagtem Behufe mehrere Reisen, zum Teile *in fürstlichem Auftrage*, war in Pforzheim, Karlsruhe, Hochsal, Frankfurt, Würzburg, Ansbach, Nürnberg, dehnte diese Reisen bis nach Böhmen und Ungarn aus . . . Professor Daumer — hat seine Papiere *unserem Gewährsmann* bereitwillig zur Einsicht vorgelegt und viele Ansichten und Schriftstücke mit demselben ausgetauscht, worüber eine Anzahl Briefe vorliegen.“ Daumer schenkte „unserem Gewährsmann“ z. B. eine der eigenhändigen Selbstbiographieen Kaspar Hausers. So ausgerüstet lügt „unser Gewährsmann“ bis ins Aschgraue hinein. Obgleich in der französischen Broschüre (S. 52) steht, und er es also *wußte*, daß Markgraf Ludwig schon lange vor der Geburt des Erbprinzen, nämlich 1807, nach Salem verbannt wurde, weil „la haine de Napoléon I.“ diesen Antibonapartisten verfolgte, läßt er ihn jetzt (nachdem Prinz Alexander und Markgraf Friedrich 1817 „vergiftet“ worden waren) durch „Kabinettsbefehl vom 30. Mai 1817“ nach Salem verbannen. Dem Prinzen Alexander wurde durch Dr. Kramer und den Kammerherrn von Ende (vgl. S. 40!) „ein Pülverchen in den Brei praktiziert“. Stanhope „bestimmte den Schuster Weichmann (so), seine früheren Aussagen bei Gericht zu widerrufen, und man nahm allgemein an, daß dieser 1835 auch keines natürlichen Todes gestorben sei.“ Derselbe Stanhope hat die „Dalbon“ gedungen, um —? „die Untersuchungsakten nach Wien überzuspielen und verschwinden zu lassen.“ Derselbe Stanhope „kann als die Seele, die Triebfeder, der Feldherr der gegen den armen

Kaspar Hauser geführten Anschläge betrachtet werden." Von demselben Stanhope „ist es erwiesen, daß er (obgleich damals in Wien?) nach dem Verbrechen im Hofgarten sich in der Gegend von Ansbach verborgen hielt, er hatte desfalls sogar Verhöre zu bestehen." Derselbe Stanhope hat — Garnier zu seinem Widerrufe bestochen, Hickel und Meyer waren seine „besoldete(n), willenlose(n) Kreaturen. Meyer, Lehrer und Mietherr Kaspar Hausers zur Zeit seiner Ermordung und zugleich Glöckner, war ein armer Mann gewesen — und starb 1868 als bemittelter Hausbesitzer." Darum sagt Kaspar auch auf seinem Sterbelager: „Ach, der Graf ist ein ebenso armer Sünder wie die andern" ... Den Meuchelmörder beschrieb Kaspar (!) in folgender Weise: „Es war ein Mann mit einem bräunlichen, durch Blatternarben (!) verunstalteten Gesichte und unheimlich funkelnden Augen; er trug einen blauen Mantel mit rotem Futter, einen Seidenhut, Sporen an den Stiefeln" (!). „Hennenhofer war ein blatternarbiger Mann" u. s. w. Wäre es Stanhope selbst gewesen, so behauptet „unser Gewährsmann" in einer kritischen Anwandlung, so würde Kaspar — ihn gekannt haben. Die Untersuchung über das Verbrechen ist „nachlässig, oberflächlich und unvollständig geführt worden." Unser Gewährsmann trieb seine Sache nicht so oberflächlich, er studierte die Memoiren Hennenhofers, d. h. er schrieb ganze Blattseiten aus Sebastian Seiler 1840 ab und kleidete seinen kolossalen Schwindel auf folgende Weise ein. „Die Veröffentlichung (der Memoiren Hennenhofers) sollte nach seiner Äußerung Ende dieses Jahrhunderts geschehen. Es wäre indessen beinahe im Jahre 1840 das ganze Memoire zur Veröffentlichung gekommen. Ein früherer preußischer Justizaktuar war bei Hennenhofer in Mahlberg mit Abschreiben, darunter auch mit dem Abschreiben der Memoiren beschäftigt. Hennenhofer vertraute diesem Schreiber, den er Sebastian nannte, welchen Namen er auch selbst in Kippenheim angab, das Abschreiben besagter Papiere um so ruhiger an, als er wußte, daß derselbe mit den badischen Verhältnissen (!) nicht bekannt sei und in der nächsten Woche nach Amerika auswandere, wozu es ihm nur noch an Geld fehlte. Hennenhofer bezahlte diesen Aktuar schlecht — er versprach ihm viel — hielt aber wenig. Aus dem Vertrauten

wurde alsbald ein erbitterter Feind — statt nach Amerika abzureisen, ging Sebastian nach Zürich, um das, was er wußte, zu veröffentlichen. (Dieser schlaue Hennenhofer aber!) Die Arbeit war gerade gedruckt und sollte in die Welt geschleudert werden, als die Sache dem badischen Gesandten Freiherrn von Rüdt verraten wurde. Die Folge davon war, daß auf Befehl und im Namen des Ministers von Blittersdorf der badische Oberamtmann Dreyer in Waldshut die Sache mit den schweizerischen Behörden derart erledigte, daß die ganze Auflage ausgeliefert, dem Sebastian zwar bezahlt, er aber aus der Schweiz verwiesen wurde. (Gestohlen aus der Vorrede der 2. Auflage 1845.) Von diesen (!) Memoiren befand sich ein Exemplar nebst dem Tagebuch unter Hennenhofers Kopfkissen; bei dessen Tode wurden aber (vgl. S. 97) am 2. Januar 1850 durch Hofmarschall Ferdinand Freiherrn von Röder in Begleitung des damaligen Stadtdirektors von Uria und eines Polizeikommissärs sämtliche vorhandene Privatpapiere in Beschlag genommen und nach Karlsruhe verbracht. Ein zweites Exemplar dieser Memoiren befand sich im Stifte Neuburg bei Heidelberg, soll aber noch vor dem Tode der Frau Rätin Schlosser anderswohin (Frankfurt a. M.) verbracht worden sein. Ein drittes Exemplar befindet sich in Böhmen."

Nach diesem „böhmischen" Exemplar folgen dann die schon aus Seiler bekannten Mordgeschichten. „Hennenhofer nennt die weiße Damen-Geschichte in seiner sarkastischen Sprache: Futter für den Esel." Diesmal ist es aber das „Bauernweib", das beichtet, und zwar bei dem Pfarrvikar Dietz in Karlsruhe. Auch dieser „starb eines plötzlichen Todes." Erzbischof Demeter war nicht schwarz genug, er „war der am wenigsten befähigte Domkapitular." „Hören wir nun, was Hennenhofer (!) weiter in der Kaspar-Hauser-Sache angiebt: Am 14. Juni 1817 sei er (Hennenhofer) mit dem Kammerdiener von Salem (!) nach Hochsal und von da mit dem Kinde über den Bodensee bei Lindau nach Bayern gereist, weil das Kind im Badischen nicht mehr sicher gewesen sei. Dann heißt es weiter: Das Kind habe er als ein zurückgebliebenes Soldatenkind aus den Kriegsjahren bezeichnet, das ihn interessiere; er habe dem Manne sorgsame Pflege anempfohlen und für die Zukunft Bestimmungen getroffen, die — — —

leider hört hier unsere Notiz über diesen Punkt auf." Glücklicherweise besitzt der Führer über den Pferdemarkt auch noch das „Tagebuch eines Adjutanten", und da steht es wahrhaftig drin: „Zwei Tage später (es war im September 1829) rollte (in Karlsruhe) ein Wagen zum Durlacher Thor hinaus, in welchem der Lord (Stanhope) und Hennenhofer in eleganter Civilkleidung saßen — ihre Pässe waren nach Bayern visiert." Die Staatsratsposse (3. Auflage S. 116—119) kennen wir schon, sie kommt aber bei dem Erfinder der Feuerlanze nicht so glimpflich weg wie bei „Sebastian": „Der Staatsrat hat ja vor und nach diesem (plump erfundenen) Verhöre, wie Hausers Schicksal nachweist, nichts gethan, um den Prinzen in seine Rechte einzusetzen — er hat dieselbe nicht einmal gewahrt, er hat sich in pleno zum Hehler gemacht." Was ein so frommer Mann von Karlsruhe bitter empfunden haben muß. In dieser gereizten Stimmung schreibt „unser Gewährsmann" die schon früher (oben S. 115 mitgeteilten Räubergeschichten aus Seybold ab, schwindelt aber außerdem, daß er sie Briefen Stanhopes an Hennenhofer entnommen hat! „Stanhope und Hennenhofer sind zum Zwecke der Beseitigung Hausers nach Ansbach abgereist und haben die Ermordung entweder selbst mit dem Dolche, oder mit vorgeschobener Hand des Unbekannten vollzogen. Auf ihnen und auf jenen, deren Befehl sie vollzogen, ruht das Verbrechen — das unschuldige Blut . . . Der gewandteste Verteidiger der schlechten Sache, der geriebenste Diplomat wird keinen, die Anschuldigungen entlastenden Ausweg finden können — es bedarf geradezu einer verbissenen Böswilligkeit, um die moralische Ueberzeugung zu verleugnen." Der Gipfelpunkt der Frechheit ist erstiegen, die Frankfurter Zeitung brauchte nur noch zu orakeln, daß „in den dreißiger Jahren die Verteidiger Hausers, Anselm von Feuerbach, Bürgermeister Binder, Dr. Osterhauser (so), Dr. Preu, Dr. Albert und Magistratsrat Bieberbach (so) binnen 4 Jahren mit Tod abgingen (!) und Professor Daumer von zwei Fällen (!) erzählen konnte, wo seinem Leben nachgestellt wurde." Daumer hat „das Meyersche Buch kritisch vernichtet." Ja Merkers „nicht ohne Geschick zusammengestellte Argumente wurden jedoch schlagend durch Daumer und Gierl (so), einen Nürnberger

Juristen, widerlegt." Ich bitte im I. Bande die Anmerkung auf S. 189 nachzulesen!

Die Söhne des beschimpften Lehrers Meyer, der Landgerichtsrat Julius M. in Ansbach und der Rechtsanwalt Gustav M. in Baireuth, verklagten den Verleger des anonymen Pamphlets. Aus den Verhandlungen, die am 16. April 1883 vor dem Schöffengericht zu Regensburg (Oberamtsrichter v. Ammon und den Schöffen Joseph Geser und Heinrich Forchthammer) geführt worden sind, interessieren uns folgende Thatsachen. Der 78 jährige Oberlehrer August Enderlein zu Ansbach, der den Lehrer Meyer seit 1822 d. h. 46 Jahre lang gekannt hat, gestand diesem einen durchaus noblen und ehrenwerten Charakter zu. Dieser Zeuge hatte Kaspar Hauser noch gekannt, und Meyer sich oft ihm gegenüber über dessen Lügenhaftigkeit beklagt. Der Staatsanwalt Karl Friedrich Enderlein aus Fürth hat die Akten Blatt für Blatt durchgelesen und erklärt auf Grund dieser Wissenschaft die authentischen Mitteilungen für ganz genau und unparteiisch. Ebenso erklärt der Landgerichtspräsident Karl Schmauß zu Nürnberg das genannte Werk für durchaus genau und gründlich. Über die Kriminaluntersuchung zu Ansbach deponierte Schmauß, daß nie eine Untersuchung mit mehr Sorgfalt geführt worden ist. Alle Zeugen waren der Ansicht, daß Kaspar Hauser sich die tödliche Wunde selbst beigebracht hatte.

Es hatte sich durch die Verhandlungen „mit aller Evidenz herausgestellt, daß die dem verstorbenen Lehrer Meyer zum Vorwurfe gemachten Thatsachen auf vollständiger Unwahrheit beruhen." Die Schrift „unseres Gewährsmannes" wurde im Schöffengerichtsurteil vom 21. April, wie folgt, charakterisiert: „diese Broschüre, welche sich in der Vorrede unter der anmaßenden Ankündigung einführt, sie habe sich zum Ziel gesetzt, die Schuldigen an das Licht der Öffentlichkeit zu ziehen, läßt bei näherer Durchsicht erkennen, daß sie lediglich aus anderen — jeder inneren Glaubwürdigkeit entbehrenden Druckschriften über Kaspar Hauser — kompiliert ist und Unwahrheiten auf Unwahrheiten, Verdächtigungen auf Verdächtigungen und zwar der schlimmsten Art häuft, wie denn auch —

Grund zur Annahme besteht, daß alle in dieser Broschüre gegen Lord Stanhope und Gendarmerieleutnant Hickel erhobenen Vorwürfe jedweder thatsächlichen Basis entbehren." In der Berufungsinstanz kam es zu einem Vergleiche: der Verleger trug alle Kosten und nahm das Buch aus dem Handel zurück.

Herr Senatspräsident Schmauß aus Nürnberg sagte in Regensburg aus: „Ich muß in der That sagen, ich glaube, daß K. H. ein Simulant war. Er hat freilich im Anfang nicht entfernt geahnt, welche Folgen sich an diese vielleicht mutwillige Simulation knüpften; er kam vielleicht (nein, selbstverständlich, mit immanenter, ethisch-determinierter Notwendigkeit, L.) von einer Unwahrheit zur andern und schließlich in eine schiefe Lebensstellung hinein. Ich glaube allerdings, daß sein ganzes Leben in Nürnberg auf Simulation beruhte. Es herrschte damals in Nürnberg eine geistige Epidemie, die alles ergriffen hat."

Das ganze Kaspar-Hauser-Komplott war durch diesen Prozeß gründlich blamiert worden, und man beeilte sich, den „Gewährsmann" vom Rockschoß zu schütteln. Als wäre seit 1872 gar nichts passiert, erklärte jetzt (1883, Verlag Coppenrath!) der „Forscher" Kolb den .... von K .... für einen „litterarischen Freibeuter, der in Wirklichkeit gar nichts wußte" (was wußte denn Kolb in Wirklichkeit?), einen „Abenteurer", der allerlei Dinge zusammenschrieb, von einer vorgeblichen Ministerratsitzung nach dem Tode des Großherzogs Ludwig zu fabeln wußte (genau wie die Frankfurter Zeitung!). Jetzt hat Kolb „nie verhehlt, daß er jene Schrift vom ersten Augenblicke, als er sie sah, als das Machwerk eines Schwindlers ansah, der in der Hausersache auch nicht das Geringste wußte, der Plagiate übte sowohl an den Artikeln der Frankfurter Zeitung (die das „Machwerk eines Schwindlers" einem lobenden Feuilletonartikel gewidmet!), als an den Romanen und sonstigen Erdichtungen früherer Schwindler, denen es um nichts anderes zu thun war, als sich Mittel zu ergaunern für ihre elende Existenz"! Dieser Zorn des Gesinnungsgenossen über den „ihm absolut (?) Unbekannten" wirkt außerordentlich komisch; denn der Hauserskribent Kolb hat nie etwas geleistet,

das wissenschaftlich besser begründet war,[1]) als das Machwerk des Gewährsmannes des Hauserkomplotts vom Jahre 1872. Wir ertappen ihn auch hier wieder sofort in flagranti. „Das alberne Machwerk (jawohl, wenn nur der Prozeß in Regensburg nicht gewesen wäre!) war in deutscher Sprache geschrieben, und da die Herzogin (von Hamilton) in dieser Sprache nicht genug bewandert scheint, so fand sich Frhr. v. Andlaw (er war, glaub' ich, ihr Hofmarschall) bereit, um die Herzogin wenigstens in Kenntnis zu setzen, was jener Mensch in seiner Skriptur besage, für eine französische Bearbeitung zu sorgen. Dies der Ursprung dieser wunderlichen Schrift. Andlaw sendete einige Exemplare an Herrn v. Tucher; von ihm rührt dasjenige her, was ich besitze." Eine Herzogin v. Hamilton, die kein Deutsch versteht, giebt es in Baden nicht; Tuchers Korrespondenz zur Sache kennen wir selbst (S. 149), auch wer das Material bearbeiten sollte, nämlich Kolb, und wer von 1872 bis 1883 kein Sterbenswörtchen von „Schwindel" losgelassen hat! Oder beruht denn nicht Daumers „Bekehrung", sein Buch von 1873, auf dem „Schwindel"? Kolbs 1883 wiederholte Lüge, daß Stanhope „pietistische Traktätchen verbreitete" (Stanhope war weder Pietist noch Kolporteur), schöpft er aus dem Gewährsmann, und die neuen Verleumdungen Stanhopes durch Eduard Feuerbach („Lord St. war geizig [!], schwachmütig,

[1]) Wir wissen z. B. jetzt, daß die berüchtigten „Memoiren Hennenhofers" eine plumpe Erdichtung sind. Verzichtet Kolb darum auf den Schwindel? Fällt ihm gar nicht ein! S. 43 seines letzten Elaborats hilft er sie wieder auf die Beine. Ein „Dr. Lambert" (wohl pseudonym, fügt K. selbst bei, ist wohl Müllers Kasparungeheuer I. S. 196, füge ich hinzu) soll ihm den 15. August aus Baden-Baden (au!) sogar den Einband angegeben haben: rotes Schafleder! War es wirklich schon vom Gerber zurück gekommen? Hennenhofers eigenes Exemplar hatte dieser „stets unter seinem Kopfkissen liegen gehabt", und es war — was man nach einer solchen Theke nicht vermuten sollte — „in roten Saffian eingebunden." Den Einband des böhmischen Exemplars hätte wohl v. Andlaw noch angeben können, so wäre die Bibliographie in diesem Punkte komplett gewesen. Übrigens, obgleich ein Bibliomane, bin ich diesmal auf Kolbs libri rarissimi nicht eifersüchtig, denn ich besitze sogar drei Auflagen (freilich ohne Schafleder) von Hennenhofers Memoiren. Wer sich Seilers Buch 1840, 1845 und 1847 in „roten Saffian" einbinden läßt, könnte sich das Kopfkissen noch reicher ausstatten als Hennenhofer selbst.

schwachköpfig, seine Familie wollte ihn beinahe für geisteskrank erklären lassen") stellen Kolb auf eine Stufe mit dem allerlei zusammenschreibenden „Hermann". Ja er verleugnet nicht einmal seine gewohnte Gemeinheit. Er dichtet Hickel nicht bloß zu, daß dieser sich für „ein Weltwunder" gehalten habe, sondern er war niederträchtig genug, drucken zu lassen: „Diese Enthüllungen (des Freibeuters, Schwindlers, Abenteurers u. s. w.) waren gerade ebensowenig wahr, wie die Hickelschen Aufzeichnungen (!). Das Publikum ging bei dem jetzigen Schwindler auf den Leim, wie es bei Hickel gethan hatte." Kolb thut nämlich, als ob er nicht wüßte, daß die von Hickel (freilich recht ungeschickt und laienhaft) angewendete Briefform nur litterarische Einkleidung war, und auf eine solche plumpe Simulation hin nennt er diese Briefe Fälschungen. Was würde man zu einem Hinterwäldler sagen, der etwa Liebigs chemische, Vogts zoologische, Erdmanns psychologische Briefe für „Fälschungen" ausgeben wollte, weil diese „Briefe" nicht wirklich an dem und dem „Tage" an den und den „Freund" geschrieben worden sind?

Da der romanesk-politische Hauserschwindel zuletzt vorwiegend von einem ungesunden Pietismus (v. Tucher) oder Romanismus (Daumer, Andlaw & Ko.) und von der liberalen Phrase (Welcker, Kolb, Frankfurter Zeitung) gehandhabt worden ist — die einen wollten einer protestantischen Dynastie, die anderen den Fürsten überhaupt gerne einen Flecken anreiben, will ich (gleichzeitig zur unermüdlichen Ehrenrettung der soeben verleumdeten Männer aus Ansbach) auch am Schlusse dieses Buches eine katholische Stimme zum Worte kommen lassen.

Der alte Domkapitular Pflaum, seit 1862 im Besitze des Hickelschen Manuskripts über „Kaspar Hauser, wie er leibte und lebte", schrieb den 16. Oktober 1871 an den damaligen Assessor, Herrn Dr. Julius Meyer in Ansbach: „Längst wächst Gras auf Hausers Grab und doch können heute noch sonst gescheide Männer, von Damen gar nicht zu reden, in die größte Aufregung versetzt werden, wenn man ihnen sagt, Hauser habe die Welt arg getäuscht und seine Rolle mit einem schmählichen Selbstmord geendigt. Vielfach wurden — Hickel und Ihr seliger Vater als die ärgsten Feinde Hausers bezeichnet, die sich durch die

Verdächtigung desselben ein schönes Vermögen erworben hätten. Wie oft habe ich mich zur Abwehr eines ebenso ungerechten als lächerlichen Vorwurfs bis zur Heiserkeit abgestritten! Ich kannte Ihren Vater und Hickel als durchaus ehrenhafte Männer; letzterer war mir auch lieber Freund und Landsmann.“ Und am 23. desselben Monats: „Es leben noch alte Herrn, die heute noch fest an Hauser glauben, und statt Licht in dieser Sache, lieber ihre Entwicklung zu einer wahren und recht piquanten Scandalgeschichte wünschen. Sie selbst dürfen sich hüten, daß die theilweise noch lebende weibliche haute volé(e) . . . wenn Sie ihren Liebling entlarven. Trotz allen voraussichtlichen Widerspruchs bin ich übrigens gewiß, daß jener Theil des gebildeten Publicums, welcher klar denken und richtig urtheilen und schließen gelernt hat, aus den Gerichtsakten und aus den, diesen Akten erst Licht gebenden Aufzeichnungen Ihres Vaters und Hickel's (zweier ehrenhaften und intelligenten Männer, die Gelegenheit hatten, Hauser in allen seinen ungenirten Situationen, im zwangfreien häuslichen Leben und in seiner Einsamkeit Jahre lang zu beobachten) eben so, wie wir, zur Überzeugung kommen werden: Hauser war ein Betrüger schlauester Sorte, ein Lügner erster Klasse, seine ganze Geschichte, sein ganzes Seyn und Wesen eine Lüge. — Aber so oft ich über diese Sache mit gebildeten Männern sprach, trat man mir mit der Bemerkung entgegen: ich theile Ihre Ansicht; aber erklären Sie mir, wie es möglich war, daß dieser geistig ganz ungebildete Mensch seine Rolle Jahre lang so fortspielen konnte, ohne je aus derselben förmlich hinauszufallen und sich zu verrathen?

Hickel versuchte am Schluße seines Manuskripts diese Frage zu lösen. Was er sagt, leuchtet ein; aber es überzeugt nicht ganz, setzt wenigstens die Annahme voraus, daß Hauser schon ein geschulter Betrüger war, als er nach Nürnberg kam, was sich doch ohne zwingende Beweis-Momente nicht wohl annehmen läßt, wenn auch jedes klare Auge schon an dem Briefe, den er mit nach Nürnberg brachte, die Aufschrift Lug und Trug liest.“

Dieses Bedenken führt uns in das vierte Buch hinüber.



Der mythische Findling.



Viertes Buch.

Der Kaspar-Hauser-Mythus.

„In der Geschichte seiner Gefangenhaltung und Transportierung nach Nürnberg ist Manches unglaublich oder räthselhaft, gewiß auch Manches unwahr."

Feuerbach 1828.

„Früher war man der Meinung, — daß ein Lügner nicht glaubwürdig sey, und daß seine Aussagen gar kein Gewicht hätten, wenn sie nicht durch unverwerfliche Zeugnisse bestätigt würden. Man hat bewiesen, daß K. H. viele, sogar seine nächsten Umgebungen und seine besten Freunde betrogen hat, doch halten einige noch immer sein Zeugniß als vollgültig bei einer Erzählung, welche nicht durch einen einzigen Zeugen unterstützt wird, welche in ihren wesentlichen Momenten dem Laufe der Natur zuwider ist, und welche die unverkennbarsten Merkmale der Falschheit an sich trägt."

Stanhope an Merker 1834.

XXII.

Richtigstellung des Problems.

Die bis jetzt gebräuchliche Bezeichnung für Kaspar Hausers von anderen erdichtete badische Abstammung ist ein Mißbrauch des Wortes Mythus. Von einem Prinzenmythus kann angesichts eines so brutalen Schwindels, angesichts der entfesselten Verleumdungsorgien der Hauserianer keine Rede sein. Das Einkerkerungsmärchen aber, an dem eine geistige Epidemie (die in der neueren Litteratur so berühmte „Volksseele“ hat auch ihre oft sehr starke Volksseelenkrankheiten!), an dem eine gelehrte und ungelehrte Menge auch in gutem Glauben mitgewirkt hat, das ist der eigentliche Mythus, der bei gewissenhafter Prüfung in Dunst aufgeht.

Von der nie erwiesenen Einkerkerungsgeschichte ging[1]) und geht man noch immer wie von einer erwiesenen Thatsache aus, den Kern dieses Märchens nimmt man als wahr an, und ist eben damit von vornherein in einem vitiösen Zirkel gefangen. Wäre ein verkrüppelter und vertierter Mensch irgendwo am Wege sitzend oder liegend auf-

[1]) Stanhope schrieb noch am 8. März 1833 an Hickel: „Dieser Trieb (Aufsehen zu machen) wurde auch durch das ewige Experimentieren von Daumer erzeugt oder genährt; doch was würde man von D. gesagt haben, wenn er die Gelegenheit nicht benützt hätte, mit einem so merkwürdigen Gegenstand physische und psychologische Versuche anzustellen. (Gewiß! Trotz Daumers unverdrossener Buchführung über Kaspars Erektionen, weichen Stuhlgang, Aufstoßen, tadelte Feuerbach es in seiner Tiradensammlung sehr ernstlich, daß man in Nürnberg — Urin- und Speichelanalysen versäumt hat! Kaspar spuckte wohl mongolisch und pinkelte dynastisch?) Es ist zu entschuldigen, wenn Furcht oder Zwang ihn nötigten, die Sache anders zu erzählen, als sie wirklich war, und zu bedauern, wenn er seine früheren Aussagen nicht berichtigen darf; in der Geschichte von Ungarn

gefunden worden, ohne Aufklärung von sich geben zu können, so hätte man es wirklich mit der verbrecherischen Entledigung eines Unglücklichen zu thun gehabt. Daumer „enthüllte" 1859 u. a., daß die Kindheitsgeschichten von Cyrus und Astyages, Perseus, Theseus, Jon, Miletos, Agathokles, Romulus und Remus wirkliche Vorgänge gewesen sind; daß ein 10- bis 11-jähriger, von einer Wölfin mit drei Wolfsjungen erzogener Knabe († 1850) in Indien auf Händen und Füßen lief, sich so schnell wie die Wölfe fortbewegte, heulte und biß, äußerst schmutzig war, keine Kleider an sich duldete, nie lachte, keinen artikulierten Laut hervorbrachte; daß ein bis in sein 16. Jahr in einem Schweinestall erzogenes Mädchen zu Salzburg, das viele Jahre mit übereinandergeschlagenen Beinen gesessen hatte, wie ein Schwein grunzte, und daß ihr das eine Bein ganz verbogen war; daß der eingekerkerte Sohn eines Pfarrers und seiner Haushälterin an der Befreiung starb: die abgemagerten Glieder waren wie mit einem bräunlichen Leder umzogen, die Nägel an Händen und Füßen glichen den Krallen des Raubtiers. „Ich zweifle nicht daran, „sagt Daumer, „daß dergleiche Dinge schon hundertmal dagewesen, aber nicht zu Tage gekommen seien . . . und schon Feuerbach bemerkt, daß Fälle der Art in gewissen Gegenden gar nichts Seltenes seien." Gewiß, aber Feuerbach und Daumer übersahen, daß alle solche Fälle nicht eine Bestätigung, sondern im Gegenteil eine Widerlegung des Hauserschen Einkerkerungsmärchens bilden. Wenn z. B., wie der indische Währwolf, so auch Kaspar keinen artikulierten Laut von sich gegeben hätte, so wäre Daumers Citat, ob historisch oder

scheint er mir aber tadelhaft zu sein. Doch — da die Hauptsache selbst mir niemals eine Erdichtung oder Betrügerei zu sein schien (sonst hätte ich ganz anders geschrieben und gehandelt) und da sie mir noch immer so erscheint, wie früher, so ist die Frage nur, wie viel man von der Erzählung glauben kann und soll." Stanhope, Hickel und Meyer lasen übrigens Merkers Kritik erst nach Hausers Tod, was ihrer vollständigen Heilung sehr förderlich gewesen ist. „Es scheint kein Beweis oder irgend ein vernünftiger Grund zu dem Verdachte vorzuliegen, schrieb Stanhope den 13. Juni 1834 an König Ludwig, daß die mit dem früheren Leben Kaspar Hausers verbundenen Umstände derart sind, um eine Kriminal-Untersuchung zu begründen, oder überhaupt etwas mehr als eine polizeiliche Nachforschung."

nicht, zulässig. Eine sehr entfernte Analogie hatten die Herren ja unmittelbar vor sich. Es handelt sich dabei um einen ächten Kaspar Hauser, um einen Menschen, der nach vollendeten Schuljahren von einem unmenschlichen Vater, aller Gesellschaft entzogen, so lange zu Hause festgehalten worden war, bis erst nach 28 Jahren der Tod des Vaters das Gefängnis öffnete. Daniel Fleischmann, das einzige Kind des am 10. Dezember 1828 zu Nürnberg verstorbenen vormaligen reichsstädtischen Rentkammerassessors Dr. jur. Johann Friedrich Fleischmann, genoß bis zu seinem 16. Lebensjahre die natürliche Freiheit und war seines Vaters froher Begleiter zu allen öffentlichen Gesellschaften. Von dieser Zeit an war er auf einmal für die Welt verloren, für niemand mehr sichtbar, ja der Vater machte seinen Bekannten das Schweigen über den Sohn zur Bedingung der Freundschaft. Um 1815 bis 17 wurde die Polizeidirektion von dieser widerrechtlichen Gefangenhaltung in Kenntnis gesetzt, sie ließ aber die Anzeige unberücksichtigt. Bei der Nachricht von dem Tode seines Vaters durch die Magd[1]) ließ Daniel sogleich Herrn von Scheurl (wir kennen ihn schon als Begleiter des Rittmeisters bei Kaspars Ankunft) und einen Gerichtsrat zu sich bitten. Diese waren fleißige, ihm dem Namen nach bekannte Besucher seines verstorbenen Vaters gewesen; ihre Unterredungen (gewiß auch über Kaspar!) hörte er von einem anstoßenden Zimmer aus, in welchem er des Winters oft stundenlang frieren mußte. Die Herren eilten zu dem Gefangenen und fanden eine abgezehrte, bleiche, zusammengeschrumpfte Gestalt mit einem bis auf die Brust reichenden Bart, einem langen Zopfe und auf beiden Seiten des Kopfes mit großen Locken nach alter Mode.

Noch in seinem 16. Jahre war dem Daniel auf eine kurze Zeit ohne alle Begleitung ein Besuch bei seinem Onkel in Altdorf

[1]) Sie war 26 Jahre lang Haushälterin des Dr. Fleischmann, mit anderen Worten eben so lange die einzige Mitwisserin einer wirklichen „widerrechtlichen Freiheitsberaubung“. Wo blieben da die pathetischen Deklamationen der Binder und Feuerbach? Oder war so etwas damals in Bayern ein bloßes „Antragsvergehen“? Denn es geschah der Helferin Maier nicht nur nichts zuleid, sondern sie erhielt aus Daniels Nachlaß von 130,000 Gulden gemütlich die Zinsen von 17,500 Gulden als lebenslängliche Leibrente!

gestattet gewesen.. Auf der damaligen Universität als Student immatrikuliert, rief der über dieses eigenmächtige Verfahren erzürnte Vater ihn plötzlich zurück, und der endlose Zimmerarrest begann.[1]) Während dieser Gefangenhaltung erhielt Daniel von seinem Vater Unterricht in der lateinischen Sprache, Weltgeschichte und Arithmetik. Sein Gang war nach der Befreiung schwankend wie der eines Kindes, das erst gehen lernt, und wurde ihm deswegen, zur Vermeidung von Lächerlichkeiten und Aufsehen, ein Tanzmeister zur Erteilung des Unterrichts in Haltung und Stellung beigegeben. Im Tanzen aber machte er keine Fortschritte. Da hatten die Nürnberger also einen Vergleich mit dem strammen Burschen vom 26. Mai 1828 zur Hand! Daniel war erst als Jüngling, nicht als Säugling, eingesperrt worden, war nicht angebunden und nicht in ewiger Nacht eingehüllt gewesen, hatte Vater und Dienstmagd um sich und Unterredungen gehört. „Daniel, von Hausers Erscheinen und Schicksal unterrichtet, äußerte, wie auch letzterer, großes Verlangen nach gegenseitiger Bekanntschaft. Bei dem im Theater gewählten Zusammentreffen war ihre Mitteilung kurz, und ihre Blicke waren fest aufeinander geheftet. Daniel fühlte keine Zuneigung zu Hauser und wich ihm aus." Er starb den 30. Januar 1830 an einer Lungenentzündung. (Aus Hickels Manuskript.)

Es sind in unserem Jahrhundert der Öffentlichkeit schon so viele Einkerkerungen erschlossen worden, daß die heutigen Zeitungslügner ein richtigeres Bild von solchen Dingen zu entwerfen wissen als die früheren Hauserianer. Anfang 1883 lief folgende Sensationsnachricht durch die Tagblätter: „Dresden, 20. Januar. Eine Schreckensnachricht durchläuft unsere Stadt. In dem benachbarten Industriestädtchen Radeberg (7000 Einwohner) soll unter eigentümlichen Umständen ein längst totgeglaubtes männliches Wesen aus Jahrzehnt

[1]) Hickel schreibt: „Eine (im Nachlaß) aufgefundene letzte Willensäußerung, welche Daniels Mutter vor ihrem Tode für ihren, kaum einige Jahre alten Sohn niederschrieb, sicherte ihrem Daniel nach erlangter Volljährigkeit die freie Wahl zur Heirat nebst einer Mitgift von 20,000 Gulden als mütterliches Erbe. Dr. Fleischmann mag die Verheimlichung dieses letzten Willens seiner verstorbenen Frau zur Hintertreibung einer Vermögensteilung für besser erachtet haben."

langer Vermauerung wieder ans Tageslicht gebracht worden sein ... Nur durch die Heimlichthuerei und Abgeschlossenheit der Fasoldschen Eheleute war es möglich, 16 lange Jahre hindurch einen Menschen, ihren zweiten Sohn, in entsetzlicher Weise seit seinem 14. Lebensjahre verborgen zu halten. Das Gericht entdeckte den jetzt Dreißigjährigen, der zwar nie für tot ausgegeben, vielfach aber für tot gehalten worden ist, in einem verschlossenen Kammerraum von zirka 2 Metern Länge und 1 Meter Breite, in welchen nur durch eine schmutzige, etwa handbreite Fensterscheibe ein Lichtstrahl zu dringen vermochte. Auf faulem Stroh hockte das Opfer elterlicher Verwahrlosung, entmenscht, vertiert, verschmutzt, ungeziefer- und schwärenbedeckt, abgezehrt, sprachlos, licht- und menschenscheu. Die Feder sträubt sich, die näheren Umstände eingehender mitzuteilen. Forscht man nach dem Grunde solcher unmenschlichen Handlungsweise, so soll lediglich Geiz als die Ursache desselben zu betrachten sein, Geiz von Leuten, welche ein schuldenfreies, wohlverzinsliches Haus besitzen."

Der Stadtrat zu Radeberg hat mir aber (1354 I) amtlich zu wissen gethan, daß die von mir „bezeichnete Sensationsnachricht nur zum kleinsten Teile in Wahrheit beruht und vielmehr mehrfach entstellt und durchaus übertrieben ist, so daß der Staatsanwalt und der Bezirksarzt ein Einschreiten in der Sache abgelehnt haben".[1])

Auch Kaspars ursprüngliche „Sehnsucht nach seinem Käfig" hat später nicht in Nürnberg geherrscht.[2]) Bei dem Gefängnisdirektor

---

[1]) Ein 14jähriger Knabe aus dem Berner Jura (Schweiz), der im Januar 1886 die Zeitungsrunde machte und lebenslänglich in einem Stall eingesperrt gewesen sein soll, kann natürlich gar nicht sprechen. Si non è vero — è *ben* trovato!

[2]) Daumer beichtet mit philosophischer Unbefangenheit: „Als ich einmal im Turme, unbekannt mit dem Grunde seiner Sehnsucht, gegen ihn äußerte, daß er in jenen Käfig nicht zurückkehren könne, sah ich sein Gesicht den Ausdruck des Schmerzes und Kummers annehmen, und Thränen ihm in die Augen treten. Noch an dem Tage, da ich ihn in mein Haus nahm, fragte er in einem besonders schmerzvollen Momente, warum jener Mann so lange ausbleibe? Erst als ihm in meinem Hause physisch wohler wurde, verlor er das Verlangen nach dem Käfig und dem Manne und sah es als ein hartes Schicksal an, so lange eingesperrt gewesen zu sein."

Adolf Streng, Das Zellengefängnis Nürnberg (Stuttgart, 1879 S. 153), kommen 1874 innerhalb 8 Tagen zwei Selbstmorde vor. „Die zwei Selbstmörder standen beide in dem jugendlichen Alter von 16 Jahren, beide waren außerehelich geboren, in der Erziehung verwahrloste, dem Betteln, Stromern und Stehlen ergebene Bursche. Der eine hatte 4 Monate, der andere 3 Monate von der (wegen Diebstahls zuerkannten) Strafe erstanden, ohne eine Disziplinarstrafe erlitten zu haben — bis die Monotonie der Zelle ihnen unerträglich wurde und sie zum Stricke griffen. Der eine dieser Jungens hatte früher wegen Diebstahls eine einjährige Gefängnisstrafe in einer gemeinschaftlichen Strafanstalt für jugendliche Personen erstanden und sich dort durch sein ausgelassenes, lustiges Wesen hervorgethan."

Man übersah also immerfort, daß Kaspar Hauser homo sapiens, durchaus aber nicht homo sapiens ferus i. e. alalus gewesen ist. Denn freilich, daß er als „Tiermensch" stumm, sprachlos hätte sein sollen, daran zweifelt jetzt kein halbwegs Unterrichteter mehr. Das steht sogar bei dem hausergläubigen Professor der Physiologie in Jena, W. Preyer, fest.[1]) „Der Mensch ist und bleibt auf sich selbst angewiesen, ohne Vernunft und Sprache", das ist das Hauptergebnis der biologischen Untersuchung des Professors A. Rauber:

[1]) In seiner Vorlesung über die fünf Sinne des Menschen (Leipzig 1870) kommen folgende hierhergehörige Stellen vor: S. 8: „Sprechen aber können solche Tiermenschen nicht, von Vernunft ist keine Spur bei ihnen zu entdecken. Ein ungleich weniger abstoßendes Bild zeigte der Unglückliche (K. H.), welcher — mindestens von seinem 4.—17. Jahre, ohne ein menschliches Wesen zu sehen, nichts weiter als ernährt und während der Opiumnarkose gewaschen wurde. Unter diesen Umständen erreichten die Sinne eine beispiellose Feinheit ... Aber von Sprache — war auch hier nichts zu bemerken." Diese Unwahrheit (nicht etwa Irrtum!) stimmt nicht einmal mit der Behauptung (S. 61), daß Feuerbachs Kaspar Hauser „unstreitig die genauesten und zuverlässigsten (!) Nachrichten enthält". Ein Geschichtchen bei Feuerbach S. 77 f. wird S. 69 als ein „schlichter" Bericht verwertet. S. 62 kann man das seichte Geschwätz lesen: „Von den zum großen Teil lügenhaften (!) Materialien Stanhopes (Heidelberg 1835) ist nur (!) das von K. H. selbst verfaßte Aktenstück (die famose Selbstbiographie nämlich) zuverlässig"! Der optische Kohl wird von Preyer noch im Jahre 1884 (Die Seele des Kindes, S. 486), und jetzt wieder von Dr. Willbrand aufgetischt.

Homo sapiens ferus oder die Zustände der Verwilderten[1]) und ihre Bedeutung für Wissenschaft, Politik und Schule (Leipzig 1885). Die Zusammenstellung der Beobachtungen (die beiden hessischen Knaben, der Bamberger Knabe, der Lütticher Hans, der irische Jüngling, die litauischen Knaben, das Mädchen von Cranenburg, die pyrenäischen Knaben, Peter von Hameln, das Mädchen von Songi, das ungarische Bärenmädchen, der Wilde von Kronstadt, der Knabe von Aveyron) läßt den Biologen folgern: „Wir blicken sie (die Kulturlosen) an, aber unser Blick übt keine Wirkung auf sie aus. Wir sprechen zu ihnen; sie hören den Schall unserer Worte, aber sie vernehmen nicht den Sinn, der durch sie ausgedrückt werden soll. Je mehr wir uns mit ihnen beschäftigen, eine um so größere Unruhe bemächtigt sich unser, und endlich fühlen wir, daß uns vor ihnen Entsetzen ergreift und die Haare zu Berge steigen bei der Wahrnehmung, sie seien stumm und vernunftlos. Kein menschliches Wort dringt von ihren Lippen, keine Vernunft erhellt ihre Seele. Alles, was sie uns erzählen, geschieht in wortlosen, aber erschütternden Monologen." Wer überhaupt noch nötig hat, gegen den Wahnsinn (die einzig zulässige Definition) des Hausermärchens gepanzert zu werden, der lese aufmerksam Raubers Kritik, wo er die philosophische, die urgeschichtliche, die politische und die pädagogische Bedeutung der vorgeführten Exemplare auseinandersetzt und mein eigenes schon fertiges Manuskript über diese Seiten des Problems überflüssig gemacht hat. Hier nur der eine Satz (jetzt ein wissenschaftliches Axioma): „Was für eine Sprache wird ein Kind lernen, welchem keine Sprache mitgeteilt wird? Die einzig vernünftige Antwort wird sein: keine!"

Kaspar Hausers Wortschatz aber (von dem altbayrischen Dialekt befreit) umfaßt nicht weniger (folglich in Wirklichkeit viel mehr) als die Sätze (d. h. auch gedachte und verstandene Begriffe):

„Nicht davonlaufen, dableiben!" (Im angeblichen Gefängnis zu seinen sogenannten Spielpferden.)

---

[1]) So bloß nach dem Sprachgebrauch, indem die Isolierten, die nicht zur Kultur gelangten, gemeint sind. Der Ausdruck „verwildert" enthält schon eine petitio principii.

„Heh (ihr) Burschen, wo ist die Neuethorstraße?"

„Dahinzeigen, wo der Brief hingehört."

„Nach der Wache? Das Neue Thor ist gewiß erst gebaut worden?"

„(Ich komme aus) Regensburg."

„Nein, das erste Mal (daß ich hier bin)."

„Krieg?" (Weiß nicht.)

„Ich möchte ein Reiter werden, ein solcher, wie mein Vater gewesen ist."

„Wo ich gewesen bin, waren fünf solche (Pferde)."

(Beim Lesen:) „Ich bin täglich über die Grenze in die Schule gegangen."

„Nein, kein Infanterist, Reiter will ich werden."

„Mein Vater (= Pflegevater) hat mir befohlen, ich soll sagen, das weiß ich nicht, Euer Gnaden; ich soll immer Euer Gnaden sagen und den Hut abziehen."

„Jakobifedern" (= Strohsack) waren meine Lagerstätte.

„Ich weiß nicht, ich will (wieder) heim."

„Das darf ich nicht sagen."

„Von dem (komme ich), wo (bei welchem) ich immer gewesen bin, und der mich bis zum großen Dorf (Nürnberg) begleitet hat."

„Warum schaust (du) mich so an?!"

Und so weiter. Zu diesem Geistesschatze gesellt sich auch der Inhalt der beiden mitgebrachten Briefe; denn ob Kaspar selbst sie geschrieben oder ob er in Neumarkt bloß dabei gesessen, und der Pflegevater sie in Überlegung mit ihm fabriziert und mit dem Petschaft eines Kneipwirts gesiegelt hat: gekannt und verstanden hat er sie so sicher, wie wir selbst. Und zwar noch etwas besser! Endlich hat er selbst noch eine ganze Reihe von Sätzen in seine Vorgeschichte hineingelegt, was ohne vorhergehende Ausbildung seines Denk- und Sprechvermögens unmöglich gewesen sein würde. Fügen wir hinzu, daß der Bursche geimpft ist, lesen und schreiben kann, katholisch ist, das ‚Gegrüßt seist du' und das Vaterunser hersagen kann, ein mit seinen richtigen Initialen gezeichnetes Taschentuch bei sich führt — so konnte doch am 26. Mai 1828 weder von einem

Tiermenschen noch vom Blödsinn (Dementia ex separatione), sondern nur von den gewöhnlichsten und normalsten Dingen der Welt die Rede sein. Ohne Aufzählung seiner praktischen Fertigkeiten ist das Bild unvollständig. Sein Lehrer Meyer besaß bei untersetztem Körperbau eine ziemliche Muskelkraft, Kaspar aber war stärker als er und konnte dadurch auch besser heben und tragen. In seinen Füßen hatte er soviel Gewandtheit und Sicherheit, wie nur einer; er lief die nicht bequemen Stiegen des Hauses mit einer Schnelligkeit und Leichtigkeit auf und ab, wie es außer dem Lehrer selbst im Hause niemand mehr that. Frau Meyer bewunderte seine Fingerfertigkeit, er führte sogar ein Nähzeug (ein Kästchen mit Zwirn, Nadel, Schere ꝛc.), „um Kleinigkeiten selbst machen zu können.“ Das Packen der Kleider und Koffer verstand niemand so gut wie Kaspar. Das Leder und die Mache der Handschuhe verstand er so vortrefflich, daß er, zur größten Verwunderung des Fabrikanten, wiederholt aus einem Dutzend Handschuhen das in jeder Beziehung beste Paar schnell herausfand. Erwägt man dabei, daß Kaspar im Vestnerturm zuerst sich immer wie ein Schneider hinsetzte, und daß seine Hände einer Gewöhnung an grobe Arbeit zu widersprechen schienen, so könnte man bald versucht werden, ihn für einen Schneider oder Säckler oder Handschuhmacher zu halten. Und nun übersehe man nicht, daß in Raubers Zusammenstellung (Kaspar Hauser hat er vernünftigerweise nicht einmal genannt) von Leuten im Freien, in der Natur, die Rede, im Hausermythus aber von einem seit der frühesten Kindheit eingesperrten Menschen gefaselt wird, der (wie schon früher bemerkt) elendiglich zu Grunde gegangen sein würde!

Man stelle sich nur vor, wie verdonnert der Kaspar Hauser der Isolierungsfabel in einer großen Stadt dagestanden oder gesessen haben würde, wenn er aus seinem unterirdischen Loche auf einmal nach dem Unschlittmarkt in Nürnberg hingezaubert worden wäre — und vergleiche damit, wie unbefangen er dagegen sich dem Schuhmacher Weickmann und anderen gegenüber benommen hat. Und das sollten doch, nach seinem nie von ihm angeblickten Stockmeister, **die ersten Menschen** gewesen sein, welche er je gesehen hätte? Das mag glauben, wer ein Interesse an dem Riesenschwindel hat!

Daß Schopenhauer mit seiner Lehre vom Primat des Willens recht hat, daß der menschliche Intellekt vom Willen und zwar von einem sehr unheiligen Willen geritten wird, die Hausergeschichte liefert zu dieser schauerlichen Wahrheit einen beschämenden Beitrag. Die Leute wollen von der Wahrheit nicht überzeugt sein, das ist die immer erneuerte Lebenserfahrung der wenigen Kämpfer für nichts als die Wahrheit.

Wegen der faulen Grundlage des Hausermythus ist es auch überflüssig zu untersuchen, ob wir es bei ihm etwa mit Hyperästhesie der Sinne zu thun haben. Kaspar war überall zugegen. In seiner Gegenwart wurde nicht allein später in fürstlichen Genealogieen herumgestöbert, um einen gekrönten Vater für ihn ausfindig zu machen, sondern von Anfang an war er dabei, wenn man sich die einfältigen Fragen vorlegte: „ob er wohl etwas vom Feuer weiß?" — „möchte doch wissen, ob er dies weiß, ob er das versteht, ob er jenes kann!" — und so war Kaspars Aufgabe nicht eine unmöglich schwere, wie eine Clique simuliert, sondern eine federleichte.[1]) Und nachdem die Epidemie einmal ausgebrochen war, stand die Rückkehr gar nicht mehr in seiner Gewalt: die Hausergläubigen hätten ihr Dogma, wenn nötig, auch gegen Kaspar selbst verteidigt.[2]) Man kennt ja die Geschichte von dem Schalk, der irgendwo eine Turmglocke in Bewegung gesetzt hatte

[1]) „Seit Kaspars Aufenthalt in Nürnberg bis jetzt, schreibt Feuerbach 1831/32, haben viele hundert Personen fast aller europäischen Nationen von allen Ständen, Gelehrte, Künstler, Staatsmänner, Beamte aller Gattungen, hohe und höchste Personen, ihn gesehen und gesprochen." Belästigt aber hat ihn keiner, denn wenn man ihn über den Käfig fragte, bekam er von den vielen Fragen Kopfschmerz.

[2]) Belege sind zur Hand. I. S. 151 phantasiert (= simuliert) Kaspar in der Nacht vom 17. auf 18. Oktober 1829: „Gewiß der Mann, der mich in der Plattners Anlag umbringen hat wollen." Die Kommission fragte ihn den 20. Oktober: „Erinnern Sie sich dieser Äußerung?" und erhielt die Antwort: „Von dieser Äußerung ist mir nichts erinnerlich, es sind Gedanken, die mir in meiner Krankheit vorgekommen." Das muß Daumer gar nicht gefallen haben, denn am 9. November weiß Kaspar: „Eine große Angst fühlte ich zwar am 24. Juni d. J., als ich ganz allein (wie greulich!) bei schönem Wetter durch die Plattner'sche Anlage ging und aus einem Gesträuche ein Geräusch der Art vernahm, als wolle Jemanden (so) hinter der Ecke aufstehen. Da ich jedoch damals

(seine Selbstbiographie ist mir augenblicklich nicht erinnerlich): nachdem der große Haufen zusammengelaufen war und Wunder schrie, und der Verüber das Wunder natürlich (ehrlich) erklären wollte, begann man den ungläubigen Rationalisten durchzuprügeln, und er mußte sich aus dem Staube machen. Das Glockenwunder blieb. Hat Kaspar je Regungen der Reue gespürt — und sie verraten sich in mancher Äußerung — so hätte er doch, wenn auch in ganz anderem Sinne als Luther, nur seufzen können: Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir!

Übrigens Feuerbach selbst hatte schon stark die Wundersegel gestrichen, denn die letzten Seiten seines Buchs enthielten eine Anzahl von Merkers Kritik erzwungener Konzessionen. „Kaspars Lebensweise ist jetzt fast ganz die gewöhnliche anderer Menschen . . . Die — fast übernatürliche Erhöhung seiner Sinne hat ebenfalls gegenwärtig ganz (hört!) nachgelassen und (er ist) nicht mehr im stande, im Finstern zu lesen oder in weiter Entfernung die kleinsten Gegenstände zu erkennen. Während er ehemals bei dunkler Nacht weit besser (?) und schärfer sah, als bei Tag [1]), ist es jetzt umgekehrt (genau also wie bei Feuerbach selbst). Von der Riesenhaftigkeit (?) seines Gedächtnisses und andern staunenswürdigen Eigenschaften ist keine Spur (hört) mehr zu finden. Nichts Außerordentliches ist mehr an ihm (hört!), als — seine unbeschreibliche (?) Güte und Liebenswürdigkeit."

Es ist also endlich Zeit, seinen unterirdischen Kerker zu sprengen: Dynamit brauchen wir dabei nicht, die Kritik seiner sogenannten

---

weder irgend eine Gestalt gesehen, noch irgend eine Stimme, geschweige einen Wortlaut gehört habe, so kann ich über den Ursprung des wahrgenommenen Geräusches (mag einen sehr „natürlichen" Grund gehabt haben!) keine Auskunft geben . . . dennoch — kam mir der Mann in den Sinn, der mich hieher geführt hatte." Bei Daumer wird dieser harmlose Stuhlgang im Freien ein „Auflauern", ein Vorspiel zum Abtrittsattentat; Hauser war wieder einmal überhausert.

[1]) Wäre Kaspar wirklich mit der als Aniridie bekannten Anomalie des Auges behaftet gewesen, so wäre der Fehler geblieben. Ein damit Behafteter sieht wirklich bei Nacht besser als bei Tage, weil er bei Tage durch die in die weite Pupille des Auges einfallende Lichtmasse geblendet ist. Nach einer Erklärung von fachmännischer Seite (Frankfurter Zeitung im August 1886) kann jeder Mensch durch Einträufeln einiger Tropfen Atropin zwischen die Schleimhautfalten der Augenlider künstlich in dieselbe Lage versetzt werden.

Selbstbiographie wird genügen. Der Leser wird denn auch mit Leichtigkeit beurteilen können, inwiefern Klüber berechtigt war, den 21. April 1834 folgenden Aufsatz niederzuschreiben:

„Resultate meiner Meditation. Hauser's Angaben, betreffend seine lange geheime Einkerkerung, seine Entlassung und Hinschaffung nach Nürnberg, halte ich in der Hauptsache für wahr. Varianten in Nebenumständen, die von Ihm und Anderen hinzugekommen sind, ändern im Wesentlichen nichts; sie öffnen nur ein weites Feld zu Grübeleien, zu Verschiedenheiten in Muthmaßungen und Erörterungen, durch welche die Hauptsache nicht erschüttert, aber auch das Räthsel derselben nicht gelöset wird. Durch ein Uebermaas(ß) von Fragen und Urtheilen, durch Experimentiren und Entdeckungsversuche, hatte man Hausers Einbildungskraft im Laufe etlicher Jahre so aufgeregt, daß dadurch Träumereien im wachen, halbwachen und schlafenden Zustande, sehr leicht entstehen konnten, die vielleicht ihm selbst endlich als glaubliche Wahrheit erschienen. Daß, in Nürnberg und Ansbach, Hauser den Selbstmord versucht (gewiß nicht!), oder auch nur eine Selbstverwundung beabsichtigt habe, ist mir im höchsten Grad unwahrscheinlich. Mir scheint jetzt an der Zeit zu seyn, öffentliche Erörterungen einzustellen, bis neue erhebliche Thatsachen glaubwürdig an das Licht kommen. Für lange Einkerkerung sprechen, außer andern erheblichen Umständen, folgende zwei, die meines Wissens von Niemand noch gehörig hervorgehoben wurden: 1. die große Zartheit der Haut an seinen Fußsohlen bei seiner Ankunft in Nürnberg (die durch unvoreingenommene Wissenschaft nirgends konstatiert worden ist); 2. die schwache Muskelkraft seiner Beine, selbst noch in der letzten Zeit (bei einem unermüdlichen Reiter und Tänzer!). Ober-Lieutenant Hickel berichtete noch im Sommer 1833 dem Herrn Grafen Stanhope, daß er, bei einem Spaziergang von (ni fallor) 1½ Wegstunden nach den Muggendorfer Höhlen, große Mühe gehabt habe ihn fortzuschleppen" (vgl. Hickel S. 104/5).

Von der „Selbstbiographie" giebt es nämlich mehrere Rezensionen, die wir aus Raummangel hier wohl nicht alle vollständig abdrucken können, deren aufmerksame Lesung aber unerläßlich ist. Ich zähle sie der Zeitrechnung nach hier auf.

A. Die Akten (Authentische Mitteilungen S. 27—69).

B. Binders Roman (oben im zweiten Kapitel).

C. „Aufzeichnungen Prof. Dr. Fr. Bened. Wilh. Hermanns über Hausers Leben in seinem Käfig und seine Reise von da nach Nürnberg" (bei Daumer 1873, S. 107—117). „Hermann stellte einmal ein scharfes Examen mit ihm (Kaspar) an, so berichtet Daumer, und sagte nachher zu mir: Er hat sich vollständig herausgehauen." Das Manuskript dieses Mathematikers, der sich „sehr viel und sehr aufmerksam mit dem Findling beschäftigte," wollen wir also „sehr aufmerksam" benutzen.

D. Daumers Nachrichten, worüber sofort ausführlich.

E. Preus Nachrichten (Litteratur Nr. 34).

F. Feuerbachs Nachrichten (= „Verbrechen") 1832.

G. Varia (Tucher und Ludwig Feuerbach, bei Daumer 1873, S. 117—134).

Daumer machte den Wundermenschen auch so bald als möglich zu einem deutschen Schriftsteller. Seine ersten schriftlichen Entwürfe lauten so:

I. „Gestern hat mir der Herr Baron von Schaeuerl einen Köstlichen Ring gebracht daß ich noch keine so große Freude gehabt habe, als wie gestern und dieser Ring soll ein Andenken sein so lange ich lebe so vergesse ich den Herrn Baron von Schaeuerl nicht weil er mir ein so schönes Andenken gegeben hat."

II. „Gestern bin ich auf der Peterheide gewessen da habe ich recht viele Menschen gesehen und viele andere Sachen auch Affen die haben viele Künsten gemacht aber diese sind abscheuliche Thire und ich habe auch Hunde gesehen die haben Tanzen können und haben schöne Kleider angehabt, die sind recht schön gewessen." Vgl. I. S. 123 Nr. 40.

III. „Vor etliche wochen habe ich von Gartenkreß mein Namen gesähet und dieser ist recht schön gekommen der hat mir ein solche Freude gemacht, das ich es nicht sagen kann" u. s. w. Vgl. I. S. 128 Nr. 156.

Im Jahre 1829 schwang er sich schon zu einer Darstellung seiner Gewitterreflexionen im Turme auf.

I. „In vorigen Jahr 1828 als ich das erste Gewitter gehört habe beschreibe ich was für besondere eindrücke und würckungen[1]) gemacht hat, eine halbe Stund vor dem Gewitter bekam ich einen starken Frost, so, daß ich nicht mehr auf der Klaßharmonika spielen konnte ich mußte mich niederlegen und deckte mich zu aber ich konnte mich doch nicht erwärmen, der Frost, dauerte vielleicht ein viertl Stund, nachdem bekam ich starcke hütze und schmerzen im ganzen Leib besonders in Kopf. Ich stund auf gieng zu den Pferden hin, und dachte warum sie mich nicht nach Hauß führen, und mich immer so blagen auf einmal fängt es zu donnern an, ich bin sehr erschrocken weil ich ein Schmerzhaften Druckt empfunden habe, ich fieng zu weinen an, setzte mich ganz in den Winkel hin hielt mich ganz ruhig. Dann kam die Mutter (Frau Hiltel) fragte mich warum ich weine, ich sagte: Mutter mi Ham weißen[2]), dan sagte sie jetzt derfen wir nicht hinaus gehen da ist ein großer Man außen der Zankt is bös, ich deutet zum Fenster hinaus und sagte was däs ist, wenn du nicht brav bist dan zankt er, ich gab zur antwort ih scho brav. Sie wollte fortgehen ich ließ sie nicht fort ich sagte Mutter da bleiben, dann sagte sie mit dir ist er nicht böss nur mit solchen Kindern die immer auf der Gasse sind. Wenn es donnert hat bückte ich mich immer, dan sagte sie, Kaspar fürchte dich nicht, ich bleib schon bey dir, ich gab Ihr zur antwort: „dieser Mann soll mit den andern auch aufhören zum zanken ih scho July sagen[3])

[1]) Immer der unausrottbare Dialekt! In einem Schulheft aus der Ansbacher Zeit finde ich sofort von Kaspars Hand: „Das ist ein früsche (eine frische) Quelle, die Hyacinthe ist eine wohlrüchende (wohlriechende) Blume, auf vielen Gebürgen (Gebirgen)," und sonst auch noch, auf denselben paar Seiten, die folgenden Elementarfehler: „lang ohrigte (langohrige), Center (Centner), hatte sollen (sollte), Musikalisches (musik.), viertel (Viertel), Giftstopf (Giftstoff), Baume (Bäume), töden (töten), Im (in) Sachsen, Die Fixe Luft von Wein Berauscht." Ach so! Mit dieser „außerordentlichen Begabung" vergleiche man Hofrat Hofmann gegen Meyer (bei Daumer 1873 S. 459/60).

[2]) „Damals sagte er mir, habe er den Sinn dieser Worte, die ihm der Gefängniswärter erklärt hatte (?), verstanden, und habe auch wirklich dadurch den Wunsch in seinen Käfig zurückzukehren ausdrücken gewollt (so)." Daumer.

[3]) Das heißt: „ich will es schon dem Julius sagen." Er meinte einen Sohn des Gefängniswärters. Daumer.

das er brav sein soll, wenn es donert hat gabs mir ein Schmerzhaften Druckt auf den Kopf als hätte mir jemand auf den Kopf geschlagen mit einer Hand nachdem gabs mir auch ein kleinen Schütter, als hätte mich sehr stark gefroren das Gewitter Dauerte beinahe eine Stund, als es vorbey war, stund es etliche Minuten an bekam ich ein kleine Hüze diese dauerte eine Zeitlang dann gabs mir ein schütter dann waren die Schmerzen in den Leib weg aber Kopfschmerzen hatte ich stärker bekommen, der dauert ein lange Zeit nach dem Gewitter eh ich den Kopfschmerzen verlor gabs mir wieder ein solchen schüttler, dan sagte ich wie das Gewitter vorbei war, Mutter jezt du sagen das der Man nit mehr Zanken soll und ah (auch) den July sagen, er soll nit mehr böss sein, dan sagte sie ja ich sage es den Mann er soll nicht mehr Zanken"

II. „Am 7. April (1829) kam ein Gewitter dieses hat ein sonderliche einwürckung gemacht, ein viertlstund, eh das Gewitter kam, hatte es mir ein kleinen schütter gegeben; als wollte mich ein frost anfallen, dann wurde es mir auf der Brust, als wenn mich einer sehr fest gebunden hätte, dann bekam ich eine Art schwindel im Kopf, dieses hat gedauert bis das Gewitter vorüber war. Dann habe ich mich so leicht gefühlt in den ganzen Leibe dan hat es mir noch ein kleinen schütter gegeben, seit diesen wird es alle Tag leichter."

„Jezt kan ich es erst sagen, was ich in den vorigen Sommer für ein Gefühl gehabt habe, ich habe immer gesagt das ich mir so fürchte weil ich es nicht verstanden habe das ich immer an diesen Tage mehr schmerzen fühlte als sonst darum habe ich mir so gefürchtet wenn ein Gewitter gekommen ist."

Eine geniale Kraftleistung war auch der (1873 von Daumer sogar faksimilierte) Anfang eines von Hauser begonnenen Tagebuches. „Vom 9. Sept.: Will ich eine ordung halten im leherenn. Den 10. Sept. Zum ersten mein Brod.[1]) Den 11. Sept. Zum ersten mal spaziren Geriten."

[1]) Unter dem Ausdrucke „mein Brod" versteht er die Brodsorte, die er in seinem Käfig genossen, in Nürnberg schmerzlich entbehrte, am 11. September 1828 aber zufällig mit Entzücken wiederfand. Daumer. Vgl. I. S. 104 Anm.

„Ich veranlaßte", beichtete Daumer 1832 seinem arglosen Publico, „ihn (Kaspar) noch im Jahre 1828 eine Geschichte seiner Schicksale zu schreiben. Von dieser — wie er denn überhaupt seine Aufsätze endlos umzuarbeiten pflegte — sind mehrere Anfänge vorhanden. Der erste (vom Sept. = D 1) lautet so:

Die Geschichte

von

Kaspar Hauser ich will es selbst beschreiben, wie hart es mir ergangen hat. Da wo ich immer eingespirt war in diesen Gefängniß da war es mir recht gut vorkommen, weil ich von der Welt nichts gewußt habe und so lange ich eingespirt war und keinen Menschen niemals gesehen habe. Ich habe zwei hölzerne Pferd und ein Hund gehabt, mit diesen habe ich immer gespielt, aber ich kann es nicht sagen, ob ich den ganzen Tag gespielt habe oder nicht weil ich nicht wußte was ein Tag oder eine Woche (!) ist, und ich will es beschreiben wie es ausgesehen hat in dem Gefängniß da war ein Stroh darin" u. s. w.

Und so weiter, sagt Daumer, denn dieser erste Versuch konnte ihm schwerlich genügen. „Ein anderer Anfang (D 2) ist folgender:

Diese Geschichte von Kaspar Hauser, will ich selber schreiben. Wie ich in den Gefängniß gelebt habe, und beschreibe wie es ausgesehen hat und alles was bey mir darin gewesen ist" u. s. w.

Und so weiter, sagt Daumer. „Von einem dritten Versuche (= D 3), vom Februar 1829, worin schon eine gebildetere, doch noch sehr natürliche und naive Schreibart erscheint, ist folgendes ein Stück:

Diese Lebensbeschreibung von meinen vorigen Zustand nach der Erinnerung geschrieben.

Das Gefängniß" (vgl. weiter unten).

Am 26. Mai 1829 wurde der Erdichter sogar Dichter. Er schrieb („im Frühling des Jahres 1829, an einem Tage, an welchem er sich vorzüglich wohl befand", sagt Daumer in seiner unlauteren Weise) damals folgende Reime:

„Mein erstes Jahr begrüß ich heut
In Dank und Liebe hocherfreut,
Von vieler Noth und Last gedrückt,
Von heute an genieß ich was mein Herz entzückt,
Und fühl auch jetzt mich neu beglückt.
In meinem ersten Jahre steh ich nun,
Da gibts erstaunlich viel zu thun,
Zum Schreiben und zum Mahlen,
Zum Rechnen oft mit Zahlen.
Gott wollte, daß ich sehe, wies in der Welt hergeht,
Und zu lesen, was in den Büchern steht,
Und anzubauen mein Gartenbeet.
Gott wird die Kraft mir geben in Jugendtagen,
Um die Klugen auszufragen.
Jetzt muß ich mich vorbereiten,
Täglich fortzuschreiten;
Ein Schritt ist nicht gar viel,
Doch führt er mich noch zu mein' erwünschten Ziel."

Dieser poetische Schwung barg aber eine Gefahr in sich. „Nun aber geriet er", sagt Daumer, „in seinen Aufsätzen in sentimentale Schwülstigkeit und Geziertheit, ein Durchgangspunkt der Bildung, zu dem H. schon im 2. Entwicklungsjahre seines neubegonnenen Lebens übertrat. Einem neuen Entwurf der Lebensgeschichte (= D 4) gab er folgenden gesuchten Eingang:

„„Lebensgeschichte von Kaspar Hauser in Nürnberg.

Welcher Erwachsene gedächte nicht mit trauriger Rührung an mein unschuldige Einsperung für meine jungen Jahre, die ich in meiner blüthesten (so) Lebenszeit zugebracht habe. Da sich so manche Jugend das Leben erfreuet hat, in entzückenden goldenen Träumen und Vergnügen lebten da meine Natur noch gar nicht erweckt war . . . . .""

„Diesen Anfang hielt er für sehr schön und empfand es übel, als ich sagte, er tauge nichts."

Nein, so taugte das Ding nicht, das wäre gar zu viel Münchhausen, und darum griff Daumer im Winter 1829 auf den schon durch Abschriften stereotyp gewordenen Aufsatz vom Februar (= D 3) zurück. Denn endlich mußte es doch zur Annahme eines offiziellen

Textes der Hauser-Vulgata kommen. Die Hauserianer hatten nämlich noch immer ein gerichtliches Verhör des Wunderkindes zu verhindern gewußt. Die Kreisregierung hatte schon am 24. Juli 1828 verfügt, die unvollständige erste Vernehmung und Berichterstattung zu ergänzen, erhielt aber von dem Kgl. Kommissär Faber und dem Bürgermeister Binder zweimal eine Begründung des gläubigen Widerstandes. Der erste Bericht ist vom 25. November 1828, der zweite vom 20. April 1829 datiert, und beide vertrösten auf die in Aussicht stehende Selbstbiographie.[1])

Den 6., 7. und 9. November und den 4. Dezember 1829 ist Kaspar viermal über seine Herkunft vernommen worden. Seine Selbstbiographie bildet die Grundlage dieser zwar gerichtlichen, aber nicht beschworenen Vernehmung. Die Protokolle (Auth. Mitteil. S. 98—131 = D 5) sind weiter nichts, als eine eingelernte Variante des biographischen Textes. Vom 26. Mai 1828 bis zum November 1829 war ein weiter Weg zur Mythenbildung zurückgelegt worden!

Nach den vielen Versuchen und Vorarbeiten einigten sich endlich Lehrer[2]) und Zögling im Winter 1829/30 (das „Attentat" vom 17. Oktober hat vorangehen müssen!) auf die folgende Fassung (= D 7).

[1]) „Inzwischen hat H. bei bereits erlangter Fähigkeit, sich auch schriftlich mittheilen zu können, schon seit mehreren Wochen begonnen, seine Lebensgeschichte, soweit seine Erinnerung reicht, selbst ausführlich niederzuschreiben und wird, da er seiner selbst wegen wohlbegreiflich (!) nicht gedrängt werden darf, erst in einigen Wochen damit zu Ende kommen." Und am 20. April 1829: „Die Unterzeichneten berichten, daß die früher angeführten Hindernisse, welche der Vernehmung des C. H. im Wege standen, insoferne noch nicht gehoben sind, als es ihm bis jetzt noch nicht möglich war, die eigene schriftliche Schilderung seines Lebens, insoweit ihm solches theils aus eigenen Anschauungen, theils aus dunkeln Erinnerungen bekannt geworden, zu vollenden. . . . (Es) ist die größte Hoffnung vorhanden, daß diese schriftliche Arbeit C. H's in 4 Wochen vollendet sein dürfte, worauf der Mag.-Vorstand nicht säumen wird, ihn selbst persönlich darüber zu Protokoll zu nehmen und dabei alles erläutern und berichtigen zu lassen, was wider Erwarten in seiner Darstellung vielleicht (!) dunkel oder widersprechend sein sollte."

[2]) Auch von dieser Schlußredaktion gestand Daumer, daß er sie H. aufzusetzen veranlaßte. Er hat sie auch noch eigenhändig korrigiert, denn er läßt die Bemerkung folgen: „Hausers Fehler gegen die Orthographie und sein

„Diese Lebensbeschreibung von meinem vorigen Zustand habe ich nach meiner Erinnerung geschrieben.

Das Gefängniß in dem ich bis zu meiner Befreyung leben mußte, war ohngefähr 6 bis 7 Schuh lang, vier breit und fünf hoch. Auf der Vorderseite (in Stanhopes Rezension = D 6 beginnt dieser Satz: „Der Boden schien mir festgestampfte Erde zu seyn, an der Vorderseite) waren zwei kleine Fenster“ u. s. w. (bei Hickel 1881 S. 27—42 „wörtlich nach der Urschrift Hausers“). Übersehen dürfen dabei die Varianten des für Stanhope gemachten Autographen nicht werden.[1]) Daumers Ergänzungen vom Jahre 1832 wollen wir mit D 8 bezeichnen. Daß man die lustige Kasparbiographie allmählich in ihn hineingefragt hat, verraten uns die Hausergelehrten mit der größten Unbefangenheit. Auch der stärkste Glaube war nicht blind genug, um nicht immerfort auf Lücken und Unsinn zu stoßen. Die Darstellung der Ausbildung der einzelnen Bestandteile wird uns das handgreiflich machen, wo wir an der Hand der verzeichneten Quellen nach der Reihe die Beschreibung des Kerkers, Kaspars Kleidung, Zeitvertreib, Pflege, absolute Absperrung, Abrichtung und Wegführung aufmerksam betrachten. Die Analyse der Bekanntmachung vom 7. Juli 1828, das heißt also der ersten oder Binderschen Redaktion von Kaspars Selbstbiographie, ergiebt ihre Zusammensetzung aus den Bestandteilen, die wir hier in aufgelöster

---

Setzen eines n statt des m des Dativs auch hier beizubehalten, ist nicht für nötig befunden worden.“ Köstlich, echt Daumerianisch ist seine Verwahrung: „Schwerlich würde selbst dem genialsten und wissenschaftlich tiefkundigsten Betrüger so etwas (!) zu schreiben möglich sein.“

[1]) Bei Hickel S. 28 „Brod war immer genug da“ lautet bei Stanhope: „Brod war immer genug da, weil ich keine Bewegung hatte; ich konnte ja nicht gehen, und wußte nicht, daß ich aufstehen könnte, weil mir das Gehen niemand gelehrt hatte: es ist mir nie der Gedanke gekommen, aufstehen zu wollen. Ich hatte zwei hölzerne Pferde“ u. s. w. Und „ich hatte ja keinen Begriff, daß außer mir noch jemand sein könnte“, heißt bei Stanhope: „Ich habe nie einen Menschen gesehen, auch niemals einen gehört; wenn ich eine Zeitlang“ u. s. w. Diese Recension bricht ab „und schlief mit größten Schmerzen ein“ (= Hickel S. 38 Zeile 26). Daumer hat S. 29 von Z. 13 an bis S. 37 Z. 10 einfach weggelassen.

Form mit den Zahlen I—L bezeichnen wollen. Die zweite oder Daumersche Redaktion ist natürlich eine stark bereicherte. Daumer glaubte (1873 S. 303), daß Kaspar „vorgehabt, das alles (in Ansbach Geschehene) und noch viel anderes in der Biographie zu erzählen, die er, wie er noch in jenen Tagen (im Herbste 1833) gegen mich (Daumer) äußerte, später einmal unter meinen Augen zu schreiben gedachte." Das würde ein amüsantes Buch geworden sein! Trösten wir uns aber mit dem, was wir haben. Feuerbachs Roman enthält den deutlichen Wink: „Überhaupt begann er (K. H.) erst in Daumers Familie, wie es schien, über sein Schicksal nachzudenken und, was dieses ihm vorenthalten und genommen, mehr und mehr zu erkennen und schmerzlich zu empfinden."

XXIII.

Kaspars Kerkerleben.

„Kein anderer Mensch, er müßte denn mindestens ein mit etwas Allmacht und Allwissenheit ausgerüsteter Zauberer sein, vermöchte eine Lüge dieser Art so zu lügen, daß sie, wo man sie auch beleuchtete, wie die lauterste reinste Wahrheit, wie die in Person erscheinende Wahrheit selbst aussähe."

Feuerbach (1832 S. 61).

Damit die Psychologie später nicht in Verlegenheit zu kommen brauchte, Kaspar Hausers Phantasie eine zu große Gestaltungsgabe beizulegen, ist Feuerbach so freundlich gewesen, die Prototypen der Geschichte, an deren Beurteilung wir jetzt herantreten, selbst zu schildern.

„Schon war K. H. weit über einen Monat zu Nürnberg, als ich unter den neuesten Neuigkeiten von diesem Findling erzählen hörte. Amtliche Anzeigen über dieses Ereigniß waren den obersten Behörden der Provinz noch nicht zugekommen. Blos als Privatmann, aus menschlichem und wissenschaftlichem Interesse, begab ich mich daher am 11. Juli (1828) nach Nürnberg, um diese in ihrer Art einzige Erscheinung zu beobachten.

Kaspar hatte damals noch immer seine Wohnung auf dem Luginsland am Vestner-Thore, wo Jedermann zu ihm gelassen wurde, der ihn zu besehen Lust hatte.[1]) Wirklich genoß Kaspar vom Morgen bis zum Abend kaum eines geringeren Zuspruchs, als das

---

[1]) Und was dem braven begeisterten Kasparpropheten Hiltel (mit seinen acht Kindern) ein hübsches „Trinkgeld" eingebracht haben mag!

Känguruh und die zahme Hyäne in der berühmten Menagerie des Herrn van Aken.

So machte ich mich denn, in Begleitung des Herrn Obristen von D., zweier Damen [1]) und zweier Kinder, ebenfalls zu ihm auf den Weg, und traf glücklicherweise eine Stunde, wo der Schauplatz keinen andern Zuspruch hatte.

Kaspars Wohnung war ein kleines, doch reinliches helles Stübchen, dessen Fenster ins Freie geht, wo sich dem Aug eine weite freundliche Landschaft darbietet. Wir trafen ihn barfuß, mit ein paar alten langen Beinkleidern bekleidet, übrigens blos im Hemde.

Auf der an den Wänden umherlaufenden, festgemachten Bank befand sich in der Ecke sein Bett — ein Strohsack, mit einem Kopfkissen und einer wollenen Decke.

Der ganze übrige Raum der Bank war dicht mit einer Menge des mannigfaltigsten Kinderspielzeugs, mit Hunderten bleierner Soldaten, mit hölzernen Hündchen, Pferdchen und andern Nürnberger Waaren überdeckt. Bei Tag beschäftigte er sich jetzt schon wenig damit . . ."

„. . . auf dem Thurm versah man ihn bald — mit verschiedenen Rossen. Diese Rosse waren von nun an, so lange er sich

[1]) Bei Hitzig (IX. S. 427), also früher, hatte Feuerbach nicht allein die Damen (Frau v. D. und Frau Generalin v. K.) näher angedeutet, sondern auch noch berichtet: „Wir nannten ihm, auf Verlangen, unsere Namen und Titel, welche letztere insbesondere für ihn nicht mehr Sinn haben konnten, als für einen Pescheräh (!). Nach einer Stunde ungefähr trafen wir an einem dritten Orte [2]) zufällig wieder mit ihm zusammen, wo er uns nicht nur sogleich wieder erkannte, sondern auch (wie ein Pescheräh?) eines Jeden Namen mit seiner Titulatur, sowie den Vor- und Zunamen der beiden Kinder, wieder hersagte." Derselbe Pescheräh wußte auch von seinem ganzen „Kramladen von Spielsachen — bei jedem noch so geringfügigem Stück oder Stückchen, bei jedem Bildchen, jedem bleiernen Soldaten u. s. w. den Namen und Titel desjenigen herzusagen, der ihm damit ein Geschenk gemacht hatte." Dieses „an das Wunderbare grenzende Gedächtnis" machte zwar nicht den geistig berauschten Feuerbach, wohl aber den klarblickenden Merker stutzig. Seine zutreffende Kritik verscheuchte den „Pescheräh" Kaspar, die anderen Exemplare aber hielten stand. [2]) 1832: auf der Straße.

zu Haus befand, unausgesetzt seine Gesellschafter und Gespielen, die er nicht von seiner Seite, noch aus seinen Augen ließ, und mit denen er — wie man durch eine verborgene Oeffnung in der Thüre beobachten konnte — sich beständig zu schaffen machte. Ein Tag war darin dem andern, eine Stunde der andern gleich, daß Kaspar neben seinen Rossen, mit gerade vor sich ausgestreckten Füßen, auf dem Boden saß, seine Rosse beständig bald auf diese bald auf jene Weise mit Bändern, Schnüren oder bunten Papierfetzen schmückte, mit Münzen, Glöckchen, Goldflittern behing, und darüber zuweilen in tiefes Nachdenken versunken schien, wie er diesen Putz durch abwechselndes Dahin- oder Dorthin-Legen verändern möge. Auch führte er sie zum öftern, ohne sich dabei von der Stelle zu bewegen oder seine Lage zu verändern, neben sich hin und her, doch sehr vorsichtig und ganz leise, damit, wie er späterhin äußerte, das Rollen der Räder kein Geräusch verursache, und er nicht dafür geschlagen werde.

Nie aß er sein Brod ohne zuvor jeden Bissen den Pferdchen an den Mund gehalten, trank nie sein Wasser, ohne zuvor ihre Schnauze hineingetaucht zu haben, die er dann jedesmal sorgfältig wieder abzuwischen pflegte. Eines dieser Pferdchen war von Gyps, dessen Mund denn bald vom Eintauchen erweichte. Er wußte nicht, woher dieß komme . . . Der Gefangenwärter, dem er weinend sein Unglück mit dem Gypspferdchen vorzeigte, gab ihm zu seiner Beruhigung zu verstehen: dieses Pferdchen möge kein Wasser, worauf er es denn zu tränken unterließ. — Der Gefangenwärter, welcher oft sah, wie Kaspar sich abmühte, die Pferde mit seinem Brod zu füttern, suchte ihm begreiflich zu machen, diese Pferde könnten nicht fressen. Allein Kaspar meinte ihn damit zu widerlegen, daß er auf die Brodkrumen deutete, die an der Schnauze seiner Pferde hängen geblieben waren. — Als er eines Tags mit einem seiner Pferde über den Boden fuhr und dieses mit den Hinterfüßen in eine Lücke des Bodens gerieth und vorne aufstieg, bezeigte er darüber die größte Freude, und wiederholte dann beständig dieses ihm so merkwürdige Schauspiel, das er allen seinen Besuchern zum Besten gab. Da ihm der Gefangenwärter seinen Unwillen

darüber bezeigte (!), daß er allen Leuten immer dasselbe vormache, (das Wundertier durfte doch Hiltels „Zuspruch“ nicht verlaufen lassen!) unterließ er dieses zwar, weinte aber, daß er sein steigendes Pferd nicht mehr zeigen solle. Einmal fiel dies beim Aufsteigen um; da kam er ihm (möchte man nicht „selber“ weinen?) mit eiliger Zärtlichkeit zu Hülfe und äußerte sein Leid darüber, daß es sich wehe gethan. Er war vollends untröstlich, als er einmal den Gefangenwärter einem dieser Pferde einen Nagel einschlagen sah.“

Wir haben hier eine dramatische Aufführung von einigen Paragraphen der Selbstbiographie vor uns, zugleich manchen Zug, der von Kaspar aus dem Luginsland in seinen „Kerker“ zurückverlegt worden ist. Gegebenes Thema war der Satz des Briefes vom Mai 1828: „ich habe ihn seit 1812 keinen Schritt weit aus dem Hause gelassen“. Dieser angebliche (von den weiteren Angaben des Briefes widersprochene) Hausarrest wurde durch endloses Hin- und Herreden zu einer Gefangenschaft auf „Brod und Wasser“, und zu einer Gefangenschaft braucht man einen Kerker. An diesem Kerker haben viele kluge Leute gebaut, wir können den Fortschritt der Arbeit noch ziemlich genau verfolgen. Feuerbach drückt das so aus: „Das Befrembende an K. H. bei seinem ersten Erscheinen zu Nürnberg gestaltete sich in den nächsten Tagen und Wochen zu einem dunkeln, grauenhaften Räthsel, zu dessen Lösung man in mancherlei Vermuthungen vergebens den Schlüssel suchte.“ Und zwar in Wolkenkuckucksheim suchte. Denn wie kläglich hat man doch in Nürnberg die wertvollsten Indizien: Kaspars Tracht, seine Sprache, seine Handschrift, die Fabrikadresse des Papiers, seine Religion u. s. w. während des ersten Jahres vernachlässigt!

Wir betrachten zunächst Kaspars Kerker. Seine Grundlagen sind seine Diät „Wasser und Brod“ (= Gefängnisleben) und ein Satz des mitgebrachten Briefes gewesen: „ich habe ihn keinen Schritt weit aus dem Hause gelassen.“

Die römischen Ziffern entsprechen den arabischen Ziffern der im II. Kapitel abgedruckten Bekanntmachung vom 7. Juli 1828.

I. Ein kleiner, enger, niedriger Raum zu ebener Erde.

2. „K. H. befand sich, so lang er zurückdenken kann, in einem Gemach von so geringer Breite, daß er, in der Mitte zwischen beiden Wänden auf dem Boden sitzend, diese am Boden erlangen konnte. Um die Arme wagerecht auszustrecken, wäre es zu schmal gewesen. Die Höhe vermag er nicht anzugeben, da er sich nicht recht erinnert (er, der „im Finstern sehr gut sah" — und der „immer auf dem Rücken lag"!) die Decke gesehen zu haben." C.

Kaspar maß damals „4 Schuh 9 Zoll" (= $4^3/_4$ bayer. Fuß), nachdem er ausgewachsen war, 5 Schuh 4 Zoll, das heißt: Kaspar hatte bei seinem Auftreten in Nürnberg genau das heutige (verringerte) Minimalmaß der Infanterie, nämlich 1 Meter 57 Centimeter erreicht und ist seitdem noch 20 Centimeter gewachsen. Und dieser Knirps konnte in seinem „Gefängnis" die Arme nicht vollständig ausstrecken, mit anderen Worten, es wäre darin nicht Raum für eine Klafter Holz gewesen? Es ist nur gut, daß man es ihm dort allmählich wohnlicher gemacht hat.

3. „Als er in die Nähe eines in Daumers Garten befindlichen Bienenstandes kam, befiel ihn eine namenlose Angst. Da, da, schrie er, sei er darin gewesen. Der Bienenstock hat nehmlich an der Vorderseite, unterhalb des Brettes, auf dem die Bienenstöcke stehen, einen Verschlag und an der Seite eine Thüre. Man suchte ihn auf alle mögliche Weise zu überzeugen, daß er sich irre, aber es half Nichts. Endlich, nachdem er sich von D. das Versprechen hatte geben lassen, daß er nicht mehr eingesperrt werden solle (!), ging er hin, öffnete die Thüre, behauptete nun aber um so mehr, da drin sei er gewesen, nur seien seit der Zeit Balken hineingemacht worden, die sich vorher nicht darin befunden; auch seien die zwei kleinen Fensterchen etwas größer gewesen. Ein solcher Käfig scheint also der Aufenthalt des Unglücklichen gewesen zu sein." Der Gewährsmann dieser Komödie heißt Tucher; bei Feuerbach (der am 22. Juli 1828, I. S. 50 Anm., den Bienenstand verwarf!) war daher nur noch von einem „Loch, das er zuweilen auch Käfich (g) nennt)," die Rede.

4. Bei seiner Vernehmung aber konnte Kaspar „mit Bestimmtheit“ sagen, daß sein Gefängniß „6 bis 7 Schuh lang, 4 Schuh breit und 5 Schuh hoch war.“

II. Der Boden war nicht gebrettert, sondern bestand aus festgeschlagener Erde (bei Hermann aus gestampftem Lehm, wie festgetretene Gartenwege).

2. „Ich sah an derjenigen Stelle desselben, wo er mit Stroh nicht bedeckt war, gelblichen Sand.“ D5.

III. Die Decke bildeten ineinandergeschobene und befestigte Bretter (vgl. I.2 am Schluß).

2. „Die Wände waren Steinmauern“ — Hermann.

3. „Die Wände meines Gefängnisses waren von dunkler Farbe, ich meine von Sandsteinen, ohne deßfalls jedoch mit Bestimmtheit urtheilen zu können, weil ich mich nicht entsinne, die bezeichneten Wände je angetastet zu haben“ (vgl. I. 1). D5. Decke, Boden und Wände sind aus der Schlußredaktion verschwunden.

IV. Es waren zwei kleine, längliche Fenster vorhanden.

2. „In der Wand, gegen die hin seine Füße lagen, waren oben — zwei kleine, unverschlossene, viereckige Oeffnungen (er bezeichnete sie 6′ hoch und 3′ breit) die außen mit Holz verlegt waren, wie von einem Holzstoße.“ C.

3. „Die Fenster waren viereckigt, 8—9 Zoll hoch und breit (eine bessere Form als IV. 2) und bestanden aus einer Tafel von Glas (man hat seit IV. 2 den Glaser kommen lassen), unterhalb der Decke angebracht.“ Und im letzten Verhör am 4. Dezember 1829: „Meine Angabe über die Beschaffenheit meines Kerkers ist genau und auf meine genaueste Wahrnehmung gegründet. . . . Insonderheit liegt es mir in der Erinnerung klar vor Augen, daß mein Kerker mit 2 kleinen viereckigen Fenstern, 8—9 Zoll hoch und ebenso breit, versehen war, und daß diese Fenster 9—10 Zoll, höchstens aber 1 Schuh von einander gestanden sind.“ D5 (D7 läßt das Maß wieder fort).

V. Diese waren mit Holzstößen verschlichtet.

2. Später war das Holz „klein gehauen“, was bei Holzvorräten öfter vorkommt, zuletzt sah es „ganz schwarz aus“, auch das

lassen wir uns gefallen. Bedenklicher ist eine Belehrung Daumers: „Zu der Annahme, daß es Holz gewesen, war Hauser, der sich bloß der gekreuzten Form und der schwarzen Farbe erinnerte, durch Andere gekommen.“ Geradezu fatal aber ist folgender Umstand.

3. „Ich habe den Kaspar Hauser oft und vielmals, so lang er bei mir war, um seinen früheren Aufenthaltsort und sonstige Lebensverhältnisse befragt, derselbe hat sich jedoch nie verschnappt, stets dasselbe erzählt.“ So die beeidigte Aussage des braven Hiltel. Und dann folgt diese Merkwürdigkeit: „Als K. H. einige Zeit bei mir war, so machte er mir durch Zeichen, da er selbst noch nicht reden konnte (!), bekannt, daß er in seinem früheren Gefängnisse von einem (!) kleineren Loche (aus dem später nach Darwin 2 Fenster wurden) aufwärts einen Holzstoß und über demselben den Gipfel eines Baumes gesehen habe.“ A. — Du guter Hiltel, das war mal gründlich „verschnappt“, und kein Bonifatius war nötig, diesen ketzerischen Baum (mit seinem jährlichen Aufblühen und Absterben der Blätter, mit seiner Schneedecke im Winter) umzuhauen!

4. Mit welchem alles durchdringenden Scharfsinn Kaspar in Nürnberg inquiriert worden ist, will ich hier an einem Beispiel nachweisen. Die 11. Kommissionsfrage am 7. Nov. 1829 lautet so: „Bezüglich Ihrer Antwort auf Frage 8 (vom 28. Okt.) dringt sich die Vermuthung auf, ob der schwarze Gegenstand vor den Fenstern Ihres Aufenthaltsortes nicht etwa ein Gitter gewesen?“ Weder Daumer noch Tucher noch Kolb hätten scharfsinniger mythologisieren können! Die Lektion war aber schon eingerostet, und so blieb es beim alten. Kaspar erwiderte: „Ich bin zwar in meinem Kerker nie aufgestanden (!), geschweige denn herum oder an die Fenster selbst hingegangen. Gleichwohl aber getraue ich mir schon aus meinen Wahrnehmungen aus der Entfernung — mit Bestimmtheit angeben zu können, daß es Holz gewesen.“

VI. Durch die Fenster drang ein schwaches dämmerndes Licht.

2. „Den Wechsel von Tag und Nacht sah er an Dämmerung und Finsterniß, wie es bei dem wenigen Lichte möglich war, das zu dem (?) verlegten Fenster herein konnte.“ C. Wozu

braucht man aber in einem solchen schauerlichen Kerker überhaupt Licht? Also:

3. „Im Innern meines Gefängnisses war es dunkel, immer gleich dunkel; daher ich — bei Nacht dennoch genau gesehen habe.[1]) In Folge dieser gleichmäßigen Dunkelheit meines Kerkers fehlte mir auch der Begriff zwischen (so) Tag und Nacht." D 5. In der Biographie ist das Licht, das noch seinen matten Schimmer in den Luginsland hineinwarf, ebenfalls ausgepustet.

VII. Der Eingang war eine kleine, niedrige, von außen verriegelte Thüre.

2. „Sein Kopf lag gegen die Thüre hin, deren Höhe und Gestalt er nicht angeben kann." C.

3. „Ueber den Zugang zu meinem Aufenthaltsorte kann ich aus Wahrnehmung nichts sagen; ich meine jedoch, daß eine kleine Thüre dahingeführt (keine gewagte Meinung!), und daß solche von außen verriegelt worden." D 5. In der Biographie fehlt diese Thüre.

VIII. Im Kerker stand ein weißer, kleiner, runder Ofen, wie ein Bienenkorb (vgl. I. 3), der von außen geheizt (einkentet) wurde. Das wird ja recht lauschig im Käfig. . . .

2. „Von einem erwärmten Körper, wie einem Ofen, hatte er keine Vorstellung; am wenigsten weiß er etwas davon, daß der Ofen die oder jene Farbe gehabt, sowie er überhaupt läugnet, daß irgend etwas der Art oder sonst ein Geräth in seinem Gemach gewesen. Das Wort einkenten (nach altb. Mundart einheizen) habe ihm der Mann, der ihm nach Nürnberg gebracht, angelehrt mit der Anweisung, zu sagen, man habe ihm einkent." Das alberne Zeug rührt von einem Professer der Mathematik her!

---

[1]) Daumer verweist „die klugen Leute und scharfsinnigen Kritiker" — die da meinen, daß zum Sehen sozusagen auch Licht gehört — auf die Kakerlaken oder Albinos und auf die Raubtiere. Da Kaspar nun aber weder Albino noch Raubtier gewesen ist (im Gegenteil, D. nennt ihn, schon weil er im Vestnerturm die Flöhe nicht töten wollte, mit Durchschuß einen vollkommenen Engel), so ist mit der Belehrung nicht viel anzufangen.

3. „Von Eingeheiztwerden und einem Ofen weiß Hauser nicht das Geringste; die Annahme eines runden Ofens entstand, als er die gewölbte (!) Decke seines Gefängnisses zu bezeichnen suchte. Das Einheizen war auch nicht nothwendig (ach so! hier wird der schwarze Mann von soeben wieder einkentet), da sein Gemach — unter der Erde lag" (vgl. I.). D 8. Wenn so die Propheten im Kampf liegen, was soll da der Laie anfangen?

4. „Die Temperatur meines Aufenthaltortes war nicht minder gleichmäßig (wie die Dunkelheit), dergestalt, daß ich darin nie weder Hitze noch Kälte verspürte, mich in dieser Beziehung vielmehr behaglich befunden habe." D 5. Ist wohl ein amerikanischer Heizungsapparat gewesen. Vgl. über den Ofen auch I. S. 301.

IX. Sein Bett war ein Strohsack.

2. „Er lag auf Stroh (es sind die uns schon bekannten Jakobifedern), das am Kopf eine Erhöhung bildete. Ob das Stroh unmittelbar auf dem Boden oder auf Brettern lag, kann er nicht angeben, da er nicht nachsuchte; es scheint aber dick gelegen zu haben, da ihm später im Gefängniß zu Nürnberg der Spreusack hart (!) und kalt vorkam." C.

3. „Der Boden meines Gefängnisses war (ohne Sack?) etwa zur Hälfte mit Stroh belegt, welches mir zum Lager diente." D 5.

X. Im Boden stand ein Nachttopf mit Deckel.

2. „Im Boden meines Gefängnisses stand in ausgehöhlter Vertiefung ein Gefäß mit einem Deckel, dessen ich mich zur Verrichtung meiner körperlichen Bedürfnisse bediente, ich meine (!), daß ein irdener Hafen darin befindlich gewesen und ein- und ausgesetzt worden." D 5.

Merkers 12. Anmerkung lautet: „K. H. entledigte sich also seiner Bedürfnisse in einen Hafen. Hier stoßen wir auf etwas Unbegreifliches. Die Natur leitete und unterstützte das Kind nicht bei den Versuchen zum Stehen und Gehen (X). Aber wie kam denn dasselbe Kind zu der Gewöhnung, sich seiner Bedürfnisse auf einem dazu bestimmten Geschirre zu entledigen? Müttern und Kinderwärterinnen wird es unfehlbar schwieriger, die Kinder von der Unreinlichkeit zu

entwöhnen, als es ihnen wird, sie zum Laufen zu bringen. Aber schwerlich giebt es außer K. H. ein Kind mit gesunden Gliedern, was früher, ehe es stehen und laufen kann, schon selbstständig sich eines Pot de chambre regelmäßig bediente. Wenn wir nun bedenken, daß K. H. Beinkleider trug, die mit einem Hosenträger befestigt waren (XIII), dann scheint sich hier fast eine Art von Wunder zu zeigen. Gehen lernte der Knabe, von der Natur dazu angeleitet, nicht (XV). Dagegen hat er sich instinctartig zu einer den Kindern von Natur nicht eigenthümlichen Reinlichkeit gewöhnt, und instinctartig die sehr complicirte Entledigung der Beinkleider (seinen Hosenträger an- und abzulegen, die Beinkleider auf- und zuzuknöpfen) gelernt, und zwar ohne Leitung und Ermunterung. Wer kann dies Räthsel lösen?" So könnte eine „destruktive Kritik" den Kaspar am Ende auch noch von dem wahren und eigentlichen „Thron seiner Väter" hinunterstoßen! Darum wird Professor Hermann in Nürnberg (XV) das Rätsel lösen.

Feuerbach war nicht übel auf dem Weg nach einer Fallthüre für Kaspars Exkremente, denn er rechnet zu dessen „eidlich betheuerten" Angaben: „Neben ihm habe sich in dem Boden ein Loch (wahrscheinlich mit einem Topf, vgl. X. 2) befunden, in welchem er seine Nothdurft verrichtet habe."

XI. Beim Einbruch der Nacht schlief er ein, der früheste Morgen fand ihn wach. Ein poetischer Gedanke, aber in prosaischem Widerspruch mit VI. 3. Daumer belehrt uns sogar: „Die meiste Zeit mag er verschlafen haben. Er selbst glaubt nur wenige Stunden gewacht zu haben."

Uns enthält die Nummer XI, in Zusammenhang mit der kleinen Kammer, den Fensterchen, dem kleinen Ofen, dem Holzstoß, der Gartenerde, dem Baumwipfel, eine Erinnerung der Wirklichkeit: wir haben nämlich die Bauernwohnung des Tagelöhners und Pflegevaters aus dem Brief vom 26. Mai 1828, also lauter von den Hausermythologen verarbeitete Reminiscenzen, vor uns und werden noch mehreren begegnen. Betrachten wir jetzt die Bekleidung des eingekerkerten Kaspar.

XII. Er trug ein Hemd. Daran wäre nichts auszusetzen, aber es war, wie wir sehen werden, kein Normalhemd.

XIII. Er hatte kurze, wahrscheinlich dunkelfarbige Hosen und Hosenträger (Halfter) an.

2. „Er hatte kurze Lederhosen an mit ledernem (Daumer findet [?] beigefügt „schwarzem wollenem", man kann also wählen) Hosenträger, Beides auf bloser Haut, über diesen ein Hemd. Die Hosen waren hinten aufgeschlitzt, so daß er sie nicht zu öffnen brauchte." C.

3. „Zur Bekleidung trug ich am Leibe kurze Beinkleider von schwarzem Leder, hinten offen, — einen Hosenträger von schwarzer Wolle, und über letzterem ein Hemd. D 5.

4. „Die Kleider, die ich im Gefängnisse getragen habe, waren ein Hemd, kurze Hosen, in denen aber der Hintertheil fehlte, daß ich meine Nothdurft verrichten konnte, weil ich die Hosen nicht ausziehen konnte." D 7.

Man sieht deutlich, aus welchen professoralen Debatten (vgl. X) der Zuschnitt dieser Garderobe sich allmählich entwickelt hat. Daß das ganze Hasenkostüm in ihn hineingefragt worden ist, beweist XV. 3.

XIV. Sonst hatte er keine Bekleidung.

2. „Zur Bedeckung diente ihm eine grobe Wolldecke (Pferdedecke), die er, wenn er nicht schlief (warum nur, wenn er nicht schlief?), auf den unbekleideten Füßen liegen hatte." C.

3. „Meine Füße waren von den Knien an mit einer weißen Decke aus Wolle bedeckt." D 5.

XV. Er rutschte auf dem Boden herum.

Ein höchst bedenklicher Zeitvertreib! „Dies stimmt wohl mit dem Laufe der Natur nicht überein", behauptet Merkers 11. Anmerkung: „Wenn Kinder von gesunden Gliedmaaßen auf der Erde umherrutschen, so gehen sie zum Laufen über, ohne daß es einer Leitung bedarf." Das haben die Kasparprofessoren in Nürnberg — man konnte ja Auskunft die Fülle erhalten — denn auch schließlich eingesehen.

2. „Wenn er sich aufsetzte, so fühlte er, daß ihn Etwas hinderte, sich nur etwa stark vorwärts gegen die Kniee zu beugen; noch weniger konnte er fortrutschen oder gar aufstehen; ja nicht einmal auf die Seite vermochte er sich zu legen, nur die Lage auf dem Rücken und ein kleines Rutschen gegen die linke Seite hin (etwa 2—3 Zoll weit) war ihm möglich. Als er, auf dem Boden sitzend, an der Hosenschnalle niedergehalten wurde, sagte er: so sei es gewesen. Was ihn aber hielt, oder wie es festgemacht war, kann er nicht angeben, da er es nie untersuchte. Links fast unter ihm war eine Vertiefung im Boden mit einem Holzdeckel bedeckt, der sich wegschieben ließ; in ihr stand ein Gefäß, in das er seine Nothdurft verrichtete, wozu Nichts nöthig war, als Wegschiebung des Deckels und jenes kleine Rücken nach links, das ihm seine Fessel erlaubte. War der Deckel auf der Oeffnung, so mußte er Stroh auf seine Kante legen, damit sie ihn nicht drückte, weil er auf ihr lag." Wie kann der Tiermensch mit Hosenträgern bequem die Wäsche wechseln? Wir ziehen ihm das Hemd darüber. Wie kann der Tiermensch aber für einen anderen Fall die Hosen öffnen und die Halfter abnehmen? Wir schlitzen ihm die Hosen auf. Hat aber der Tiermensch, was sonst in der Erziehung von Menschen und Vieh einige Mühe kostet, die Reinlichkeit von Mutter Natur? Wir schneiden ihm den ganzen Hintern heraus. Wie ist aber dem angebundenen Tiermensch damit geholfen? Wir machen ihm eine Dreizollhebung a posteriori vor. Man sieht deutlich die Genesis!

3. Daumer verschnappt sich so: „Dieser und andere für die Beurtheilung der Sache wichtige Umstände, z. B. daß Hauser am Boden festgebunden war (und also nicht herumrutschen konnte, wie D. selbst richtig schließt), wurden erst durch die sehr zweckmäßigen Ausforschungen offenbar, die mein Freund — in meinem Hause mit H. anstellte. Die Verständigung mit diesem war Anfangs so schwierig, daß eine Menge von Mißverständnissen und Unbegreiflichkeiten entstehen mußten, die sich durch jene und meine eigenen fortwährenden Aus- [oder vielmehr Hinein-] forschungen und Beobachtungen fast alle (?) gehoben haben . . . Als er von Pro-

fessor Hermann (1828) auf dem Boden sitzend an der Hosenschnalle niedergehalten wurde, sagte er, so sey es gewesen.“ D8. Man sieht, wie furchtbar schwer Kaspars Rolle gewesen ist: er brauchte bloß Jo oder Na zu sagen.

Die Fesselung war in der That kein schlechter Einfall, denn erstens (das hat von Trenck schon gewußt) war es gruselig, und zweitens wurden für Kaspar Woaßnit viele Schwierigkeiten umgangen. Allein — das Ding hatte doch auch wieder seinen Haken, und so schnitt man (oben S. 209 Anm.) den Strick wieder entzwei.

4. „Nach Kaspars umständlicher Angabe — hat er niemals, auch nicht im Schlafe, mit dem ganzen Körper ausgestreckt gelegen, sondern immer, wachend und schlafend, mit gerade angelehntem Rücken gesessen (was Feuerbach selbst unterstrichen hat). Wahrscheinlich, daß die Beschaffenheit seines Lagers und eine besondere Vorrichtung ihm diese Stellung nothwendig machten. Er selbst weiß hierüber keine nähere Auskunft zu geben.“

Mit Bezug auf Kaspars Hosen (Leder ist freilich ein haltbarer Stoff) könnte noch gefragt werden, ob er sie lebenslänglich getragen, und ob sie (wie der ungenähte Rock der Legende) mit ihm gewachsen sind; aber wozu „Silbenstecherei“? Wir wissen ja von Daumer (1873 S. 197), daß Kaspar bei mehreren Personen zu erfragen suchte, wo die kleinen Kinder herkämen. „Daß er selbst einmal ein solches Kind gewesen (mir ist es freilich auch nicht mehr so recht erinnerlich), verneinte er und ließ sich's nicht einreden, er sei immer so gewesen, wie jetzt.“ Wozu also neue Hosen?

Betrachten wir jetzt durch das Loch in Nürnberg Kaspars Zeitvertreib.

XVI. Er spielte mit zwei weißen hölzernen Pferden, 1—1¼ Schuh hoch; das eine war kleiner als das andere.

2. Die wahre Natur dieser bayrischen Rosse hat Dr. Preu uns aus den allerersten Tagen im Verkehr mit Binder, Hauser und Hiltel aufbewahrt. Wie der Leser sich davon I. S. 33 überzeugen wolle, hat sein Pferd eine gewisse Ähnlichkeit mit den im Stalle des Rittmeisters geliebkosten Tieren! Es kommt aber noch toller.

Hermann, der die Pferdedecke (XIV. 2) für Kaspar aufgehoben hat, erzählt:

3. „Er hatte zwei hölzerne Pferde und einen hölzernen Hund, etwa 1 Fuß hoch, die auf Brettchen mit Rollen standen. Mit ihnen zu spielen, ihnen jeden Bissen hinzuhalten, ehe er ihn in den Mund steckte, um sie fressen zu lassen, sie schlafen zu legen, war seine einzige Beschäftigung. Er erinnert sich nicht, ihren Namen gewußt zu haben; nur die Worte habe er zu ihnen gesagt (hört! hört!): **Nit vo laf, do bleib!**"

O Kaspar! O Professor Hermann! O Professor Daumer! **Das** war aber gründlich „verschnappt"!!! Da haben wir den uns schon lieb gewordenen, von Hermann nicht ersonnenen Hauserdialekt; da haben wir den unbefangenen Durchschnittsmenschen anstatt des gedanken- und sprachlos hinbrütenden Tiermenschen. Die böse „negative Kritik" hat nirgends ein so vernichtendes Wort gegen den Hauserschwindel gerichtet, als hier die arglosen Propheten der „affirmativen Kritik" selbst. Daumer (1873 S. 109) hält die Vermutung für erlaubt, „daß K. in seinem Käfig zwar mit seinen Spieltieren gesprochen habe, aber in einer anderen Sprache ... Es wird übrigens auch in Ungarn deutsch gesprochen." Frili, frili, Ungar is ä groß Nation — diese Verschlimmbesserung Daumers aber ist eine völlig verzweifelte! Wie gelangte aber Kaspar überhaupt zum Spiel? Die älteste Nachricht lautet wie folgt:

4. „Um ihn gleichsam zu belohnen, zeigte ihm der Mann (von Nr. 25!), daß er seine Pferdchen hin und her rollen könne, und verließ ihn unter dem Versprechen (!), bald wieder zu kommen. Das war gegen Abend geschehen. Als er am andern Morgen erwachte, richtete er sich wie gewöhnlich auf, um zu essen und mit seinen Pferdchen zu spielen. (Hier ist nur das An- und Abzäumen gemeint!) Es vergnügte ihn nun, sie auf dem Deckel des Nachtgefäßes hin und her zu rollen. Während er aber eines erlangen wollte, das er weiter von sich und vom Deckel hinabgestoßen, mußte er sich weiter vorwärts neigen und fühlte nun zum ersten Male das Hemmniß (XV. 3) nicht mehr, das ihn bisher an der Stelle festgehalten. Allmählig suchte er nun vorwärts zu rutschen,

was ihm auch gelang . . . Es scheint also, der Mann habe ihn an jenem Tage von der Fessel befreit, um ihn vorläufig an einige Freiheit der Bewegung[1]) zu gewöhnen . . . Nun rollte Kaspar den ganzen Tag sein Rößchen auf dem Deckel der Vertiefung hin und her und machte dadurch ein Geräusch, das ihm selbst weh that, der vorher nie Etwas gehört hatte. Dies mochte seinen Wärter beunruhigen (!); vielleicht hatte er auch nicht Zeit (!), ihn wieder anzubinden, da es Tag war; plötzlich öffnet sich die Thüre, und Kaspar mitten in seiner Freude an dem Leben seiner Spielkameraden erhält einen so heftigen Schlag auf den rechten Arm, daß man von der Wunde noch jetzt die Narbe sieht. (In einer Anmerkung aber: „Der Schlag war vielleicht so gar heftig nicht"!) Er sah bloß, daß ein ziemlich starker Stock noch ein Stück über seinen Arm vorragte."

5. „Als er in Nürnberg ankam, war die Wunde mit einer trockenen Kruste bedeckt, die bald darauf im Gefängniß abging." Prügel sollen in Bayern noch jetzt vorkommen, und diese könnten mit Kaspars Durchbrennen wohl in Zusammenhang stehen, daß aber Rößlein auf Rollen, die (wie viele Jahre lang?) täglich von einem Knaben an- und abgezäumt sein sollen, sich bis zum Mai 1828 nie bewegt haben, ist Unsinn. Das übersah aber die Kommission nicht allein, sondern sogar Kaspars Farben- und Schnitzereiangaben inmitten der rabenschwarzen Kerkernacht.

---

1) Das hätte ein vollständig gelähmter Kaspar der Wirklichkeit hübsch bleiben lassen! Feuerbach erzählt mit klassischer Naivetät: „In gewissen Gegenden Deutschlands sind ähnliche Ereignisse, wie sie H. von sich erzählt, nichts weniger als unerhört. So sah Dr. Horn (Reisen durch Deutschland) noch vor wenigen Jahren in dem Krankenhaus zu Salzburg ein 22jähriges nicht häßliches Mädchen, die bis in ihr 16tes Jahr in einem Schweinestall auferzogen worden war und darin viele Jahre mit übereinandergeschlagenen Beinen gesessen hatte. Das eine Bein war ganz verbogen, sie grunzte wie ein Schwein und betrug sich ungebärdig in ihrem Anzug." Ein Rückschluß auf Kaspar war damals nicht opportun. Ich selbst verließ im Jahre 1873 zu Berlin einmal in drei Monaten das Studierzimmer nicht, bis ich einen erzwungenen Gang nach Prof. Dieterici in Charlottenburg machen mußte: mein unsicherer Schritt fiel meinen Freunden sofort auf, und am folgenden Tage konnte ich vor Schmerz kaum ein Glied rühren.

6. „Kommissionsfrage: Auch Ihr Spiel mit den hölzernen Rossen setzt einen Unterricht voraus, daher auch in dieser Hinsicht die Vermutung vorliegt, daß mindestens vielleicht früher ein Mensch sich bei Ihnen eingefunden habe?"

Antwort: „Daß weder der Mann, noch irgend ein menschliches Wesen, außer den dreimalen, die ich bezeichnet habe, in meinen Aufenthaltsort gekommen, kann ich mit Bestimmtheit behaupten. Die hölzernen Pferde befanden sich seit meinem Gedenken zur linken Hand meines Lagers; wie es mir in den Sinn gekommen, damit zu spielen, kann ich mir selbst nicht erklären, obwohl ich mich fortwährend damit beschäftigte, die an den hölzernen Rossen befindlich gewesenen Bänder abzulegen, und wieder an die Pferde hinzulegen."

Kommissionsfrage: „Zur näheren Bezeichnung der in Ihrem Aufenthaltsorte befindlich gewesenen Pferde, was können Sie deßfalls angeben?"

Antwort: „Die beiden Pferde waren von Holz und 8—9 Zoll hoch. Doch getraue ich mir nicht zu behaupten, ob die weiße Farbe derselben Natur oder Folge eines Anstriches gewesen. Das eine Pferd, deren beide gleich groß gewesen und hölzerne Schweife hatten, war mit rothen, das andere mit blauen Bändern, 7—8 Stückchen an der Zahl, belegt. Jedes Stückchen Band war 10—12 Zoll lang und 1 Zoll breit, entweder aus leinen Zeuch(g) oder von Leder, und meine ganze Beschäftigung bestand darin, diese Band-Stückchen vom Rücken des Pferdes herab, und wieder hinaufzulegen, und obwohl ich den Pferden auch von meinem schwarzen Brode zuerst gereicht, und solches dann selbst hinuntergeschluckt, weßhalb ich nach meinen damaligen Begriffen gemeint, das Brod sei von den Pferden gefressen worden, so wurde dennoch keines der Pferde von dem ursprünglichen Platze weggerückt. — Erst als der Mann bei mir erschienen war und mir Unterricht im Schreiben ertheilt hatte, wobei die Pferde von ihm auf die Seite geschoben worden sind, machte ich die Beobachtung (vgl. XVI, 4), daß die Pferde von Ort und Stelle weggerückt werden können. Dieß freute mich sehr und ich fuhr die Pferde, welche mit vier kleinen Rädern versehen waren, auf meinem Lager liegend, hin und her. Dieß machte Geräusch,

das selbst meinen Ohren wehe that, aber auch noch die weitere Folge hatte, daß ich einstens während meines Fahrens mit den Pferden einen derben Schlag auf den rechten Arm erhielt, ohne daß ich jedoch den Mann selbst wahrgenommen habe. Von diesem Schlag hatte ich damals durchaus keinen Begriff, noch weniger aber kannte ich den Zweck desselben, gleichwohl aber unterließ ich hierauf das Fahren, weil ich bei mir selbst muthmaßte, daß ich bei fernerem Fahren einen abermaligen Schlag als Folge meines Fahrens erhalten könnte." Die chirurgischen Widerlegungen dieser Lügen finden sich im 7. Kapitel S. 176 Nr. 1 (oder Auth. Mitt. S. 138, 152, 357), u. XXXII.

7. Eine wertvolle Ergänzung zum kindlichen Spiel mit den Rossen hat uns Bäumler aus der Zeit der magyarisch-polnischen Spracherperimente aufbewahrt. „Er besah sie (die Maiskörner, die man auf Pirchs Veranlassung herbeigeschafft hatte) etwas stutzig; dann sagte er hastig: ‚das habe ich auch schon beim Herrn Professor (Daumer) gesehen; schon damals kam es mir so bekannt vor; ich wußte aber immer nicht warum.‚ Jetzt aber erinnere ich mich, damit habe ich gespielt, das hat man mir an einem Band an den Arm gehängt.' Er roch dazu und meinte, es auch am Geruch zu erkennen." (Seit wann? Seit 1814, 1815, 1816, oder seit wann?) „Man hing mehrere abgelöste Körner an einen Faden und gab sie ihm. Da sagte er: so habe ich auch damit gespielt, das habe ich dem Gaul umgehängt" (im Kerker nämlich)! Damit vergleiche man v. Tuchers beeidigte Aussage: „K. H. behauptet, die Körner von dem türkischen Korn seien, an Faden angehängt, dasjenige gewesen, womit er in seinem Käfig gespielt habe und was er seinen Rossen umgehängt hätte. Dieß dient zur Bestätigung, wieviel dem Hauser Falsches eingeredet und eingebildet worden ist; denn seither (früher) sagte er, es seien das Glasperlen gewesen." Richtig! Und diese Glasperlen rührten wieder aus dem Luginsland, von seinem Zeitvertreib mit der kleinen Marie Hiltel her.

XVII. Auch hatte er einen weißen hölzernen Hund, viel kleiner als die Pferde.

Ein sothanes Viecherl kann schon im „Kerker" gewesen sein! Übrigens beschreibt Kaspar ohne Zögern Nürnberger Ware.

6. „Kommissionsfrage: Auch Ihr Spiel mit den hölzernen Rossen setzt einen Unterricht voraus, daher auch in dieser Hinsicht die Vermutung vorliegt, daß mindestens vielleicht früher ein Mensch sich bei Ihnen eingefunden habe?"

Antwort: „Daß weder der Mann, noch irgend ein menschliches Wesen, außer den dreimalen, die ich bezeichnet habe, in meinen Aufenthaltsort gekommen, kann ich mit Bestimmtheit behaupten. Die hölzernen Pferde befanden sich seit meinem Gedenken zur linken Hand meines Lagers; wie es mir in den Sinn gekommen, damit zu spielen, kann ich mir selbst nicht erklären, obwohl ich mich fortwährend damit beschäftigte, die an den hölzernen Rossen befindlich gewesenen Bänder abzulegen, und wieder an die Pferde hinzulegen."

Kommissionsfrage: „Zur näheren Bezeichnung der in Ihrem Aufenthaltsorte befindlich gewesenen Pferde, was können Sie deßfalls angeben?"

Antwort: „Die beiden Pferde waren von Holz und 8—9 Zoll hoch. Doch getraue ich mir nicht zu behaupten, ob die weiße Farbe derselben Natur oder Folge eines Anstriches gewesen. Das eine Pferd, deren beide gleich groß gewesen und hölzerne Schweife hatten, war mit rothen, das andere mit blauen Bändern, 7—8 Stückchen an der Zahl, belegt. Jedes Stückchen Band war 10—12 Zoll lang und 1 Zoll breit, entweder aus leinen Zeuch(g) oder von Leder, und meine ganze Beschäftigung bestand darin, diese Band-Stückchen vom Rücken des Pferdes herab, und wieder hinaufzulegen, und obwohl ich den Pferden auch von meinem schwarzen Brode zuerst gereicht, und solches dann selbst hinuntergeschluckt, weßhalb ich nach meinen damaligen Begriffen gemeint, das Brod sei von den Pferden gefressen worden, so wurde dennoch keines der Pferde von dem ursprünglichen Platze weggerückt. — Erst als der Mann bei mir erschienen war und mir Unterricht im Schreiben ertheilt hatte, wobei die Pferde von ihm auf die Seite geschoben worden sind, machte ich die Beobachtung (vgl. XVI, 4), daß die Pferde von Ort und Stelle weggerückt werden können. Dieß freute mich sehr und ich fuhr die Pferde, welche mit vier kleinen Rädern versehen waren, auf meinem Lager liegend, hin und her. Dieß machte Geräusch,

das selbst meinen Ohren wehe that, aber auch noch die weitere Folge hatte, daß ich einstens während meines Fahrens mit den Pferden einen derben Schlag auf den rechten Arm erhielt, ohne daß ich jedoch den Mann selbst wahrgenommen habe. Von diesem Schlag hatte ich damals durchaus keinen Begriff, noch weniger aber kannte ich den Zweck desselben, gleichwohl aber unterließ ich hierauf das Fahren, weil ich bei mir selbst muthmaßte, daß ich bei fernerem Fahren einen abermaligen Schlag als Folge meines Fahrens erhalten könnte." Die chirurgischen Widerlegungen dieser Lügen finden sich im 7. Kapitel S. 176 Nr. 1 (oder Auth. Mitt. S. 138, 152, 357), u. XXXII.

7. Eine wertvolle Ergänzung zum kindlichen Spiel mit den Rossen hat uns Bäumler aus der Zeit der magyarisch-polnischen Sprachexperimente aufbewahrt. „Er besah sie (die Maiskörner, die man auf Pirchs Veranlassung herbeigeschafft hatte) etwas stutzig; dann sagte er hastig: ‚das habe ich auch schon beim Herrn Professor (Daumer) gesehen; schon damals kam es mir so bekannt vor; ich wußte aber immer nicht warum.' Jetzt aber erinnere ich mich, damit habe ich gespielt, das hat man mir an einem Band an den Arm gehängt.' Er roch dazu und meinte, es auch am Geruch zu erkennen." (Seit wann? Seit 1814, 1815, 1816, oder seit wann?) „Man hing mehrere abgelöste Körner an einen Faden und gab sie ihm. Da sagte er: so habe ich auch damit gespielt, das habe ich dem Gaul umgehängt" (im Kerker nämlich)! Damit vergleiche man v. Tuchers beeidigte Aussage: „K. H. behauptet, die Körner von dem türkischen Korn seien, an Faden angehängt, dasjenige gewesen, womit er in seinem Käfig gespielt habe und was er seinen Rossen umgehängt hätte. Dieß dient zur Bestätigung, wieviel dem Hauser Falsches eingeredet und eingebildet worden ist; denn seither (früher) sagte er, es seien das Glasperlen gewesen." Richtig! Und diese Glasperlen rührten wieder aus dem Luginsland, von seinem Zeitvertreib mit der kleinen Marie Hiltel her.

XVII. Auch hatte er einen weißen hölzernen Hund, viel kleiner als die Pferde.

Ein sothanes Viecherl kann schon im „Kerker" gewesen sein! Übrigens beschreibt Kaspar ohne Zögern Nürnberger Ware.

2. „Der hölzerne Hund, der ebenmäßig zur linken Seite meines Lagers stand, war nur halb so groß als die Pferde, höchstens $4^1/_2$ Zoll hoch und hatte herunterhängende geschnitzte Ohren und dergleichen kurzen Schwanz (das nahm der Magistrat 1829 wahrhaftig zum Protokoll, und doch ignorierte Feuerbach den ganzen Hund!) — weiß wie die Pferde. Auch auf dem Rücken dieses Hundes befanden sich mehrere Stückchen Band von rother Farbe, und er war nicht minder mit vier kleinen Rädern versehen. Das Schnitzwerk an den Pferden und an dem Hund war nicht schlecht (!), keineswegs aber so schön und regelmäßig, wie an denjenigen Spielsachen, welche ich während meines Hierseins gesehen habe oder öffentlich verkauft werden". An Farbenblindheit hat K. nicht gelitten!

3. Auch wegen dieser artistischen Beobachtungen des „dumpf hinbrütenden Foetus im dunkelen Mutterschoß der Erde" brauchen wir uns nicht zu wundern, denn er schaute sogar die Poren in der Haut seiner Hand. „Dies zeigt zugleich, folgert Daumer wieder ganz logisch, mit welcher Schärfe er in seinem finstern Loche sah. Noch da er mir Obiges erzählte, nannte er diese feinen Punkte große Löcher. Als er nun diese Entdeckung gemacht, verglich er die Streifen oder Bänder, mit denen er seine hölzernen Thierbilder zu schmücken pflegte, mit seiner Hand, und fand, daß auch diese Bänder ähnliche (!) Löcher hatten. Hierauf verglich er die hölzernen Thiere selbst und bemerkte etwas Abweichendes, da er in diesen keine solchen Löcher, sondern vertiefte Stellen, Einschnitte, fand."

Betrachten wir jetzt Kaspars Pflege.

XIX. Wenn er erwachte, stand immer Schwarzbrot und Wasser für ihn bereit, das Brot immer, das Wasser nicht immer in ausreichender Quantität. Auch der Topf war immer ausgeleert. Gegen weiteres Nachfragen der Gläubigen war das wohl eine sehr praktische Einrichtung, für den Kerkermeister aber verwünscht lästig.

2. „Wenn er Morgens erwachte, fand er den Wasserkrug gefüllt und frisches Brod. Bevor er schlief, hatte er eine nicht feste Oeffnung; nachher fand er das Nachtgeschirr oder die Vertiefung geleert." C.

3. „Das Brod war schwarz (wie die Nacht des Kerkers?), sog. Auszug vom Roggenbrod, in Stücken geschnitten, und obwohl gut und schmackhaft, dennoch fortwährend sehr hart. Das Wasser ward mir in einem irdenen Gefäße vorgestellt, welches gleich weit war, ohne daß ich jedoch zu urtheilen vermag, ob es ein Krug, oder Hafen gewesen. Als mir noch die Begriffe vom Laufe der Dinge (in Nürnberg?) mangelten, glaubte ich, daß sich auch mein Trinkgeschirr nach Bedarf von selbst fülle." D 5.

4. „Als ich erwachte, lag das Stück Brod neben mir und ein Krüglein Wasser." D 8.

5. „Das weiße Brod, das K. H. im Kerker genoß, war kein eigentlich weißes, d. h. Waizenbrod, sondern schwarzes aber von hellerer Farbe als das gewöhnliche Roggenbrod s. g. Vorlaufsbrod mit Gewürz (Fenchel, Coriander), wie bei uns meist die Herrschaften auf dem Land genießen." Aus einem Originalbrief Tuchers vom 30. April 1871, der 1828 Kaspars Hosentaschen durchgestöbert und noch eine Kruste gefunden haben mag. Man denkt unwillkürlich an den bekannten Hofmeister eines Prinzen, der in der englischen Sprachstunde die Übersetzung S. K. H. (black = weiß) berichtigte: „Vortrefflich, ausgezeichnet, nur nicht so ganz hell weiß, es zieht sich etwas ins Graue, sogar ins Dunkelgraue, oder vielmehr es ist schwarz."

„Die Haare," lehrt Hermann, „hingen ihm ins Gesicht, so daß er sie, um zu sehen, aus dem Gesichte streichen mußte." Das ist aber von 1812—1828 doch noch lange nicht lange genug, und wo bleiben die unvermeidlichen Krallen des Tiermenschen? Keine Not!

XX. Nägel und Haare sind ihm immer während des Schlafes beschnitten worden.

XXI. Auch das Hemdwechseln geschah (selten und) während des Schlafs.

2. „Die Leerung (des Nachtgeschirres) scheint während seines Schlafes geschehen zu sein. Ebenso Alles, was zur Reinigung nöthig war, wie z. B. das Wechseln des Strohes (!) und das Anziehen eines frischen Hemdes, das ihn im Schlaf störte." C. — Das

Hemdwechseln hätte ihn im Schlaf gestört? Kluger Professor, das wäre ein so bedenklicher Umstand, daß sogar ein Schlafmittel den Vorzug verdienen würde. Wir wollen uns bei Dr. Preu eins bestellen.

3. „Kommissionsfrage: Schon aus Ihren Angaben zu Frage 8 geht hervor, daß Sie auch in dem mehrerwähnten Aufenthaltsort an Ordnung gewöhnt waren; es hat auch der Gefangenwärter Hiltel ausdrücklich bekundet, daß Sie einen reinlich gehaltenen Körper mit hieher gebracht haben, was alles eine besondere Anweisung voraussetzt? Da Sie sich deßfalls noch nicht erklärt haben, so hat dieß nachholend zu geschehen?"

Wie Merker! Nicht bloß Hermann berichtet aber das Gegenteil („Gewaschen scheint man ihn niemals zu haben; denn als er in Nürnberg gereinigt wurde, ging der Schmutz wie eine Haut von ihm ab." — „Seife vertrug er nicht", bemerkt Daumer dazu), sondern Hiltels eigene beeidigte Aussage lautet: „Wie ich K. H. zur Aufsicht erhielt, war er schmutzig und hatte keinen Sinn für Reinlichkeit . . . Wie ich schon erwähnt, war K. H. am Körper ganz schmutzig, und als er nach circa 8 oder 10 Tagen (!) gewaschen wurde, fiel der Schmutz ab, und K. H. sagte da in meinem Beisein zu meiner Frau: Mutter, die Haut." Ist eine solche Abderitenkommission je noch dagewesen? Kaspar sagte natürlich einfach seine Leier her.

„Antwort: Vom Waschen des Körpers hatte ich durchaus keinen Begriff. Nie aber hatte ich meinen Aufenthaltsort durch eine Leibesöffnung verunreinigt; ich habe mich hiezu jederzeit des bezeichneten Loches bedient, dessen Deckel ich auch jedesmal weggeschoben und sodann wieder daraufgeschoben habe. Daß mir dieß gelehrt worden, davon bin ich lebhaft überzeugt, es ist mir deßfalls jedoch durchaus nichts erinnerlich.

Nach meinen nun erlangten Kenntnissen von der Beschaffenheit des Körpers bin ich zwar wohl selbst überzeugt, daß mir auch während meiner Gefangenschaft die Hemden gewechselt und Haare und Nägel abgeschnitten worden — da ich mir aber deßfalls nicht das Geringste bewußt bin, so dürfte anzunehmen sein, daß die bezeichneten Ver-

richtungen, während ich geschlafen, vor sich gegangen — zumal mein Schlaf vornehmlich sonst außerordentlich fest war.

Die Hemden, die ich in meinem Gefängniß anhatte, waren jederzeit weiß, nicht vergraut, nicht zerrissen. Ungeziefer habe ich nie gehabt."

Allein, wie schon bemerkt, ein Schlafmittel würde der Sache doch noch besseren Halt geben.

4. „Da Hauser aus seinem früheren Kerkerleben durchaus sich nicht erinnern konnte [*non mi ricordo!*], daß er jemals gewaschen, gereinigt, umgekleidet, oder ihm die Haare, die Nägel wären abgeschnitten worden, so mußte als gewiß angenommen werden, [nicht, daß man uns etwas aufband, sondern] daß diese Proceduren jedesmal im Schlafe mit ihm geschehen waren. Wohl aber erinnerte sich Hauser, daß ein täglich bei ihm sich vorfindendes Trinkwasser gewöhnlich sehr gut, dazwischen aber manchmal recht widrig geschmeckt habe. Dieses führte auf die Vermuthung, daß ihm zu Zeiten ein Schlaftrunk im Wasser möchte beigebracht worden sein. Um hierin der Wahrheit so nahe als möglich zu kommen, ließ ich Hausern auf 3 Schritte weit an die 2te Verdünnung von Opium riechen. Er erklärte sogleich, daß er den nämlichen Geruch jetzt wieder in der Nase habe, welchen er ehehin an seinem Wasser gefunden habe, wenn es so schlecht schmeckte . . . Zugleich äußerte er große Schläfrigkeit und Betäubung. Ich brachte ihn auf mein Sopha, wo er augenblicklich einschlief, und nach $1^1/_2$ Stunden kaum zu erwecken war. Als er aufgewacht war, taumelte er wie ein Betrunkener, und mußte heimgeführt werden." E. — So! Jetzt soll ihm einer kommen und ihn beim Umziehen „im Schlafe stören"!

Sehen wir, wie es sich mit Kaspars absoluter Absperrung verhielt.

XXII. Er sah und hörte niemand als das Ungeheuer.

XXIII. Er sah niemals die Sonne noch Mond noch Licht; er hörte weder Stimme noch Vogel noch Tier noch Fußtritt.

2. Auf die Frage, ob er sich „des Läutens mit Glocken" nicht entsänne, antwortet Kaspar am 4. Dec. 1829: „An dem Orte meiner

Gefangenhaltung habe ich gar nie auch nur das Geringste gehört. Als ich den ersten Laut der Glocke hier in Nürnberg auf dem Thurme des Hiltel vernommen, gefiel mir solches zwar wohl, es machte jedoch einen ganz sonderbaren Eindruck auf meine Ohren, welche es sonderbar erschüttert hat. Uebrigens habe ich nie irgend einen Laut oder Geschrei eines Thieres, ja sogar nie weder Donner noch Blitz wahrgenommen."

Um alles in der Welt aber, wie ist das möglich, wenn man bloß durch zwei „Glastafeln" (IV. 3) von der Außenwelt getrennt lebt? Befinden wir uns da noch immer (I) „ebener Erde?" Nicht doch! Daumer hat schon längst die ganze Geschichte in eine Versenkung herabgelassen, sie spielt ohne Warnung schon längst unterirdisch. Daß man auch im Keller ein Gewitter sehr gut hören kann, daran wollen wir Petzholdt zu lieb nur gar nicht denken.[1])

3. Es war nun allerdings von seiten Kaspars etwas viel verlangt, daß das „Ungeheuer" in diesem „finstern Loch" ihm etwa einen Regenbogen hätte zeigen sollen! Und doch hat der Philosoph Ludwig Feuerbach folgende Geschichte geschrieben, und der Philosoph Daumer hat dieselbe als verbürgt herausgegeben. „Das Einzige in der Natur, worüber er ein Wohlgefallen äußerte, war ein Regenbogen. Bei diesem Anblicke äußerte er auch, daß er so Etwas noch nie gesehen habe, und wunderte sich, daß es ihm, wiewohl es so schön sei, sein Vater („oder Wärter? Das Wort ist mir undeutlich", bemerkt Daumer, uns aber genügen beide Lesarten!) nicht habe sehen lassen." Das war wieder mal „verschnappt", bester Junge, aber deine Pappenheimer machten dir wohl wenig Sorge. Es kommt nämlich viel schlimmer.

---

[1]) „Daß er in seinem Käfig kein Glockengeläute, keinen Donner, noch anderes von Außen eindringendes Geräusch und Töne vernahm (es ist ihm sogar nicht erinnerlich, daß er eine Thüre öffnen und schließen oder gehen gehört), davon liegt wohl auch der Grund in seinem psychischen Zustande." So Daumer, der diesen Zustand, wie er wirklich hätte sein sollen, einen dumpfen, reflexionslosen nennt, der in dem Mythus aber gar nicht vorkommt. Der furchtbare Schwindel mit den Erinnerungen aus der Kindheit im 9. Kapitel wird jetzt noch einleuchtender.

XXIV.

Kaspars Abrichtung.

Angebunden in einem finsteren unterirdischen Loche, haben wir mit Daumers Hülfe Kaspars dumpfen reflexionslosen Zustand erreicht. Um so gespannter werden wir jetzt beobachten, was in solcher Lage einem Menschen noch alles passieren kann. Es ist freilich nicht leicht, hier den Lügenknäuel der apokryphen Kasparevangelien zu entwirren.

XXV. Endlich erscheint der Unbekannte (der ihn bis Nürnberg geführt), barfuß, dürftig gekleidet, und giebt sich zu erkennen (!) als seinen Nährvater, der ihm die Pferde geschenkt hatte.

Diese erste Vorstellung eines lebenden Wesens überhaupt (XVI. 6) in einem stockfinstern Loch (Käfig), eines zweiten Albinos oder Raubtieres also (S. 218 Anm.), und dann sofort dieser Reichtum von Begriffen — es ist wirklich eine köstliche Geschichte! Ob sie sich aber mit einer gewissen Konsequenz durchführen lassen wird?

2. „Eines Tages kam **der Du** d. h. der Mann, der ihn nach Nürnberg führte, zu ihm, und sagte ihm (!), er wolle ihn zu seinem Vater bringen (!), der habe viele andere schönere (!) Roß (wobei er auf die hölzernen Pferdchen deutete) die würde er ihm geben.“ C.

XXVI. Jetzt soll er (sprechen?), lesen und schreiben lernen.

2. „Aber da müsse er lesen und schreiben lernen. . . . Dies habe er leise hinter ihm gesprochen. Darauf stellte der Mann einen niedrigen Stuhl (eine Art Schemel mit vier

sein Lehrer nicht gewesen. Kaspar lernt also im Käfig „notdürftig lesen und schreiben." Daß er (nur so, wie Leute seiner Bildung in der Regel bis auf den heutigen Tag) lesen und schreiben konnte, hat er am 26. Mai 1828 und später gezeigt, hat Dr. Preu am 3. Juni bestätigt. Und Daumer? Lehrt ihn im Sommer 1828, wie wenn gar nichts passiert wäre, notdürftig lesen u. s. w. Und das berichtet der Mann an dieselbe Behörde, von welcher Preus Gutachten vom 3. Juni und Binders Proklamation vom 7. Juli 1828 ausgegangen waren. Und diese Behörde hat wohl bloß gedacht: doppelt hält gut.

XXIX. Der Unbekannte schenkte ihm auch die nach Nürnberg mitgebrachten Bücher (I. S. 5).

Diese ganze Bibliotheca ascetica Caspariana ein Geschenk des Ungeheuers im Käfig? Und wo blieben denn noch die Lumpen, der Goldsand, der Schlüssel? Da muß notwendig repariert werden.

2. „Nur hinsichtlich des in Leder gebundenen Gebetbüchleins (Geistliches Vergißmeinnicht) kann ich angeben, daß solches dasjenige Büchlein ist, welches mir der Mann bei seinem zweiten Besuche vorgelegt und hinterlassen hat." Damit waren, in schroffem Widerspruch mit der Bekanntmachung, die übrigen (besonders dem Feuerbach und der Albersdorf so unbequemen) Artikel eskamotiert. „Wie ich aus dem Munde des Herrn Bürgermeisters Binder vernommen (!), so fanden sich in (meinen) Kleidern ein (?) Gebetbuch, ein Rosenkranz und ein Schlüssel vor; ich weiß jedoch nicht (?), wie diese Stücke in meine Kleider gekommen sind, noch wie es sich deßfalls überhaupt verhält." D 5.

XXX. Dann soll er zu seinem Vater, der ein Reiter gewesen ist, und er soll auch ein solcher werden.

Vater und Reiter waren den Hauserianern, trotz Locke und Hume, so sehr ideae innatae, daß sie sich gar nicht entsetzten, drucken zu lassen, daß diese (uns aus dem Brief bekannte Aussicht) auch dem mythischen Tiermenschen Spaß gemacht hat! Die Kemptener Skizze (= Hitzigs Annalen!) erzählt tapfer darauf los: „Ein anderer Stoff

der Reiseunterhaltung (auf den Zaubergang nach Nürnberg) war die häufige Versicherung, H. komme nunmehr in kurzer Zeit zu seinem Vater und werde bald, wie dieser einst, als Reiter prangen. Diese doppelte Zusage versetzte jedesmal (wie bei dem guten Binder) den guten Hauser in die lebhafteste Freude, so daß er die ungewohnten Reise-Beschwernisse stündlich mit mehr Fassung ertrug." Merker fragte, ohne je Antwort zu erhalten, wie denn K. H. dazu gekommen war, sich einen Begriff von einem Reiter zu machen? „Noch mehr: was dachte er (sich) darunter, daß er als Reiter prangen sollte? Es scheint, daß K. H. doch der Sprache sehr mächtig sein mußte. Die Versicherung, er werde seinen Vater sehen, er werde als Reiter prangen, versetzte ihn in die lebhafteste Freude. Bei der Erzählung dieser Umstände scheint die Einfalt, die, wie versichert wird, der Bursche bei seiner Vernehmung zeigte, ihn ein wenig verlassen zu haben. Vielleicht war sein Führer auch hier wieder einmal ein Hexenmeister."

XXXI. Wenn er gut lernt, darf er mit den hölzernen Pferden herumfahren (XVI. 4).

Die haben also bis dahin fest und unbeweglich gestanden, und lange hat die Mobilmachung auch nicht gedauert.

XXXII. Er lernt sogar erstaunlich gut, fährt also mit den Pferdchen, wird aber dafür mit einem Stock gehauen und ihm das Fahren ernstlich verboten. Das „Ungeheuer" war überhaupt ein ungeheures Kamel. Es fürchtet den Spektakel, lehrt dem Tiermenschen aber den Spektakel; es fürchtet die Entdeckung eines schauderhaften Verbrechens, stattet aber das Opfer noch ganz rasch mit den gefährlichen Waffen der **Sprache,** des **Lesens** und des **Schreibens** aus; es hat sein Opfer lebenslänglich in der Gewalt — sucht es dann später aber bei Daumer im Abtritt auf, kurz — genial wie Kaspar.

XXXIII. Er lernt schreiben mit einem Bleistift, welches Instrument das Ungeheuer (mit Rücksicht auf das, was nachher in der Wachtstube zu Nürnberg I. S. 16 vorgefallen) prophetisch „für eine Feder ausgab"!

Wir gewöhnlichen Menschenkinder lernen erst sprechen, sodann lesen, endlich schreiben, und für gewöhnlich auch nicht von einem stummen Lehrer. Der 1812 geborene Kaspar aber lernte am 17. oder 18. Mai 1828 erst von einem stummen Lehrer **schreiben,** dann aber 3 oder 4 Tage später **lesen** und **sprechen,** und eignet sich bei der Gelegenheit so ungefähr alle Begriffe des täglichen Lebens an.

XXXIV. Dasselbe Ungeheuer bringt ihm auch in einem einzigen Satze die Theologie, die Begriffe Gott, Himmel und Strafe bei. Darin steckt das Eingeständnis des erhaltenen christkatholischen Unterrichts, von welchem auch der Brief spricht. Denn das Verbot, nicht hinauszugehen, ist einem Eingesperrten gegenüber, der gar nicht gehen kann, erzlächerlich. Sehen wir uns aber die unterirdischen Unterrichtsstunden einzeln an.

Erste Lektion. „Beim ersten Erscheinen stellte er (der mittelgroße Unbekannte) einen ganz niedrigen Stuhl vor mich hin, legte ein Stück Papier und einen Bleistift darauf, nahm meine Hand, gab mir den Bleistift in die Hand, drückte mir die Finger zusammen[1]) und schrieb mir etwas vor. Während dieses ersten Besuches führte mir der Mann 7—8mal auf die bezeichnete Weise die Hand; diese Beschäftigung gefiel mir (D 7: „weil es schwarz und weiß aussah"![2]) und ich schrieb hierauf ohne Führung das nach, was mir der Mann vorgeschrieben hatte." In der Biographie wird das im Brief vom 26. Mai 1828 vorliegende Programm (er kann so schreiben, wie ich) noch pünktlicher befolgt: „Ich schrieb eine Zeit lang so fort und bemerkte gleich, daß meine Buchstaben den vorgezeichneten nicht ähnlich sind; ich ließ aber nicht eher nach, bis ich die Aehnlichkeit erreichte." D 5.

---

[1]) „Er erinnerte sich später noch, wie er Kälteschauer und dann Hitze schmerzhaft empfunden, als der Unbekannte im Gefängnis seine Hand berührte"! D 8. — Diese „animalisch-magnetische Einwirkung" würde auf jeden anderen als diesen Zauberunterricht störend eingewirkt haben.

[2]) Wie finster war es da, und wie stark war die „embryonische Apathie" des dumpf hinbrütenden Tiermenschen!

„Er (Hauser) habe nicht gewußt, was das (der mechanische Schreibunterricht) sei, habe aber gewaltige Freude (!) empfunden, als er die schwarzen Figuren auf dem weißen Papier entstehen gesehen. Als er seine Hand wieder frei gefühlt, und der Mann ihn verlassen, habe er, in der Freude über die neue Entdeckung nicht satt werden können, diese Figuren immer wieder von neuem auf das Papier zu malen. Der Mann habe auf dieselbe Weise seine Besuche zu verschiedenen (!) Zeiten wiederholt. — Daß Kaspar wirklich Unterricht im Schreiben, und zwar regelmäßigen Elementar-Unterricht gehabt habe, dafür lieferte er, schon am ersten Morgen nach seinem Erscheinen zu Nürnberg, augenscheinlichen Beweis." F. — Mit anderen Worten: der unterirdische Kadmus hat auf der Erde eine Elementarschule besucht, wie er Merk noch ganz unbefangen erzählt hatte. Und mit diesem schon am 27. Mai von K. H. vollgeschriebenen Foliobogen, mit diesem sonnenklaren Schulzeugnis vor sich, fragte die schüchterne Kommission am 7. Nov. 1829, wie wenn sie den Kronprinzen oder den Kanzler des deutschen Reichs zu vernehmen hätte: „Daß Sie schon auf Grund eines einzigen Unterrichts das Schreiben so gelernt haben sollen, wie (hier) geschehen, ist beinahe (!) zu bezweifeln." Kaspar entsann sich freilich „recht wohl, die hier vorliegende Schrift bei Hiltel gefertigt zu haben," verharrte aber dabei, daß er „nur ein einzigesmal Unterricht im Schreiben während seiner Gefangenschaft erhalten hatte." Die skeptische Kommission war sofort besiegt, übersah aber, daß der ganze Bleistiftschwindel nicht aufklärte, wieso Kaspar am 26. Mai 1828 in der Wachtstube ohne Besinnen mit Feder und Tinte geschrieben hatte, obgleich wir doch allesamt die mit dem Schreibunterricht verbundene Kleckserei, sogar bei mehr Komfort als in Kaspars Käfig, durchgemacht haben! Freilich sind wir keine Wundermenschen.

Zweite Lektion. „Drei oder vier Tage später (also etwa am 21. Mai 1828) kam der Mann zum zweiten Mal; er legte mir, wie beim ersten Male von hintenher, ein kleines Buch vor" . . . D 5.

Da werden ihm denn auch die nun einmal in den Nürnberger Akten stehenden Worte eingetrichtert, z. B.: „ih möcht ä sechener

Reiter wärn, wie mei Vater g'wen is — welche Worte", sagt Kaspar, „mir der Mann während seines zweiten Besuches vielfältig und solange vorgesagt hat, bis ich solche nachgesprochen."

In einem Satze aus dem Verhör („wenn du a sechener Reiter bist, wie dein Vater g'wen, so hole ich dich wieder") wird der Brief fast wörtlich citiert.

Wir kennen nun aber schon den hübschen Gedankenvorrat und Sprachreichtum des lebenslänglich Isolierten. Natürlich wollte er (nämlich seine Instruktoren in Nürnberg wollten) das damals gar nicht verstanden haben, der Schwindel kann aber nicht aushelfen. Denn erstens zeigt die Biographie, daß er es nur gar zu gut verstanden hatte, zweitens aber beweist schon die Erinnerung zugleich auch Verständnis. Ein historisch isolierter Kaspar Hauser hätte von all dem Gerede so wenig etwas behalten wie verstehen können. Was seine Hintermänner Daumer, Feuerbach und Tucher uns von der Kaspargrammatik aufbinden wollen, ist samt und sonders ad hoc zusammengelogen. Sehen wir erst zu, wie Daumer 1832 die Zeugenaussagen beiseite zu schaffen versuchte. „Wenn z. B. der Bürger, der ihn zuerst in Nürnberg erblickte (ein armer, aber unbescholtener Mann, fügt D. hinzu) vom neuen Thor sprach, etwa (!) zu ihm sagte: Sieht er, das ist das neue Thor! so mochte (!) Hauser, wie er zu thun pflegte, die letzten Worte: Neu Thor nachsprechen, der Mann konnte glauben, Hauser frage, ob dies etwa ein neu gebautes Thor sey (!!), und in seiner Einbildung stand nachher unerschütterlich fest, was Feuerbach S. 3. in der Note als Aussage dieses Mannes mittheilt und was ich selbst von letzterem behaupten hörte. Wenn Hauser auf die Frage, woher er komme, keine verständliche Antwort gab, so suchte man ihm wahrscheinlich durch Nennung einiger Localitäten nachzuhelfen. Auf die Frage: „„Vielleicht von Regensburg?"" mag (!) Hauser das letzte Wort nachgesprochen haben, und so (!) entstand die Meinung: Hauser habe gesagt, er sey von Regensburg gekommen, was jener Bürger gegen mich (hört!) und Hauser, der nichts davon wissen will (!), eben so fest behauptete. So werden eine Menge Inkonsequenzen und Unbegreiflichkeiten ganz leicht (!!) und einfach aufgelöst." Jawohl, ganz leicht und einfach!

Dreißig Jahre später, nach Veröffentlichung der Authentischen Mitteilungen, fand v. Tucher den Mut, Weickmanns Aussage „eine Fiktion seiner Seele“ zu nennen, und zwar „aus dem einfachen Grunde, weil es geradezu unmöglich ist, daß sich Hauser geäußert hat“. Gewiß, der mythische Alalus hätte sich unmöglich so äußern können, und eben weil er sich nun einmal so geäußert hat, war Tuchers Hausermärchen unmöglich. Hermann überliefert: „Einzelne Worte, die er von seinem Führer gehört, und das Gebet, das er sprechen konnte, zeigten die altbayerische oder doch oberpfälzische Mundart. Doch ist dabei sehr zu bedauern, daß man im ersten Unterricht — nicht sorgfältiger gewesen. Denn dadurch z. B., daß der Gefängnißwärter den Auftrag erhalten, ihn sprechen zu lehren (nein, ihn durch einen geriebenen Mitgefangenen ausforschen zu lassen!), hat der Knabe eben erst recht die altbayerische Mundart sich angewöhnt, da die ganze Familie des Mannes sie spricht (eine von Hermann selbst angestrichene Lüge); und nun läßt sich (wenn man nämlich schwindelhaft die Akten ignoriert!) nicht mehr ausmitteln, was er mitgebracht oder hier erhalten hat. Nach Kaspars (!) Aussage hat sein erster Inquirent, Herr Polizei-Aktuar Hüftlein, jenen Auftrag dem Gefängnißwärter gegeben, nachdem er selbst dem armen Menschen, trotz des lautestens Schreiens (man vergleiche doch I. S. 18), sich nicht verständlich machen konnte.“

Nun sind auch die fatalen, von Röder nach mehr als 40 Jahren bestätigten Jakobifedern S. Caspari noch da. „Es liegt doch gewiß ganz nah anzunehmen“, flunkert Tucher mit wissentlicher Verdrehung der Zeitrechnung, „daß er (K. H.) diesen allerdings in Altbayern vulgären Ausdruck erst in Nürnberg, wahrscheinlich erst vom Gefangenwärter Hiltl — gehört hat.“ Frili, frili, aber schauens, Kaspar sprach altbayrisch und kannte die heimatlichen Jakobifedern früher als die Familie Hiltel. Da braucht man eine Kruppkanone, begriff Daumer, und feuerte (1873 S. 144) so los: „Hauser — konnte ihn (diesen Ausdruck „Jakobifedern“) von dem Manne gehört haben, der ihn — nach Nürnberg gebracht; er könnte ihn — wie noch wahrscheinlicher ist, im Stalle des Rittmeisters v. W. gehört haben. Merk mochte (!) zu dem todtmüden Menschen („todt-

müde“ und Dialektstudien?) mit Hindeutung auf das Stroh gesagt haben: Da sind Jakobifedern, da lege dich hin. Als dann Röder den Findling nach der Lagerstatt fragte — so war es ganz natürlich (?), daß Hausern das Stroh, worauf er (erst im Stall? nicht lebenslänglich im Käfig?) gelegen, und das Wort, das man dafür gebraucht, in's Gedächtniß kam. Dies ist eine ganz rationelle Vorstellung, der man nichts Schwärmerisches vorzuwerfen haben wird. (Gewiß nicht, sie ist so wenig „schwärmerisch“ wie z. B. ein Meineid.) Hätte man es nicht mit den literarischen und kritischen Straßenjungen zu thun — so könnte man noch etwas Anderes anzudeuten wagen. Es hat auch sonst noch zuweilen den Anschein gehabt, als sei H. momentan hellsehend gewesen und habe in Folge dessen unmittelbar in den Seelen Anderer gelesen. In solchen Momenten hätte er wohl Einiges, was man ihn fragte, ohne alle Sprachkenntniß (ich unterstreiche) zu verstehen vermocht. Ich komme jedoch ohne solche Annahmen zurecht“ — wie wir gehört haben. In so feiner Gesellschaft, wie z. B. sein Gewährsmann „von Karlsruhe“ war, konnte es Daumer bei „Straßenjungen“, die nicht an Hauser glauben, allerdings nicht behaglich sein. Kaspar selbst entledigte sich in der Lebensbeschreibung der Sprache ohne Hellseherei viel besser. Hören wir einen Augenblick auf seine Darstellung seines Verkehrs mit dem Bedienten des Rittmeisters, der nach Daumer (oder einem scharfsinnigen Weibe, das er nicht nennt) die Jakobifedern auf dem Gewissen haben sollte. „Der Bediente nahm mich, setzte mich auf einen Stuhl, oder was es war (sehr gut!), und suchte mich auszufragen. (Verschnappt! „Schwamm drüber“, dachte Daumer 1832, I. S. 47 Anm. 3.) Doch ich konnte nicht mit anderen Worten Antworten geben, als mit denjenigen, die ich gelernt hatte, und welche ich ohne Unterschied gebrauchte, um Müdigkeit und Schmerzen auszudrücken. Er brachte mir hierauf einen zinnernen (verschnappt!) Teller mit Fleisch und einem Glase Bier. Der Glanz des Tellers und die Farbe des Biers gefiel mir sehr wohl, aber schon der Geruch verursachte mir Schmerzen. Ich schob es weg. Er wollte mir es aufbringen und ich schob es immer zurück und sagte m m. Dann brachte er mir Wasser“ u. s. w. Diese Sprachprobe ist kostbar, Kaspar

hat zu Merk „**m m**“ gesagt. Und Daumer? Er fälschte die Stelle durch unbezeichnete Weglassung: „und ich schob es immer zurück. Dann brachte er mir Wasser“ u. s. w. Man sieht, der Mann kommt auch ohne „Schwärmerei“ zurecht. So ganz leise, ohne Schwärmerei, läßt er die allein bei ihm vorkommende Kerkerbemerkung des Ungeheuers: Da bei nam Kaspar Hauser (1832, I. S. 25) wegschlüpfen. Auf den irrsinnigen Gedanken, daß Menschen aus einer einzigen Unterhaltung Dialekte mit heimbringen können, brauchen wir nicht einzugehen. Tucher log zu der Papageientheorie 1872 noch aktenwidrig hinzu: „Vergnügt stellte Kaspar (in der Wachtstube) sich vor den braunen glasirten Ofen hin und rief mit hüpfender Bewegung des Oberleibs aus: Möcht a söchener Reuta wähn ꝛc.“ Mit diesem „m m“=Kavalleristen vergleiche man Bäumlers Bericht über seinen Frühlingspaziergang mit Kaspar und v. Pirch. „Unterwegs sprach H. v. P. noch einige ungarische (wirklich?) und polnische Wörter, wovon H. einen polnischen Fluch verstand . . . Er äußerte bei dieser (moia baba) Gelegenheit: „„Das ist eine gute weiche Sprache (die polnische also); das Deutsche aber ist hart; darum kommt es mir auch so hart an. Ich habe immer schon gemeint (!), das sei nicht mein rechter Ausdruck, wenn ich deutsch sprach; ich suchte schon manchmal mich anders auszudrücken (!); konnte es aber immer nicht finden. Wenn nur früher Jemand gekommen wäre und hätte mir diese Worte gesagt, ehe ich noch die andern (m m?) gelernt; da hätte ich mich noch an mehr erinnern können.““ Ich fragte ihn darauf, wie ihm denn das Lateinische vorkomme; er erwiederte, das komme ihm wohl besser vor, als das Deutsche (!), aber doch auch nicht so ganz, wie er fühle und nicht ausdrücken könne.“ Bei diesen Erzählungen unseres Kandidaten Jobses erinnere man sich, daß das Lateinlernen unseren geborenen Pasilinguisten immer gelangweilt, er sich stets möglichst von den Stunden weggedrückt, und Feuerbach sich noch in seinem Buch über diesen überflüssigen Unterricht beschwert hat.[1])

---

[1]) Nach Feuerbach, was zwar in den Nürnberger Schriften vertuscht wird, aber historisch ist (im April 1886 habe ich zu Nürnberg mit einem alten Mitschüler des K. H. gesprochen), schickte man ihn sogar auf das Gymnasium, und ließ

Die „zweite Lektion“ hat uns etwas länger aufgehalten, denn wir waren nun einmal bei der Sprache, die wir allerdings — in ganz normalen Verhältnissen — nicht an *einem* Tage gelernt haben. Und da werden wir diesmal Eschricht, von seiner Idiotentheorie abgesehen, beipflichten müssen, wenn er aus Anlaß der *Lebensbeschreibung* sagt: „Er (Kaspar) war nun zu einem erbärmlichen Lügner geworden ... Als K. H. diesem Herrn Professor (Daumer) anvertraut wurde, war er noch ein armes, sehr beschränktes, aber unschuldiges Kind. Unter seiner Leitung wurde er nach und nach ein eitler Narr, ein Gaukler, ein Lügner, — da er Daumers Haus verließ, war er ein so vollendeter Betrüger, wie es eine idiotisch-einfältige Person überhaupt zu werden vermag.“ Hier eine lautschreiende Probe:

„Kaspar Hauser erzählt in derselben Schrift (Lebensbeschreibung), daß der Mann, bey dem er immer gewesen, ihm während der Einkerkerung mehreres sagte, *doch er erzählte mir bei jeder Gelegenheit, daß dieser Mann gar nichts zu ihm sprach*, bis er auf der Reise war.“ Stanhope an Merker, den 14. August 1834.

Das ist Kaspar selbst. Herr von Tucher aber behauptet (bei Daumer S. 119): „Seine Sprache war die eines Kindes im 2. oder 3. Lebensjahre ... selbst das „„Du““ *verstand er nicht*, sondern meinte „„Du““ wäre der Mann, bei dem er gewesen war“! So wird uns allerdings **der Du** (S. 233 und 246) begreiflich, wie aber dieser Du (weiter unten S. 252 ff.) unterwegs unzähligemal *du mußt — du bekommst — du hörst gleich auf — du kannst — du hast — du bist — du weinst — dein Vater giebt dir schöne Roß — ich hole dich wieder* — hat sagen können, mag Kaspar besser verstanden haben als wir.

ihn noch obendrein sogleich in einer höheren Klasse den Anfang machen. „Aus dieser Lage, bemerkt Feuerbach, ist er jedoch durch die Großmuth des edlen Grafen Stanhope endlich *erlöst* worden.“

XXV.

Kaspars Wegführung.

„Er erweckte mich aus dem Schlafe und als ich erwacht war, stand der Unbekannte vor mir, **der mir sagte, daß er mich fortführen wolle.**"

Kaspar Hauser am 6. Nov. 1829.

Die Angaben der Bekanntmachung sind hier so bestimmt [1]), daß wir einen preußischen Gardeleutnant als Eclaireur vorausschicken können. Herr von Pirch schrieb an und für Hitzig:

„Rechnet man, daß Hauser um Mitternacht aus dem Gefängniß geholt wurde, daß der Unbekannte ihn bis zu Tagesanbruch (Sonnabend den 24. Mai 1828) forttrug, daß der Tag gegen 4 Uhr anbrach, so hatte man bis dahin höchstens 4 Stunden Wegs zurück-

[1]) Gegen die Wegschaffung des mythischen Kaspar gerade nach einer großen Stadt hat schon Merker (Anm. 30) den richtigen Punkt getroffen: „Man sollte nach der Geschichte des Findlings nicht glauben, daß eine dringende Veranlassung vorhanden war, ihn auf eine so sonderbare Weise in die Welt einzuführen, um ihn dann hinterher noch weiter mit Tücke zu verfolgen. Man entledigt sich seiner nicht in früher Kindheit, wo die Aussetzung wenig Schwierigkeiten haben konnte. Man erzieht (?) ihn in tiefer Verborgenheit, und nun entledigt man sich dieses so eigentümlich auffallenden Wesens nicht in tiefer Nacht, nicht auf freiem Felde, nicht bei einem abgelegenen Gehöfte oder irgend einem Dörfchen, wo seine Erscheinung das wenigste Aufsehen gemacht haben würde, sondern man führt ihn mit vieler Mühe nach einer großen Stadt — nach einem Orte, wo alle Hülfsmittel vorhanden sind, um, wenn es möglich ist, die Thäter eines an ihm verübten Verbrechens zu ermitteln." Es ist eben immer derselbe schlaue „schwarze Mann" gewesen: 1) im Käfig, 2) auf dem Marsch nach Nürnberg, 3) beim Attentat 1829 und 4) im Hofgarten zu Ansbach 1833.

gelegt. Man ging den ganzen Tag hindurch; aber bei Kaspars langsamem Gehen, bei dem oft nöthigen Ausruhen, bei den Umwegen, um Menschen zu vermeiden, sind an diesem Tage wohl höchstens 8 Stunden gerader Entfernung zurückgelegt worden. Es wurde die Nacht hindurch geruht, und Sonntag den 25. Mai den Tag über fortgeschritten. Kaspar hatte besser gehen gelernt; rechnen wir für diesen Tag 10 Stunden, als Maximum. Man ruhte die Nacht, brach vielleicht gegen 4 Uhr auf (Montag den 26. Mai); rechnet man 2 Stunden für Ruhe, Umkleiden, Instruction und Trennung von dem Unbekannten, und daß Hauser zwischen 4 und 5 Uhr Nachmittags in Nürnberg eintraf, so sind an diesem Tage vielleicht 6 Stunden, höchstens 8, zurückgelegt worden. Dies giebt eine Summe von 30 Stunden oder 15 Meilen im Maximum. Innerhalb eines Umkreises von 15 Meilen um Nürnberg also, wenn Kaspars Angaben richtig sind, muß der Ort seyn, wo der junge Mann gefangen gehalten wurde." Dieser Sonntagsmarsch von 10 Stunden, für einen Menschen, der erst am Tage zuvor das Gehen gelernt hat — die Rekruten des Herrn von Pirch . . . ach nein, er war ja bei der Kavallerie.

XXXV. Kaspar wird nachts geweckt, um fortgeführt zu werden.

2. „Nun (vgl. XXV. 2) wurden ihm seine Hosen aus- und andere ebenfalls kurze, aber viel weitere Lederhosen angezogen (die alten mögen, seit 1800 und wieviel? — für die Tour auch wohl etwas enge gewesen sein) nebst Stiefeln (man vergesse nicht: die ersten seines Lebens!) und einem Kittel. Alles das geschah von hinten (wer's nicht glaubt, darf's nachmachen), ohne daß K. ein Gesicht sah. Darauf sagte ihm **der Du,** er werde ihn jetzt zu seinem Vater bringen. Er zog ihn aus dem Gemach heraus, hob ihn auf und stellte ihn auf die Füße (man vergesse nicht, das war das erste Mal in seinem Leben!), wo sich aber Kaspar nur unterstützt (hätte heißen sollen: gar nicht!) erhalten konnte. Er setzte ihm einen schwarzen Filzhut mit breiter Krempe auf; darauf stellte er ihn auf eine Erhöhung an der Wand, ihn anlehnend, damit er nicht umfalle (genügt

wohl einer Spielpuppe aus Nürnberg, aber den verkümmerten Gelenken eines lebenden Wesens gar nicht, Herr Professor!), und nahm ihn auf den Rücken; Kaspar umfaßte den Mann am Halse und dieser die Beine Kaspars." C.

XXXVI. Er weint, beruhigt sich aber, denn er soll zu seinem Vater kommen und Reiter werden.

Das war erst das zweite Mal in seinem Leben, daß Kaspar weinte, das erste Mal war durch den ersten und letzten Stockschlag veranlaßt worden. Hermann berichtet: „Er hat nie — irgend Schmerz und Störung (Krankheit) empfunden bis gegen das Ende seines Aufenthaltes in diesem Käfig." Demnach wäre die Geschichte eigentlich nicht so grauenvoll gewesen. Von dem Tage an aber, da Kaspar auch das Weinen gelernt hat, macht er davon einen sehr langweiligen Gebrauch. Man weiß, mit welchen Redensarten die Heiligenleben ausgefüllt werden, um den Mangel an Inhalt zu verdecken. So macht es auch der angebliche Autobiograph Kaspar. Die Lektionen im Käfig werden etliche Male verherrlicht durch das Ereignis: „ich aß ein wenig Brod", oder: „ich aß ein Brod." Noch häufiger greift er zum frischen Trunk. Nach der ersten Lektion: „ich wollte auch trinken, aber es war kein Wasser mehr darin" (im Krüglein); nach der zweiten Lektion: „ich trank mein wenig Wasser aus" (was er dann aus dem leeren Eliaskrüglein wiederholt). Auf der Reise wird genau angegeben, wie oft er trinkt. Dann aber „schläft er ein", beim Austragen und während der Gehstunden bloß zehnmal. Endlos aber ist die Litanei (er sah im Turm, wie das wirkte): „ich fing an zu weinen", bis in Nürnberg mehr als zwanzigmal, ohne daß er darum verweint ausgesehen hätte. Ebenso leiert sein Doppelgänger sechsmal: „du mußt gleich aufhören zu weinen, sonst kriegst du keine schöne Roß." Weinen, Schlafen und Hinstarren sind nämlich drei bewährte Hausmittelchen gewesen, wodurch K. H. aus jeder kritischen Lage sich mit Leichtigkeit herauszureißen vermocht hat. Wie fest ihn Feuerbach im Stalle des Rittmeisters eingelullt, haben wir schon gehört. Dies verschaffte dem Seelenverbrecher außerdem noch den Vorteil, Kaspar nach Nürnberg fahren

zu lassen! „Daß er vom Fahren gar keine Erinnerung hat, beweist noch keineswegs, daß er nicht dennoch gefahren worden. Kaspar versinkt auch jetzt noch (!) beim Fahren zumal in freier Luft (wie merkwürdig!) sehr bald in einen förmlichen Todenschlaf (so), aus welchem er, der Wagen mag rollen oder still stehen, nicht zu erwecken ist, und in welchem Zustand man ihn, so unsanft es auch geschehe, aufheben, hinlegen, auspacken und wieder einpacken kann, ohne daß er davon das mindeste wahrnähme. Hat ihn einmal der Schlaf gefaßt, so ist kein Geräusch und Getös(e), kein Schall, kein Donner stark genug ihn aufzuwecken. Wurde nun Kaspar — wie aus seinen eigenen Angaben zu schließen ist — sobald er in die freie Luft kam, ohnmächtig — so konnte man ihn getrost in einen Wagen werfen und hierauf einige, oder auch mehre Tagreisen mit ihm zurücklegen, ohne daß man zu besorgen hatte, daß er aufwachen, schreien oder sonst auf eine Weise seinem Entführer sich unbequem erweisen möge." So wörtlich zu lesen bei Feuerbach S. 52, und doch hatte er S. 47 und 48 die qualvolle Fußtour, das Laufenlernen auf dem Weg, den Kleiderwechsel u. s. w. schon aufgetischt! Schrieben die Hauserianer denn bloß für kleine Kinder und Geisteskranke? Eskamotiert wäre freilich mit einer bewußtlosen Fahrt (man „hatte ihm wohl gar vorher noch mit Wasser verdünntes Opium zu trinken gegeben"!) ein ganzer Katalog von Eulenspiegeleien. Wurde nun aber der Siebenschläfer bis zum Unschlittplatz gefahren und dort auf die Straße gelegt? Sonst kann der neue Schwindel so wenig aushelfen wie der alte. Die Leute aber haben in Gegenwart dieses Schläfers, der aber abwechselnd auch „in sinnendes dumpfes Hinstarren" oder in „starres Nachdenken" versank, alle Hypothesen und Narreteien durchgesprochen.

XXXVII. Der Unbekannte ist Blaustrumpf (I. S. 4 Nr. 9), Kaspar aber kriegt einen großen Bauernhut auf.

Der Doppelgänger hatte sich „einen groben runden schwarzen Herrenhut" aufgesetzt, dem Kaspar aber setzte er einen sothanen Bauernhut auf. Woher kamen dem Isolierten auf einmal diese Modebegriffe? Oder woher hat er diese starke „Erinnerung"?

XXXVIII. Er trägt Kaspar auf dem Rücken weg.

2. „Der Mann ging nun mit ihm unmittelbar (ausdrücklich) einen Berg hinauf, den er grün vor sich sah. Er meinte Gras gesehen zu haben . . . Andere Farbe(n) sah er nicht. Die Kälte der Luft und die Heftigkeit des Windes griffen ihn an; — es ging hoch hinauf und der Mann schnaufte stark. Bald, nachdem sie oben angekommen, ging es wieder abwärts. Während des Absteigens sah Kaspar den Abhang vor sich, abermals grün." C.

3. „Nach weiterem Verlauf von ebenmäßig 3—4 Tagen erfolgte der dritte und letzte Besuch des Mannes. Er erweckte mich aus dem Schlafe und (sagte mir), daß er mich fortführen wolle. Zugleich zog er mir, rücklings hinter mir stehend, Stiefeln an, wobei ich (in der Nacht und mit den Hinteraugen?) wahrnahm, daß dieser Mann einen kurzen Schalk, kurze schwarze Beinkleider, blaue Strümpfe und Stiefeln am Leibe getragen. Er nahm mich — auf den Rücken und trug mich, mit einem Hute bedeckt, gleich vom Kerker aus ins Freie, unmittelbar darauf eine Anhöhe, bald nachher aber einen größeren Berg hinauf. Es war damals im Freien noch nicht helle, was mir genau beifällt" u. s. w. D 5.

4. „In der Nacht, in welcher der Mann kam, schlief ich recht gut, wie ich erwachte, war ich schon angezogen [1]) bis auf die Stiefel, die zog er mir an, setzte mir einen Hut auf, hob mich in die Höhe und lehnte mich an die Wand, nahm meine beiden Arme und legte sie um den Hals. Als er mich aus dem Gefängniß trug, mußte er sich bücken, und es gieng einen kleinen Berg hinauf, vielleicht war's eine Treppe; dann gieng es ein Stück weit eben fort — jetzt kam ein großer Berg." D 7.

---

[1]) Was soll das nun heißen? Bei seiner Vernehmung sagt er noch: „er nahm mich so, wie ich in meinem Gefängnisse gekleidet war, auf den Rücken." Natürlich, wir kennen ja sein permanentes Kostüm, wobei ihm nur beim Genuß eines Opiats ab und zu ein frisches Hemd übergeworfen wurde. Von einem täglichen Aus- und Anziehen kann da natürlich keine Rede sein. In dieser letzten Nacht aber ist er, mit Ausnahme der Stiefel, schon angezogen. Hier wird wieder einmal eine Reminiscenz der Wirklichkeit „verschnappt". Für den Gang X-Regensburg-Neumarkt-Nürnberg ist er gewiß ungewöhnlich früh aufgestanden.

Wir merken uns die Metamorphose: 1) hoher Berg, 2) Anhöhe und größerer Berg, 3) kleiner Berg oder vielleicht Treppe und großer Berg. Und mit dieser Metamorphose ist es sehr menschlich zugegangen.

5. „Der Ort, an welchem Hauser verborgen gehalten wurde, war allem Anschein nach (?) ein kleines kellerartiges Gewölbe unter der Erde. Als ich ihn (1828) in einen kleinen Hauskeller führte, sagte er, die Wölbung und die in ihr befindlichen Fenster seyen so gewesen, wie hier, nur sey sein Kerker noch kleiner und dunkler gewesen. Bei weiterem Besprechen trat die Erinnerung (?) hervor, er sey, wie er aus seinem Gefängniß herausgekommen, zuerst einen kleinen Berg, dann einen großen hinaufgetragen worden. Früher hatte er nur angegeben, er sey — einen Berg hinaufgetragen worden. Obige bestimmtere Ausgabe trat zuerst hervor, als er mir auf eine Frage die überraschende Antwort gab (das heißt: als Kaspar sich wieder mal „verschnappt" hatte): das sey auf dem ersten Berg der Fall gewesen, worauf ich dieser Spur nach weiter nachfragte." Sapienti sat! Man kann in diesem Beispiel den ganzen Werdeprozeß des Hausermythus wie mit Händen greifen. Jetzt kommt ihm natürlich erst auf dem zweiten Berg der Weg grün vor, jetzt hat der Träger erst auf dem zweiten Berg „stark geschnauft". Auf dem ersten Berg aber ist er „auf beiden Seiten des Weges neben (wie an Wänden) angestreift. (Versteht sich!) Hieraus läßt sich (nicht eine eingegebene Akkommodation des heiligen Kaspar, sondern das) abnehmen, daß die erste Höhe (der erste Berg) eine kleine schmale Treppe, die zweite aber eine Anhöhe im Freien gewesen sey." Und nun folgt ein reizendes lebendes Bildchen nach den Fliegenden Blättern! „Als wir ihn über diese Gegenstände befragten (umsonst hat der arme Kerl sein Brod auch als Wundermensch nicht gegessen!), nahm ihn Prof. Hermann (wie XXXV. 2 am Schluß) auf den Rücken (wie mag der „satyrische" Kaspar innerlich gelacht haben!) und gieng mit ihm auf ebenem Boden und auf Treppen umher, um durch die Erneuerung der Empfindung seiner Erinnerung zu Hülfe zu kommen." Herr Professor mögen „geschnauft" haben!

Es fehlt aber immer noch etwas an der Tragtoilette. Denn wie konnten die zarten ungeübten Händchen sich, wie bei dieser ersten Kraftanstrengung des ganzen Lebens unerläßlich war, so fest zusammenhalten? Das „Nähere“ vernahm glücklicherweise die Kasparkommission Ende 1829.

6. „Nachdem mich der Mann auf seinen Rücken genommen und sich beim Fortgehen auch gebückt hat, so stieß mein Kopf dennoch bei einem Hinweggleiten etwas an, was mir die Ueberzeugung gewährt, daß ich durch eine niedere Thüre des Ortes meiner Gefangenhaltung hindurch getragen worden. Der Mann hatte, ehe er mich auf den Rücken genommen, mir zuvor auch die beiden Hände mit einem weißen Tuche bei den Handgelenken zusammengebunden, diese meine Hände sich sodann um den Hals gelegt und mich auf diese Weise fortgetragen. Uebrigens habe ich deutlich wahrgenommen, daß ich — unmittelbar ins Freie und gleich nachher eine Anhöhe oder einen Berg hinaufgetragen worden.“ D 5.

Diese fortwährenden Ausbesserungen des Schwindels, dieses ewige Herumflicken am Lügengewebe, diese frechen Ergänzungen und brutalen Widersprüche nennen die Hauserianer „deutlichere Erinnerungen“ ihres aus embryonalem Schlafe erwachten Tiermenschen. Das würde aber in der Prosa der Wirklichkeit, in der Sprache der Wahrheit heißen müssen: Kaspars Selbstbiographie begann „vor seiner Geburt“, seine „Erinnerungen“ reichten, und zwar mit zunehmender Klarheit, in den Mutterleib zurück.

Indem wir uns aber mit dem Fötus K. H. befassen, ist uns die „Treppe“ abhanden gekommen! Und wo bleibt das Anstreifen wie an Wänden? Wo blieb aber auf der „kleinen schmalen Treppe“ die „Kälte der Luft und die Heftigkeit des Windes“? Ich verstehe in dieser Geschichte immer besser die Abneigung meines Kollegen Petzholdt vor „Silbenstechereien“.

Wir sind Gottlob jetzt im Freien. Die Kellerwunder brauchen aber damit noch nicht aufzuhören, denn derselbe Tiermensch, der mit einem Male sprechen, lesen und schreiben lernte, hat auch ebenso schnell das Gehen gelernt.

XL. Kaspar war (in der stürmischen Erlösungsnacht) eingeschlafen und erwachte (hypervegetarisch) mit der Nase im Grase.

2. „Beim Erwachen fand er sich auf dem Boden liegend; es war kalt; er lag im Grünen auf dem Gesicht[1]); dies war überhaupt immer der Fall, so oft ihn der Mann niederlegte. Es war noch nicht ganz hell, als er erwachte. Nun richtete ihn der Mann auf und sagte ihm, er müsse gehen lernen.“ C.

Es ist endlich Zeit, eine größere Probe aus der Selbstbiographie mitzuteilen. Ich wähle die Reisebeschreibung vom Käfig bis Nürnberg. Die furchtbare Monotonie der Erzählung entstand daraus, daß das Können dem Wollen durchaus nicht entsprach. Es sollte eben der Schein eines Vorganges erregt werden, und dazu mußten die sehr schwachen Mittelchen ausreichen, welche ich durch gleichlautende Buchstaben hervorheben will.

„Als er (der Mann) mich aus dem Gefängniß trug, mußte er sich bücken, und es gieng einen kleinen Berg hinauf, vielleicht war's eine Treppe; dann gieng es ein Stück weit eben fort, ich fühlte schon große (a) Schmerzen und fing an zu (b) weinen; jetzt kam ein großer Berg, als ich ein Stück weit hinauf kam, sagte der Mann, du (c) mußt gleich zu weinen aufhören, sonst bekommst du keine Roß. Ich gehorchte ihm, er trug mich noch ein Stück weit, ich (d) schlief ein. Wie ich erwachte, lag ich auf der Erde mit dem Angesicht (e), dem Boden zugewendet. Ich bewegte mich mit dem Kopf, vielleicht sah der Mann, daß ich erwacht war, er hob mich auf, nahm mich unter den beiden Armen, und lehrte mir das Gehen. Und wie ich zu gehen anfangen sollte, schob er mit seinen Füßen die meinigen fort, um mir begreiflich zu machen, wie ich's machen sollte. Ich werde etliche Schritte weit gegangen sein, da fieng ich zu (b) weinen an, ich fühlte schon sehr viele (a) Schmerzen an den Füßen, der Mann sagte, du (c) mußt gleich aufhören zu weinen, sonst bekommst du keine Roß. Ich sagte: Roß, womit ich wollte, daß ich bald heim zu meinen Rossen käme, der Mann sagte mir, du mußt das Gehen recht lernen und

---

[1]) Hermann selbst macht dazu die Bemerkung: „er roch das Blatt der Schafgarbe auf 6, gemeinen Nachtschatten auf 11, (einen geruchlosen Knochen) auf 10 Schritte. Man denke sich nun die Wirkung der Ausdünstung des Bodens auf einen solchen Menschen!“

merken, du mußt auch ein solcher Reiter werden, wie dein Vater ist. Er plagte mich noch immer mit dem Gehen; ich fieng an zu (b) weinen, weil mir die Füße sehr wehe (a) thaten. Er sagte nochmal jene Worte: du (c) mußt gleich zu weinen aufhören, sonst u. s. w., wenn er vorher diese Worte gesagt hatte, hörte ich immer gleich zu (b) weinen auf; dießmal aber nicht, weil mir die Füße sehr wehe (a) gethan hatten; worauf er mich mit dem Angesichte auf den Boden (e) hinlegte, und ich werde eine Zeitlang gelegen seyn, bis ich (d) einschlief. Da ich wieder erwachte, hob er mich in die Höhe und sagte: ich solle das Gehen recht lernen, dann bekommst du schöne Roß, er (f) schleppte mich gerade wieder so fort, wie das erstemal. Ehe der Mann auf dem Wege mir vorzusprechen anfieng, legte er (e) mich sehr oft auf die Erde hin, weil ich immer gleich ermüdet war. Jetzt fieng er an mir vorzusprechen: I möcht a söchäna Reita wärn, wi mei Vater gwän is.

Diese Worte wiederholte er sehr oft: bis ich dieselben recht deutlich nachsprechen konnte. Ich fieng an zu (b) weinen, weil mir die Füße und der Kopf, besonders aber die Augen schrecklich wehe (a) thaten, ich sagte: Roß, womit ich andeuten wollte, man sollte mich heim zu meinen Roßen führen. Der Mann verstand, was ich damit sagen wollte, und sagte: bald bekommst du schöne Roß vom Vater, ich fieng an zu (b) weinen, er legte (e) mich nieder aufs Gesicht, ich (b) weinte noch immer fort; er sagte: du (c) mußt gleich zu weinen aufhören, sonst bekommst du keine schöne Roß, und legte mir etwas weiches unter das Gesicht, und ich hörte zu weinen auf, und (d) schlief ein. Da ich wieder erwacht bin, hob er mich auf, schleppte (f) mich fort, und mußte mir noch immer meine Füße mit den seinigen fortschieben, ich konnte noch nicht die Füße allein bewegen. Wenn er mit mir höchstens 20 Schritte weit gegangen war, fieng ich jedesmal zu (b) weinen an, und sagte: I möcht a söchena Reiter wärn, wie mei Vater gwän is. Dann sagte der Mann, wenn du (c) nicht zu weinen aufhörst, so bekommst du kein Roß. Nun hörte ich eine Zeit lang auf, weil ich meinte, dann würde ich bald zu meinen Rossen heim kommen, ich glaube, es hätte keine sechs Schritte gewährt, so fieng ich schon wieder zu (b) weinen an; er (e) legte mich nieder, und so oft er mich ausruhen ließ, schlief (d) ich aus Müdigkeit ein. Ich erwachte wieder, er hob mich auf, und schleppte (f) mich fort, er sagte mir die Worte: I möcht a söchäna Reiter wärn, wi mei Vater gwän is, noch sehr oft vor. Vielleicht

sind wir sechs bis 8 Schritte weit gegangen, fieng es zu regnen an, ich wurde ganz naß, fieng mich sehr stark zu frieren an; ich (b) weinte; weil ich immer mehr (a) Schmerzen fühlte; er (e) legte mich auf die Erde hin in nassen Kleidern, es fror mich sehr, ich konnte nicht einschlafen, weinte (b) eine Zeit lang fort, dann legte er mir wieder etwas weiches unter das Gesicht, und ich schlief (d) unter den größten (a) Schmerzen (!) ein. Wie ich wieder erwacht bin, waren die größten Schmerzen vorüber, er hob mich auf, schleppte (f) mich fort, ich hatte schon so viele Begriffe vom Gehen gelernt, daß ich die Füße selber aufgehoben und bewegt habe. Dann sagte der Mann, ich sollte nur das Gehen merken, dann bekommst du recht schöne Roß von deinem Vater, und sagte auch jene Worte, du mußt auch recht auf dem Boden sehen, worauf er mir zugleich immer den Kopf gegen den Boden neigte, und sagte, wenn du dieses recht gut so machen kannst, so bekommst du die Roß. Ich sah ohnedieß niemals in die Höhe, weil mir die Augen schrecklich wehe (a) thaten, er hätte es mir gar nicht zu sagen brauchen, aber destomehr sah ich auf den Boden. Ich fieng an zu (b) weinen, er legte (e) mich wieder auf das Gesicht, ich weinte noch immer fort; er legte mir etwas weiches unter das Gesicht, und ich hörte auf zu weinen, und (d) schlief ein. Als ich wieder erwachte, da sagte ich: Roß, er hob mich auf, schleppte (f) mich fort, ich sagte nochmal jene Worte, womit ich mich ausgedrückt habe, er solle mich heim zu meinen Rossen führen und nicht mehr so wehe thun. Ich gieng vielleicht dreisig Schritte, so fieng ich zu (b) weinen an, ich bekam nach und nach immer mehr (a) Schmerzen im ganzen Leib, besonders an den Augen, im Kopf und Füßen, dann sagte der Mann jene Worte: da hörte ich am ersten auf, weil ich große Sehnsucht nach den Pferden hatte. Er führte mich noch ein Stück weit fort, da fieng ich schon wieder zu (b) weinen an, und sagte jene Worte. Er (e) legte mich nieder und ich (d) schlief ein. Wie ich wieder erwachte, sagte ich Roß ham, womit ich mich ausdrücken wollte, mir thun meine Füße sehr wehe, er möchte mich bald zu meinen Rossen heim führen, und mir nicht mehr so wehe thun. Hierauf (e) legte er mich nieder und sagte jene Worte. Jetzt bekommst du bald Roß, aber zu weinen mußt du aufhören, mit diesen Worten (d) schlief ich ein. Ich erwachte wieder, er hob mich auf, und (f) schleppte mich fort, und ich sagte jene Worte sehr oft: ich Roß ham, ich wollte sagen ich kann es mit meinen Füßen nicht mehr so machen, aber er (f) schleppte mich doch fort unter seinen gewöhnlichen (!) Drohungen. Er führte mich

wieder fort, ich bekam immer mehr (a) Schmerzen. Dann wurde es auf einmal Nacht, ich weis es mich nicht zu erinnern, daß er mich niederlegte, aber wie es wieder hell gewesen ist, lag ich auf der Erde, ich sagte: Roß ham, damit wollte ich sagen, warum thun mir die Augen und der Kopf so wehe, und bekomme solange meine Roß nicht. Er hob mich in die Höhe und reichte mir Wasser dar, ich trank recht viel und dieses hat mich ganz erquikt; ich hätte schon eher Durst gehabt aber ich konnte kein Wasser verlangen, weil ich nicht wußte, daß mir der Mann Wasser geben könnte. Wie ich das Wasser getrunken hatte, waren meine Schmerzen viel leichter. Dann (f) schleppte er mich wieder fort, ich konnte auch etwas schneller gehen, so daß nach meiner Meinung es nicht mehr so langsam gieng als anfangs, aber dem Mann muß es doch noch zu langsam gegangen sein, weil er dennoch immer mit seinen Füßen nachschob. Als ich eine Zeit lang gegangen war, kamen wieder sehr viele (a) Schmerzen, ich fieng zu (b) weinen an und sagte: Roß ham. Er tröstete mich: Jetzt kommst du bald zu deinem Vater, ich sagte: Roß ham. Er (e) legte mich auf die Erde hin, aber ich konnte nicht gleich einschlafen und (b) weinte eine Zeitlang und sagte: Roß ham, womit ich sagen wollte, warum mir denn immer meine Augen so wehe thun, mit diesen Worten u. s. w. endlich (d) einschlief. Da ich wieder erwachte, hob er mich wieder auf und führte mich fort. Es gieng auch mit dem Gehen etwas besser nach meiner Meinung, weil mich der Mann nicht mehr so fest hielt, ich fühlte auch die Schmerzen nicht mehr so stark unter den Armen und der Mann sagte: Du mußt noch besser gehen lernen, worauf er auch wieder jene Worte sagte: Du bekommst bald schöne Roß, weil du das Gehen so gut kannst, worauf er zugleich mit seinen Füßen die meinigen dabei fortschob, und dieses machte er mir verständlich. Ich glaube, er ließ mich ein wenig freier gehen, um zu probiren, ob ich auch allein gehen könne; aber ich glaube, daß ich hingefallen sein würde, weil ich die Füße nicht mehr vorwärts bringen konnte, und auf beiden Seiten empfand ich einen plötzlichen (a) Schmerzen, der wahrscheinlich daher rührte (bravo Daumer!), daß mich der Mann geschwind ergriff, als ich hinfallen wollte. Ich fieng an zu (b) weinen, er (e) legte mich nieder und sagte jene Drohung, (!) ich hörte auf und schlief endlich ein. Als ich erwachte, war mein erstes Wort: Roß ham — I möcht a söchena Reiter wärn, wi mei Vater gwän is. Er hob mich auf, führte mich fort, ich glaube, daß das Gehen viel besser gegangen sein muß, weil ich manchmal gar keine Schmerzen unter den beiden Armen fühlte; Ich werde eine Zeit

lang gegangen seyn, so fieng es wieder zu regnen an, da ich ganz naß wurde, und sehr viel von der Kälte litte. Ich (b) weinte, er sagte diese Worte etlichemal nach einander: haben's dich angeschüttet, ich fieng sie an nachzusprechen, womit ich sagen wollte, es thut mir alles sehr wehe. Er (e) legte mich auf den Boden hin, und ich konnte nicht gleich einschlafen, weil die Kleider ganz naß waren, und sehr viele (a) Schmerzen hatte, er legte mir etwas weiches unter das Gesicht, und endlich (d) schlief ich doch ein. Wie ich wieder erwachte, hob er mich auf, schleppte (f) mich fort, ich empfand noch sehr viele (a) Schmerzen, weil ich ganz naß war, es fror mich auch sehr. Er sprach mir jene Worte immer vor; ich konnte keines nachsprechen, über das lange Vorsprechen gab ich ihm zur Antwort: Roß ham u. s. w. wollte ich sagen, warum ich denn es jetzt immer mit den Füßen so machen muß, welches mir sehr wehe thut. Er sagte, wenn du nicht mehr weinst, dann bekommst du Roß vom Vater, aber das Gehen mußt du recht merken. Ich fieng wieder zu (b) weinen an, da (e) legte er mich auf den Erdboden und mit den Worten: Roß u. s. w. (d) schlief ich endlich ein. Da ich wieder erwachte, sagte ich jene vorgesagten Worte. Er hob mich auf, schleppte (f) mich fort und sagte: Jetzt bekommst du deine Roße, aber das Gehen mußt du recht merken. Er führte mich fort eine Zeitlang, ich fühlte immer mehr (a) Schmerzen, und es wurde auf einmal Nacht, und fühlte mich ganz unbewußt. Und wenn ich erwacht bin, sah ich mich auf dem Boden liegend, und war wieder so hell, als es vor der Nacht gewesen ist, er setzte mich auf, reichte mir Wasser dar, welches ich sehr begierig trank, nach dem wurde mir sehr leicht, ich glaubte, es sind die Hälfte der Schmerzen weg. Er gab mir auch Brod, aber ich aß sehr wenig, weil ich keinen Hunger hatte, oder vielleicht konnte ich vor Schmerzen keines essen, das Wasser, welches er mir nochmal reichte, erquickte mich ganz besonders. Jetzt hob er mich auf, führte mich fort, ich konnte viel leichter gehen, ich hatte es nicht mehr so nöthig auf dem Mann seinen Armen zu liegen. Der Mann lobte mich: weil du so Gehen gelernt hast, so bekommst du jetzt bald schöne Roß. Ich konnte ununterbrochen ohngefähr 40 bis 50 Schritte weit gehen, welches mir vorher nicht möglich war. Ich fieng jene gemerkten Worte an zu sprechen, wodurch ich immer meine Ermüdung und Schmerzen ausdrücken wollte; er (e) legte mich nach diesen Worten sogleich auf die Erde hin; ich war sehr müde und schläfrig und (d) schlief sogleich ein. Da ich erwacht bin, hob er mich auf, nahm mich das erstemal unter einem Arm, schleppte (f)

mich fort und sprach immer fort die nämlichen Worte, bis ich sie recht gemerkt und deutlich nachsprechen konnte. Er plagte mich solange, weiter zu gehen, bis ich anfieng zu (b) weinen. Er (e) legte mich auf die Erde hin, und sagte: du (c) mußt gleich zu weinen aufhören, u. s. w. ich war sehr ermüdet, und (d) schlief sogleich ein. Ich erwachte wieder, er hob mich auf, führte mich fort. Er (e) legte mich noch etlichemal nieder, um mich ausruhen zu lassen, bis er mir die Kleider wechselte. Er setzte mich auf die Erde hin, ohne daß ich es verlangt hatte, zog mir meine Kleider aus, legte mir andere an, in denen ich in die Stadt Nürnberg kam. Während er mir die Kleider auszog und diese anzog, war er hinter mir, er langte nur vor. Als ich angezogen war, hob er mich auf, wollte mich wieder fortführen, aber ich fieng an zu (b) weinen, und sagte jene gemerkten Worte: womit ich sagen wollte, ich kann nicht mehr gehen, ich bin sehr müde, es thun mir auch die Füße sehr (a) wehe; dann sagte der Mann: wenn du (c) nicht gleich aufhörst zu weinen, so bekommst du keine Roß u. s. w., allein ich hörte nicht auf, bis er (e) mich niederlegte, daß ich ausruhen konnte, ich (d) schlief ermüdet ein. Da ich erwacht bin, sagte ich jene Worte. Hierauf reichte er mir Wasser, welches mich so sehr erquickte, welches ich nicht beschreiben kann; er hob mich ganz in die Höhe und führte mich fort, und sagte mir immer dieselben Worte vor, bis ich sie recht deutlich nachsprechen konnte. Dann probirte er auch, ob ich noch nicht allein gehen kann, er ließ mich frei und allein und hielt mich nur hinten am Jäckchen. Aber ich würde doch noch etlichemal hingefallen seyn, denn ich konnte einigemal meine Füße nicht mehr vorwärts bringen, und fühlte einen starken (a) Schmerzen an beiden Seiten.[1] Ich fieng an zu (b) weinen, und sagte die gemerkten Worte, womit ich sagen wollte, er solle mir nicht so wehe thun. Er tröstete mich wie immer und (e) legte mich gleich nieder, und ich (d) schlief sogleich ein. Als ich erwachte, sagte ich dieselben gemerkten Worte, damit wollte ich sagen, was denn dieses sey, welches mir immer fort in den Augen so vielen (a) Schmerzen verursachte, und gar nicht aufhörte, wehe zu thun. Er hob mich auf und (f) schleppte mich fort, und sagte: Du mußt das Gehen recht merken, worauf er mir wieder neue Worte vorzusprechen anfieng. In dem großen Dorf da ist dein Vater, der giebt dir schöne Roß, und wenn du auch ein solcher Reiter bist, dann hole ich dich wieder. Jetzt fieng ich wieder zu (b)

[1]) Daß Daumer diesen Zug souffliert hatte, verriet er selbst 1832, II. S. 5.

weinen an, er (e) legte mich nieder, und lies mich ausruhen. Er hob mich auf, führte mich wieder fort und fieng jene Worte an vorzusprechen; ich fieng sie alle nachzusprechen an. Hierauf sagte er: dieses merken und nicht mehr vergessen, worauf er wieder andere Worte sprach, und gab mir den Brief in die Hand. Dahin weisen, wo der Brief hin gehört. I möcht a söchena Reiter wärn, wie mei Vater gwän is. Dieses sagte er mir am öftesten vor, bis ich sie deutlich nachsprechen konnte. Ich (b) weinte, er legte mich nieder und ich (d) schlief aus Müdigkeit ein. Da ich wieder erwacht bin, reichte er mir wieder Wasser dar, ich trank, welches sehr gut war, nachdem hob er mich auf, führte mich fort, worauf er mir immer dieselben Worte vorsprach, und zugleich auch den Brief in die Hand gab, und wenn ein Bu kommt, so mußt du es so machen. Von dieser Zeit an, da er mir die Kleider gewechselt hatte, legte er (e) mich gewiß noch zehnmal (früher **dreißigmal**, vor der Kommission **ein paarmal**) auf die Erde hin, um mich ausruhen zu lassen, wobei er immer diejenigen Worte vorsprach, um ja keines zu vergessen. Als mich der Mann stehen ließ und mir den Brief in die Hand gab, sagte er diejenigen Worte noch mal vor, worauf er mich verlassen hatte, bis derjenige Mann (köstliche Wendung!) meinen Brief abnahm und mich in (!) das Haus des Herrn Rittmeisters brachte."

Von anderen Wiederholungen abgesehen, haben 18 mal die Schmerzen, 23 mal das Weinen, 7 mal das Versprechen, 15 mal das Einschlafen, 17 mal das Hinlegen (und Aufheben), 11 mal das Schleppen aushelfen müssen, und das soll (XLVI. 3) nur ein Tag aus Kaspars Leben gewesen sein! Nur **ein** Tag? Allerdings, und das ruft uns wieder zur Betrachtung der synoptischen Kasparevangelien zurück.

XLI. Da (am ersten Tage) lehrt ihn der Unbekannte gehen.

2. „Wankend und zitternd versuchte nun Kaspar seine ersten Schritte. Von der Kälte und dem starken Geruch des Bodens that ihm der Kopf weh und er weinte. Der Mann redete ihm zu, immer nur leise, nicht heftig; geschlagen hat er ihn nie mehr seit jenem einzigen Schlag (vgl. I. S. 217 Anm. Z. 5 unt. und S. 218 Z. 4—6!). Oft (alle 6—8 Schritte) mußte er niedergesetzt werden, um von der großen Anstrengung auszuruhen. Oft legte ihn der Mann, dann immer aufs Gesicht. Er lehrte ihn, wenn

er geruht habe, zu sagen: mal komm! Denn er ging immer etwas abseits, während Kaspar saß (?) oder lag . . . Bald fühlte er auch Schmerz — wo ihn die Stiefel drückten. (In der Bekanntmachung steht, daß ihm das Gehen „sehr schwer" fiel, denn er war barfuß und seine Fußsohlen sehr weich.) . . . Ebenso wenig wurde er gefahren. Den Tag über gab ihm der Mann dasselbe Brod zu essen, das er bisher bekommen, und ließ ihn Wasser aus einer Glasflasche trinken, die er, wie K. meint, in der Seitentasche stecken hatte."

Merker hat (Anm. 20 und 26) schon bemerkt: „K. H.'s Lehrmeister gab seinem Zögling, der an zwei Stöcken nicht zu viel Stützen gehabt hätte, nicht einmal einen Stock in die Hand, denn seine Geschichte lehrt uns nicht, daß er mit einem Knotenstock in der Hand in Nürnberg erschienen ist." Hier ist unläugbar ein Wunder geschehen. Aber auch der Doppelgänger hatte keinen Stock. „Er wanderte, mit H. auf dem Rücken, eine halbe Nacht hindurch, und zwar einen Berg hinauf, er trug ein Laib Brod von solcher Größe, daß Beide sich drei Tage auf einer anstrengenden Reise davon sättigten; er trug ein Bündel mit Kleidungsstücken und außerdem noch eine gefüllte Wasserflasche, welche Letztere wenigstens sehr entbehrlich war. Doch die Robinsonade wird erst recht vollständig, wenn der Unbekannte auch noch eine gefüllte Wasserflasche bei sich führt."

Die ersten Laufversuche sollten Kaspars Füße ursprünglich allein gemacht haben, später aber wurde ihm besser nachgeholfen.

3. „Es war damals auch im Freien noch nicht helle, was mir genau beifällt, wobei ich jedoch in einen Schlaf verfiel, aus dem ich auf dem Boden liegend erwachte. Als der Mann merkte, daß ich erwacht war, hob er mich auf, faßte mich unter beiden Armen und lehrte mir das Gehen, indem er meine Füße mit den seinigen fortschob." (Bravo Daumer!). D 5.

Eine von den Fliegenden Blättern illustrierte Geschichte Kaspar Hausers möchte ich noch erleben.

XLII. Zweite Nacht. Paidophoros und Kaspar lagern sich auf dem Boden, es regnet heftig.

2. „Wie es dunkel wurde, sah er wieder Grünes vor sich. Der Boden war den Tag über eben gewesen. Der Mann legte ihn auf das Gesicht und er schlief ein. Als er erwachte, war's noch finster, er fühlte Kälte und zum ersten Male Nässe . . . jetzt wisse er, daß es geregnet habe, doch sanft; denn er hörte kein Plätschern. Dies ist überhaupt im Walde, wo er wahrscheinlich lag, selten der Fall." C.

3. „Der Mann" ist allmählich gesprächiger geworden, wie Kaspar uns S. 253 ff. erzählt hat, der Regen aber allmählich nässer. Daß man aber von Neumarkt nach Nürnberg Wälder passiert, ist vollkommen richtig.

XLIII. Zweiter Tag. Laufstunde, es geht sich schon leichter.

2. „Noch ehe es tagte, hob ihn der Mann auf, und er mußte wieder gehen. Er sah kein Hinderniß im Wege, wie etwa von Bäumen, nur Grünes. Als es helle geworden, war der Boden nicht mehr so grün, sondern weißer und mehr glatt (eben); nur hatte er Gruben. Den zweiten Tag setzte er sich recht vielmal nieder und wurde von dem Manne stets durch das Versprechen schöner Pferdchen bei seinem Vater wieder aufgetrieben. Gegen Abend besserte sich das Kopfweh etwas, das Gras, das er jetzt deutlich sah, ging ihm bis über die Knöchel herauf; er glaubt Blumen daran gesehen zu haben." C.

3. Kaspars gelehrte Dienerschaft hat (S. 266) nachträglich das grüne Gras kahl abgemäht und die Blumen unbarmherzig ausgerauft, was wir nur loben können.

LXIV. Dritte Nacht. Zweites Nachtlager im Freien, es regnet aber nicht.

2. „Wieder legte ihn der Mann, als es dunkel, auf das Gesicht nieder in's feuchte Gras (der lebenslängliche Rückenlieger wird permanenter Bauchlieger), welches das ganze Gesicht verhüllte. Dies war ihm wegen der Feuchtigkeit und des starken Geruchs recht peinlich, und er versuchte oft aufzustehen, aber er konnte nicht." C.

3. Mit dem Anbruch der dritten Nacht lagerten sie sich abermals im Freien auf der Erde; diesmal schüttete zwar der Himmel

nicht, doch war es sehr kalt, und schneidender Frost schüttelte die Gebeine des an Erfahrungen dieser Art ungewohnten (?) Jungen." Kemptener Skizze bei Hitzig, auf dessen Wunsch von v. Pirch beglaubigt. „Ich glaube die Wahrheit des Inhalts jener Broschüre durchgängig bestätigen zu können; alles was ich in Nürnberg in Erfahrung brachte, (d. h. faseln hörte), stimmt mit dem in der Schrift Angeführten völlig überein; es ist wohl nicht zu verkennen, daß dieselbe aus den Untersuchungsakten (aus Binders Bekanntmachung!) geschöpft ist."

XLV. Dritter Tag. Paidophoros holt Kaspars Garderobe aus einem Bündel zum Vorschein und zieht ihm dieselbe an.

2. „Am dritten Morgen abermals Versprechungen, ihn bald zum Vater zu bringen, oftmaliges Niedersetzen. Noch konnte er nicht weiter, als etwa 20—30 Schritte gehen, ohne sich zu setzen. Nun führte ihn der Mann nur mehr mit einem Arm und endlich mußte er allein gehen, was aber, wie er es zeigt, so wankend und langsam ging, daß 100 seiner Schritte kaum 30 der gewöhnlichen gaben. Nachdem er oft war niedergesetzt worden, sagte endlich der Mann, nun kämen sie bald zum Vater.

Er setzte ihn, zog ihm die Lederhosen aus und graue Tuchhosen an; ebenso wechselte er ihm das Hemd (wo bleibt das zweite?) und den Kittel. Statt des großen Bauernhutes mit breiter Krempe erhielt er einen runden, den der Mann gehabt und dieser setzte jenen auf. Die Stiefel behielt er an (während er bei Binder sogar die blauen Strümpfe des Wegführers ankriegt). Der Mann scheint den Kittel mit ihm getauscht zu haben, obwohl Kaspar weder hierüber, noch ob derselbe einen Bündel getragen, sicher ist." C.

3. „Mit der ersten Helle des dritten Tages (das Ungeheuer ist wenigstens nicht lichtscheu!) setzten die seltsamen Wanderer die Reise in der vorigen Weise fort. Auf einmal nahm der Unbekannte, noch in weiter Entfernung von Nürnberg, aus einem Bündel die schon (in Hausers Signalement) beschriebenen Kleider hervor, und legte diese, nebst den blauen Strümpfen, die er sich selbst von den

Füßen zog, unserm erstaunten (wirklich?) Hauser an . . . Auch die Beinkleider, welche Hauser im Kerker und bis jetzt getragen hatte, zog (au!) nunmehr sein Führer an." Bei Hitzig.

„War denn der Führer Hausers nicht größer und nicht stärker als dieser, daß Hausers Beinkleider ihm paßten?" fragt Merker Anm. 25. Gewiß, denn Kaspar „entsann" sich den 7. Nov. 1829, daß der Mann keineswegs klein war (was Kaspar 1828 wohl war), er näherte sich vielmehr der größeren, als der mittleren Statur, Brust und Schultern waren breit, was K. besonders wahrnahm, als er sich auf dessen Rücken befunden." Kurz, es war ja „der schwarze Mann", der Kaspars Hosen angezogen haben sollte.

4. „Nicht lange zuvor, ehe er zu Nürnberg wahrgenommen worden (im „wenig besuchten Hallerthörchen" vielleicht? L.), habe ihm der Mann die Kleider angezogen, mit denen er zu Nürnberg erschienen. Sehr schmerzhaft sei es ihm gewesen, als ihm die Stiefel angezogen worden; denn der Mann habe ihn auf die Erde niedergesetzt, ihn von hinten gepackt, seine Füße gewaltsam hinauf gezogen, und ihm so vom Rücken her seine Füße in die Stiefel hineingezwängt. Nun sei es wieder vorwärts gegangen, noch elender als zuvor." F.

5. „Nachdem ich oft ausgeruht und geschlafen, vom Regen durchnäßt und durch Kälte erstarrt worden, so setzte mich der Mann, ohne daß ich es verlangt hatte, auf die Erde und legte mir diejenigen Kleider an, in welchen ich hieher gekommen bin. Diese Kleider bestanden aus einer Jacke von grauem Tuch, dergleichen langen Beinkleidern (man vergleiche das Bild des „Findlings"), kurzen Stiefeln, rundem Hut, 2 Hemden und 2 Halsbinden. Zur Bezeichnung der Hemden kann ich angeben, daß solche mit einem „G" roth bezeichnet waren, während das Sacktuch, welches ich ebenmäßig mit hieher gebracht habe, und auch noch besitze, mit „H" roth bezeichnet ist. Während ich mit diesen Kleidern angethan worden, stand mein Führer ebenmäßig hinter mir, daher ich ihn auch damals nicht im Gesichte sehen konnte." D 5. Der Schnurbart (I. S. 161) kam ihm später.

Die Kleider (die graue Jacke mit dergleichen langen Beinkleidern und der Hut) wurden vorgezeigt und anerkannt. „Die

Hemden,[1]) die ich mit hieher gebracht, sind zerrissen, die Stiefel als ganz zerlumpt weggeworfen worden, nur das Schnupftuch besitze ich noch . . . Das hier vorliegende Sacktuch ist von mir hieher gebracht worden, daher ich solches (auf Befehl nämlich der Kommission vom Winter 1829) übergebe. Wobei Komparent ein weiß und rothes Sacktuch, **K. H.** bezeichnet, übergeben hat.“ Anderthalb Jahre lang ließ man Kaspar im Besitze dieses vernichtenden Indiciums, und der Besitzer hatte nicht einmal nötig, diese gefährliche Waffe zu zerbrechen.

Die possierliche Umkleidungsgeschichte (unterwegs statt im Käfig) hat gewiß ursprünglich anders gelautet. Die Aufgabe war, Kaspars mitgebrachte Garderobe mit der Einsperrungsgeschichte zu verbinden. Im Käfig also durfte er sie nicht schon anhaben, sein Doppelgänger tauschte also auf der Zauberfahrt die Toilette mit ihm aus; das ist wohl die ursprünglichste Lesart, die noch aus Nr. 2 (Umtausch der Hüte und der Kittel), Nr. 3 (Umtausch der Hosen) hervorguckt, während bei Binder die Strümpfe und Stiefel ebenfalls Fragmente der Urgeschichte enthalten. Aber die Sache hatte ihre großen Gefahren: das Hirngespinst wurde immer selbständiger, es wuchs zum „Ungeheuer“ und „schwarzen Mann“ heran, und warum sollte der Doppelgänger zwei Hemden getragen haben?

XLVI. Der Entführer hat ein großes Brot und eine Wasserflasche in der Tasche.

Das „große Laib“ ist mit dem Mythus nicht gewachsen, sondern im Gegenteil immer kleiner geworden und zuletzt verschwunden. Denn das Verzehren dieses Vorrats führte auf ein Zeitindicium, an welches die Laien Kaspar und Binder nicht, die Professoren Daumer und Hermann aber wohl gedacht haben.

2. „Auf die nachholend gestellte Frage, wie oft er unterwegs seine Nothdurft verrichtet, erwiederte er, weder Oeffnung gehabt,

[1]) Mit einem G [?] bezeichnet (Hickel S. 6). Nach dem Mathematiker Hermann, der eins dieser Hemde sah („das Hemd hat am Hals Haften und Schlingen und am Ende des Brustschlitzes einen Buchstaben mit rothem Garn eingenäht; es ist grob, doch nicht sehr zerrissen“) wäre es eher ein C (= Caspar?); Hiltel meinte, es wäre ein H (= Hauser?) gewesen.

noch Wasser gelassen zu haben. (Wie sollte der Doppelgänger ihn dabei auch gehalten haben, ohne sein Antlitz zu zeigen!) Er habe nur zweimal zu essen bekommen, jedoch öfters getrunken." Aber wo bleiben wir da mit dem genauen Reisetagebuch der drei Tage, wo bleibt da v. Pirchs Terrainstudie? Und die scharfe Trennung der Tage und Nächte? Die verschwinden einfach in dem fehlenden Stuhlgang. „Ich fand (!), berichtet der Kasparschamane Daumer (D 8), „daß das von Hauser angegebene Nachtwerden auf dem Wege nichts als Augenverdunkelung bei äußerster Erschöpfung war, worauf er schlief . . . (Bei Feuerbach bedeutet „das Nachtwerden in Kaspars Sprache auch so viel wie ohnmächtig werden"!). H. wurde — vielleicht gefahren, machte den Weg nach Nürnberg höchst wahrscheinlich in einem Tage, wurde von seinem Führer in die Stadt gebracht (nicht hinein geschickt), und auf dem Platze, wo man ihn fand (!), verlassen." (Der Leser wolle I, S. 401 Nr. 3 gefälligst einmal nachschlagen, was man außerdem noch als ganz sicher annehmen kann!) Hermann vollendet die Beweisführung als Mathematiker. „Das Alles zusammengenommen deutet wohl mit ziemlicher Sicherheit auf einen nur eintägigen Weg hin. Denn da er erst am andern Tage nach seiner Ankunft in Nürnberg Oeffnung hatte, während er im Käfig täglich ganz regelmäßig zu Stuhle war, da auf der Reise seine Nahrung sich nicht veränderte, und die Erkältung im feuchten Grase eher auf Erregung von Durchfall schließen läßt, so ist es höchst unwahrscheinlich, daß er 4 Tage lang ohne Oeffnung gewesen sein sollte." Und damit verschwand der Schwindel, wie Kaspars zerlumpte Stiefel, in Hiltels Abtritt.

3. Als die Attentatskommission ihn fragte, wie lange Zeit er glaubte, sich von dem Orte seiner Gefangenschaft bis Nürnberg unterwegs befunden zu haben, erwiderte er: „Vor Allem muß ich bemerken, daß ich bei meinem Eintritt in die große Welt — oder als ich hier zum Bewußtsein gekommen bin, so oft mir das Gesicht durch die Sonne (!) oder in Folge allgemeiner Ermüdung vergangen, ich jederzeit gesagt habe: es wird Nacht. In meiner Lebensgeschichte habe ich öfter vom Nachtwerden gesprochen, was nur in

dem oben erwähnten Sinn zu verstehen ist. Uebrigens kann ich über die Dauer der Reise nach Tag und Nacht nicht urtheilen.[1]) Wenn ich jedoch berücksichtige, daß ich während meiner Hieherschaffung nur ein einzigesmal Brod (vgl. 2) und das in geringer Quantität gegessen habe, daß ich nicht mehr, denn dreimal Wasser getrunken, auf der ganzen Tour mein Wasser nur einmal abgeschlagen (also doch!), eine Leibesöffnung gar nicht gehabt habe, so möchte aus diesen Umständen wohl mit Bestimmtheit anzunehmen sein, daß ich nicht länger denn eine Nacht und einen Tag unter Wegs gewesen". Was sagt man aber jetzt zum Laufwunder?!

XLVII. Kaspar sieht zum erstenmal einen Rosenkranz, lernt das Vater unser und den Marianischen Gruß, die er am 7. Juli 1828 noch gut hersagen kann.

Diese gegen das ganze Kasparmärchen entscheidende Thatsache — denn das Hersagen dieser katholischen Gebete war nicht Vermutung — ist später aus allen Recensionen verschwunden!

XLVIII. Man kommt auf der Reise auch an Häusern und Menschen vorbei.

2. „Gegen die Stadt her stieg der Weg etwas an. Er wisse gewiß, über keinen Steg gekommen zu sein, da er sich jetzt noch fürchte (?), über einen zu gehen. Ob über eine Brücke, wisse er nicht. Pflaster fühlte er erst in der Stadt. Ausdrücklich versichert er, nie über einen Berg gekommen zu sein (man denke sich Kaspar Münchhauser und seinen Doppelgänger als Bergsteiger!), den ersten ausgenommen. Er habe, als ihn der Mann verlassen, viele Häuser um sich gesehen; doch habe er damals nicht gewußt, was er sehe; erst später habe ihm der Gefängnißwärter gesagt, es seien Häuser. (Daher hat er bei v. W. schon die Klingel gezogen?) Auf dem ganzen Wege ist ihm nie irgend ein lebendes Wesen begegnet." C.

---

[1]) Wenn das im Freien noch nicht möglich war, so war es vorher im „Loch" noch unmöglicher, und damit stürzt auch der ganze Schwindel mit dem unterirdischen Unterricht (XXVII) zusammen.

XLIX. Kaspar aber soll nur ja immer auf den Boden sehen, welchen er auch pünktlich nachkommt.

Über diese wider die Nachfrage erfundene widerwärtige Kinderei bemerkt schon Merker (28): „Hier siegt der Gehorsam über alle Naturtriebe. Das Wunderbare um den Wanderer her erregte seine Aufmerksamkeit, seine Neugierde keineswegs in dem Grade, daß er es auf dem langen Wege gewagt hätte, unter dem Hute hervor — ein wenig um sich zu schauen. An diesem Gehorsam muß freilich der Inquirent mit seinen Forschungen scheitern.“

2. Im 3. Verhör über seine Herkunft aber spricht der Bursche, wie ein kleiner Feuerbach, schlankweg von „der verwirrenden Masse der unendlichen Mannigfaltigkeit von Gegenständen in der ihm ganz neuen Welt, so daß er sich fortwährend in betäubtem Zustande befand.“ Schade! „Während der ganzen Reise kam ich auf keinen Fahrweg, geschweige denn auf (eine) Chaussee. (Es ist mir auch nicht erinnerlich, Wasser oder eine Brücke auch nur mit einem Blicke auf der Reise gesehen zu haben.) Der Weg ging fortwährend auf weichem Sand von gelblicher Farbe und ich entsinne mich, zu verschiedenenmalen (also doch!) über sog. Fußsteige geschritten zu sein. Ich bin noch nie (!) weit über die Stadt hinausgekommen, daher ich denn auch nur auf der Peterhaide Aehnlichkeit mit dem Wege meiner Reise bemerkt zu haben glaube.“ Die Kommission machte später noch einen schüchternen Versuch.

Kommissionsfrage. „Durch Spaziergänge, sonderheitlich aber durch Ihr Reiten haben Sie die Umgegend der Stadt wohl kennen lernen; in welcher Richtung glauben Sie hieher gekommen zu sein? Antwort: Was ich nicht überzeugt bin und was ich nicht gewiß weiß (!), darf und kann ich nicht sagen, daher ich denn zu dieser Frage Auskunft zu geben nicht vermag.

Kommissionsfrage. Daß Sie unterwegs auf Menschen gestoßen, muß allen Umständen nach angenommen werden; welche Wahrnehmungen haben Sie deßfalls gemacht? Antwort: Auf meiner ganzen Reise entsinne ich mich nicht, weder einen Menschen, noch irgend ein Gebäude bemerkt zu haben. Der Schuhmacher Weick-

mann, der mich, wie er mir selbst erzählte (!!), in der Gegend des Unschlitthauses gefunden (!!!) hat, ist das erste menschliche Wesen, dessen ich mir bewußt bin, daher ich auch nicht wenig erstaunte, als ich vor dem Hause des Hrn. Rittmeisters v. Wessenig noch mehrere Menschen gesehen habe."

L. Bei Nürnberg erhält Kaspar den Brief, der Wegführer verschwindet.

An diesem einen Punkte zerschellt das ganze mythische Lügenmonstrum. Denn wie kommt der Kaspar des dargestellten Märchens von seinem Doppelgänger bis zum Unschlittplatz? Nach Binder geht er „immer gerade vor sich hin" (d. h. auf den Boden sehend, denn er darf bei Leibe das Einzugsthor nicht wiedererkennen!) und kommt so zum Thor.

2. „Nun ließ ihn der Mann vor sich hergehen, der Weg war weiß (lag Pfingstschnee?). Wenn es oft geschehen, so habe er sich noch dreißigmal gesetzt, von da an, wo er die Kleider gewechselt, bis zur Stadt. Der Mann sagte ihm, in dem großen Dorfe wohne sein Vater; er sah aber nichts davon, da er auf den Boden blickte. Endlich stand der Mann mit ihm still, gab ihm einen Brief in die Hand, sagte zu ihm, er solle ihn hinhalten (!) und verlangen, ihn hinzuweisen, und verließ ihn unter dem Versprechen, bald wieder zu kommen. Gegen die Stadt her stieg der Weg etwas an" (C), folglich trennt Kaspar sich auch hier noch draußen im Freien von seinem Schatten. Da bleibt also immer noch eine höchst gefährliche Lücke, ein Abgrund bis zum Unschlittplatz zu überbrücken. Man hat zuletzt den tödlichen Sprung bis dorthin gewagt.

3. „Unter dieser Aeußerung gab mir mein Führer den Brief, den ich mit hieher gebracht habe, in die Hand, und die letzten Worte, die ich von demselben gehört habe, lauteten:

„„Dahin weisen, — wo der Brief hingehört.""

Nachdem wir noch ein Weilchen zusammen gegangen waren, der Mann mich namentlich auch noch ein paarmale hat ausruhen lassen, verließ mich derselbe oder vielmehr er verschwand, ohne daß ich wahrnahm, ob er zurück oder bei Seite gegangen."

„An dieser Stelle, wo mich mein Führer verlassen hatte, stand ich ein gutes Weilchen und schon weinte ich, ob des Schmerzens meiner Füße vom Gehen auf dem Pflaster der Stadt, als ich jenen kleinen Mann wahrnahm, der mir in der Folge als der Schuhmacher Weickmann vorstellig gemacht wurde, und von dem ich an das Haus des Herrn Rittmeisters v. Wessenig geführt worden bin. Ich weiß es wohl, daß Weickmann angibt (diese freche Verneinung beeidigter Aussagen — denn Merk war auch noch da, und der Thor-Examinator und die Militärwache — ließ die Kommission wieder ohne Konfrontation durchschlüpfen!) er habe mich nur bis an das neue Thor geleitet; es verhält sich aber nicht so (!), und ich kann mit Bestimmtheit versichern, daß ich durch ihn unmittelbar an das Haus des Herrn Rittmeisters v. W. geführt wurde.“

Wie Kaspar und die kluge Kommission diese Antwort verstanden haben, muß noch ausdrücklich belegt werden.

Kommissionsfrage (24): „Nach dem, was Sie am Schlusse Ihrer Angabe zu Frage 8 sagten, so wurden Sie innerhalb der Stadt[1]) von Ihrem Führer verlassen? Warum haben Sie Ihrer Gefühle, Ihrer Wahrnehmungen nicht erwähnt, als Sie die Stadt, deren Gebäude u. s. w. erblickt?“ Antwort: „Wie ich in die Stadt gekommen, dessen bin ich mir durchaus nicht bewußt, ich habe auch die Stadt weder in der Entfernung noch in deren nächster Umgebung bemerkt, weil ich mit der Haltung meines Körpers beschäftigt, nur vor mich hin, auf den Weg sah, auch durch die Schmerzen meiner Augen und aller meiner Glieder von äußeren Gegenständen durchaus abgezogen war.“ D 5.

Der Jüngling, der vor der Kommission aussagte: „mein Gefühl ist äußerst stark und treu und leitet mich auch ohne zureichenden Grund richtig und vollständig“ (besonders bei „Attentaten“?); der nach Jahren noch genau anzugeben weiß, wie oft er unterwegs

[1]) Feuerbach: „Daß derjenige, von welchem H. nach Nürnberg gebracht worden, ein mit Nürnberg und dessen Oertlichkeiten genau bekannter Mann sein müsse, ist gewiß, und daß er ehemals als Soldat bei einem dortigen Regiment gedient, wenigstens höchst wahrscheinlich.“

geweint, geschlafen, geruht, getrunken, dies und das gesagt hat — der weiß nun auf einmal nicht, wie er nach dem Unschlittplatz kam.

Kaspar war übrigens doch so freundlich, den Brief „anzuerkennen, weil ihm der Herr Bürgermeister (Binder) schon zur Zeit, als er das Lesen (zum 2. Mal) gelernt hatte, diesen Brief gezeigt und zum Selbstlesen vorgelegt hat."

Der größte Schwindel aber ist ein lithographisch und photographisch öfter reproduziertes Bild, das Hauser mit dem Brief an v. Wessenig in der linken und dem Hut in der rechten Hand darstellt. Es ist das nur ein nachträglich entworfenes Phantasiebild, das nicht die Wirklichkeit, sondern das rekonstruierte Hausermärchen wiedergiebt; denn wir wissen, daß Kaspar erst unterwegs den Brief aus der Tasche gezogen und Weickmann denselben gezeigt hat. Er stand nicht in dieser Haltung, bis man ihn fand, sondern er schritt auf die beiden Nürnberger zu und erkundigte sich nach dem Weg. Coppenrath in Regensburg aber hat nach diesem Bilde von dem Hofphotographen Jos. Albert in München einen Lichtdruck in Kabinettformat (Preis 60 Pfennig) herstellen lassen, von dem es bei Kolb (1883 letzte Blattseite) schlankweg heißt: „Das Porträt des Nürnberger Findlings K. H. nach einem bei seiner Ankunft (!) in N. gefertigten, wohlgetroffenen Bilde." Die Frankfurter Zeitung vom 20. Januar 1884 (Extra-Beilage) erzählt dem Publikum, daß die Herzogin von Hamilton „das Porträt Hausers stets über ihrem Bette hängen hatte, und daß sie im Jahre 1874 eine große Photographie des einzigen guten Bildes von Hauser, das sich in den Händen einer Tochter Feuerbachs befand[1]), dankend entgegen nahm." Hier ist wieder von Kreuls Pastellgemälde die Rede. Am Schlusse des Aufsatzes aber folgt die Unterschiebung des vor unserem 4. Buche dargestellten Bildes: „Wir fügen noch bei, daß in demselben Verlag (wie Kolbs letzte Kasparleistung) auch ein

[1]) Das Kasparbild der Eleonore Feuerbach, Tochter des Philosophen Ludwig Feuerbach, ist jetzt in Speier. In einem Briefe der Herzogin von Hamilton lese ich, daß die Behauptungen der Frankfurter Zeitung über sie „Verleumdungen sind", und daß „die Geschichte von der Dame, die über ihrem Bette das Bild des K. H. soll gesehen haben und noch obendrein bekränzt, rein erfunden ist."

Porträt K. Hausers (Preis 60 Pfg.) erschienen ist. Es ist ein Lichtdruck von dem Bilde, von dem vorhin die Rede war. Man kann das feine und intelligente Gesicht des unglücklichen Findlings nicht ohne" — gesteigerte Hochachtung gegen Kolb, Coppenrath und ihr Organ betrachten. Nun hat aber leider kein Geringerer als Daumer selbst uns Hausers Kritik über das einzige gute Bild aufbewahrt. Es heißt dort: „An einem Bilde, das ihn darstellen sollte, wie er nach Nürnberg gekommen, tadelte er im Sommer 1828 die Stellung der Füße. Zu jener Zeit, sagte er, sei er stets mit einwärts gekehrten Füßen gegangen und gestanden; hätte er stehen wollen, wie das Bild, so wäre er umgefallen." Womit auch der Schwindel in Regensburg und Frankfurt umfällt.

XXVI.

In Nürnberg.

„Wäre alles an mir so gut, wie mein Hintertheil, so stünde es sehr gut mit mir."

Kaspar Hauser (bei Daumer 1873 S. 218, bei Feuerbach S. 103 vgl. I. S. 334 unten Z. 3).

Weltkundig war nun einmal: 1) daß Kaspar Hauser nach Nürnberg gekommen war, um bei der leichten Reiterei einzutreten, 2) daß man ihm den Weg zu dem Adressaten des Briefs gezeigt, 3) daß er mit mehreren Leuten gesprochen, und 4) daß man ihn erst zur Polizei und sodann in das Vagabundengefängnis geführt hatte.

Die lügenhafte Rekonstruktion dieser Thatsachen[1]) bildet den Schluß der Lebensbeschreibung, die man aber geraten fand, nicht über den 27. Mai 1828 hinauszuführen. Auch in diesen letzten Blattseiten herrscht dieselbe einschläfernde Eintönigkeit: „ich begann zu weinen" (bei Merk, v. Wessenig, bei der Polizei, im Turme, bei Hiltel, ohne daß man nachträglich diese Zeugen darüber vernommen hätte). Der „Schmerz" singt dieselbe Litanei, außerdem kann er jetzt das Sonnenlicht nicht mehr so gut wie auf dem Unschlittplatz ertragen. Bis dahin hat er von der Außenwelt **nichts** wahrgenommen, denn er durfte von dem Wege **gar nichts** wissen. Von

[1]) „Als er vom Polizeigefangenwärter (Hiltel) entkleidet wurde, schwamm, wie dieser (?) sich ausdrückte, in den Stiefeln das Blut." Den Mann, der am 30. April 1871 diese starke Unwahrheit (denn Hickels Aussagen hat er gekannt) zu München niederschrieb, hielt ich anfänglich für einen Schwachkopf, jetzt aber nicht mehr. Er heißt G. Freiherr von Tucher, Ober= rc. a. D.

Händen, drucken ließ: „Erst nach einigen Tagen fiel ihm der Schlag der Thurmuhren und das Geläute der Glocken auf; er gerieth dadurch in das höchste Erstaunen.“ Wir auch.

Man sieht aus jedem Zug, daß K. H. ganz genau auf alles acht gegeben und alles richtig behalten hatte. Wir haben schon gehört, daß er sich des zinnernen Tellers und der Farbe des Biers bei Merk erinnerte. So wußte er noch, daß das Wasser im Stall „sehr gut! frisch war, daß er 3—4 Gläser austrank und sich ganz gestärkt fühlte. Dann“, erzählt er richtig weiter, „legte ich mich in den Pferdestall und schlief ein. Als der Herr Rittmeister nach Hause kam, weckte man mich auf — man führte mich aus dem Stall heraus. Ich sehe des Herrn Rittmeisters Uniform und seinen Säbel, ich erstaunte und erfreute mich sehr daran, und wollte auch ein solches haben. (Kaspar Hauser und die Akten einstimmig!) Dann führten sie mich auf die Polizei ... Als ich auf die Polizei hinkam, waren sehr viele Menschen da, und ... da gaben sie mir einen Schnupftaback, welchen ich in die Nase hin thun mußte ... Sie plagten mich noch mehr mit allerhand Sachen ... Als ich eine Zeitlang auf der Polizei gewesen war, führten sie mich auf den Thurm ... Und während dieser Zeit, als ich (nach der Uhr) horchte, kam ein Mann zu mir her und fragte mich um allerhand Sachen, ich gab ihm vielleicht keine Antwort (!), weil meine Aufmerksamkeit auf das gerichtet war, was ich hörte. Von dem Mann, von dem ich jetzt spreche, dieser war bei mir eingesperrt gewesen, wovon ich auch nichts wußte, daß ich eingesperrt bin.“ Und so lebten — der vollgeschriebene Bogen eingeschlossen — alle Momente des 26./27. Mai 1828 in seiner Erinnerung. Nur thun ihm jetzt die Füße schrecklich weh, nur kann er jetzt das Tageslicht nicht mehr ertragen [1]), und — was die Hauptsache ist — er kann nicht mehr vernünftig sprechen, sondern nur noch sinnlos plappern. Daß dies Geschäft aber nicht von ihm selbst, sondern von seiner Gemeinde verrichtet worden ist,

[1]) „Als ich wieder erwachte, empfand ich wieder dieselben Schmerzen in den Augen, als ich auf dem Herwege nach der Stadt (**nicht!**) empfunden hatte ... Er (der Kollege im Turm) faßte mich am Kinn an, hob mir den Kopf in die Höhe, wodurch ich einen schrecklichen Schmerz in den Augen fühlte von der Tageshelle.“

davon wollen wir uns wieder aus einem eklatanten Beispiel überzeugen. Feuerbach erzählt: Ein Polizeidiener „gab ihm eine Münze; er zeigte darüber die Freude eines kleinen Kindes, spielte damit und schien, indem er mehrmals Roß! Roß! sagte und mit der Hand gewisse Bewegungen machte, das Verlangen auszudrücken, diese Münze einem Rosse anzuhängen" (S. 213). Dasselbe Stückchen kehrt später so wieder: „So oft man ihm eine Kleinigkeit, eine glänzende Münze, ein Band, ein Bildchen u. s. w. schenkte, sprach er Roß! Roß! und gab er durch Mienen und Gebärden den Wunsch zu erkennen, diese Schönheiten einem Rosse anzuhängen." Der erste Fall ist einfach aus der Wachtstube der Polizei nach dem Turm, d. h. nach dem Simulierstübchen verlegt. Über die vorgezeigte (nicht geschenkte) Münze enthalten die Akten eine beeidigte Aussage des Polizeiaktuars v. Scheurl: „Für Geld schien H. (am 26. Mai 1828) einen Begriff im allgemeinen zu haben, nur bezeichnete er die ihm vom Polizei-Offizianten Röder vorgehaltene Münze falsch, indem er ein ihm vorgezeigtes 24 kreuzer Stück für ein 12 kreuzer Stück bezeichnete." Derselbe Augenzeuge fährt also fort: „Als endlich Röder — wörtlich äußerte: wenn du jetzt nicht sprichst, so laß ich dich in den Wald zürückführen — bat K. H. bitterlich weinend: nicht Wald, nicht Wald." Röder ist nicht beeidigt, sondern machte erst den 17. Dezember 1828 über seine Wahrnehmungen zur Zeit des ersten Erscheinens K. Hausers eine schriftliche Anzeige, die ihm am 28. Dezember 1829 wieder vorgelesen worden ist. Am 1. Tage hielt er Kaspar für einen Betrüger, später aber erinnerte er sich der Mitteilung des ausgezeichneten Polizeirottmeisters Wüst (Kaspars Antwort: das darf ich nicht sagen) nicht mehr, und noch 43 Jahre später (in einem Brief an Daumer!) „erklärte" er die von einem Beamten beschworene Aussage (über Münze und Wald) „für unrichtig." Da er aber Kaspars Jakobifedern und sein: Kerl, du bist ein Betrüger! bei der Gelegenheit bestätigte, so möge der Leser urteilen, ob hier gläubiger Rekonstruktionsschwindel vorliegt oder nicht. Feuerbach hat um die Münze gewußt. Als er im Turme war, ließ er Kaspar zwischen einem Kronenthaler und einem Vierundzwanziger wählen. Kaspar nannte den beschmutzten Thaler

garstig und wählte den noch ganz neuen Vierundzwanziger. Und als Feuerbach ihm nun einen numismatisch-merkantilistischen Vortrag hielt, war Kaspar so gescheid, sogleich in starres Nachdenken zu verfallen und zuletzt zu sagen, daß er nicht wisse, was F. sagen wolle. Feuerbachs „Roß! Roß!" führt uns auf die Eskamotage der Sprache des mythischen Findlings. Wir wissen schon, daß er (weil er Weickmann und Beck „He Bue" angerufen und die Pferde im Stall gestreichelt hatte) alle Leute „Bua" und alle Dinge „Roß" genannt haben soll. Die Erkundigung nach der Neuthorstraße wird so umgeplappert, daß sie allerlei bedeutet haben soll. So will Kaspar, der seinen Brief dem Weickmann ohne Bemerkung eingehändigt hat, nachts im Turm gesagt haben: „dahi weis, wo Brief hig'hört, womit er sagen wollte, er (der Metzgerbursche) möchte mir auch ein solches Ding (= Glockengeläute!) geben, und möchte mich nicht immer so plagen . . . Er fieng an zu sprechen, ich horchte sehr lange und hörte immerfort andere Worte, jetzt sagte ich meine gemerkten Worte: dahi weis, wo Brief hi ghört" u. s. w. Daumer faselt: „vorzüglich die Worte ham weisen brauchte H. in der frühesten Zeit ganz allgemein, um Klage, Wunsch, Forderung u. s. w. jeder Art auszudrücken. Da hi weiß, wo Brief hi ghört, sagte H. wenn er ein Papier in die Hände bekam (!), weil der Mann so gesagt hatte, als er ihm den Brief in die Hand gegeben; dich anschütt sagte er als es regnete, weil der Mann (dem er alles wie ein Papagei nachsprach) so gesagt, da H. vom Regen naß wurde." Und doch hat Kaspar **auf derselben Blattseite** „den Volksdialekt, der in seiner Sprache so lange vorherrschte" weniger von dem Unbekannten als von dem Gefängniswärter — der nun aber diesen Dialekt nicht sprach (A. M. S. 460). Besonders Frau Hiltel, „die ganz im altbayerischen Dialekt spricht, gab sich viele Mühe, ihn reden zu lehren." Ist denn jetzt endlich der Schwindel fertig? Noch nicht so ganz, wir dürfen ja „die Dalbonne" nicht mit Haut und Haar gegen Frau Hiltel austauschen! „Ein fremdes, ihm nachher aus dem Sinn gekommenes (wohl ungarisches, diese von mir hinzugefügte Ergänzung rührt aber von Daumer selbst her!) Wort, erinnert er sich, noch zu

Nürnberg im Gefängnißthurme beim Putzen seiner Spielpferde gesprochen, und damit Schönmachen, Putzen (also doch nicht Roß, wie oben I. S. 235) ausdrücken gewollt zu haben." (Das steht alles 1832, I. S. 25 auf derselben Blattseite beisammen.) Einem solchen Philosophen war Kaspar gewachsen. Es schadete nicht einmal, wenn er noch nicht gebrauchte Ausdrücke verwendet und sie zwischendurch noch richtig übersetzt. So taucht in seinem Turmmonolog die Wendung „Roß ham" (= Roß haben) auf. „Als ich nichts mehr (von der Trompete) hörte, sagte ich: Roß ham, (d. h.) er solle mir auch so etwas schönes geben . . . Der Mann langte nun den Wasserkrug hin, der unter meiner Pritschen stand und wollte trinken, aber ich langte darnach und sagte Roß ham. Der Mann gab mir gleich den Krug (folglich sprach er mit diesem Landsmann noch den normalen Dialekt), ließ mich trinken; als ich das Wasser getrunken hatte, wurde mir so leicht, welches sich nicht beschreiben läßt. (Kennen wir schon.) Ich verlangte die Pferde von ihm und sagte Roß ham . . . und mit dem Roß ham wollte ich sagen, er sollte mir auch meine Rosse geben." Das war zweimal sehr korrekt übersetzt! Freier war die angebliche Übersetzung einer anderen Reminiscenz bei Hiltel: „ich fing an zu weinen und sagte ham weisen, damit wollte ich sagen: er soll mir nicht so wehe thun (und jetzt kommt doch noch das Richtige oben) und möchte mich dahin thun, wo meine Roß sind."

Seinem ausgesprochenen Wunsche aber „ih möcht a söchena Reiter wärn, wie mei Vater g'wän is" — so citiert Kaspar selbst — legte er nicht weniger als zwölf Bedeutungen unter:

1. (bei von Wessenig): „man sollte mir ein solches glänzendes schönes geben (wie des Herrn Rittmeisters Uniform und Säbel)."

2. (zu Blaimer, auf dem Weg zum Gefängnis): „womit ich meine große Schmerzen ausgedrückt hatte, und ihn zugleich fragen wollte, was denn dieses gewesen ist, was ich gerade gesehen habe"? (Die Antwort hat K. natürlich „nicht verstanden").

3. (im Turm, zu niemand): „wo sind die Pferde hin und das Wasser und Brod"?

4. (ebenso): „was ist denn dieses (die vielen anderen Sachen im Turm, worüber er in der Nacht „so in Erstaunen geraten ist") und wo sind die Pferde hin?"

5. (ebenso, zu dem Ofen, welcher von grüner Farbe war und einen Glanz von sich gab): „er (der Ofen) möchte mir auch ein so schönes glänzendes Ding geben". Der Schalk „bekam aber nichts"! Später war alles Grüne „goarstigk".

6, „Ich sah ihn sehr lange an, ich sagte nochmals die nähmlichen (so) Worte, womit ich zu dem Ofen sagen wollte, warum denn meine Pferde so lange nicht kommen. Ich war in der Meinung, die Pferde sind fortgegangen. Ich bekam auch den Gedanken, wenn die Pferde kommen, so sage ich, sie sollten nicht mehr fortgehen, auch dieses wollte ich sagen: sie sollten das Brod nicht mehr fortlassen. Durch das viele Sprechen (mit dem Ofen!) bekomme ich sehr vielen Durst und weil ich kein Wasser mehr sah, so legte ich mich nieder und schlief ein".

7. (am 27. beim Erwachen): „I möcht u. s. w. Damit wollte ich sagen: warum es mir in den Augen so wehe thut? Er (wer?) solle dieses wegthun, welches mir in den Augen so viele Schmerzen verursachte, gebe (gieb) du mir bald die Pferde und plage mich nicht immer so fort."

8. (an demselben Tage): „Ich fing wieder an zu weinen und sagte die gelernten Worte; damit wollte ich sagen: warum denn die Pferde so lange nicht kommen und lassen mir immer so wehe thun?"

9. (ebenso): „ich wollte sagen warum ich denn jetzt nicht mehr gehen lernen muß"! Auch jahrelanges Exercieren kann zur zweiten Natur werden.

10. (zum Metzgerburschen): „womit ich sagen wollte, was denn dieses gewesen sey, welches mir in den Augen so wehe gethan hat (die Sonne nämlich) wie du mir den Kopf in die Höhe gehoben hast. Aber er hat mich nicht verstanden (, wohl) was die Worte heißen, aber nicht was ich gewollt hätte. Er ließ meinen Kopf los, setzte sich neben mich her und fragte mich immer aus." Verschnappt! Und bald darauf noch gründlicher, denn Kaspar versteht sogar die Gedanken seines Auflaurers. „Unterdessen fing die Uhr

zu schlagen an; ich hatte meine Aufmerksamkeit auf dieses bekommen was ich in dem Augenblick hörte und dem Manne mußte ich zu lange gehorcht haben; er nahm mich am Kinn, wandte mein Angesicht gegen ihn, und er würde mich gefragt haben, was ich so horche (Zurückdatierung des später so bewährten Systems), ich verstand ihn aber nicht . . . ich sagte zu ihm: I möcht a söchener Reiter wärn u. s. w. womit ich sagen wollte, er soll mir ein solches schönes Ding (eine Turmuhr?) geben".

11. „Jetzt kommt der Gefängnißwärter Hiltl, brachte das Brod und Wasser, welches ich gleich erkannte und sagte zu ihm: I möcht a h a söchener Reiter wern u. s. w., damit sagte ich zu dem Brod (!): jetzt du nicht mehr fortgehen, und mich nicht mehr so plagen lassen. Er legte das Brod neben mich hin; ich nahm es gleich in die Hand; das Wasser schüttete er in den Krug hinein, stellte ihn auf den Boden hin. Jetzt fing er mich auszufragen an . . . Der Gefängnißwärter gieng fort, weil er mich nicht verstanden hat, er verstand wohl die Worte, was es heißen, aber nicht was ich damit gesagt hatte und ich verstand ihn auch nicht."

12. „Jetzt kam der Gefängnißwärter wieder, brachte ein Stückchen (?) Papier und einen Bleistift mit. Dieses erkannte ich, worüber ich mich so erfreute, welches ich nicht beschreiben kann, weil ich dachte: jetzt bekomme ich bald die Roß. — Als ich mit dem Schreiben fertig war, sagte ich: I möcht a söchener Reiter wern, wie Vater is, damit sagte ich, jetzt sollte er mir die Pferde geben. Er sagte wohl etwas mit einer starken Stimme, welches ich nicht verstanden habe und nahm das Papier und gieng fort." Und damit schließt die berühmte Lebensbeschreibung. Die Fortsetzung ist in den Kapiteln VI, IX und XII enthalten. Wenn das Schwindel wäre, behauptet Daumer, müßte Kaspar Hauser Kant gelesen haben.

Für ängstliche Gemüter aber habe ich noch einen so gut wie mathematischen Beweis aufgespart, daß diese Sprechhistörchen lauter freche Lügen gewesen sind. Denn von allen Seiten ist erwiesen und anerkannt, daß Kaspar am 26. Mai 1828 unzählige Male mit einem weiß nicht abgelehnt hat, über seine Angelegenheiten Auskunft zu erteilen; Daumers erhitzte Phantasie sah sogar einen dia-

bolischen Zug in dem Namen des Rittmeisters, weil er an diesen Talisman des Vagabunden erinnerte. Dieser selbe Daumer aber ließ (1832, II, S. 6) drucken: „Wie H. zu dem Ausdruck Woas nit oder I wäs net kam, erzählt er uns in dem Fragmente (der Lebensbeschreibung) S. 55 des 1. Heftes. Es waren eben so, wie seine Reden in den andern Fällen, nur sinnlos nachgeahmte Laute, Jedermann aber mußte damals **(am 26. Mai also)** glauben, wenn er sein woas nit sagte, es solle eine Verneinung dessen seyn, was man von ihm erfragen wolle." Und doch enthält die copia verborum des „Unbekannten" den Ausdruck nicht, da wollen wir doch wirklich einmal nachschlagen, „wie H. zu dem Ausdruck woas nit kam". Und richtig! Nicht der Unbekannte, der Zauberlehrer aus dem Käfig ist da sein Instruktor gewesen, sondern — der bestrafte Metzger auf dem Luginsland. „Jetzt kam der Mann zu mir her und sagte etlichemal sehr langsam diese Worte vor, ich sagte es ihm nach; er sagte, weißt du nicht was dieses sey? Ich sagte diese Worte zu ihm etlichemal, damit wollte ich sagen: er solle mir bald die Rosse geben und möchte mich nicht immer so plagen . . . Ich verlangte die Pferde von ihm und sagte (durchaus korrekt!) Roß ham, worauf er etlichemal sagte, ich weiß nicht was du willst, ich sagte auch die Worte nach, ich konnte es aber doch nicht gleich so deutlich nachsprechen und sagte I was net" . . .

Hier ertappen wir die beiden Lügner Hauser und Daumer in flagranti. Im Jahre 1832, als Daumer und die Zeugen noch alle in der großen Seestadt Nürnberg beisammen waren, wurde es mit dem Rekonstruktionsschwindel noch auf die gemütliche Weise des nationalen Bierbankgefasels versucht. Aus der kindischen Papageientheorie ließ sich (Mitt. II. S. 6) „manche sonst unglaubliche Aussage Anderer (Anderer, nicht Kaspars!) erklären". Wie „leicht und einfach" Daumer das dann fertig bringt, hat er uns S. 240 schon gezeigt.[1])

---

[1]) Noch einfacher freilich als von dem ersten, befreit sich Daumer (1873, S. 359) von dem letzten Akt der Kasparkomödie. Er dekretiert nämlich die „unabweisbare Folgerung, daß Hauser der Beutel gestohlen worden, daß man seine Schrift nachgemacht, das Papier von seinem Papier genommen und den

Wir sind wieder auf dem kleinen Unschlittplatz in Nürnberg angelangt. Kein zweites Plätzchen in Europa hätte sich so gut für den Hauserroman geeignet! Bis auf wenige Schritte vom Unschlittplatz hätte ein Begleiter mitgehen können; denn der Bärleinhuterberg ist eine sich krümmende enge Gasse, und ein paar an der Ecke der 2. Kreuzgasse plaudernde Bürger konnten Kaspar erst wahrnehmen, als er um eine Biegung herum zu ihnen herabschritt. Kamen zwei unbefangen plaudernde ganz gewöhnliche Wanderer an dem stillen Pfingstmontag 1828 bis zum Bärleinhuterberg, und sollte Kaspar sich von dort bis zu der Neuthorstraße selbst durchfragen, so wird begreiflich, daß sich später kein Mensch an den einsamen, ausgesetzten, stündlich sprachloser und verkrüppelter gewordenen „Findling" mehr erinnern konnte. Und Verwandte oder Pflegeeltern haben nachträglich wahrlich keinen Grund gehabt, sich als „Ungeheuer" zu melden!

Ebenso geeignet wie der Unschlittplatz war die Eigentümlichkeit der Nürnberger. Als ich im April 1886 nachforschte, fiel mir bei diesen guten Leuten ein so großes Maß der allerkleinstädtischten Neugierde auf, daß mir der Kasparklatsch von 1828 psychologisch noch um vieles begreiflicher wurde. Alte Zeitgenossen der Kasperiade wollten mir alles Ernstes aufbinden, Kaspars Füße wären infolge der lebenslänglichen Einkerkerung total verwachsen gewesen; ein Mitschüler Kaspars erklärte den „Prinzen" für das ähnlichste Bild, und so waren alle Züge des Mythus eingerostet. Rein geschichtlich war bloß die Erinnerung einer hochbejahrten Dame, die noch deutlich in der Erinnerung hatte, wie Kaspar in Begleitung seiner Polizeisoldaten stets einen Haufen Gassenjungen hinter sich hatte.

Die Nürnberger Polizeiwachtstube ist die Wiege des Kaspar-Hauser-Mythus gewesen. Dort haben bayrische Polizeisoldaten — im Jahre 1828 gewiß ausgezeichnete Psychologen! — den zugeknöpften Burschen den ersten Tag zum Teil für einen verschmitzten Betrüger, zum Teil für einen Simpel gehalten, ihm gedroht und ihre rohen Späße mit ihm getrieben, das steht akten-

Zettel in seiner Weise zusammengelegt hatte". Ich bin nur froh, daß der schlagfertige Gegner die Schreibübungen I. S. 331 nicht mehr erfährt, denn schließlich könnten sie noch von meinem Besuch in Ansbach herrühren!

mäßig fest. Bis dahin hatte Kaspar noch keinen anderen Zweck als (ohne weitere Nachfrage nach seinen Personalien) zur Kavallerie zu gelangen, denn er wollte und ging faktisch zu dem betreffenden Rittmeister, die Polizeiwacht und das Polizeigefängnis aber waren sein Reisezweck ganz entschieden nicht. Dort reizte er durch seine Auskunftverweigerungen nicht bloß die amtliche, sondern außerdem noch die menschliche Neugierde echter Philister, die in bekannten Randglossen mit ihren anthropologischen Bemerkungen um sich warfen. Am zweiten Tage (den 27. Mai) schrieb Kaspar morgens im Gefängnis seinen Bogen voll, folglich dachte er auch damals an seine unterirdische Laufbahn noch nicht, hatte er seine am Tage vorher gegen Merk erwähnte Dorfschule noch nicht vergessen. Er wurde nun aber wieder auf die Polizeiwachtstube geführt. Das geschah, wie Feuerbach aus den uns unzugänglichen ersten Akten berichtet, nun täglich, und er brachte dort „im Getöse und Getümmel gewöhnlich einen nicht kleinen Teil des Tages zu", ja er „wurde dort einheimisch, und gewann sich bald unter den Bewohnern dieses Amtszimmers Zuneignng und Liebe." Das heißt, in der Auffassung der Schutzmannschaft wurde der „Betrüger" ein „Simpel": der normale Namenschreiber bei der Abendbeleuchtung vom 26. Mai griff schon am Abend des 27. bei Hiltel ins Kienspänerlicht (I. S. 31). Der Spaß hat ihn aber noch nicht verhindert, als er am 28. vernommen wurde, sein Alter und seine Religion (katholisch) anzugeben, seinen Namen deutlich auszusprechen, sein Anliegen, „ein Reiter zu werden wie sein Vater war", schnell, deutlich und bestimmt zu wiederholen. Am 28. Mai 1828 war die Geschichte also noch gar nicht gefährlich. Man muß nur streng methodisch (hier chronologisch) fortschreiten, ohne (was sogar die ersten Zeugen nach dem Oktoberattentat unbewußt gethan haben!) irgendwelche spätere Reflexion in seine Beobachtung hineinzutragen, und man hat den Werdungsprozeß der Spukgeschichte deutlich vor sich.

Nun hörte aber in der Polizeiwachtstube das ewige Ausfragen nicht auf, und da blieb unserem Kaspar nichts übrig, denn immer mehr auf den Simpel der Polizeisoldaten einzugehen: das **(nicht**

der Binder-Daumer-Tucher-Feuerbachsche Tiermensch) ist seine erste Rolle gewesen! Denn ein Schutzmann kam u. a. auf den Einfall, ihm ein weißes hölzernes Spielpferd auf die Wachtstube zu bringen. Kaspar ging auf den Spaß ein: er „setzte sich zugleich auf den Boden zu dem Pferde hin (übertrug sein ganz natürliches Benehmen vom 26. Mai im Stalle des Rittmeisters, L.), und streichelte, tätschelte es . . . Als die Zeit kam, wo er die Polizeiwachtstube (= Rathaus) verlassen sollte, suchte er das Roß aufzuheben (uff! u—u—u—ff!! Worum nit goar?), um es mit sich nach Haus (am Vestnerthor) zu tragen, und weinte dann bitterlich (äääääähhh! Was haste denn Kasperla?), als er wahrnahm, daß er — zu schwach sei, um diesen seinen Liebling mit sich über die Schwelle der Stubenthüre (au! au!) hinauszubringen. (Und doch hat der Polizist Blaimer, der sechs Wochen mit Kaspar spazieren ging — später war es Wimmer — ihn nicht ein einzigesmal zu führen gebraucht!) So oft er dann nachher die Wachtstube zu besuchen kam, setzte er sich sogleich zu seinem lieben Roß auf den Boden nieder, ohne die Menschen um sich her im mindesten (?) zu beachten.“ So hat Feuerbach nach den ihm vorliegenden polizeilichen Akten uns nicht bloß die Werdungsgeschichte der „Selbstbiographie“, sondern Kaspars zweckmäßige Methode sich nicht ausfragen zu lassen (1832 S. 26—28) geschildert! Kaspars Das weiß ich nicht hat die biedere neugierige Nürnberger Schutzmannschaft veranlaßt herumzuraten, und der Stockmeister Hiltel hat dann im Turm das zarte Pflänzlein der Polizeistube großgezogen. Aus dem Protokoll seiner ersten Vernehmung hat Feuerbach (S. 33—35) ein Stück gerettet:

„Am 4. oder 5. Tage (seines Aufenthaltes bei mir, am 30. oder 31. Mai also) wurde er von dem obern, engern Verwahrungsort des Gefängnißthurmes in die tiefere Etage desselben, in welcher ich mit meiner Familie wohne, in ein kleines Zimmerchen gebracht . . . Hier habe ich ihn, dem mir von Herrn Bürgermeister (Binder) gegebenen Befehl gemäß, unbemerkt (?) zum öfteren beobachtet . . . Bald nachdem ich den angeblichen Kaspar Hauser einige Zeit im Stillen beobachtet hatte, erlangte ich die Ueberzeugung, daß derselbe

nichts weniger als simpelhaft und von der Natur verwahrlost (ein Seitenhieb auf die Polizeiwachtstube!), sondern vielmehr auf unbegreifliche Weise von aller Ausbildung und geistigen Entwicklung zurückgehalten sein müsse ... Sein ganzes Benehmen war, so zu sagen, ein reiner Spiegel kindlicher Unschuld: er hatte nichts Falsches an sich; wie es ihm ums Herz war, so sprach er sich aus ... ich habe bisweilen meinen elfjährigen Sohn Julius zu ihm gelassen, der ihn dann gleichsam das Sprechen lernte" (so). — So lehrte ihn auch die dreijährige Margaretha Hiltel „Glasperlen an eine Schnur zu reihen." Doch muß Hiltel die inhaltschwere Bemerkung machen, daß Kaspars „Vergnügen an kindischem Spielzeug nur von kurzer Dauer war," und daß er auch an der Unterhaltung mit dem kleinen Gretchen „sobald keine Befriedigung mehr fand, als er sein todtes Spielzeug satt hatte." Erst im Turm also bildete sich das Einkerkerungsmärchen (= Hiltel) aus, in der Wachtstube aber blieb es zunächst noch beim Simpel, denn als Kaspar den 7. Juni dort wieder vernommen wurde, lud er seinen Inquirenten (Binder?) ein, sich auf das auf Rädern stehende kleine hölzerne Spielpferdchen zu setzen! Mit dieser Posse vergleiche man nun aber Preus Gutachten vom 3. Juni (I. S. 32/33, gefälscht S. 41). Der mittelfränkische Appellhof (= Feuerbach) schrieb den 22. Juli an die Königliche Regierung: „Es dürfte der Arzt, welcher den Jüngling sogleich zu besuchen Gelegenheit hatte und das Resultat seiner psychologischen (!) Beobachtung schon unterm 3. Juni mit vieler Bestimmtheit zu den Akten gab, aufgefordert gewesen sein, die Beobachtungen selbst, aus welchen er seinen Schluß gezogen hatte, sowie die wissenschaftlichen Gründe für seine ausgesprochene Ueberzeugung umständlich zu den Akten zu bringen." Preus einzige damalige Quelle war Hiltels Gerede,[1]) selbst war er erst gegen-

[1]) Nachdem der leise Anstoß einmal gegeben ist, wachsen alle Mythen durch bloßes Nachsprechen. Hickel schreibt (S. 23): „Es gehört zum guten Ton, in Gesellschaften über Hauser zu sprechen. Die Meisten sind aber, ohne ihn näher beobachtet zu haben, bloß Nachsprecher und zwar Nachsprecher mit solcher Be-

wärtig, als Kaspar am 4. Juni von Binder vernommen worden ist. Dieser gemütliche Bürgermeister spielte in seinem Hause Hiltels Isolierten und Herrmannsdörffers Idioten den Jungfernchor aus dem „Freischütz" vor, und Kaspar spielte es ihm bald nach. Ein technischer Jagdpächter legte ihm auf Binders Bitte Zeichnungen vor, und „mit bewunderungswürdiger Fertigkeit wurden diese von Kaspar nachgemacht" (Giehrl S. 33/34). Zu dem Simpel der Polizeistube und dem Opfer eines Verbrechens des Vagabundengefängnisses trat also alsbald der Hexenmeister Binders. Nun fehlten bloß noch die Tiefsinnigen. Den 26. Juni wallfahrtet Daumer, in derselben Woche Herr von Tucher nach Hiltels Sehenswürdigkeit. Hickel erzählt: Kaspars „Aufenthaltsort wurde in eine Wunderkapelle verwandelt, zu der nicht allein Neugierige und Mitleidtragende, sondern auch Gelehrte aller Fächer zogen. Besonders strömten Damen mit Darreichung ihrer Opfer an Spielwaaren bei. Wer sehen konnte — sah. Das regte nun auch meine Neugierde an und setzte mich in Bewegung; aber ich fand nicht einen Wilden noch Halbwilden, sondern einen Menschen gewöhnlicher Art, einen Bauernbuben der da lachte, plapperte und seine Lage behaglich zu finden schien."

Der Leser sieht jetzt wohl ein, daß die landläufige Kaspar-Hauser-Geschichte aus einer Summe von lauter Nullen zusammengesetzt worden ist. Die Wunderperiode wird vollkommen verständlich, wenn man nur zu jedem Quark und Quatsch eine entsprechende dumme

---

stimmtheit und Wärme, daß man sie für die größten Psychologen halten sollte. Als kürzlich Einer dieser Leute in meiner Gegenwart bezüglich Hausers ein Thema berührte, worüber mein Gedächtnis treuere Kunde geben konnte, als das seine, fragte ich denselben: haben Sie Hauser gesehen? — Nein, entgegnete er, ich kenne ihn gar nicht, Dr. Preu ist mein Autor. Wer gegen Hauser bei Damen spricht, darf auf keinen Dank, bei Herren — auf den Fehdehandschuh rechnen. So wurde Lieutenant S. von seiner Geliebten auf dem Wege von Grosreuth nach Nürnberg der Arm versagt, weil er die Aeußerung fallen ließ: diese Fratzereien seien unnatürlich. Ein Kandidat des Ehestandes muß sich an Nachgiebigkeit gewöhnen; ich hörte von ihm niemals mehr gegen Hauser sprechen."

Frage aus Kaspars Umgebung hinzudenkt.[1]) Dem Kreislauf der Magnatenwürde des „Nürnberger Findlings“ sind wir gefolgt und fanden, daß der schmutzige Racheakt eines gewissenlosen Pfaffen ihr Ursprung, von Pirchs Ignoranz und Kaspars freche Schwindeleien ihre Stützen, Hausers anfängliche Entlarvung in den Augen seines nobelsten Gönners ihr Ende gewesen ist. Und so mit jedem Bestandteil dieses „Axioms der deutschen Geschichte.“

Der Sieg dieser Ungeheuerlichkeit in der öffentlichen Meinung erklärt sich aus den angewandten Mitteln: Lügen, Fälschen, Verleumden, Terrorisieren, und aus der menschlichen Eitelkeit, die nicht duldet, daß „solche“ Männer wie Daumer, Tucher, Feuerbach von einem verschmitzten Landstreicher gefoppt sein können. Außerdem spannt das Unbekannte die Neugierde, ein gelöstes Rätsel verliert sofort seine Anziehungskraft, und Kaspars Wundergeschichten befriedigten das mythologische Bedürfnis der Durchschnittsmenschen. So hatte Kaspar einen außerordentlich leichten Stand. Einschlafen, furchtbar fest, und brüten, in Gegenwart seiner zahmen Lämmlein, diese zwei leichten Mittelchen haben ihm gegen jede Schwierigkeit geholfen. Für die Versöhnung schreiender Widersprüche sorgten seine medicinischen, philosophischen, juristischen und theologischen Pfaffen.

Drei Beispiele genügen, um die Bescheidenheit der Mittel nachzuweisen, welche er für die Ekstase seiner Propheten brauchte. Wir wissen, daß er schmutzig wie ein Landstreicher nach Nürnberg kam, Feuerbach aber schwärmt mit seiner „bis zur Pedanterei getriebenen Liebe zur — Reinlichkeit . . . Unreinlichkeit oder was er dafür hielt, war ihm, an ihm selbst wie an Andern, ein Abscheu.“ Wir wissen, daß er ein von Haus aus unheilbarer Lügner gewesen ist, Dr. Preu aber erkannte „ein wahrhaft heiliges Wahrheitsgefühl“

---

[1]) Wie leicht bestehende Vorurteile die ihnen fehlenden Beobachtungen machen können, erleben wir täglich bei den Apologeten der „klassische Bildung“ genannten Verbildung des Verstandes. Schlagende Beweise sammelte Professor Dr. H. Schmeding zu Duisburg (Die klassische Bildung in der Gegenwart, Berlin 1885). Zu der als Verstandesschärfung angestaunten lateinischen Versimpelung füge man noch drei herrliche Früchte der Renaissance (Wiedergeburt des Heidentums): Tortur, Aberglaube, Hexenprozesse.

an ihm. Wir wissen, daß er seine Lieblingspferde malträtiert hat, Daumer aber erklärte ihn für einen „vollkommenen Engel.“ Begründung? 1) „Als er auf meiner (Feuerbachs) Halskrause einige Körner Schnupftabak sah, machte er mich darauf mit Unwillen aufmerksam, mir hastig andeutend, daß ich diese garstigen Dinge wegwischen möge.“ 2) „Als Hr. Bürgermeister Binder in Hausers Gegenwart dem Bedienten befahl, ihn vor einem lästigen Ankömmling zu verläugnen, sagte H. verwundert: Aber Hr. Bürgermeister, das ist ja nicht wahr! Sie sind ja zu Haus!“ 3) „Er brachte nie etwas Lebendes um, selbst nicht das quälendste Ungeziefer, z. B. die Flöhe, die ihn auf dem Thurme plagten (der reinliche Kaspar warf sie nämlich einfach zum Fenster hinaus auf die Straße!), und wehrte Anderen, wenn es diese thun wollten.“ Ein homerisches Gelächter erscholl aus dem Publikum nicht, denn Nietzsches Wahrnehmung (Jenseits von Gut und Böse, 1886, S. 99, Nr. 156) ist richtig: „Der Irrsinn ist bei Einzelnen etwas Seltenes — aber bei Gruppen, Parteien, Völkern, Zeiten die Regel.“

Auf solchen morschen Fundamenten ruhen die „Glaubensthaten“ der Hauserianer.

Wie man sich immer sans gêne den Umständen anzupassen verstand, lehrt u. a. das Kapitel: Hauser als Reiter (Daumer 1873 S. 218—222). Um unsere Bewunderung nicht erkalten zu machen, muß ich mir hier die Wiederholung einer schon benutzten Notiz erlauben. Schauen wir zu, mit welchem Kunstreitertalent die Kasparmacher sein Roß getummelt haben.

Im August 1828. Professor Daumer und Professor Wurm waren, da Kaspar Hauser anfing reiten zu lernen, bei allen Lehrstunden zugegen, beobachteten alles aufs genauste und brachten alles merkwürdig Scheinende sofort bei frischester Erinnerung aufs Papier. „Ein Irrthum der Wahrnehmung oder des Gedächtnisses“, sagt Daumer, „war gar nicht möglich; ich bildete mir Nichts ein und setzte Nichts hinzu; das kann ich beschwören.“ In diesen gleichzeitigen Notizen also heißt es:

„Seine Haltung, sein Muth, die richtige Führung des Pferdes sogleich bei den ersten Versuchen setzten in Erstaunen.

Der Stallmeister sagte: Mancher gehe zwei Monate lang bei ihm zur Lehre und sitze nicht so auf dem Pferde. Er hatte sich, ehe er noch auf das Pferd gesetzt wurde, vom Zuschauen Alles abgemerkt und wußte es besser, als diejenigen, welche der Stallmeister soeben vorgehabt hatte."

Mit anderen Worten: Kaspar Hauser ist damals nicht zum erstenmal zu Pferde gestiegen![1])

„Als zu Anfang Oktober der Stallmeister auf der Reitbahn ein tückisches und eigenwilliges Pferd getummelt hatte, verlangte er, es zu reiten, da ihn der Anblick mehr gereizt als geschreckt hatte."

Mit anderen Worten: die bekannten Feigheitsanekdötchen der Kaspargeschichte sind simuliert worden.

Zu Anfang des Monats September 1828 berichtete Daumer an die Königliche Regierung: „vortrefflich bekommt ihm das Reiten, in welchem ihn Herr Stallmeister von Rumpler in meinem Beisein unterrichtet." Schon den 11. September ritt er zum erstenmal spazieren. „Er konnte hierbei weit mehr aushalten, als ich", schrieb Daumer; „er ritt stundenlang ohne unangenehme Empfindung, nachdem er sich etwa ander(t)halb Monate lang auf der Reitbahn geübt. Ich konnte mir das (philosophisch?) nicht anders als dadurch erklären, daß er durch das beständige Sitzen und Rutschen (vgl. S. 222 Nr. 2!) in seinem Käfig das Hintertheil auf eine ungewöhnliche Weise abgehärtet (!) habe. Alle Einwirkungen von außen waren ihm an diesem Theile (man bewundere doch diesen Wundersteiß!) weniger empfindlich, als an seinem übrigen Körper."

Der genannte Stallmeister war ein gläubiger Mann. Er lehrte Kaspar aus persönlicher Teilnahme unentgeltlich das Reiten, er ritt

[1]) Johann Hacker, der Kutscher des Rittmeisters von Wessenig, hat eidlich ausgesagt: „K. H. hat, wie er gleich nach Nürnberg und da in das Haus des Hrn. Rittmeisters v. W. gekommen ist, woselbst ich als Kutschergehilfe diente, eine unendlich große Freude mit den Pferden gehabt; er ist sehr ungerne von ihnen weggegangen und hat sie in einem fort gestreichelt." Josef Blaimer, der ihn vom 27. Mai an täglich ausführte und begleitete, bezeugte Kaspars namenlose Freude, wenn er ihm den Schimmel des Bürgermeisters Binder zeigte. Natürlicher als die Geschichte auf S. 283!

mit ihm vor die Stadt, ließ sich aufbinden, daß Kaspar die weißen Gänse in seinem Hofe auch für Rosse gehalten (I. S. 126 Nr. 49), und äußerte im Sommer 1828 „lediglich im Scherze: Hauserla, Hauserla, du hast gewiß mein Pferd regt geplagt?" Herr von Rumpler hatte nämlich Kaspar eins seiner erprobtesten Pferde geliehen und glaubte ein besonderes Echauffement an ihm wahrzunehmen. Er traf aber das Pferd „kalt und keineswegs erhitzt." Das war nämlich am 2. November 1829 nach dem „ersten Attentat" vor einem Gericht (man vergleiche die aufdringlichen Suggestivfragen an Weickmann und Wüst), das die Wahrheit verpönte.

Gardeleutnant der Kavallerie v. Pirch im Juni 1830: „Es ist merkwürdig, daß, während ihn der kleinste (!) Spaziergang auf's äußerste (!!) ermüdet, das Reiten, stundenlang und auf den harttrabendsten Pferden, ihn stärkt und erfrischt; und — daß er vom ersten Augenblick ein sehr guter, sattelfester Reiter war."

Dagegen Merker: „Der eingesperrt gehaltene Knabe kann nicht stehen, nicht gehen; der Bursche rutscht auf der Erde umher; der Jüngling lernt in einer Nacht laufen . . . Dies scheint wunderbar! An der Wahrheit dürfen wir indes nicht zweifeln, denn noch jetzt ermüdet der kleinste Spaziergang den Findling auf's äußerste. K. H. war dagegen vom ersten Augenblick an ein guter sattelfester Reiter, den das stundenlange Reiten auf dem harttrabendsten Pferde stärkt und erfrischt!"

„Wer zuerst ein Pferd besteigt, hat gewöhnlich Mühe, sich beim Trabe nur erträglich zu halten; um ein guter sattelfester Reiter zu werden, bedarf es für jeden doch einiger Übung. Dann verursacht das Reiten bekanntlich selbst denen, welche gut reiten können, eine Art empfindlicher Lendenlähmung, wenn sie es eine lange Zeit aussetzten, und nun wieder einige Stunden auf dem Pferde zugebracht haben, zumal auf einem harttrabenden Tiere. Kaspar Hauser macht von diesen Erscheinungen wohl nur die einzige Ausnahme, die jemals vorgekommen ist."

„Aber war es nicht seine Bestimmung, daß er Reiter werden sollte? und war es nicht wohl auch sein Wunsch, als er sich in

Nürnberg einfand? Der Brief, welchen der Ankömmlung vorzeigte, erzählt, daß sein Vater ein Kavallerist gewesen ist und daß auch er seinem Könige als solcher dienen wolle; das Schreiben war an einen Reiter=Offizier gerichtet; in seiner Einsamkeit spielte der Knabe — mit Rößlein. Der Bursche, wiewohl er gar keine Begriffe hatte, empfand dennoch eine lebhafte Freude bei der Erzählung seines Führers, daß er auf einem Rosse prangen sollte. Wenn wir diese einzelnen Momente zusammenstellen, da schwindet allerdings viel von dem scheinbaren Wunder, daß K. H. ein guter geschlossener Reiter ist, und der Gang des harttrabendsten Pferdes ihn stärkt und erfrischt. War er bestimmt, ein Reiter zu werden, und wurde er deshalb nach Nürnberg geschickt, oder hätte er sich deshalb dorthin gewendet; so konnten ihm wohl leicht die Fertigkeiten eines guten Reiters angeboren sein. — — —“

Der Königl. Kreis= und Stadtgerichts=Rats=Accessist Rudolph Giehrl zu Nürnberg im Oktober 1830 wider Merker: „ich habe aus dem Munde des Stallmeisters Herrn v. Rumpler die Versicherung erhalten, daß, als K. Hauser noch kaum ein einzigesmal einen damals gerade auf der Reitbahn sich befindlichen (so) Schüler im Kreise hatte herumreiten sehen, Hauser sich auch sogleich zu Pferde setzte und eine passende Haltung nahm.“

Das war eine fatale Verteidigung! Der „geborene“ Reiter Kaspar Hauser war aus der Rolle gefallen, was aber durchaus nicht geschadet hat, solange er sich nur seinem blinden Anhange zeigte. Die Kommission des Kreis= und Stadtgerichts Nürnberg (der Apologet Giehrl war dort Accessist) veranlaßte, als sie den 2. November 1829 von Rumpler verhörte, ihn nicht einmal, sich über den Punkt zu äußern, sondern nahm aus seinem Munde Kaspars Geruchsorgan lieber zu Protokoll. Das Jägerlatein fand aber „draußen in der Welt“ nicht überall gläubige Schüler.

Dr. Osterhausen den 31. Dez. 1830 (auf Bestellung) wider Merker: Daß Hauser „vom ersten Augenblick ein sehr guter, sattelfester Reiter war, ist eine falsche Angabe. Hauser brauchte

drei Wochen Zeit, bis er allein nur auf dem Pferde sitzen konnte, und mußte, um nicht herab zu fallen, mit dem Pferde im Schritt herumgeführt und dabei auf jeder Seite von einer Person festgehalten werden"!

Dagegen Daumer: „Über Feuerbachs Darstellung (sollte heißen: Merkers Kritik, denn Feuerbach schrieb ein Jahr später als Osterhausen) ärgerten sich die Gläubigen, weil sie ihrer Sache so nachtheilig war. Indem sie ihr widersprachen, verfielen sie in einen anderen Fehler; sie läugneten das, was Augen- und Ohrenzeugen beobachtet und berichtet hatten, ganz oder fast ganz. So Dr. Osterhausen in dem gutachtlichen Berichte, den er im Dez. 1830 abstattete, nachdem ihm vom kön. Kreis- und Stadtgerichte der Auftrag geworden war, den von Merker erhobenen Verdacht zu widerlegen. So selbst der Stallmeister Rumpler, der (1834) in seinem Unwillen eine ähnliche Erklärung gab."

Feuerbach bearbeitete Ende 1831 Daumers Notizen, wir kennen schon seine Methode. Aus Kaspars „du mir dees lehrna" zum Beispiel wird bei Feuerbach „jener wildlodernde Feuereifer, womit er die Pforten alles Wissens sprengen zu wollen schien"! Was mag da aus Rosinante werden?

„Wie früher die hölzernen Rosse, waren schon längst (vor dem 26. Mai 1828, das meint Feuerbach natürlich nicht) die lebenden seine Lieblinge geworden. Unter allen Thieren war ihm das Pferd das schönste Geschöpf, und wenn er einen Reiter sein Roß tummeln sah, quoll seine Brust von dem Wunsche über: wenn er doch auch einmal so ein Roß unter sich haben könnte! (Würde in Kaspars aramäischen Logien lauten: ä sechenes möcht ih haom.) Der Stallmeister zu Nürnberg, Herr von Rumpler, hatte bald die Gefälligkeit, diese Sehnsucht zu stillen; er nahm unsern Kaspar unter seine Schüler auf. Kaspar, mit der gespanntesten Aufmerksamkeit alles beobachtend — hatte sich schon in der ersten Stunde die Hauptregeln und Elemente der Reitkunst nicht bloß gemerkt, sondern auch, nach den ersten Versuchen, sogleich angeeignet; und in wenigen Tagen war er bereits so weit, daß Scholaren, junge und alte, die schon mehre(re) Monate lang Unterricht genossen hatten, in ihm ihren

Meister erkennen mußten. Seine Haltung, sein Muth, die richtige Führung des Pferdes, setzten Jedermann in Erstaunen, und er traute sich zu, was außer ihm und seinem Lehrer Niemand zu unternehmen wagte. Als einst der Stallmeister auf der Reitbahn ein eigenwilliges türkisches Roß umhergetummelt hatte (das türkische Roß ist nur ein deutscher Druckfehler nach Daumers tückischem Roß), schreckte ihn dieser Anblick so wenig, daß er dieses Pferd selbst zum Reiten sich ausbat." Jetzt geht's „ins Freie und hier bewies er dann, nebst Geschicklichkeit, eine so unermüdliche Ausdauer, Härte und Zähigkeit des Körpers, daß es ihm die Geübtesten hierin kaum gleich thun konnten. Am liebsten hatte er muthige und harttrabende Pferde. Er ritt oft viele Stunden lang ununterbrochen, ohne müde zu werden, ohne sich wund zu reiten, oder nur in den Schenkeln oder im ...... (in den Sitzteilen, L.) Schmerzen zu empfinden ... Mehren (so) unserer ausgezeichnetsten Offiziere (in Ansbach nämlich, wo Kaspar ja noch nicht „auf einem Fuß stehen konnte", sowie der tüchtige Reiter in Nürnberg „sich von einigen Gängen in der Stadt um ein Paar Stunden früher als gewöhnlich erschöpft zu Bett legen mußte") ist Kaspar (an Gewandtheit und Eleganz im Reiten) ein Gegenstand der Bewunderung ... Wenn ein gewisser feinriechender Polizeimann (Herr Merker zu Berlin) durch das auffallende (wahrhaftig!) Reitertalent Kaspars zu der Vermuthung verleitet wurde: Kaspar sei vielleicht ein junger englischer Reiter, der seiner Bande entlaufen, um auf eigene Rechnung mit den gutmüthigen Nürnbergern Komödie zu spielen, so wird nicht leicht Jemand dem Erfinder die Ehre seiner Hypothese streitig machen wollen."

Das war sehr schwach und Feuerbachs Deduktion aus Kaspars Reiternatur (Abstammung von einer Reiternation) einfach lächerlich. Außerdem aber hatte Feuerbach sich mit Kaspars empfindungslosen „Schenkeln" verschnappt, was Merker in seiner Duplik gebührend hervorhob. Was machen? Daumer jammert: „Ich schickte meine Bemerkungen über Hauser an Feuerbach mittelst einer von fremder Hand gefertigten Abschrift, welche ich, meiner leidenden Augen wegen, nicht selbst durchsehen und von Fehlern reinigen konnte (was weiß

Daumer denn von dieser nicht wieder zurückerhaltenen Abschrift?); der Abschreiber machte solche, die nicht geändert wurden, unglücklicher Weise gerade bei den in Rede stehenden (Reiter-)Notizen, und so kamen sie auch in Feuerbachs Buch . . . Ich hatte geschrieben: ‚H. verspürte nie Etwas an dem ......, sondern nur etwas Weniges an den Schenkeln.‘ Aus sondern wurde in der Abschrift wahrscheinlich (ach so!) oder, und so steht bei F.: ‚Er ritt stundenlang, ohne sich wund zu reiten, oder nur in den Schenkeln oder im ...... Schmerzen zu empfinden‘. Man vergleiche die beiden Sätze und bemitleide diese Ehrenrettung Feuerbachs. „So mußten selbst elende Schreibfehler dazu dienen, das Wahre in dieser Geschichte unglaubwürdig erscheinen zu lassen, ja dem Spotte der Gegner Preis zu geben. Das sollte uns hier (Heuchler können vom Predigen nun einmal nicht lassen!), wie überhaupt in Beurtheilung von Menschen und Dingen (Meyer, Hickel, Stanhope, Dalbonne und die übrigen verlästerten Opfer des verruchten Schwindels sind hier natürlich nicht gemeint!), vorsichtiger machen.“

Der „Spott der Gegner“ hat natürlich den hippologischen Stallmeister am meisten geniert. Als Stanhope am 3. März 1834 ihn besuchte (v. Rumpler hat diese Äußerungen auf Requisition des Kreis- und Stadtgerichts Ansbach den 9. Mai darauf, an den Eid zurückerinnert, wiederholt), „eröffnete er ihm, daß er sich über die gedachte Schrift (Feuerbachs) in soweit sie das Reiten betroffen hat, wirklich habe ärgern müssen. Denn Kaspar Hauser sei nicht im Stande gewesen, ein Pferd zu bändigen, ja nicht einmal ordentlich zu reiten. Wie er . . . zu Pferde saß, haben wir uns wohl gewundert, daß er gerade sitzen geblieben ist (bei Dr. Osterhausen konnte er auch das nicht, brauchte drei Wochen und mußte gehalten werden!), aber von einem Reiten war durchaus keine Rede... Im Reiten hat er sich durchaus nie ausgezeichnet und daher ist es für sich selbst klar, daß er kein Pferd (weder ein tückisches noch ein türkisches?) bändigen konnte. Aus seinem ganzen Reiten erschien mir bis zur Evidenz, daß er noch nie geritten ist, sondern daß er erst dahier zum erstenmal ein Pferd bestiegen hatte“ (vgl. den Abbruch der Bekanntschaft I. S. 127 unter



Nr. 49). Herr v. Rumpler hatte aber doch gewiß nicht allein „die Piece, die Herr v. Feuerbach zu Ansbach über Hauser geschrieben haben soll", sondern auch wohl die in Nürnberg erschienene Piece seines Bekannten R. Giehrl gelesen? Und hatte er nie von der Piece des Herrn v. Pirch gehört?

Daumer wurde mit dieser gerichtlichen Aussage des Stallmeisters erst 1872 bekannt, besaß aber noch seine „sofort bei frischester Erinnerung zu Papier gebrachten", von dem Augen- und Ohrenzeugen Professor Wurm bestätigten Notizen, und so war er allerdings befugt, 1873 zu schreiben: „Letzteres (daß Kaspar ein wildes Pferd zu besteigen verlangte) war aber doch wirklich der Fall, und Rumpler erinnerte sich 1834 nicht mehr an einen Umstand, der schon vor mehreren Jahren Statt gefund'en hatte." Ich denke, wir haben hiermit Kaspars Reiterehre zur Genüge gehandhabt, und Herr Landgerichtsrat Meyer wird zugeben, daß diesmal wirklich nicht Feuerbachs Darstellung (A. M. 147 Anmerkung) die „minder glaubhafte ist", sondern im Gegenteil Dr. Osterhausens „Gutachtlicher Bericht." Kaspars „Käfig" freilich war als Pferdestall ganz sicher unbrauchbar!

Nachdem wir mit der Historik des Hauserianismus ein Probereiten abgehalten haben, sehen wir noch flüchtig zu, nach welcher Methode diese Schule ihr Zeugenverhör abgehalten hat.

Der zwar „arme, aber unbescholtene" Weickmann, der höchst unbequeme erste Zeuge der durchaus nicht wunderbaren Kaspar-erscheinung, wird schließlich als „Mitwisser des Verbrechens" verlästert und „stirbt plötzlich." Der zweite Zeuge, Beck, fand es schon nicht rätlich, sich dem Klatsch auszusetzen; ein mir vorliegender Brief eines Hausergelehrten an der Spree schimpft ihn „Weickmanns Complice"! Polizeirottmeister Wüst war, nach dem biederen Kolb (1883, S. 78), „allem Anschein nach einer jener Menschen, die sich wichtig machen wollen, wodurch sich unschwer erklärt, daß die untersuchende Behörde auf seine an sich höchst vagen Äußerungen (Lüge!) gar keinen (?) Werth legte." Der so vornehme Daumer fand es am Ende praktischer (1859, S. 139, vgl. 1873, S. 188—95) „auf das, was

Schuster, Kutscher, Reitknechte und Polizeisoldaten erzählen — schon an und für sich kein großes Gewicht zu legen." [1]) Wenn wir nun noch eine Spukgeschichte über die ersten Polizeiakten (I. S. 19 Anm.) hinzufügen („Die Acten gingen nach des Präsidenten Feuerbachs Tode in die Hände zweier seiner Söhne über; dann — verlieren sie sich in die Nacht, und es ist von ihnen nur noch ein schwacher Schimmer zu entdecken, der vielleicht ein Irrlicht ist," 1873, S. 419), dann ist die „affirmative Kritik" mit den ältesten Zeugen und Protokollen fertig.

Es hat aber sogar ungläubige Weiber gegeben. Meyers Dienstmagd in Ansbach z. B. hielt Kaspar „nicht für so unerfahren als er aussah", ja sie erdreistete sich sogar auf sein Benehmen gegen „die Wild, ein hübsches, aber leichtfertiges Mädchen", zu verweisen. Der Philosoph Daumer aber (a. a. O. S. 197) „merkt leicht, wie die Sachen standen. Die Wild kokettirte mit (dem heiligen, geschlechtsindifferenten?) Hauser; er plauderte und scherzte mit ihr [z. B. über ihr uneheliches Kind], ließ sich von ihr eine Wäscherin empfehlen [log aber dabei wieder nach alter Gewohnheit] — das ist Alles! Die Magd aber war eifersüchtig (eine Offenbarung Daumers) und gab sich dem lauernden, nachspürenden, inquirirenden Meyer zum spionirenden und referirenden Werkzeuge (!) hin." Welches gläubige Gericht mag da über die ketzerische Frau Klara Biberbach (I. S. 134—37) hereinbrechen! Nach Veröffentlichung ihres (versteht sich „verläumderischen" Briefes — „so recht Wasser auf die diabolische Beschimpfungs- und Verläumdungsmühle der negativen Kritik") vernehmen wir, daß Tuchers Herz schon am 2. Dez. 1829 über Kaspars Versetzung von Daumer nach Biberbach geblutet hat. Er schrieb an Feuerbach: „Kaufmann Biberbach, ein wackerer, braver,

[1]) Welche aristokratische Sorte von Zeugen ihm lieber waren, haben wir I., S. 168 und II., S. 71—78 erfahren. Hiltel heißt natürlich „der zuverlässige Zeuge", ja dieser redselige Tropf genügt ihm, um Merker abzuthun! „Merkers Opposition und Hypothese war dem Manne durch Lektüre bekannt. Er sagte, er habe darüber lachen müssen. Der Herr Polizeirath solle einmal die Probe machen und als verstellter Spitzbube zu ihm kommen; er stehe dafür, daß er ihn entlarven werde."

achtbarer Mann, ist auf keine Weise wissenschaftlich gebildet . . . Die Frau — wie mir ihr Arzt vertraute (!), leidet an einer krankhaften Überreizung durch zu heftigen Geschlechts-trieb." . . . Den 15. April 1830 ist sie schon „ein gar zu unverständiges Weib, das Kaspar nicht leiden kann." Daumer schrieb also (1873, S. 294, V) ein eigenes Kapitel: Die Nürnberger Feindin. O der Gewissenskämpfe des frommen Daumer! Er „möchte die Todten so gerne ruhen lassen, möchte so gerne weder von den Lebenden noch den Geschiedenen Schlimmes sagen." Allein — er kann halt nichts dafür. Denn man überlege nur! Die „Feindin" „machte darauf Anspruch, daß Kaspar ihr zum Zeitvertreibe und Spielpuppe dienen solle," und — „er lernte zu der Zeit eifrig Latein" (I. S. 221!). Mit solchen Störungen eines lateinisch inspirierten Wunderknaben war nicht zu spaßen. Das Weib der Sünde starb eines traurigen Todes. „Sie stürzte sich (und zwar dreimal, auf S. 45, auf S. 297 und auf S. 459) in einem Anfall von Raserei zum Fenster hinab und endete bald darauf ihr Leben. Es ist wohl die Geißel der Erinnyen gewesen, welche sie in diesen Zustand versetzte und ihr diesen auffallenden Lebensschluß zuzog. Es finden sich noch mehr Beispiele eines solchen aus dem Innern heraus erfolgenden Gerichtes in dieser Geschichte in Beziehung auf diejenigen, die sich an dem unglücklichen Jüngling auf irgend eine Weise sündhaft und grausam vergangen haben." Das thaten aber besonders Hickel, Dr. Meyer und Dr. Mittelstädt mit ihren historischen Publikationen. Dafür heißt Hickels Buch bei Daumer ein „trugvolles Machwerk" (vgl. Feuerbachs Urteil über Hickel I. S. 264); Dr. Meyer schrieb ein „Lästerbuch"; er hat das Aktenmaterial „auf die sündhafteste Weise mißbraucht"; dem kritischen Daumer „ist in seinem ganzen Leben kein so unsinniges Geschwätz vorgekommen"; Meyers „Buch ist ein Taschenspielerstück, weiter nichts"; „sowohl als Eschricht hat er sich der alleräußersten, trugvollsten Unredlichkeiten schuldig gemacht"; dieser „Dr. Meyer ist ein so absolut unzuverlässiger, so ganz entschieden mit allen nur möglichen, auch den gewissenlosesten Mitteln auf Täuschung des Publikums ausgehender Schriftsteller, daß man ihm, ohne Gefahr auf das schlimmste hintergangen zu werden,

nicht das Mindeste glauben darf" [1]); kurz, wir wundern uns nicht mehr über das Kettengerassel (oben S. 173), womit Daumer seinen Gegner gruselig gemacht hat. Der Oberstaatsanwalt Mittelstädt in Hamburg (jetzt Reichsgerichtsrat in Leipzig) hat sich, wie Kolb mitgeteilt ward, bevor er wider den Prinzen Kaspar schrieb, „zuvor durch allerlei Händel mit dem Hamburger Magistrate bemerkbar gemacht", ja er soll sogar (man schaudere!) in der Zeitschrift „vom Fels zum Meer" (Juniheft 1883) gegen das dumme moderne Strafrecht geschrieben haben. Mit solcher „Art Gegner hatten es die armen Kasparmannen zu thun"! Kein Wunder also, daß die Hauserianer mit ihren Gänsekielen und Stahlfedern ein so furchtbares Blutbad angerichtet haben. Und Daumer, der mit den unredlichsten Scheingründen diese Verbrechen glaubhaft zu machen suchte, erfrechte sich in demselben Werke auszurufen: „Was hat man hier nicht Alles schon auf das ehrenrührigste angegriffen, verdächtiget, herabgesetzt und beschimpft! Hauser war ein hergelaufener schlechter Bursche, Binder ein Schwachkopf, Feuerbach ein Phantast, ich (Daumer) insbesondere der Narr aller Narren, dazu noch ein Lügner und Fälscher; Tucher ein junger Mann ohne Erfahrung und ebenfalls nicht frei von Aberglauben; die Nürnberger Aerzte magnetische Schwärmer, Dr. Albert in Ansbach beeinflußt; Polizeirath Merker hat seiner Zeit sogar (!) den grundehrlichen Gefangenwärter Hiltel in ein böses Licht zu setzen versucht. Wohl ist in dieser Geschichte Lug und Trug und jede böse List und Tücke zu Hause; aber nicht (!) auf Seite der Gläubigen, welche nur der sich objektiv (!) darbietenden Wahrheit ihre Geltung lassen und für sie ihr redliches, furchtloses Zeugniß ablegen." Welche anwidernde Heuchelei! Ein Komplott,

[1]) Meyers Gegner Daumer aber „gehört noch zu den Resten einer besseren Zeit und Menschheit, die sich in dem Gräuel der Verwüstung erhalten haben und — hat ein noch in alter, gottgeschaffener Weise schlagendes Herz im Busen, ist, mit einem Worte, ein Mensch und kein Teufel." Ein anderes freches Selbstlob des boshaften Narren, dem ich ungezählte Fälschungen nachwies, lautet: „Daß mir, wie von jeher [auch als Christuslästerer], so auch jetzt, die Wahrheit heilig. und daß ich nirgend mit Wissen und Willen ein unwahres Wort gesprochen, betheuere ich auf das Feierlichste."

das mit Bestechung, Meineid, Diebstahl, Blutschande, Mord und Hochverrat um sich wirft, thut entrüstet, wenn die Kritik dasselbe aus Schwachköpfen, Phantasten, Narren, Lügnern und Fälschern zusammensetzt. Die ganze Welt soll diesen Gesellen wie vogelfrei gelten, sie selbst aber sollen sogar gegen die Notwehr ihrer Opfer geschützt sein. Wegen des Buches von Mittelstädt reiste ein Feuerbach nach Hamburg, um ihn zu fordern! Die Selbstverblendung dieser traditionellen Kasparsippe ist so groß, daß eine Schwiegertochter des phantastischen Memoirenschreibers Mittelstädts Kritik von Kaspar Hausers badischem Prinzentum (1876) „eine gröbliche Verletzung unseres Familienhauptes“ zu nennen wagte.[1]) Nach der tiefen Einsicht dieser Dame beschuldigt Mittelstädt den unfehlbaren Feuerbach „einer Reihe von Verbrechen, die jeden richterlichen Beamten ins Zuchthaus führen würde“; Herrn M. gegenüber hatte sie „alles Vertrauen auf seine Wahrheitsliebe und Ehrenhaftigkeit verloren.“ In ihrem Gedenkbuche heißt es: „Man schaudert bei dem Gedanken an die Consequenzen einer solchen juristischen Dialektik (des erbärmlichen Kaspar-Memoires Feuerbachs? Nein, der vernichtenden Kritik Mittelstädts!).

---

[1]) Das berühmte Familienhaupt hat sich in dem Hauserwahn so gründlich prostituiert, daß kein Feind seinen Wert mehr verkleinern kann. Man beachte nur immer wieder die Daten seiner Thaten.

1) Feuerbach den 15. Juli 1828. „Der romanhafte Inhalt der Bekanntmachung vom 7. Juli ist dem angeblichen Opfer unmenschlicher Behandlung auf die künstlichste Weise abgefragt, vielleicht auch oft nur errathen.“

2) Feuerbach den 22. Juli 1828 übt Kritik an der Grundlage der Hausergegeschichte und glaubt nicht einmal an den Käfig.

3) Feuerbach im September 1828 schwelgt förmlich in dem so entstandenen Hokuspokus.

4) Feuerbach den 30. April 1830 an König Ludwig: Kaspars Badisches Prinzentum ist ein Märchen.

5) Feuerbach 1831/32 giebt den romanhaften Inhalt von Nr. 1 selbst heraus.

6) Feuerbach den 27. Januar 1832 an Königin Karoline: Kaspar ist der Gegenstand eines Majestäts-Verbrechens (nach dem Märchen Nr. 4).

7) Feuerbach im März 1832; Prinz Kaspar von Baden ist aber nichtsdestoweniger ein Ungar. Sein Kerkermeister war damals ein katholischer Geistlicher, Klostergeistlicher, im Buch aber, also gleichzeitig, hat er als Soldat bei einem Regiment in Nürnberg gedient.

Ich aber getröste mich der ewigen Gerechtigkeit, die in der menschlichen Geschichte hoch über den gebrechlichen Meinungen des Tages waltet, und ungerechte Schmähung in dankbares Andenken verwandelt." Wo bleiben da die Tucher, Daumer, Albersdorf, Garnier, Seiler, Andlaw, Fischer, Kolb und sonstigen professionellen Verlästerer ehrlicher[1]) Leute? Mit dem heiligen Daumer kann man denen von Feuerbach nur antworten (1873 S. 359): „Auf jeden Fall muß es Lachen erregen, wenn sie, die sich gegen Hauser, mich (Daumer) und Andere (ich bitte an andere Namen zu denken! Linde) jede nur mögliche Art von Ehrenkränkung und Verdächtigung erlauben, auf eine unter allen Umständen unantastbare Heiligkeit Anspruch machen." Oder noch besser: wir legen der mutigen Vertreterin der ewigen Gerechtigkeit die Gegenrechnung vor.

Verdächtigt wegen Mitwisserei um ein furchtbares Verbrechen und als Kerkermeister K. H.s wurden: der große Unbekannte (bei Kaspar selbst noch sein Pflegevater und Erzieher, bei Binder am 7. Juli 1828 schon ein oder das Ungeheuer), Meßner Schrey, Pfarrer Wirth, Pfarrer Leidel, Landgerichtsaktuar v. Mayer, Landgerichtsadvokat Lambert in Vöcklabruck, Fürst Solkowski, Frau v. Dalbonne, Herr v. Merey, Freiherr v. Hacke, General Tettenborn, Minister v. Reitzenstein, Reichsgräfin Geyer von Geyersberg, Staatsrat Fischer, die Pfarrer Engesser, Dietz, Eschbach, Demeter, der Mönch Paulus Hornung, Kaspar Müller in Triesdorf, Müller in Schwäbisch-Gmünd, u. s. w. Dadurch enthielt aber auch jede Anzeige von Kasparältern eine kriminalrechtliche Denunziation[2]), und es erschienen als schwer verdächtigt: der Priester von Weiden und Nanette Bau-

[1]) Man reite mir gefälligst hier nicht den Schlemmer v. Hacke, den Päderasten v. Ende und den Lüstling Hennenhofer vor, denn das geht die Hausergeschichte nur insofern etwas an, als der Leumund dieser Herren die Leichtgläubigkeit des Publikums begreiflicher macht. Ob Schulze eine Uhr gestohlen, folgt übrigens nicht aus dem Nachweis, daß er eine Laterne zertrümmert hat. Männer aber wie Hickel, Meyer, Stanhope und eine ganze Anzahl Opfer des Schwindels sind nach allen Richtungen hin dem Hausergelichter unerreichbar.

[2]) Es wurden eine ganze Anzahl der angesehensten, namentlich adlige Familiennamen an den Pranger gestellt, die wir in den Akten schlummern lassen wollen (Auth. Mitth. S. 85).

mann, Frau Major von Redwitz, Oberst Tischleder und Frau Schüttinger, der Pfarrer von Hausheim und sein Kebsweib, Domherr von Guttenberg, Gräfin von Majthényi, von Wessenig, Gräfin Arco, Graf von Tattenbach, Graf von Bavel, Herzog Ferdinand von Koburg-Gotha, Großherzog von Baden, König Maximilian I. von Bayern, Großfürst Konstantin, Kaiser Napoleon I. u. s. w. Bestochen sollen sein: Merker, von Lang, Hickel (bei Daumer will er auch Dr. Albert bestechen), Meyer (bei König Ludwig „höchst befangen", bei Wallerstein „gemütlos", ist er bei Daumer schon ein „Schurke", bei Andlaw u. Ko. eine Kreatur des Mörders Stanhope!), Dalbonne, Garnier, der „radikale Staatsprokurator" in Zürich, Dr. Julius Meyer, u. s. w. Ermordet und plötzlich gestorben beziehungsweise vergiftet sind: Weickmann, Preu, Osterhausen, Albert, Biberbach, Binder, Dietz, Hornung, Feuerbach, sein Sohn Eduard („der Jurist, starb, wenn ich mich recht erinnere, plötzlich und unerwartet an Vergiftungssymptomen", Daumer), Erbprinz Karl Ludwig von Baden 1801, Erbgroßherzog 1812, Erbgroßherzog Alexander und Markgraf Friedrich 1817, Großherzog Karl 1818. Kurz: „der Tod (selbst mit im Komplott? L.) hat durch das schnelle Wegräumen edler Männer und wichtiger Gewährsmänner der negativen Kritik große Dienste erwiesen" (Daumer 1873 S. 281). Giftmischer sind gewesen: Dr. Kramer, Kammerherr v. Ende, Feuerbachs Reisegesellschaft am Pfingstmontag 1833 (zur Feier des Pfingstmontags 1828?), Klüber. Sonstige Mörder waren: v. Hacke (Selbstmörder), J. H. D. v. Hennenhofer, Stanhope (Hofmann und Eduard Feuerbach bezeichnen ihn im Februar 1834 als geisteskrank, Mutter Daumer und Sohn aber verlästern ihn im März als den eigenhändigen Mörder Kaspar Hausers, endlich hat er noch Weickmann, Dalbonne und Garnier bestochen!), Frater Justin, ein Franziskaner, Johann Caspar, Balthasar Dehler, Demmermayer, Ferdinand Sayler, Herr Sauter (dieser mir nicht weiter bekannte Kaspармörder ist, nach einem Berichte des österreichischen Gesandten zu Karlsruhe an den Minister Schwarzenberg 1853, acht Tage vor dem Mord nach Ansbach gereist), Gräfin Gyulay geb. von Ettelsheim, ja zuletzt ist Preußen von Bayern und der Badische Staatsrat „in pleno" von Andlaw und Konsorten angeschwärzt worden. Der Verbrecher-

katalog der Hauserianer ist hiermit zwar noch nicht vollständig, aber ich denke, es wird langen. Mit Daumer sage ich: „Man sollte das Publikum, das man beschwätzen und bethören will, doch nicht samt und sonders für so gar einfältig und blödsinnig halten, wie diese Leute (Tucher, Feuerbach, Daumer, Kolb, Andlaw, L.) thun.“ Und wieder sage ich mit Daumer: „Wahrlich von solchen Leuten verachtet und verspottet (gehaßt und verlästert, L.) zu werden, ist eine Ehre, auf die man stolz sein kann!“

Die „Wahrheit der Erzählung ist uns verbürgt durch die Persönlichkeit der Erzählenden“ — das hat Feuerbach behauptet! Und mit dieser „jeden andern Beweis an Stärke überwiegenden Beglaubigung macht er sein Conclusum gegen den schwarzen Mann „nach bairischem (ohne „y“) Strafgesetzbuch.“ Die an der Person Kaspars begangenen Verbrechen sind: „I. das Verbrechen widerrechtlicher Gefangenhaltung (StGB. Thl. I. Art. 192 bis 195) und zwar doppelt ausgezeichnet, sowohl hinsichtlich der Dauer (von der frühesten Kindheit bis in das Jünglingsalter), als auch hinsichtlich der Art, soferne dieselbe mit besonderen Mißhandlungen verbunden war, wohin nicht blos das thierische, den Körper des Unglücklichen verkrüppelnde (wie?!) Lager, die elende, kaum einem Hund genügende Kost u. s. w. Es trifft damit II. objectiv zusammen das Verbrechen der Aussetzung nach dem StGB. Thl. I. Art. 174.“ Nun fehlte leider in dem St. G. B. (man denke an den Lutzparagraphen, Arnimparagraphen) ein Kaspar-Hauser-Paragraph, „ein besonderes Verbrechen gegen die Geisteskräfte, oder ein Verbrechen am Seelenleben“ („Verstandesberaubung, nouchiria, erschöpft den Begriff bei weitem nicht“!), oder auch eines „partiellen Seelenmords“ — sonst hätte der schwarze Mann in Feuerbachs Requisitorium noch eine böse Nummer mehr gekriegt. Vielleicht hätte sein Anwalt aus Feuerbach selbst (z. B. S. 73: Kaspar sehnte sich zu dem Mann zurück, bei dem er immer gewesen . . . Dem Manne, bei dem er immer gewesen, hat er — weiter nichts vorzuwerfen, als daß er noch nicht gekommen, um ihn wieder nach Hause zu bringen) auf Milderungsgründe hingewiesen. Aus den gleichzeitigen Mitteilungen Daumers hätte ein solcher Anwalt vielleicht Kaspars „köstliche Äußerung“ vom Oktober

1828 vorgelesen: „Er (Kaspar) denke auch deßhalb ungern an seine Einsperrung zurück, weil er sich die Angst vorstelle, in der der Unbekannte, der ihn gefangen hielt, gelebt haben müsse. Dieser habe wahrscheinlich immer auf seinen Tod gehofft, der nicht gefolgt sey, und so glaube er, daß der Unbekannte, bis er sich seiner entledigt habe, in der qualvollsten Unruhe gelebt habe, was ihm wehe thue, wenn er sich's vorstelle." Solche Äußerungen haben einen anderen als den von Daumer hineingelegten Sinn; sie verraten eine leise innere Unruhe wegen der immer mehr anschwellenden Verlästerung eines Unschuldigen, über den Feuerbach in seinem romantischen Brief vom September 1828 noch zu berichten wußte: „Als ich meinen Unwillen gegen den Bösewicht äußerte, der ihn so lange gefangen gehalten, wies er mich strafend zu Recht: Der, bei dem er gewesen sei nicht bös, sondern sein Vater, der ihm zu essen und trinken gegeben." Wären unserem hypothetischen Rechtsanwalt die Akten zugänglich, er würde gegen diesen am 11. Juli 1828 auf dem Luginsland so zurechtgewiesenen Feuerbach den Feuerbach vom 15. Juli desselben Jahres ins Feld geführt haben, der damals an die Kreisregierung in Ansbach schrieb: „Der Magistrat Nürnberg (Binder) hat eine Bekanntmachung dem Druck übergeben, worin der romanhafte, dem angeblichen Opfer unmenschlicher Behandlung auf die künstlichste Weise abgefragte, vielleicht auch oft nur errathene Inhalt den Thatbestand des Verbrechens der widerrechtlichen Gefangenhaltung nach Art. 192 Theil I des St.G.B. und der Aussetzung hilfsloser Personen nach Art. 174 ff. begründet, wie dieß der Magistrat nach der seiner Bekanntmachung beigefügten Überschrift selbst nicht verkennt." Unser Anwalt würde mit Art. 192 wider Art. 192, Art. 174 wider Art. 174, mit Feuerbach wider Feuerbach einen starken Stand eingenommen haben.

Die Juristen Feuerbach und Tucher haben ihren Waschweiberklatsch bescheiden einen Indizienbeweis genannt. Da Kaspars Taufschein fehlt und es zur Entdeckung seiner Mutter jetzt wohl zu spät ist, will ich ihrem Beispiele folgen und meine Vernichtung der Glaubwürdigkeit unseres Helden, seiner Geschichte der Einkerkerung und der Mordanfälle ebenfalls einen Indizienbeweis nennen: welcher von beiden aber der stärkere ist, entscheide der Leser.

Bei den Personalien der Briefe vom 26. Mai 1828 bleibe ich stehen. Kaspar Hauser kam östlich von der altbayrisch-österreichischen Grenze nach Nürnberg, nicht mit einem fertigen Plan, seine spätere Rolle zu spielen, sondern mit dem ernsthaften Vorsatz, Kavallerist zu werden. *Er selbst* hat, — als entsprungener Landstreicher, oder durchgebrannter Bauernbursche, Stalljunge, Hauderer oder was sonst [1]) — etwas zu verdecken gehabt und Nachfrage verhindern wollen. Das ist ihm aber durch das Zusammenspiel von Menschen und Umständen so gut gelungen, daß aus diesem Senfkorn der Riesenbaum der Hauserromantik hervorgewachsen ist. Wenn diese grotesken Fabeln ihren Weg auch dahin gefunden haben, wo der ehemalige unromantische Kaspar Hauser gelebt hat, so war seine Identität mit dem wunderbaren „Nürnberger Findling" völlig *undenkbar*, auf jeden Fall irgend eine Nachfrage seitens eines „Pflegevaters" für diesen sehr *gefährlich* geworden. Vielleicht auch war er verschollen, und es kam — damals gar keine Seltenheit — nie ein Zeitungsblatt nach der unbekannten Heimat.

[1]) Auf einen *entsprungenen Gefangenen* könnte die unaufgeklärte Äußerung gegen Blaimer deuten: „ein Solches habe ich auch gehabt." Auch der noch nicht geheilte Hundebiß am Arm hat seine Bedeutung, aber welche? Auf einen ehemaligen *Haus- und Stallknecht* deuten der Goldsand, die Reithosen, die Hippologie, das geschickte Kofferpacken und Aufladen, die Wagenkenntnis (I. S. 234, zu vergleichen mit Daumer 1873 S. 279 Z. 14 u. 15, und I. S. 266), auf einen *Handwerker* seine Geschicklichkeit II. S. 199. Hickel ließ im November 1829 Kaspars ersten Anzug von 15 Stadt- und Landschneidern genau untersuchen. Das „Gutachten ging dahin, daß die Arbeit des Verfertigers wohl nicht zu erkennen sei, wohl aber nach der Arbeit, Schnitt und Farbe Rock und Hose einem Jäger, Schullehrer rc. angehörig sein dürfte. Rock und Hose waren der Größe nach für eine und dieselbe Person gefertigt." Von ihm selbst? „Die erstere Zeit saß er etwas gebückt und sowohl auf der Bank, als wie auf dem Boden streckte er seine Beine nie aus, *sondern zog sie unter sich wie ein Schneider*." Hiltel. — „Ich habe ihn für einen ankommenden *Schneidergesellen* gehalten." Beck. — „Wenn man sein Wesen und seine Kleider und überhaupt Alles zusammennimmt, so sah er einem *Kutschergehilfen* gleich." Weickmann. Sicher ist, daß er nicht erst bei Daumer und v. Tucher *packen* gelernt hat!

XXVII.

Hypothesen.

Da man von der irrtümlichen Annahme eines unerwiesenen Märchens ausging, so hat man, als es die richtige Zeit noch war, von den klaren Andeutungen, die Kaspar mit nach Nürnberg brachte, keinen energischen Gebrauch gemacht. Häufig nahe am Ziel, führte doch der Grundirrtum immer wieder von dem richtigen Wege ab. Ein aus Ansbach vom 6. Juni 1831 datierter Bericht Hickels „über eine zu Folge Requisition des Kön. Kreis- und Stadtgerichts Nürnberg (vom 9. Mai bis zum 3. Juni) zur Entdeckung der Herkunft Kaspar Hausers unternommene Reise“ nach Schrobenhausen, durch Altbayern (Rosenheim, Altötting, Passau, Regensburg) und einen Teil der Oberpfalz erzählt:

„Am 16. Mai gelangte ich nach Altötting. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß der Thäter des heillosen Verbrechens vielleicht früher hieher wallfahrte zu dem gewaltigsten Gnadenbilde in Bayern, denn hier kaufte ich dieselbe(n) Gebete, wie Hauser sie mit nach Nürnberg brachte[1]). Die Rosenkränze daselbst sind gerade so

[1]) Vgl. I. S. 8 und 9. Bei Hickel lauten die Titel 1 „zu der allerseligsten und unbefleckten Empfängniß Mariä“, und 9 „vor dem hochwürdigsten Gute.“ Die Nummern 3, 7 und 9 waren nach Hickel „seit Jahren nicht mehr im Kurse, weil sie keine Abnehmer fanden.“ Die Nummern 3 und 7 habe ich schon für „verdächtig“ erklärt. Ein Specimen von solchem abergläubischen Zeuge, ebenfalls undatiert, liegt mir in 25. Auflage vor: „Mittel für Jedermann in landwirthschaftlichen und häuslichen Verhältnissen. Herausgegeben von Christ. Tienegott Leuthold, Flinsberg im Riesengebirge.“ Die Grammatik ist à la Kaspar Hauser, z. B. S. 3: „Vor den Brand. Gott der Herr ging übers Land und hatte einen

wie der des Hauser. Hier wie im Isarkreise trägt man die Schalke, schwarzlederne Hosen, blaue Strümpfe und Stiefel, wie Hausers Führer, hier spricht man wie Hauser[1]). Der Sprache als auch den Gegenständen nach, die er bei seiner Ankunft in Nürnberg mit sich führte, der Kleidung seines Führers, dem mitgebrachten Hute, den Localitäten und den einzelnen nur in einem gewissen Bezirke des Königreichs gehörige(n) eigene(n) Worten (nach), wie die das große Dorf (Nürnberg), deuten bestimmt an (sollte man schließen), daß in diesem Theile des Unterdonaukreises oder im Isarkreise, nämlich von Pfaffenhofen an, K. widerrechtlich gefangen gehalten worden sein möchte. — — — Am 29. (Mai) kam ich zu dem fränkischen Altötting, nach Gößweinstein und kaufte folgende Gebete, welche darthun, daß jeder berühmte Wallfahrtsort auch seine eigenen Gebete hat und die nur an Ort und Stelle zu haben sind. Ein einziges Gebet fand ich hier wie in Altötting und auch dieses ist durch das Herz-Jesu-Zeichen von dem von Altötting verschieden.

Die hier gangbaren Gebethe (so) sind:

1) Sechs andächtige und kräftige Gebethe.
2) Gebeth zu der heiligen und unbefleckten Jungfrau Maria.
3) Ein andächtiges Gebeth des goldenen Vaterunsers.
4) Gebeth zu den heiligen 14 Nothhelfern.

Brand in seiner Hand; Brand brinn net, seng net, brenn net, schwür net!" Das folgende (hier gedruckte) Zaubermittel (Nr. 29) wurde mir, als vom Priester begutachtet, im Sommer 1885 zu Freiburg i. B. von anständigen Katholiken in Handschrift im Gebetbuch vorgezeigt. „Vor das Zahnweh. St. Petrus stand unter einem Eichenbusch (diese Scenerie fehlte im Manuskript), da sprach unser lieber Herr Jesu Christ zu Petro: Warum bist du so traurig? Petrus sprach: Warum soll ich nicht traurig sein, die Zähne im Munde wollen mir verfallen (Mskt.: faulen mir im Munde)! Da sprach unser lieber Herr Jesu Christ zu Petro: Petrus gehe in den Grund, nimm Wasser in den Mund und spei es wieder in den Grund." Nach dem Codex friburg. brisg. soll beim Ausspucken dreimal † † † gemacht werden.

[1]) Hickel beobachtete sogar, daß „das nicht weit von Altötting liegende Berchtesgaden jährlich in Menge wohlfeile hölzerne Pferdchen zum Verkaufe liefert, mit denen auch Hauser im Kerker [?] spielte."

5) Gebeth wider alles Unglück und Widerwärtigkeiten.
6) Gebeth zu der heiligen Mutter Gottes Maria.
7) Kräftiges Gebeth zu den 7 heiligen Himmelsriegeln.
8) Gebeth zu dem wunderthätigen Gnadenbilde Mariä.
9) Gebeth zu Jesu, Mariä und Joseph.
10) Andächtige Verehrung des heiligen Nagels.
11) Seufzer eines zerknirschten Herzens.
12) Worte aus dem Herzen mit Vertrauen auf die Fürbitte der heiligsten Jungfrau."

Den 3. Juni 1831 kam Hickel von dieser Entdeckungsreise — er hatte sie bei Schrobenhausen, wo in der Nähe (zu Hohenwarth) ein Pfarrer namens Wolfgang Otto Hauser lebte[1]), angefangen — nach Ansbach zurück. Nürnberg erhielt den so wichtigen Bericht am 11. Juni. Man that aber nichts, denn Kaspar sprach dazumal besser ungarisch als bayrisch. Ja Hickel selbst wußte mit seinen äußerst wichtigen Indizien nichts Besseres anzufangen als — überall in der Gegend nach Schlössern umzuschauen. Natürlich fand er dort von Kaspars Mutter keine Spur.

Werfen wir jetzt einen prüfenden Blick auf die verschiedenen kritischen Theorien, die man zur Lösung des Rätsels aufgestellt hat.

1) Kaspar Hauser ist ein verborgen gehaltener Pfaffensprößling gewesen. Diese Ansicht ist wohl die allerälteste, denn sie wurde schon von der ersten Denunziantin in Nürnberg vertreten (I. S. 52), und veranlaßte eine entsprechende Untersuchung „an Ort und Stelle." Den 14. Juni 1830 fuhr eine durch den Polizeisoldaten Hirsch geschützte Kommission (v. Röder und Ellinger) morgens 6 Uhr mit Kaspar nach Neumarkt. Die Fahrt „griff ihn sehr an." Über die Gegend bemerkte er: „Hier giebt es überall so schreckliche Berge und lauter Wald. Aus einer bergigen Gegend kann ich aber nimmermehr nach Nürnberg geführt worden sein, und ich mußte es

[1]) Den 16. März 1831 requirierte das Kgl. Kreis- und Stadtgericht Nürnberg das von Kaspar mitgebrachte „Papierchen mit Goldsand zum Stippen" (I. S. 5, Nr. 13, vgl. S. 25 Anmerkung), um chemische Vergleiche mit des Pfarrers Streusand anstellen zu lassen.

auf einem Transport dahin doch wohl wenigstens einmal bemerkt haben, daß der Weg durch den Wald geht. Ich meine auch, daß der Boden auf meinem Transport nach Nürnberg ungleich sandiger und gelblicher war, als er in der ganzen Gegend ist, die wir durchreist haben." Zweck der Reise war die Wohnung des Meßners Philipp Schrey auf Maria Hülf bei Neumarkt, wo 1) die untere Wohnstube, 2) die Küche samt daran befindlicher Kammer und Holzgewölbe, 3) der Keller im Hause, 4) die zur Kirche führende Sakristei, 5) der der Kirche gegenüber gelegene Keller wiederholt (wie am 1. Dez. 1829) in Augenschein genommen worden sind. An 1, 2 und 4 hatte Kaspar keine Erinnerung, 3 hatte zwar Aehnlichkeit mit seinem Kerker, war aber „vielleicht noch einmal so breit." Auch war „der Fußboden von schwarzer Farbe, locker und feucht, während der Boden meines Kerkers dagegen von gelblicher Farbe, fest und durchaus trocken war. Das Fenster im Keller", so heißt es weiter im Protokoll, „ist viel größer als eines der beiden Fenster mit denen mein Kerker versehen war; es fällt durch Ersteres auch ein freyes Licht, während die Hellung, die durch das Fenster meines Kerkers eindrang, durch dafür verschlichtetes Holz verfinstert war. Als auf ihr (der Kommission) Verlangen an der angebauten Kirche geläutet ward, hörte ich unten im Keller den hellen Ton der Glocke vollkommen, daß ich aber in meinem Kerker nie ein dergleiches Geläute gehört, habe ich bereits angegeben." Hier war also der Kasparkäfig nicht, und auch der zweite Keller (5) war „viel größer und höher." Natürlich kam auch der Meßner heil davon. Kaspar konnte „mit Verlässigkeit sagen, daß Schrey (ein kleiner, alter, gebrechlicher, schwacher Mann) durchaus nicht die entfernteste Aehnlichkeit mit jenem Manne hatte, der ihn nach Nürnberg geführt." Sein Führer doch war „breitschulterig, untersetzt, ungleich größer, hatte auch eine ganz andere Stimme und Aussprache." Das mir vorliegende Protokoll ist von „Kaspar Hauser" unterzeichnet worden.

Eberhardts und Schückings Pfaffentheorie haben wir im zehnten Kapitel kennen gelernt, sie führt uns aber noch auf eine wirkliche Kasparepisode. In einer kalten Mainacht des Jahres 1820 brachte eine unbekannte Weibsperson von niederem Stande ein auf einer

Butte aufgepacktes neugeborenes Kind zu der Familie des Försters Caspar (1767—1824) in der durch die 1809 aufgehobene Universität bekannten Stadt Altdorf. Der als rechtschaffener Grobian bekannte Caspar hat vorher um die Sache gewußt, seiner Familie aber nichts weiter kund gethan als die freundliche Antwort: „Das geht Euch nichts an, wenn nur ich es weiß!" Den Gerüchten nach aber war das Karl genannte Kind ein Sprosse des katholischen Pfarrers von Hausheim (zwei Stunden von Altdorf, gegen Altmarkt zu) von seiner Köchin. Während der ersten sechs Wochen wurde das Knäblein von Frau A. Barbara Heller († 1827), seit Anfang 1815 Stadthebamme (ihr Tüchtigkeitszeugnis aus Bamberg ist vom 4. Dez. 1814 datiert), gewickelt; nach etwa vier Monaten aber wurde es um Mitternacht wieder abgeholt. Da hätten wir also beisammen: einen wilden Jäger, ein verschwundenes Pfaffenkind und die Namen Kaspar und Hauser (gebildet aus Hausheim, im Volksmunde „Hausem" — also Hausemer, kontrahiert Hauser). Wenn nur der Anachronismus 1820 nicht wäre! Was will aber in der Mythologie eine Zurückschiebung von acht Jahren heißen? Im Januar 1834 nahm eine Tochter der Hebamme, die mit dem Flaschnermeister (Klempner) Schlatterer in Schwabach verheiratete Martha Heller, das Kunststück auf sich. In der ersten Woche des großen Hauserjahres 1834 reiste sie, um den Professor v. Fabrice zu konsultieren, nach Altdorf, besuchte bei der Gelegenheit auch die elterliche Wohnung, und da will sie von ihrem Bruder, dem Hafnergesellen (Töpfer) Johann Lorenz Heller, an einem Sonntag mit den Worten angeredet worden sein: „Schwester, erinnerst Du Dich nicht mehr an ein Kind, welches im Jahre 1812 von unserer Mutter im Jäger Casparschen Hause gewickelt worden ist? Es soll dieses Kind der Kaspar Hauser gewesen sein." Nun war aber 1) die Mutter im Jahre 1812 noch gar keine Hebamme, 2) dieser Bruder damals erst ein vierjähriges Kind; 3) hat Frau Schlatterer selbst anderthalb Jahr bei dem Aufschläger Haubenstricker in Nürnberg gedient und dort fast täglich den Kaspar Hauser im Garten gesehen, ohne dabei an den kleinen Karl in Altdorf zu denken! Aber, als ihr Bruder sie in der ersten Woche von 1834 daran erinnerte, ach — „da fiel

mir's zentnerschwer auf das Herz, und ich glaube jetzt noch, daß jenes Kind der K. H. gewesen ist." So äußerte sich die 1799 geborene Frau über ein Kind, das sie 1820 selbst auf dem Arm getragen hat und das sie, in ihrer ersten unbeeidigten Vernehmung durch Bürgermeister Martini zu Schwabach am 9. Januar, aus eigener Vollmacht in „Kasperle" umtaufte. Sie berief sich dabei 1) auf ihren Vater Joseph Heller (geb. 1775, der in zwei Vernehmungen, den 17. Januar und den 10. März, das Datum 1820 bestätigt hat), 2) auf ihren Bruder (geb. 1807/8, der sich — Vernehmungen wie oben — des Kindes von 1820 noch dunkel erinnerte), 3) auf ihre Freundin Kunigunde Caspar, mit ihr in gleichem Alter (geb. 1801, die aber am 13. März genau anzugeben wußte, daß das fragliche Kind ein Jahr nach dem Tode ihres eigenen unehelichen, 1819 verstorbenen Kindes bei ihren Eltern war). Sonst wurden noch vernommen: 4) die 68jährige Witwe Maria Jakobina Caspar, die aus eigener Wissenschaft (den 17. Januar und den 21. März auf ihrem Krankenlager) die Geschichte vom Sommer 1820 erzählen konnte, 5) ihr Sohn Johann Caspar, Jäger in Altdorf (geb. 1802), 6) der Revierförster zu Ungelstetten Joh. Rud. v. Paschwitz (der, 1799 geboren, erst im Dezember 1819 als Aktuar nach Altdorf hinkam), 7) der Tagelöhner Johann Schneider (geb. 1776, er sollte das Kind 1820 annehmen, lehnte aber ab, weil er täglich mit seiner Frau im Walde arbeitete). „Die Försterin Caspar war von jeher gutmüthig", sagte Schneider eidlich aus, „und hat gar manches Kind abgefüttert, förmlich in der Pflege aber hatte sie außer dem fraglichen Knaben kein Kind. Dieses kann ich mit Bestimmtheit sagen, da ich mit dem Förster Caspar und seiner Familie schon seit 30 Jahren in näherer Bekanntschaft stehe und daher beinahe Alles weiß, was während dieses Zeitraumes in jener Familie vorgefallen ist." Eine zweckdienliche Verdoppelung der Geschichte (1812 und 1820) läßt sich also nicht aufstellen, und doch — Frau Martha Schlatterer hat den 27. Februar 1834 ihren unmöglichen Anachronismus „vor zirka 22 Jahren" beschworen. Wegen dieses „fahrlässigen" Meineides stehe sie also am Pranger der deutschen Geschichte, bis alle Exemplare dieses Werkes zu Grunde gegangen

sein werden.[1]) Die alte noch in ihrer Wohnung zum zweitenmal von der juristischen Hauserpest heimgesuchte Frau Caspar sagte mit berechtigtem Zorn: „Ich kann es beschwören (die gutmütige Seele wurde nämlich nicht vereidigt, d. h. sofort als „verdächtig" gemartert) und die ganze Stadt wird mir es bezeugen, daß es nicht früher und nicht später war als im Jahre 1820. Ich bin eine alte, gebrechliche Frau und bin keinen Tag sicher, von dieser Welt abgerufen zu werden, es wird mir daher Niemand, der mich näher kennt, zutrauen, daß ich mit einer Lüge das Irdische verlassen werde. Meinetwegen ist jener Knabe der Kaspar Hauser oder nicht, mir ist es einerlei . . . Ich habe schon erfahren, daß die Angabe (wie oben) von der Martha Schlatterer in Schwabach herrührt; allein diese Person befindet sich entweder in einem großen Irrthum oder sie speculirt blos auf die als Preis der Entdeckung ausgesetzten 10000 Gulden." Gut getroffen, Mutter Caspar!

Wären wir also mit Karlchen Hausheimer fertig? Bei Leibe nicht: erst soll der Jäger Caspar in Altdorf sein Alibi nachweisen, sonst hat er den Kaspar in Ansbach ermordet. Denn man überlege nur, was der Landrichter Zernott in Altdorf den 17. Februar an das Regierungspräsidium über ihn berichtete: „Das lebhafteste Bild von diesem Manne kann man sich machen, wenn er mit dem Kaspar im Freischütz, von Acteur Geisler in Nürnberg gespielt, verglichen wird." Schade aber, er hat seit dem Volksfest in Nürnberg sein Jagdrevier nicht verlassen; er hat sich weder vor noch zu noch nach der Zeit des gewaltsamen Todes Hausers von Altdorf entfernt.

---

[1]) Das Hebammenbuch ihrer Mutter, der Frau Heller, fing mit 1815 an und enthielt unter dem Jahrgang 1820, S. 3, No. 53, den Eintrag: Den 25. Mai bei (so) den Förster Caspar einen angenommenen Knaben 30 Pathengeld 4 Gulden Lohn." Die Gebärdenote über die Schlatterer lautet: „War sehr geschwätzig und beklagte sich zuweilen darüber, daß ihr Gedächtniß gelitten habe." Sie sollte am 15. Juli 1834 auch schon 35 Jahre alt werden! Den alten Caspar verlästerte sie so: „Der Vater war ein rauher wilder Mann und man konnte von ihm sich versehen, daß, wenn er Geld bekam, er sich zu unerlaubten Handlungen gebrauchen ließ." Nach Vorlesung des Protokolls aber schnatterte die leichtfertige Klatschmühle, daß „sie ihm durchaus keinen üblen Nachruf machen wolle, vielmehr solchen jederzeit als einen rechtschaffenen Mann erkannt hätte."

Wenn er später nur nicht im Wirtshaus zu Bullach über den Hausheimer Pfaffenbuben geschwätzt hätte; und wenn nur nicht der Lehrer Ulrich von Kirchröthenbach das gehört hätte; und wenn dieser es nur nicht seinem Kollegen Johann Fr. Wilhelm Lechner, Kantor in Beerbach, erzählt hätte; und wenn dieser es nur nicht den 27. Januar seinem Freunde Bock in Nürnberg geschrieben hätte; und wenn nur nicht u. a. auch der Schreinergeselle Hieronymus Karl Habermeier von diesem katholischen Sendschreiben eine Abschrift bekommen und den 15. Februar im Gasthof zum Hirsche in Lauf vorgetragen hätte. In dem Brief besitzt der Pfarrer von Hausheim schon drei Kinder von seiner Köchin, die von einem anderen Pfarrer „jedesmal in conito (!) getauft" worden sind, in den Kirchenbüchern aber fehlen; hat Frau Caspar (zur Zeit, da K. H. ins Loch kam) das Kind „gesäugt" und bekam sie „von dem Pfaffen des Tags einen Gulden einige Jahre." „Noch mehr. Man sagt, zur Zeit, als an Hauser der erste Mordversuch in Nürnberg gemacht worden ist, habe sich ein Franciskanermönch in und um Nürnberg sehen lassen und dieser sei der gedungene Mörder gewesen." Kurz, der gefällige Vorleser im Hirsche wurde — „verhaftet und den 16. Februar sofort dem k. Landgericht in Lauf zugeführt und dem Ermessen dieser Behörde als Criminal-Untersuchungs-Gericht um so mehr überlassen, da der Cantor Lechner, von welchem der copirte Brief herrührt, dem hiesigen Landgerichtsbezirk selbst angehört." Alt- oder Neu-Abdera? Am 17. Februar wurde auch der Briefschreiber verhört, ob er aber den Franziskaner genannt, finde ich nicht in meinem Folianten. Ein protestantischer Geistlicher in Bayern schickte das kleine Malheurchen des katholischen Konkurrenten an die Hildburghauser Dorfzeitung vom 8. Februar (K. H. ist da der 3. Sohn des Hausheimer Seelsorgers und eines „gnädigen Fräuleins") und so ist auch der Oberkonsistorialrat Dr. Ludwig Nonne am 10. März von dem Herzoglichen Kreisgericht zu Hildburghausen vernommen worden.

Die Theorie wird noch vertreten von Mittelstädt (1876 S. 44) und Meyer (Beiträge 1885 S. 54). Mittelstädt fragt: „Weshalb konnte Hauser nicht — als das Kind eines höheren (warum denn gerade eines höheren?) katholischen Geistlichen in dem Winkel eines

Klosters auferzogen worden sein, vor dem Sonnenlicht und dem Angesicht der Menschen ängstlich verborgen gehalten, wie ein großes Ärgernis und die Sünde selbst?" Meyer schreibt: „Allem Vermuten nach wurde Kaspar Hauser in einem Pfarrhof Altbayerns von seinem natürlichen Vater im Verborgenen, aber nicht gerade in einem Gefängnis aufgezogen; mit der Zeit aber wurde der Bursche zu groß, als daß man ihn länger vor der Welt hätte verborgen halten können. Deshalb schaffte ihn sein Vater nach Nürnberg, in der Hoffnung, daß er dort beim Militär unterkomme." Diese Ansicht scheint mir aber auf einer protestantischen Verkennung des weiten Herzens der heiligen Mutter Ecclesia und der vorzüglichen Abrichtung ihrer Kinder zu beruhen. Und wenn man bei Kaspar Hauser als Wahrheitskern des Einsperrungsmärchens eine in Zurückgezogenheit verlebte Jugend annehmen will, so scheint mir eine andere Frage Mittelstädts — „Warum soll Hauser nicht das eigene oder das Pflegekind irgend eines einsam in den Bergen oder im Walde lebenden Taglöhners gewesen sein, der den Tag über seiner Arbeit nachging, das Kind in seiner Hütte eingeschlossen sich selbst überließ, und sich seiner entledigte, sobald der Knabe halberwachsen und die Gelegenheit günstig war?" — den Umständen besser zu entsprechen. Auf meinen Gebirgswanderungen sah ich schon manches einsame Gehöft, das sich zu einer ganz normalen Hausergeschichte eignen würde.

Zu der Pfaffentheorie würde übrigens die von Feuerbach schon 1828 und von Stanhope noch 1833 vertretene Einschüchterungstheorie, die Kaspars Verlogenheit eingesteht, wohl am besten passen. Diese Annahme setzt aber erstens ein durch gar nichts erwiesenes Verbrechen voraus, und zweitens kann ich bei einem Burschen wie Kaspar Hauser an eine fünfjährige Nachwirkung von Drohungen gar nicht glauben.

2) Kaspar Hauser war durchgebrannt. Merker meinte schon 1830, daß „er einer Kunstreitergesellschaft entlaufen sein könnte," und v. Lang im Januar 1834: „Meines Dafürhaltens möchte er der Knabe irgend eines Bettlerhaufens in Niederbayern gewesen sein, den seine Eltern mit auf die Wallfahrten nach Alten-Öttingen u. s. w. herumgeschleppt, wo er sich bald als Krüppel bald als lächerlicher

Simpel zeigen, bald auch wieder, wo es einen Treffer galt, durch den Gebrauch der gewöhnlichen Vernunft oder andere unvermutete Fertigkeiten, z. B. als einen vermeinten Krüppel sich aufs Pferd zu schwingen und kunstgerecht daher zu reiten, überraschen sollte."

Eingehender sprach Lang sich im Sommer desselben Jahres aus. „Auf die Frage des Rottmeisters Wüst, der den Burschen gleich anfangs für einen hinterlistigen verstellten Menschen gehalten hat, Wo kommen Sie her? hat er geantwortet: Das darf ich nicht sagen, und darin," meinte Lang, „wird wohl auch der Knoten gesteckt haben: entweder weil er einem Herrn oder irgend einem herumziehenden Bettler- oder Gauklerhaufen entlaufen oder weil er aus einer Gefangenen-Anstalt, sei es selbst als junger Büßer oder unter einem anderen Haufen mit eingefangen, wohin auch die Kost deuten könnte, oder aus einer anderen Verwahrung (für Irre, Mondsüchtige und dergl.) entsprungen; vielleicht auch als Pferdejunge bei einem reisenden ungarischen, polnischen, moldauschen Roßhändler, wo es am Ende nicht ganz gleich zugegangen, oder als sogenannter Rennbube u. s. w. Als einen Perdejungen hätte ihn schon sein ganzer Anzug verraten sollen; kurzer Jokey, Janker, Reithosen. Es scheint beinahe eine alte Rückerinnerung gewesen zu sein, als er sich später nicht mehr halten konnte, einer in Nürnberg aufziehenden Seiltänzerbande wie bezaubert nachzujagen. Der Goldsand, den er in einem Papiere bei sich geführt, war doch wohl auch nicht so unschuldig und hat vielleicht zu Täuschungen und Prahlereien unterwegs dienen sollen."

Ähnliches ist auch zuletzt Stanhopes Ansicht gewesen. Den 21. Dezember 1834 schrieb er aus Neapel an Meyer: „Ich bedauere sehr daß Sie abwesend waren als der Criminal-Director Hitzig aus Berlin nach Ansbach kam (im Sommer hatte Hitzig auch eine Hauserkonferenz mit Klüber in Frankfurt, L.), denn er sagt daß er sehr gewünscht hätte Sie zu sprechen. Der Zeitungs-Artikel, daß seine Reise zu wichtigen Resultaten geführt hatte ist durchaus unrichtig, und ob er wohl Anfangs ein eifriger Anhänger der Feuerbachischen Meynungen war, scheint er doch jetzt die Sache mit einer Unbefangenheit zu beurtheilen, die unter solchen Umständen ihm sehr ehrenvoll ist.

Ich weiß nicht, ob Sie einen ziemlich langen, sehr gut geschriebenen Aufsatz in der Jenaischen Literatur-Zeitung kennen, den man dem Herrn von Lang zuschreibt, und der in Berlin vielen Eindruck gemacht hat. Man hat meinem Auftrag zufolge Ihnen einen Aufsatz in dem Morgenblatt zugeschickt der für Sie interessant seyn muß, der aber sehr irrige Ansichten äußert. Der letzte Theil davon, wie auch das Werk von Zimmermann sind mir noch nicht zu Händen gekommen, ich hoffe doch sie bald durch eine Gelegenheit zu erhalten.

Wenn man diese Geschichte nicht völlig aufklären sollte, so würde die Bayerische Polizey in einem sehr unvortheilhaften Lichte erscheinen, und die Geschichte selbst, auf den Namen von Feuerbach gestützt, würde wie die der eisernen Maske an die Nachwelt übergehen. Es ist hoffentlich noch nicht zu spät die früheren Verhältniße von K. H. zu erforschen wenn man jetzt die sehr geeigneten Maasregeln ausführen wollte, die der Burgenmeister Binder, wenn Feuerbach ihn nicht verhindert hätte, würde genommen haben, und sehr wahrscheinlich mit dem erwünschten Erfolg, der viel später schwerlich zu erreichen wäre.

Ich möchte gern wissen was die Meynung der Sachverständigen ist über die Aehnlichkeit oder Unähnlichkeit der Handschrift von K. H. bey seiner Ankunft in Nürnberg mit der des mitgebrachten Briefs, welche, wie man sagt, sehr gewöhnlich in Alt-Bayern ist. Wenn er den Innhalt des Briefs kannte worin gemeldet wird „„ich habe ihn seit 1812 keinen Schritt weit aus dem Hause gelassen““, warum hat er dieses widersprochen indem er dem Reitknecht des Rittmeisters sagte, er ging alle Tage über die Gränze in eine Schule? oder hat er sich darin überschnappt? [1]) Wenn er den Brief selbst schrieb oder schreiben ließ, warum hat er darin gesagt, daß er verborgen gehalten wurde, und daß der Schreiber „könnte gestraft werden", wenn er die Absicht nicht schon hätte die Rolle zu spielen, die er später über-

[1]) Verschnappt hat Kaspar sich ebenso wie unzählige andere seiner Sorte, die mit Empfehlungsbriefen und dergleichen uns heimsuchen und mit den Dienstboten, Scheuerfrauen u. s. w. gedankenlos Dinge sprechen, welche für den herrschaftlichen Adressaten der überreichten Urkunden eben nicht bestimmt sind. Ohne Zeugenverhör kommt man ja nie dahinter.

nahm? welches bey seinem ersten Auftreten nicht der Fall zu sein schien."

Gewiß nicht! Kaspar war durchgebrannt, „daß Orte war unbenannt", und blieb unbekannt; man gab einen Grund an, warum er es nicht sagen konnte, und einen warum man nicht weiter zu forschen brauchte: der Pflegevater hatte ihn zwar christkatholisch erzogen, aber (trotz der großen Armut und dem reichen Kindersegen) weder angemeldet noch je aus der Wohnung gelassen. Plump aber, wie geschehen, vollkommen ausreichend, denn: credo quia absurdum est. In dem folgenden Satz gerät Stanhope auf die richtige Fährte.

„Oder wurde der Brief auf diese Art abgefaßt um zu erklären, warum der Schreiber anonym blieb und sogar den Ort seines Aufenthalts verheimlichte? Es sey wie es wolle, der Brief sollte ihm als eine Empfehlung dienen und alle Nachforschungen verhindern, und beyde wären für K. H. sehr erforderlich, wenn er, wie man wohl vermuthen darf, ein entwichener Junge war."

Wäre dieser Kaspar mit einem Plan zu der späteren Rolle nach Nürnberg gekommen (vgl. oben S. 188), so müßte man annehmen, er wäre von langer Hand im Auftrage des Königs von Bayern (etwa wie vielleicht Dmitri Otrepjeff zu seiner katholischen Rolle des falschen Demetrius von den Jesuiten erzogen sein könnte) vorbereitet gewesen. Daran glaube ich aber nicht: Ludwig I. hat einfach das zubereitete Material benutzt. Nicht in dem Sinne also kam Kaspar als „Betrüger" nach Nürnberg, sondern als gewohnheitsmäßiger Lügner — wer kennt solche Menschenkinder nicht? — und da er sah, wie unergründlich tief und wie unermeßlich hoch sein „Weiß nit" hinab- und hinaufführte, ging er einfach mit. Warum sollte er denn eigentlich dem guten Binder die Freundschaft kündigen? Wenn wir seine Vorgeschichte wüßten, würden wir herzlich lachen, das ist unser einziger, allerdings nicht zu unterschätzender Verlust. Die von Pflaum citierte einschüchternde Frage aber beruht auf dem oberflächlichen Optimismus, der das Menschengeschlecht gewaltig überschätzt. Die Herren der Schöpfung sind durchaus nicht so klug, wie sie sich das einbilden. Auch Pflaum durchschaute wohl Hauser,

aber nicht das Hauserproblem. Die ihn verblüffende Frage: „wie war es möglich, daß dieser geistig ganz ungebildete Mensch seine Rolle jahrelang so fortspielen konnte, ohne je aus derselben förmlich hinauszufallen und sich zu verrathen?" richtet sich an eine falsche Adresse. „Wie war es möglich?!" muß man fragen, nicht mit dem verwunderten Blick geheftet auf Kaspar Hauser, sondern auf Binder, von Tucher, Hermann, Daumer, Feuerbach und ihre Nachbeter, die ihrem Kaspar seine sogenannte „Rolle" aufgeschwätzt, sie für ihn stufenweise ausgearbeitet haben [1]). Ich will an Pflaums Statt deutlich antworten: Kaspar konnte gar nicht aus der Rolle förmlich herausfallen, denn in der ihm zugedichteten, in ihn hineingeforschten, aus ihm herausgelockten Rolle, das heißt in der Rolle eines lebenslänglich eingesperrten sprachlosen Tiermenschen **ist er nie aufgetreten.** Er ist weder die vierte Person einer heiligen Vierfaltigkeit, noch von einem „anderen Planeten" auf den Unschlittplatz herabgefallen, noch dort hingezaubert, sondern er ist ohne Stock und ohne Unterstützung und sprach- und umgangsfähig und durchaus nicht tagesblind von dem Bärleinhuterberg zum Neuenthor, zum Rathause und auf den Luginsland gewandert. Von der ersten bekannten Stunde an hat er mit allen Leuten geredet, auf ihren Wunsch gelesen und geschrieben, und in demselben Mutterdialekt, mit welchem er 1828 auftrat, rief er 1833 auf seinem Sterbelager: nach Münken!

Dort lag allerdings der Hase im Pfeffer. Noch zwei andere

---

[1]) Die Hauserianer wähnen sich bloß mit dem Worte „Spitzbubentheorie" von der Kritik befreien zu können. Umsonst! Die moralische Entrüstung hat sich nicht gegen den an sich sehr gleichgiltigen Kaspar Hauser zu richten — denn männiglich hätte wie er die Frucht der Dummheit mit Behagen genossen — sondern sie ist nur gegen die Gründer und Bearbeiter seiner „Geschichte" am Platz. Erst durch die Art des Verfahrens gegen ihn (Merker hat es schon richtig gesehen) ist der Lügner zum Betrüger geworden. Übrigens sind die drei einzigen Männer, die alle vorhandenen Hauserakten, außerdem aber auch den ersten Band meines Buches gelesen haben, Herr Landgerichtspräsident Schmauß in Nürnberg, der 1. Staatsanwalt Herr Enderlein in Fürth, Herr Landgerichtsrat Meyer in Ansbach, mit meiner Grundauffassung vollkommen einverstanden.

Momente sind zur Beseitigung der Befremdung über Kaspars Rolle nicht zu übersehen: der Mangel an Logik und die Trägheit.

Schmidt von Lübeck schrieb 1832: „Die Tausende von Einwohnern, die sich auf das Land und in die benachbarten Ortschaften zerstreut hatten, waren eben so viele Wach-Posten, die (am Pfingstmontag den 26. Mai 1828) die nächsten Zugänge zu der Stadt bewachten. Durch einen solchen Cordon rings um die Stadt eine so seltsame und auffallende Contrebande, wie (der mythische! L.) Hauser war, einschwärzen zu wollen, wäre Unvernunft oder Tollkühnheit gewesen, und hätte der Unbekannte es dennoch gewagt, so würde es zu den Wundern gehören, wenn nicht ein Einziger von den vielen Tausenden dieses wahre Spektakelstück sollte bemerkt haben." Vollkommen richtig! Man schloß aber nicht auf die Unwahrheit des Spektakelstücks, sondern Daumer und Feuerbach setzten es lieber in einen Wagen und — machten damit wieder die ganze Selbstbiographie, das heißt die ganze Geschichte zu einer wissentlichen Lüge.

Wie ist es möglich, muß man schließlich fragen, daß die Zweifler Hickel, Meyer und Stanhope Merkers für sie so interessante Studien bis 1834 ungelesen ließen? La passion de la vérité besitzen die wenigsten Menschen, und wo sie vorhanden ist, befreit sich der menschliche Geist so schwer von seinen Irrtümern, daß wir die zweite Hälfte des Lebens brauchen, um die uns in der ersten Hälfte anerzogenen Lügen wieder los zu werden.

Es liegen nun aber auch konkrete Angaben und Nachfragen wegen durchgebrannter Burschen vor, denn sogar während der Hauserepidemie haben sich doch nicht lauter Könige, Kaiser und Päpste um die Ehre der Vaterschaft beworben.

Um das Jahr 1820 oder 1821 diente Anna Maria Haarpaintner, geboren zu Furth bei Landshut 1803, bei einer alten Jungfer namens Katharina Ziegler, die in Landshut ein eigenes Haus hatte und Studenten Logis gab. Nebst einigen Studenten wohnte damals auch ein Schüler dort, Kaspar (oder Joseph?) Hauser geheißen, ein Schmiedssohn aus der Gegend von Vilsbiburg. Die Haarpaintner hörte diesen Hauser immer als einen ge-

schickten und gelehrigen jungen Menschen loben und kannte ihn auch als einen sehr munteren, aufgeweckten Kopf mit vielem Witz und Verschlagenheit.[1]) Weil ihre Dienstjungfer befürchtete, daß Hausers Ausgelassenheit einen anderen bei ihr wohnenden jungen Menschen, der ihr ganz besonders anvertraut war, verderben möchte, hat sie Hauser nicht länger als ein Semester oder höchstens während eines Studienjahres in ihrem Hause behalten. Die Dienstmagd hatte manchmal von ihm und einigen Kameraden, die zu ihm kamen, gehört, daß sie sich in einem unterirdischen Gewölbe, das sie im Schlosse Trausnitz bei Landshut aufgefunden hatten, öfter heimlich versammelten. Ebenfalls hörte sie öfter von ihm die Äußerung: beim Militär möchte ich gleich sein. Kaspar Hauser soll schließlich wegen toller Streiche in Landshut „dimittirt oder excludirt" worden sein. Alle diese Umstände, vorzüglich aber der lustige, aufgeweckte und listige Charakter dieses Studenten Hauser führte die Haarpaintner, als sie bei dem Pfarrer Brey zu Albertshausen Köchin war, dieser ihr im Dezember 1829 Binders Bekanntmachung 1828 vorlas und in der Personbeschreibung Übereinstimmung fand, auf die Vermutung, daß vielleicht der Student Kaspar Hauser sich durch Verstellung zum Findling Kaspar Hauser gemacht haben dürfte. Infolge dieser, obgleich Kaspar 1829 noch keine Reminiscenzen aus Virgil und Horaz produziert hatte, doch gewiß nicht unsinnigen Vermutung schrieb der freiherrlich v. Giesesche Patrimonialgerichtshalter Falkner unter dem Datum Lutzmannstein den 12. Dez. 1829 an den Kgl. Landrichter in Parsberg (Oberpfalz) einen interessanten Bericht.

„Hochgeborener, gnädiger Herr Landrichter!

Ich halte mich verpflichtet, Euer Gnaden als Landgerichtsvorstand, Folgendes vertraulich mitzutheilen. Herr Pfarrer von Albertshausen soll sich in Betreff des Kaspar Hauser in folgender Weise geäußert haben.

Seine noch dermalige Köchin N. N. hat sich, als sie die Beschreibung des in widerrechtlicher Gefangenschaft aufgezogenen und gänzlich verwahr-

[1]) Er schien in einem Alter von 15/16 Jahren, war ziemlich kleiner Statur, gut gewachsen, hatte eine gesunde Farbe, eine freundliche und lächelnde Miene, einen stolzen Gang.

losten, dann aber ausgesetzten jungen Menschen las, welche Beschreibung der Magistrat der Stadt Nürnberg im Jahre 1828 herausgab, geäußert, daß es ihr eiskalt über den Rücken laufe, indem sich zur Zeit als sie in Landshut kochen lernte, ein Kaspar Hauser als kleiner Student daselbst befand, welcher mit dem der Beschreibung beigefügten Signalement in der Gesichtsbildung gänzlich übereinstimmte; dieser Student Caspar Hauser war ein wilder junger Mensch, jeder Verstellung fähig und wurde toller Streiche wegen excludirt und hielt sich nach Entfernung von den Studien eine Zeit lang in einer Höhle nahe bei Landshut auf, wo er mit anderen Knaben seines Alters gleichfalls dumme Streiche machte; gegenwärtig dürfte dieser Exstudent Caspar 23—24 Jahre alt seyn; er entfernte sich endlich von der Gegend bei Landshut, und sie Köchin wisse nicht wohin er gekommen — Reiten war schon damals seine Lieblingsbeschäftigung.

Ich erfuhr dieses vorgestern Abends und nachdem ich heute die vom Magistrat der Stadt Nürnberg im Jahre 1828 herausgegebene Beschreibung erhalten, gelesen und darin(n)en so manchen auffallenden Widerspruch gefunden hatte, beschloß ich diese Sache Euer Gnaden zur besseren Beurtheilung und gefälligen Einschreitung oder beliebigen Umgehung mitzutheilen.

Der Betrüger gab es bisher schon ein Menge; in Salzburg studirte zu meiner Zeit ein armer Gärtnerssohn von der Gegend von Rosenheim, auf einmal erschien er nach den Ferien als ein italienischer Fürstensohn mit Diplom und Siegel, er wurde als solcher von der Universität und den Behörden, ja selbst vom Minister Montfredini anerkannt und erst im 3. Jahre zeigte sich das Ganze als auffallender Betrug und er büßte denselben mit 4 jähriger Festungsstrafe, seine vielen Gläubiger büßten alles ein.

Wie leicht wäre der Exstudent Caspar Hauser fähig, seine Kenntnisse zu verläugnen und einen dummen halb wilden Menschen vorzustellen, um sich einer guten Aufnahme und Verpflegung zu versichern? Soll er, wie vermuthet wird, im 2. bis 4. Lebensjahr eingesperrt worden sein, so hätte er bei seinen guten körperlichen Anlagen gewiß schon damals gehen können, und es ist auffallend, daß er behauptet, immer im Kerker herumgekrochen zu sein, da dieser Kerker doch so hoch war, daß sein Pflege-Vater darinnen gebückt stehen konnte, folglich für den Knaben Hauser zum Stehen und Gehen hoch genug gewesen wäre.

In welch kurzer Zeit will er bei dem nothdürftigsten Unterrichte lesen und schreiben gelernt haben!

Kaspar Hauser will vom Wechseln des Hemdes an seinem Leibe nichts bemerkt haben und gibt seinen gesunden Schlaf als Ursache an, ein Knabe

vielmehr Jüngling von 12—16 Jahren dürfte wohl schwerlich einen so ungeheuren Schlaf haben, daß man ihm das Hemd aus- und ein anderes anziehen kann, ohne daß er nicht einmal von solch öfteren Vorgängen etwas bemerkt! Uebrigens ist solch ein Jüngling nicht mehr so leicht zu heben und zu legen, daß man mit ihm so leicht umgehen könnte, daß er nicht erwachte!

Wenn K. H. bis zum 16. Lebensjahr im Kerker herumgerutscht, folglich nach seiner eigenen Angabe niemals gegangen ist, so sollte man glauben, daß er auf dem Wege nach Nürnberg nicht einen Schritt hätte machen können, denn das Gehen lernt sich in der Regel bei Kindern schwer, muß aber bei Erwachsenen, deren Nerven beim immerwährenden Herumrutschen zusammengezogen und deren Muskeln nicht gehörig ausgedehnt worden, noch schwerer zu erlernen sein, wobei noch zu erwägen kommt, daß bei solchen Leuten, welche immer rutschen, die Knochen weich und zum Gehen untauglich werden dürften!

Das bei Hauser vorgefundene lateinisch geschriebene Zettelchen, welches sein Alter und die Nebenumstände enthält, welche die Mutter bewogen, ihn auszusetzen, ist, wie bereits vom Magistrat anerkannt ist, ohnehin falsch.

Auch ist es auffallend, daß dieser von Kindheit an eingekerkerte Mensch, wie man sagt, in Nürnberg mit Gewandtheit und einer sehr guten körperlichen Haltung spazieren reitet, so daß ihn Jedermann, der ihn sieht, für einen Cavallerie-Offizier hält und auch diese noch in der Reitkunst übertreffen solle!

Nachdem der Student Hauser von der Studien-Anstalt zu Landshut ausgeschlossen wurde, soll er nach der Erzählung der Pfarrer-Köchin von Albertshausen in eine Berg-Höhle gezogen sein; hat er vielleicht freiwillig diese Höhlenbewohnung längere Zeit fortgesetzt und sich wegen Mangel(s) anderer Eßwaaren mit Wasser und Brod begnügt, bis diese Genüsse ihm zur Gewohnheit wurden?

Verzeihen Euer Gnaden! daß ich Sie mit derlei Reflexionen und Zweifeln beläftige, allein oft findet man die nahe liegende Wahrheit lange nicht und ich würde mich freuen, durch gegenwärtige vertrauliche Mittheilung zur Aufklärung dieses so wichtig gewordenen Falles beitragen zu können."

Das Landgericht Parsberg schickte die Anzeige sofort dem Kreis- und Stadtgericht Nürnberg, das den 15. Dezember die eidliche Vernehmung der Pfarrköchin requirierte. Die vorhin skizzierten Umstände sind dem Protokoll des Landgerichts Parsberg vom 29. Dez.

1829 entnommen. Nach zwei Tagen aber signierte Herr v. Röder, daß „die Angabe der Pfarrköchin — mit allen Erfahrungen (?) über Hausers physischen und psychischen Zustand im gröbsten Widerspruche steht; daher solche lediglich ad Acta geht"!

Mit einem durchgebrannten Lateinschüler wäre nach dem berüchtigten Oktoberattentat nichts anzufangen gewesen. Ebenso resultatlos verlief eine andere Anregung des Patrimonialrichters Falkner. Er machte der allerhöchsten Stelle den Vorschlag, bei allen Pfarreien in Ober- und Niederbayern nachsehen zu lassen, welche Kinder im Jahre 1811 oder 1812 auf den Namen Kaspar getauft wären." [1]) König Ludwig aber wies den viel zu rationellen Gedanken zurück!

Auch das folgende Kuriosum der Blätter für litterarische Unterhaltung vom 12. Juni 1831 verscholl spurlos: „Kaspar Hauser, der unglückliche Findling und Pflegling der Stadt Nürnberg, hat in ganz Deutschland ein so mächtiges Interesse erregt, daß man selbst über den großen Weltereignissen, die seit einem Jahre sich drängen, ihn kaum vergessen hat. Welche abenteuerlichen Hypothesen sind nicht über das Wunderkind gehäuft worden, zum Theil so tolle, daß wir sie in diesen Blättern kaum zu wiederholen wagen. Was würde man nun wohl dazu sagen, wenn man hörte, daß der gute Hauser weder ein ungarischer Graf, noch ein —er Prinz, noch, wie ein preußischer Polizeibeamter vermuthete, ein schlauer Betrüger, sondern ein einfaches unschuldiges Nürnberger Kind sei? Uns ist die Sache erzählt worden mit dem Beisatz, der aktenmäßige Beweis sei von einem Nürnberger Buchhändler bereits zur Herausgabe bestimmt gewesen, diese aber durch Verwendung des Magistrats verhindert worden.[2]) Wir glauben, in dem Interesse dieser Behörde,

[1]) Auch die Impfregister vom Jahre 1812 und die Register der leichten Reiter vom Jahre 1811, besonders die Kaspar vom 6. Regiment wären mir erwünscht. L.

[2]) Der Magistrat hat allerdings Schriften über Hauser, sogar eine schon (anonym) angekündigte von Dr. Preu (Verlag Bauer und Raspe), zu erscheinen verhindert. Auch Daumers erste Hefte sind, wie ich mich zu Ansbach aus den Akten überzeugt habe, nur nach erteilter Erlaubnis veröffentlicht worden.

eine Behauptung, die vielleicht unbegründet sein mag, aber bei mündlicher Verbreitung nie widerlegt werden kann, zur öffentlichen Kenntniß bringen zu müssen. Zeigte sich die Erzählung, die uns allerdings etwas mehr als ein bloses Gerücht zu sein scheint, begründet, so wäre das Ridicüle, das auf den Pflegern des guten Kaspar Hauser haftete, unauslöschlich . . . und wie müßte ganz Deutschland lachen, wenn K. H. nach langem Forschen im Osten und im Westen sich als ein ehrlicher Nürnberger Pfefferkuchenbäcker oder Pfefferkuchenbäckerssohn auswiese!" Blieb, trotzdem Merker die Nachricht in seiner eigenen Zeitschrift mit Nachdruck wiederholte, unwidersprochen.

Im Jahre 1834 wollte die Taglöhnerin Katharina Bader von Schleißheim in Hüttisau Ähnlichkeit zwischen ihrem in seinem 8. Jahre ihr entlaufenen unehelichen Sohne Johann Peter und Kaspar Hauser erkennen. München schickte den 15. März 1834 „die polizeilichen Recherchen über den verschwundenen Knaben" J. P. Bader[1]) nach Ansbach. Das Gericht erließ am 22. März das Konklusum, daß „die darin enthaltenen Angaben mit den aktenmäßig erhobenen Erfahrungen über C. H. auf keine Weise übereinstimmten, so daß eine Wahrscheinlichkeit der Identität jenes Peter Bader mit C. H. nicht einmal vorliegt. Doch ist Hausers Bildniß, zur Vergleichung mit der Gesichtsbildung ihres entlaufenen Sohnes, der Katharina Bader vorzulegen." Daraufhin hat die Polizeidirektion zu München (gegenwärtig waren Ott, v. Bayard und Schnitzer), nach einem Protokoll vom 11. April 1834, der Bader zunächst den Prinzen Kaspar aus Feuerbachs „Verbrechen" vorgelegt. Sie sagte aus: „Die Einsicht dieses Bildes führt mich zu dem Resultate, daß dasselbe meinem entlaufenen Sohne hinsichtlich der Gesichtsbildung und der Züge, wie er in meiner Erinnerung lebt, allerdings ähnlich ist. Jedoch muß ich bemerken, daß er zur Zeit seiner Entfernung die Haare nicht, wie in dem Bilde, gelockt,

[1]) Wo ist dieser Hans Bader (die Kasparleute mögen doch den ominösen Laut nicht überhören!), wo ist dieser Bader (= Badener, wie Hauser = Hausener) denn hingekommen? Schon wieder ein ungelöstes und unlösbares Rätsel!

sondern glatt und kurz abgeschnitten hatte." Sodann legte man ihr in Ansbach und München erschienene Lithographieen des K. H. zur Einsicht vor, worauf sie weiter erklärte: „Das in größerem Format mir vorgezeigte Bildniß hat wirklich eine große Aehnlichkeit mit meinem entlaufenen Knaben. Indeß muß ich wiederholt bemerken, daß ich bei der Länge der Zeit diese Aehnlichkeit mit unumstößlicher Bestimmtheit zu behaupten nicht im Stande bin." Man hat Kath. Bader „bezüglich der Richtigkeit ihrer Angaben sofort auf Handgelübde verpflichtet und sie zur Bestätigung unterschreiben lassen." Folgt ihr Handzeichen: † † †. In Ansbach wurde folgendes Signat des Untersuchungsrichters zu den Akten gemacht: „Lediglich ad acta und ist keine Veranlassung und kein Anhaltspunkt zu weiteren Recherchen gegeben. Ansbach, 21. April 1834. Waltenmeier."

Das vorgelegte Bildnis war eine von dem Kunsthändler Hochwind in München verlegte Lithographie, wahrscheinlich identisch mit einem Steindruckbild („Frauenfeld ft", darunter: „Gedr. von J. Lacroix in München", ohne Verlag), das eine Höhe von 40 und eine Breite von 27 Centimetern hat. Unterschrift: „Kaspar Hauser, gefunden (!) den 26. May 1828 in Nürnberg, gestorben an den Folgen einer meuchelmörderischen Wunde den 18 (so!) Dezember 1833 zu Ansbach." Dieses Bild (Herr Landgerichtsrat Meyer besitzt ein Exemplar) stellt ebenfalls den „Prinzen" Kaspar dar, nur daß er noch lordmäßiger aussieht und anders bekleidet ist. Über die in Frankfurt erschienene Verschönerung der Urtype (II. S. 60 Anmerkung) schreibt Domkapitular K. Pflaum den 23. Okt. 1871 an Landgerichtsrat Meyer: „Das Bild, welches ich von Hauser besitze, zeigte ich vor einigen Tagen einer Dame, in deren Haus Hauser oft Besuch machte. Auf den ersten Blick erklärte sie, das sei Hauser nicht; es hätten aber mehrere Familien in Ansbach ein anderes Bild besessen, welches gut getroffen war (= Feuerbachs Prinz Kaspar!). Mein Bild zeigt Hauser in einem Rock mit stehendem Kragen und einer Reihe Knöpfen, weit ausgelegtem Hemdkragen (vgl. unser Urbild zum I. Buche), gelockten Haaren in einem heiteren jugendlich offenen lieben und gescheiden Gesichte, während er in Wirklichkeit ein stumpfes älteres Aussehen gehabt haben soll." Bei

Daumer fällt eine Ansbacher Dame (Henriette?) bei einem ähnelnden Bilde „in Ohnmacht", ein alter Mitschüler Hausers in Nürnberg wählte aus 6 Kasparbildern, die ich ihm vorlegte, richtig den Prinzen. Man kennt ja die verschönernde Wirkung der Phantasie auf die Entfernung nach Raum und Zeit, daher die Enttäuschung, wenn man das so verschönerte Bild in der Wirklichkeit wiedersieht.

Über ein am 2. Juni 1813 als Hans Alexander Bernhard eingetragenes Kind machte ein Kirchenbuchführer in Weimar den 30. Januar 1834 Anzeige (eine Aufforderung, Nachricht zu erteilen, enthält Nr. 3 des zu Hildburghausen in der Expedition der Dorfzeitung erscheinenden Plauderstübchens), das Gericht zu Ansbach beschloß aber „keine Recherchen zu pflegen, weil die Geburt durchaus mit keinen verdächtigen Umständen begleitet war noch auch nur die entfernteste Vermuthung dafür vorliege, daß dieses Kind Kaspar Hauser sein könnte."

In demselben Bande seiner Annalen, in dem Hitzig eine schüchterne Antikritik wider Merker aufnahm, schrieb Professor Karl Ernst Jarcke (VIII. S. 138): „Wir geben zu, daß Margarethe (es ist die Schwärmerin M. Peter zu Wildenspuch gemeint, die sich 1823 kreuzigen ließ) eine Lügnerin, daß sie in ihrem innersten Wesen unwahr war. Aber wir machen auch zugleich auf die, so häufig bei vielen Lügnern vorkommende, höchst merkwürdige und doch so wenig beachtete Erscheinung aufmerksam, daß sie, nach und nach, endlich dahin kommen, ihre eigene Lüge fest zu glauben." Niemals war jemand mehr in einer Lage, es soweit zu bringen als Kaspar Hauser, seit dem Sommer 1828 das Wanderziel von Tausenden von Besuchern.

XXVIII.

Chronologische Übersicht
und
Kaspar-Hauser-Litteratur.

1828—1886.

„Daß Ihnen die Beschäftigung mit K. H. gründlich verleidet worden, kann ich Ihnen wohl nachempfinden. Hätte ich nicht ein Versprechen einzulösen gehabt, die Feder wäre mir beim näheren Eingehen in den ungeheuerlichen Wust von Verlogenheit, Leichtfertigkeit, Blödsinn, der sich als K. Hauser-Literatur aufgethürmt hat, zehnmal vor Ekel aus der Hand gefallen. Die ganz schmähliche uud skandalöse Behandlung, die von den Hauser-Verfessenen Ihren Authentischen Mittheilungen zu Theil geworden, kann jeden anständigen Mann abschrecken, den Stoff wieder anzurühren."

Reichsgerichtsrat Dr. O. Mittelstädt an Landgerichtsrat Dr. J. Meyer.

Die auf Kaspar Hauser getaufte Schwindellitteratur ist in der That ein wahrer Augiasstall, den ich nicht noch einmal ausmisten möchte! Sie setzt sich zusammen: 1) aus den Gruselromanen der Firma Binder-Daumer-v. Tucher (weiter unten die Nummern 1 bis 18, 21, 25, 35, 36, 39, 40, 45, 48, 51, 56 bis 66, 73, 75, 82, 87, 89, 94, 96, 99, 101, 103 bis 105, 125, 140, 142, 156, 174, gestützt durch medizinischen Humbug Nr. 20, 30, 31, 37, 43, 54, 55, und durch Phantasiebilder in 2, 8, 9, 17, 18, 51, 61, 94, 99, 124, 125) — 2) aus dem darauf beruhenden, aber in den Prinzenschwindel hinüberspielenden Roman Feuerbachs (Nr. 26 bis 29, 38, 50, mit einem gefälschten Kasparbilde 26, 27, 29, 157) — 3) aus den darin wurzelnden Angriffen auf Baden (Nr. 49, 78, 79,

106, 108, 110 bis 112, 115, 116, 122, 127, 128, 133, 138, 141, 143 bis 145, 150, 159 bis 162, 169, 170) — 4) aus freien Kompositionen (Nr. 52, 67 bis 69, 71, 102, 107, 119, 120, 127, 129). Kritik wird geübt in den Nummern 12, 13, 19, 22, 23, 32, 33, 81, 86, 93, 98 (von Merker); 34, 53, 90 (von Lang); 76, 77, 84, 91, 92, 95, 97 (von Stanhope); 121, 123, 157 (von Hickel); 41, 44, 46, 130, 153, 155, 158, 166 (von Meyer); ferner in 24, 72, 80, 88, 137, 146, 148, 149, 151, 152, 173 (zur Guttenberghypothese 47, 83, 113, 114, 154, 155, 171, 172, auf Idiotismus raten 85, 117, 118, 124, 139). In der hier folgenden chronologischen Übersicht beziehen die Ziffern 1 bis 407 sich auf die Seiten des ersten Bandes des vorliegenden Werkes; die Seitenangaben mit vorangehendem „2" auf den zweiten Band; mit „3" auf die Authentischen Mitteilungen (= Nr. 130), mit „4" auf Daumer (= Nr. 141). Die homöopathischen Herrlichkeiten stammen samt und sonders aus Daumers Heften vom Jahre 1832 (= Nr. 30). Wenn man sich immer gegenwärtig hält, daß Kaspar Hauser nachweislich eine Anzahl dieser Schriften selbst gelesen hat, so wird seine Rolle nur um so begreiflicher. Und wenn man zweitens nicht vergißt, was nicht alles die Kasparapostel zu widerrufen gehabt hätten, so wird ihre geradezu verruchte Methode ebenfalls verständlich. Der mit dieser Übersicht verflochtene Quellennachweis konnte sich nur auf Gedrucktes (auf die Kaspar-Hauser-Litteratur Nr. 1—176) beziehen; die Angabe des durchgearbeiteten umfangreichen handschriftlichen Materials würde zu einem eigenen Katalog anschwellen, für welchen es hier der Ort nicht ist.

1828.

Im Monat Mai.

26. Kaspar Hauser (angeblich geboren den 30. April und ausgesetzt den 7. Oktober 1812) erkundigt sich nachmittags auf dem Unschlittplatz zu Nürnberg bei den Schuhmachern Weickmann und Beck nach der Neuthorstraße, gelangt aber nachts in den Turm des Vestnerthors (Luginsland), in das Vagabundengefängnis 1—17. — **27.** Er schreibt für den Gefängniswärter Hiltel einen Bogen voll 18. — **28.** Er wird auf die Polizei-

wachtstube geführt und von Hüftlein vernommen 3, 52. 89. — **30.** oder **31.** Er wird seines Stockmeisters Tischgenosse 2, 283.

Juni.

3. Preus (= Hiltels) Gutachten 32/33. 41. — **4.** Kaspar wird in Gegenwart des Dr. Preu von dem Bürgermeister Binder vernommen 3, 53. 89. — **7.** Seine weitere Vernehmung 3, 90. — **11.** Rittmeister v. Wessenig wird vernommen 3, 29. — Im Laufe dieses Monats wird Kaspar Hauser zum Nürnberger Stadtgespräch, von irgend einer Kontrolle war gar keine Rede mehr. In der letzten Woche wallen Daumer und v. Tucher nach Hiltels Kasparkapelle am Vestnerthor 31. 36. Es sollen auch vier lutherische Geistliche die Wallfahrt angetreten haben 130. Nr. 63. Kaspar hört in seiner Wunderkapelle das erste Gewitter.

Juli.

Kaspar fährt zum erstenmal zu einer Jagdpartie in ***, die Bäume laufen ihm nach, und der Königl. Kreis- und Stadtgerichts-Rats-Accessist Rudolph Giehrl zeigt ihm eine Wildente Nr. 35. — Der Magistrat von Nürnberg legt der Königl. Regierung des Rezatkreises den Entwurf von Binders Kasparroman vor. Die vom 11. Juli datierte Antwort bemerkt: es treffen in der erzählten Lebensbeschreibung so viele abenteuerliche und höchst unwahrscheinliche Umstände zusammen, daß man sich des Verdachts irgend einer groben Täuschung — wenn auch nicht vom Unbekannten selbst (sondern von den klugen Kasparforschern?) herrührend — kaum erwehren kann. 3, 87 Anmerkung.

7. Nr. 1. Ohne die Antwort der Regierung abzuwarten, erläßt Binder seine famose Bekanntmachung; trotzdem er seinem Helden einen Sprachschatz von kaum 50 Worten zuerkennt, erzählt er „um so sicherer" Kaspars bisheriges Leben 39—50. Auf diesem Folianten (vgl. I. S. 50 Anm. 2) beruhen sämtliche Schauerromane der Kaspar-Hauser-Litteratur. (Ein Exemplar bei J. F. Ilzig, N. Anz. 1863 Nr. 317.) Im ersten Jahre erschienen:

Nr. 2. Vorläufige Mittheilungen über C. H. den Findling von Nürnberg (1828). Duodez.

Nr. 3. Jakob Schnerr (Magistrat von Nürnberg), Der Findling von 16 Jahren. Im Mitternachtsblatt für gebildete Stände (Wolfenbüttel), III. 1828, Nr. 125 und 160. Quart.

Nr. 4. Kaspar Hauser. — De Recensent ook der Recensenten. XXVII. Nr. 6. Mengelwerk.

9. Die Bekanntmachung kommt nach Ansbach. — **10.** Der Magistrat von Nürnberg verantwortet sich bei der Regierung 3, 93. Ihre Warnung vom 11. Juli: „in der Fassung der zu erlassenden Bekanntmachung sehr behutsam zu sein, um sich in keinem Falle comprimittirt zu sehen" — kam zu spät. — **11.** Feuerbach wallfahrtet. „Eine seiner (nämlich Kaspars) Lieblingsbeschäftigungen nächst dem Schreiben war das Zeichnen, zu welchem er eben so viel Fähigkeit als Beharrlichkeit mitbrachte. Seit mehreren Tagen hatte er sich es zur Aufgabe gemacht, das lithographirte Bildniß des Herrn Bürgermeisters Binder abzuzeichnen. Ein ganzer großer Pack Quartblätter war mit diesen Copien vollgezeichnet; sie lagen, wie sie allmählich entstanden waren, in langer Reihenfolge geordnet aufeinander. Ich ging sie einzeln durch." — **14.** Verbreitung der Bekanntmachung 50 Anmerk. 2. — **15.** Der Appellhof des Rezatkreises zu Ansbach (= Feuerbach nach der Wallfahrt) ersucht die Königl. Regierung, den Stadtmagistrat von Nürnberg — zur strengen Verantwortung zu ziehen 3, 86. — **16.** Antwort der Königl. Regierung. — Das ewige Schwätzen macht Kaspar nervös und kränklich (Dr. Osterhausens erstes Gutachten Nr. 26, 89). — **18.** Er wird Professor Daumer übergeben. — **18/19.** Kaspar schläft zum erstenmal in einem Bett und hat seinen ersten Traum 67. — **19.** Bekanntmachung: „Vom Magistrat der Stadt Nürnberg ist der heimathlose Caspar Hauser zur gehörigen Entwicklung seiner körperlichen und geistigen Kräfte einem eigenen hiezu geeigneten Lehrer übergeben worden. Damit aber beide hierin keine Störung erleiden, und dem Caspar Hauser die ihm in jeder Beziehung höchst nöthige Ruhe zu Theil und erhalten werde, ist der Erzieher angewiesen worden, keine Besuche bei Hauser mehr zuzulassen, und das gesammte Publicum wird daher hiemit ebenfalls angewiesen, sich derselben gänzlich zu enthalten, und sich dadurch der Wegweisung zu überheben, welche im Falle der Zudringlichkeit mit polizeilicher Hilfe erfolgen müßte." — **20.** Kaspars Obstruktionen heben sich 37. — **21.** Die Regierung in Ansbach übergiebt dem Appellhof die „in vieler Beziehung interessanten" Magistratsakten aus Nürnberg. — **22.** Der Appellhof (= Feuerbach) verurteilt den Roman vom 7. Juli 51. — **24.** Die Kreisregierung (v. Mieg) beauftragt den Kommissär der Stadt Nürnberg (Faber) alle wesentlichen Wahrnehmungen aktenmäßig zu machen 3, 92.

„Das erste was Caspar (im Sommer 1828) las und zugleich verstand, war die Geschichte Josephs und seiner Brüder. Er hatte darüber eine unaussprechliche Freude; aber über die Härte, mit welcher Joseph in

Aegypten seine Brüder anfangs behandelte, beklagte er sich sehr, und sagte, das sei nicht schön von ihm gewesen. Er an Josephs Stelle würde die Brüder nicht geängstigt, denen, die ihm Böses gethan hatten, soviel als sie nöthig gehabt, gegeben und von sich gelassen, den Buben aber, der ihm das Leben gerettet, bei sich behalten haben. Der kaum zum Leben erwachte Findling läßt hier den alttestamentlichen Mann Gottes an Zartgefühl und Edelmuth weit hinter sich." Professor Daumer (1832, II. S. 10). Kaspar hielt damals den populären (kirchlichen) Gottesbegriff für „etwas Albernes", Daumer aber machte ihn (a. a. O. S. 20) zunächst zu einem Pantheisten, und dann ließ K. „durch die Gewöhnung an animalische Kost (Pflanzenkost wäre demnach atheistisch? vgl. I. Mos. 2, 16) sich auch die gewöhnlichen religiösen Vorstellungsarten gefallen!" Eine Frau braucht Kaspar aber nicht 125.

August.

Kaspar spielt Schach und reißt Witze 55. Er sieht bei Daumer zum erstenmal den Mond 128, und den Sternenhimmel 129 (bei Feuerbach S. 99 falsch „1829"), bei Dr. Preu aber geht die Homöopathie los 91, und Kaspar kämpft einen mystischen Kampf, nicht mit den Geistern der Luft, sondern mit Edelsteinen, Metallen, Mineralien und Glas 63—66. — **4** (circa). Daumer stellt den Unterricht gänzlich ein 37. — **30/31.** Kaspar hat seinen zweiten Traum 69—72 (gefälscht 2, 47).

September.

Daumer schreibt einen wunderlichen Bericht Nr. 30, 1—9. Kaspar aber „fängt an, seine Lebensgeschichte zu schreiben" 4, 42 (vgl. 2, 206), geht ins Theater 121, Nr. 30 (vgl. Hickel S. 22), lacht Daumer aus 54, sogar den heiligen Johannes 120, Nr. 24, bedauert aber die Affen 123, Nr. 40, hat Furcht vor Walfischen 124, Nr. 43, schließt Freundschaft mit einer Katze, kann aber die Gräber nicht ertragen 60, braucht nicht (wie der Riesenknabe auf der Schütt) eine Trompete 55, zittert wie ein Greis 57, meint von einer Weibsperson, die ihn belehren wollte, daß sie besser gethan hätte, ihre Stube zu reinigen 4, 310. — **9.** Kaspar legt sich ein Tagebuch an (2, 205), abends aber kriegt er einen Weinbeerenrausch 93.

„Genuß von Weinbeeren und frischem Weinbeersaft erregte Hausern Zustände der Erhöhung, Erhitzung und Trunkenheit, bis zu dem Grade, daß er seinen Rausch ausschlafen mußte. Nachdem er schon einmal eine

Weinbeere gekostet, und ich die Wirkung derselben gesehen hatte, untersagte ich ihm vor der Hand, Weintrauben zu essen; lüstern jedoch, kostete er einmal im September 1828 ein Paar Tropfen aus Weinbeeren frisch gequollenen Saftes und stellte hierauf das vollkommene Bild eines Betrunkenen dar. Er gieng schwankend, sprach mit schwerer Zunge und lachte beständig, indem er die Köstlichkeit des Saftes rühmte; der kleine Finger der linken Hand war in starker Bewegung, wie es bei starken Erregungen der Fall zu seyn pflegte, und bald darauf mußte er sich zu Bette legen. — So entwickelte hier die Frucht des Weinstocks, ganz wie sie aus den Händen der Natur kommt, Symptome, die bei Andern nur der gegohrne (so) Saft erregt. Von grünen Weinbeeren stieg ihm Hitze in den Kopf, nicht so von blauen. Ein Gefühl des Ausströmens in Hände und Füße, das er von vielen Genüssen bekam, trat auch hier ein. Er selbst schrieb Folgendes:

Vom 9. September 1828:

Am Mittwoch Abends aß ich von blauen Weintrauben den Saft, und ich hatte ihn kaum zwei Minuten im Leibe, bekam ich ein starken Schwindel, daß ich kein Buchstaben mehr erkannte. Ich konnte nichts mehr lesen und mußte mich schlafen legen. Ich aß nur ein Kaffeelöffel voll.“ Daumer 1832, II. S. 35.

10. Kaspar entdeckt sein Kümmelbrod wieder 4, 43, und schreibt einen recht artigen Brief an Feuerbachs Tochter 77. — **11.** Er reitet zum erstenmal spazieren 2, 205. „Es ward mit Verwunderung wahrgenommen, als C. H. Reitstunden erhielt und spazieren ritt, und es wurde geäußert: ja dieser Mensch hat es nun gut, kostet aber auch der Stadt viel“ Gymnasiast Wilhelm Haubenstricker am 23. Okt. 1829 vor Gericht 3, 202. — **14.** Kaspar geht mit Daumer auf die Burg 68, und erinnert (?) sich seines Traumschlosses 4, 43. Nr. 103, 5—8. — **18.** Er muß frieren und schwitzen, weil er einem Tabaksfelde entlang geht Nr. 26, 109. — **20.** Der starkgläubig gewordene Feuerbach an Elise v. d. Recke 75—80. Nr. 115, 270.

Oktober.

Kaspar hört, daß es verschiedene Religionsparteien giebt 129, kritisiert steinerne Bilder 120 Nr. 23, thut aber „eine seiner köstlichsten Aeußerungen“, nämlich folgende: „Er denke auch deshalb ungern an seine Einsperrung zurück, weil er sich die Angst vorstelle, in der der Unbekannte, der ihn gefangen hielt, gelebt haben müsse. Dieser habe wahrscheinlich immer auf seinen Tod gehofft, der nicht erfolgt sei, und so glaube er, daß der Un-

bekannte, bis er sich seiner entledigt habe, in der qualvollsten Unruhe gelebt habe, was ihm wehe thue, wenn er sich's vorstelle." — **13.** Feuerbach an Elise 80 (Nr. 115, 278). — Ende des Monats hält Kaspar ein beschneites Dach für angestrichen 4, 43.

November.

Kaspar zeichnet einen Kopf 72 (Nr. 103, 3), fühlt aber kein Silber mehr 66. — **10/11.** Er hat seinen 3. Traum und heißt, beinahe wie Herr von Tucher, Gottfried 72 Anmerkung. — **21.** Wüst wird vernommen 3, 44. — **25.** Faber und Binder an die Königliche Regierung 2, 208 (3, 81). — Quecksilber 66.

Dezember.

Gräßliche Krätzgeschichte 93. — **17.** Röders erste Vernehmung 3, 49. — Gold wirkt nicht mehr auf Kaspar 66.

1829.

Januar.

„Augenbutter an den Augenwinkeln, vorzüglich des Morgens" 101. — **13.** Kaspar soll an Schwefel riechen 97—104. Die Nase juckt, er kann aber durch Schneuzen nichts herausbringen und spielt ungewöhnlich schlecht Schach. — **14.** Die Öffnung kommt früher als gewöhnlich. — **15.** Morgens zweimaliges Niesen. — **28.** Der Kopf ist ihm fast so leicht wie im Käfig, wird ihm aber nachmittags abermals schwer. Die tägliche Öffnung stellte sich früher als gewöhnlich ein und war weich, eine zweite, nach einiger Zeit erfolgende, wässerig 103.

Februar.

4. Kaspar erleidet eine heftige Einwirkung 104. — **17.** Er riecht an Silicea X., unterscheidet aber dreierlei Geruch und hat zwei dünne Stuhlgänge 104/5. — **18.** Der Urin des Morgens sehr trüb 105. Zweiter Tag. — **19.** Urin trüb, mit weniger Bodenansatz als am vorigen Morgen 106. Dritter Tag. — **20.** Kaspar mausert 106. Vierter Tag. — **21.** Urin hell, stößt sich aber am Fuß 106. Fünfter Tag. — **22.** Kopf freier und leichter. — **26.** Er bekommt wieder Appetit zu Fleisch. — **28.** Kaspar muß sich erbrechen und geht vier Tage lang vor Müdigkeit nicht aus. Allen diesen schweren Leiden zum Trotz aber bearbeitet er den Vulgatatext seiner Lebensbeschreibung „im Februar 1829" 2, 206 D 3.

Weinbeere gekostet, und ich die Wirkung derselben gesehen hatte, untersagte ich ihm vor der Hand, Weintrauben zu essen; lüstern jedoch, kostete er einmal im September 1828 ein Paar Tropfen aus Weinbeeren frisch gequollenen Saftes und stellte hierauf das vollkommene Bild eines Betrunkenen dar. Er gieng schwankend, sprach mit schwerer Zunge und lachte beständig, indem er die Köstlichkeit des Saftes rühmte; der kleine Finger der linken Hand war in starker Bewegung, wie es bei starken Erregungen der Fall zu seyn pflegte, und bald darauf mußte er sich zu Bette legen. — So entwickelte hier die Frucht des Weinstocks, ganz wie sie aus den Händen der Natur kommt, Symptome, die bei Andern nur der gegohrne (so) Saft erregt. Von grünen Weinbeeren stieg ihm Hitze in den Kopf, nicht so von blauen. Ein Gefühl des Ausströmens in Hände und Füße, das er von vielen Genüssen bekam, trat auch hier ein. Er selbst schrieb Folgendes:

Vom 9. September 1828:

Am Mittwoch Abends aß ich von blauen Weintrauben den Saft, und ich hatte ihn kaum zwei Minuten im Leibe, bekam ich ein starken Schwindel, daß ich kein Buchstaben mehr erkannte. Ich konnte nichts mehr lesen und mußte mich schlafen legen. Ich aß nur ein Kaffeelöffel voll." Daumer 1832, II. S. 35.

10. Kaspar entdeckt sein Kümmelbrod wieder 4, 43, und schreibt einen recht artigen Brief an Feuerbachs Tochter 77. — **11.** Er reitet zum erstenmal spazieren 2, 205. „Es ward mit Verwunderung wahrgenommen, als C. H. Reitstunden erhielt und spazieren ritt, und es wurde geäußert: ja dieser Mensch hat es nun gut, kostet aber auch der Stadt viel." Gymnasiast Wilhelm Haubenstricker am 23. Okt. 1829 vor Gericht 3, 202. — **14.** Kaspar geht mit Daumer auf die Burg 68, und erinnert (?) sich seines Traumschlosses 4, 43. Nr. 103, 5—8. — **18.** Er muß frieren und schwitzen, weil er einem Tabaksfelde entlang geht Nr. 26, 109. — **20.** Der starkgläubig gewordene Feuerbach an Elise v. d. Recke 75—80. Nr. 115, 270.

Oktober.

Kaspar hört, daß es verschiedene Religionsparteien giebt 129, kritisiert steinerne Bilder 120 Nr. 23, thut aber „eine seiner köstlichsten Aeußerungen", nämlich folgende: „Er denke auch deshalb ungern an seine Einsperrung zurück, weil er sich die Angst vorstelle, in der der Unbekannte, der ihn gefangen hielt, gelebt haben müsse. Dieser habe wahrscheinlich immer auf seinen Tod gehofft, der nicht erfolgt sei, und so glaube er, daß der Un-

bekannte, bis er sich seiner entledigt habe, in der qualvollsten Unruhe gelebt habe, was ihm wehe thue, wenn er sich's vorstelle." — **13.** Feuerbach an Elise 80 (Nr. 115, 278). — Ende des Monats hält Kaspar ein beschneites Dach für angestrichen 4, 43.

November.

Kaspar zeichnet einen Kopf 72 (Nr. 103, 3), fühlt aber kein Silber mehr 66. — **10/11.** Er hat seinen 3. Traum und heißt, beinahe wie Herr von Tucher, Gottfried 72 Anmerkung. — **21.** Wüst wird vernommen 3, 44. — **25.** Faber und Binder an die Königliche Regierung 2, 208 (3, 81). — Quecksilber 66.

Dezember.

Gräßliche Krätzgeschichte 93. — **17.** Röders erste Vernehmung 3, 49. — Gold wirkt nicht mehr auf Kaspar 66.

1829.

Januar.

„Augenbutter an den Augenwinkeln, vorzüglich des Morgens" 101. — **13.** Kaspar soll an Schwefel riechen 97—104. Die Nase juckt, er kann aber durch Schneuzen nichts herausbringen und spielt ungewöhnlich schlecht Schach. — **14.** Die Öffnung kommt früher als gewöhnlich. — **15.** Morgens zweimaliges Niesen. — **28.** Der Kopf ist ihm fast so leicht wie im Käfig, wird ihm aber nachmittags abermals schwer. Die tägliche Öffnung stellte sich früher als gewöhnlich ein und war weich, eine zweite, nach einiger Zeit erfolgende, wässerig 103.

Februar.

4. Kaspar erleidet eine heftige Einwirkung 104. — **17.** Er riecht an Silicea X., unterscheidet aber dreierlei Geruch und hat zwei dünne Stuhlgänge 104/5. — **18.** Der Urin des Morgens sehr trüb 105. Zweiter Tag. — **19.** Urin trüb, mit weniger Bodenansatz als am vorigen Morgen 106. Dritter Tag. — **20.** Kaspar mausert 106. Vierter Tag. — **21.** Urin hell, stößt sich aber am Fuß 106. Fünfter Tag. — **22.** Kopf freier und leichter. — **26.** Er bekommt wieder Appetit zu Fleisch. — **28.** Kaspar muß sich erbrechen und geht vier Tage lang vor Müdigkeit nicht aus. Allen diesen schweren Leiden zum Trotz aber bearbeitet er den Vulgatatext seiner Lebensbeschreibung „im Februar 1829" 2, 206 D 3.

März.

Kaspar spürt kein Platina mehr 66. — **3.** Es fällt ein Schuß, und K. erschrickt sehr 107. — **4.** Er spürt eine höhere Denkkraft. — In diesem Monat besucht er auch eine Menagerie 123 Nr. 41; als ihn aber ein Frauenzimmer fragt, wen er wohl heiraten wolle, antwortet er: meine Katze 4, 310. — **20.** K. erwacht mit Schwere im Kopf 107. — **21.** Erneuerte Angriffe (seitens Daumers). — **26.** Plötzlicher Stich im oberen Kopf 108. — **29.** Der Unterkopf noch nicht völlig frei.

April.

1. Es befällt Kaspar ein Gelüsten nach Braten 108. — **2.** Urin ganz klar und hell 108, nachts hat er „einen symbolisch-poetischen Traum“ 74. — **5.** Er ißt bei Daumer gekochte Zwetschen, außerhalb aber sauren Rindsbraten mit vielen Gewürzen und — spürte nichts davon 109. — **7.** Gewitter 2, 205. — **20.** Faber und Binder schieben die Selbstbiographie hinaus 3, 182.

Mai.

Auch in diesem Monat war ein Gewitter Nr. 30, 17. — **16.** Kaspars Firnisunfall 109. Er soll an Ipecacuanha von Herrn Dr. Groß aus Jüterbogk in Pulverform (= Streukügelchen) riechen. Es folgt eine schlaflose Nacht. — **17.** Ausbrechen vieles grüngelben Schleimes. Der ganze Leib war gelb, ein Paar Eßlöffel Kümmelthee aber schaffen Erleichterung. Darauf näherte ihm Daumer eine kleine Gabe Nux vomica auf ungefähr 2 Schritte, worauf er zuckte und das Zeichen gab, daß er die Wirkung empfunden Nr. 30, 99. Auch die 2. Nacht ist schlaflos. — **18.** K. verlangt eine Tasse Kümmelthee. Dritte schlaflose Nacht. — **19.** Er „genießt mittags ein Paar Löffel Suppe. Abends verlangt er dringend und wiederholt Zwetschgenbrühe.“ — **20.** Kaspar klagt über lästige Beschwerden, Daumer aber „befeuchtet ein Stückchen Fließpapier ganz wenig mit dem feuchten Stöpsel einer Weinbouteille und näherte es ihm bis auf einen Schritt, worauf ihm der Geruch in den Kopf stieg, die Beschwerden in einigen Minuten nachließen und einige Zeit nachher ganz aufhörten“ Nr. 30, 100. Nachts mehr Schlaf als bisher. — **23.** Kaspar verläßt das Bett 109. — **26.** Er besingt den 26. Mai 2, 207.

Juni.

Kaspar spürt bloß Daumer noch 66. — **16.** Da wieder allerlei Beschwerden vorhanden sind, verordnet Dr. Preu jetzt Sepia. „Ich ließ

ihn vor dem Frühstück an dem trocknen Stöpsel eines Gläschens riechen, worin ein mit Decillionverdünnung befeuchtetes Streukügelchen befindlich war. Er roch die Arznei, noch ehe der Stöpsel sehr nahe an seine Nase kam, und empfand sogleich darau nichts Schlimmes. Er meinte daher, diese Gabe würde nichts bei ihm wirken; ich ließ es indessen dabei bewenden und wartete die Folgen ab, die sich bald zeigten." Daumer, der Nr. 30, 101—104 wieder eine ausführliche Historia morbi leistet. — **17.** Gegen 3 Uhr thun die Glieder weh. Öffnung gut. — **18.** Gegen 3 Uhr ein kleiner Schauder mit Frost. — **19.** Er braucht den Kopf nicht mehr zu waschen. — **20.** „Völliges Wohlseinsgefühl. Nachmittags war er so aufgeweckt und lebendig wie sonst, wenn er Braten gegessen hatte." — **21.** Da er am 20. angezündeten Schwefel gerochen, ist die Verbesserung am 21. nicht so spürbar. — **22.** Auf einer Spazierfahrt befällt ihn ein Schwindel. — **23.** „Viel Besserung." — **24.** „Eben so." Er geht bei schönem Wetter durch die Plattnersche Anlage, ein Zeitgenosse aber macht es sich dort bequem 2, 200 Anmerkung 2. — **25.** Die Besserung gedeiht täglich um einen fühlbaren Schritt weiter.

Juli.

Kaspar läuft einer Seiltänzerin nach 126. — **15.** Er stößt sich 109, und soll an Arnica riechen Nr. 30, II. 43. — **16.** „An diesem Morgen fühlte er in der inneren Seite des Augenliedes vom linken Auge einen Schmerz, und aus dem Thränenpunkt dieses Auges kam eine eiterartige Absonderung hervor. Zugleich vergieng auch der Kopfschmerz. Es blieb etwas Unwohlseyn und Schwere im Körper. Wo er sich gestoßen hatte, blieb die Stelle lange so empfindlich, daß er daselbst kein Anrühren vertrug. Er konnte Nachts deßhalb nicht auf dem Rücken liegen. Am Abend des zweiten Tags kam ihm ein widerlicher Geschmack in den Mund, mit Trockenheit des Mundes und starker Eingenommenheit des Kopfes. Nachts klebriger Speichel im Mund." — **17.** „Am Morgen des dritten Tages vermehrte Heiserkeit, Müdigkeit beim Aufwachen. Der Urin trüber als sonst. Es war ihm, als stecke etwas im Halse fest. Viel Husten mit dickem, klebrigtem (so) Auswurf. Vom Sprechen that der Hals weh. Röthe des Augenweißes, hauptsächlich war das linke Aug entzündet. (Auffallend zeigt sich hier wieder die linke Seite als die ergriffenere.) Schweres Denken, Nachmittags starke Verschlimmerung. Sehr starker Mundgeruch. Gegen Abend erhielt er Arnica zum Riechen, indem ich ihm den Stöpsel eines Gläschens näherte, in welchem ein mit Arnicaverdünnung be-

feuchtetes Kügelchen lag. Er roch die Arznei etwa eine Spanne weit; merkwürdig ist der erste Eindruck, den die Arznei auf ihn machte. Die Empfindung nahm den umgekehrten Weg, die die Wirkung des Stoßes genommen. Die Arzneiwirkung gieng ihm zuerst in den Kopf, dann riß es ihm im linken Aug, von da gieng ein brennender Schmerz das Genick hinab bis an die Stelle, an welcher er sich gestoßen hatte; von da gieng die Empfindung wieder zurück bis an's Genick, worauf sie mit einem Schauder verschwand. Da er äußerte, die Arznei habe ihn zu heftig angegriffen, näherte ich ihm ein wohl zugestopftes Gläschen mit Kampferverdünnung, worauf sich die Arzneiwirkung milderte. Schon in einer Viertelstunde nach dem Riechen an Arnica, schienen ihm die Krankheitsbeschwerden um einen großen Theil gemindert." — **18.** „Den Tag darauf klagte er über Rückkehr starker Arzneisymptome, worauf ich ihn nochmals, wie beschrieben, an Kampfer riechen ließ." — **20.** „Am sechsten Tage war Anfang bestimmter Besserung. Es stellte sich das verschwundene Bedürfniß des Kopfwaschens nach dem Aufstehen wieder ein, er empfand Schwere im Leibe; auch fieng er an, sehr dick und fett zu werden, worüber er sich bitterlich beklagte und höchst erfreut war, als ich ihm sagte, daß es für diese Art von Krankheit — eine Arznei gebe. Er pflegte sich sonst auf (so) die zu erhaltenden Arzeneien sehr zu fürchten, weil sie ihm Anfangs so große Leiden (!) zuzogen."

August.

1. Lebhafte Phantasie der Albersdorf 394, Geschichte der Blumentöpfe 128 Nr. 56. — **18.** Daumer geht Kaspars Fettsucht mit Calcarea zu Leibe und wirkt Wunder 109 (Nr. 30, II. S. 44—46). — **19.** Kaspars Kleider werden ihm zu weit. — **24.** Starkes Haarausgehen, sodaß K. sich fürchtet eine Glatze zu bekommen. — **26.** Daumer läßt ihn „zur Milderung, da — die Adern der Hände angelaufen waren, an einem wohlzugestöpselten Gläschen riechen, worin einige Tropfen Kampferauflösung befindlich waren." — **27.** „Zu Kaspars unaussprechlicher Freude schwindet seine Dicke immer mehr, und die Kleider werden ihm immer mehr zu weit." — **28.** Ebenso. Die Arzneibeschwerden (!) sind noch immer sehr stark.

September.

4. Kaspar ißt wieder mit Behagen Fleisch. — **5.** Der Mundgeruch hört auf. „Im September 1829, somit ein Jahr später (als die oben S. 329 vorkommende Weinbeerengeschichte), bekam C. H. von einer

Weinbeere keinen Rausch, sondern nur (!) Hitze im Kopfe und einige andere Empfindungen" (4, 82). Kaspar beschreibt (in seinem Tagebuche?) diese Jahresfeier so (Nr. 30, II. S. 36):

„Vom 5. September!

— — Er gab mir ein Beer von der Traube; ich aß. Es wurde mir anfangs ein wenig heiß im Kopf, nach diesem wurde mir sehr leicht im Kopf, auch (bekam ich) ein kleinen Schwindel und es lief in den Armen und Füßen sehr stark heraus, als hätte mir jemand Wasser hingeschüttet, das hinunterlaufen würde bis an die Fingerspitzen (und Zehen)." Das Eingeklammerte ist von Daumer ergänzt. — **6.** Leichtes Aufstehen vom Schlafe und Wohlsein den Tag über. — **7.** Klarer Urin. — **8.** Das Fußschwitzen hört auf. — **9.** Kaspar hört auf, sich den Kopf zu waschen. — Geschichte mit der Spinne 122 Nr. 36. — **10.** Des Morgens keine Augenbutter mehr. Er wird fortwährend magerer. Die Vorderseiten des Rockes, die sonst knapp anlagen, kann er weit übereinander schlagen. — **11.** Des Morgens kein Schleim mehr im Munde. — **24.** „Calcarea brachte Besserung bis zum 24. September, da hoben starke mehrtägige Gemüthsbewegungen ihre Wirkung gänzlich auf. Es stellten sich in Folge dieser innern Erschütterung wieder viele Krankheitssymptome ein, gegen welche Nux vomica versucht wurde. Ehe es geschah, täuschte ich ihn und ließ ihn des Morgens an einem mit nichts befeuchteten Streukügelchen als an Arznei riechen, er roch weder am Stöpsel, noch aus dem Gläschen selbst etwas. Dann machte ich es so mit einem durch Weingeist befeuchteten Streukügelchen. Am Stöpsel roch er nichts, wohl aber, da er das Gläschen nahe an die Nase hielt, aus diesem. Doch blieb der Geruch ganz ohne Wirkung. Auch eingenommenen Kopf, den er sonst sogleich nach dem Riechen einer Arznei bekam, hatte er nicht. Eine solche Arznei meinte er, würde er fast (!) einnehmen können." Daumer. — **26.** Besuch des Herrn Dr. Schedel 156 Anm.

Oktober.

Daumer an Binder 114. „Schon im Oktober des Jahres 1829 schrieb ich über die an Hauser bemerkbar gewordene und kurz vorher zum Erstenmale (?) in auffallender Weise hervorgetretene Neigung zur Unwahrhaftigkeit, an Hrn. Bürgermeister Binder Folgendes: Es ist aus den eigenthümlichen Umständen, unter denen er in der menschlichen Gesellschaft auftrat, gar wohl zu begreifen, wie es so gekommen sey. Eine Welt der peinlichsten Einflüsse nnd Verhältnisse bedrängte auf einmal seine Sinne

und sein Gemüth, und unbekannt mit seinen Empfindungen quälten ihn Anfangs auch diejenigen, die es gut mit ihm meynten. Er konnte, zumal bei dem frühern Erhöhtseyn seiner Verstandeskräfte, bald auf den Wunsch kommen, durch List, die Waffe der Schwachen, sich seinen Zustand etwas erträglicher zu machen, Widerwärtiges zu umgehen und sich der ungeheuern Zudringlichkeit, womit man dies unglaublich schwache und zarte Wesen unablässig bestürmte, zu erwehren. Wie es oft bei Kindern vorkommt, daß sie den Erwachsenen und Vorgesetzten ihre Schwächen abmerken und sich darnach zu verhalten lernen, so war es auch bei Hauser der Fall. Ueberall wollte man von ihm geschmeichelt seyn, und so schmeichelte er denn, lernete seine Gefühle verstellen oder verbergen und übte sich wohl schon in einem unwahren Verhalten, ehe er nur ein Bewußtseyn davon hatte, indem er sich gegen die Menschenwelt, die ihn umgab, wie gegen ein Heer von Feinden verhielt, durch welches er sich mit den Mitteln, die ihm zu Gebote standen, so gut es gehen wollte, durchzuschlagen, vom Naturtrieb der Selbsterhaltung gedrungen ward. Auch konnte er bald bemerken, daß in unsern konventionellen Verhältnissen und Höflichkeitsformen keine Aufrichtigkeit sey; er beobachtete das falsche Spiel, das die Menschen gegen einander treiben, ja oft zu treiben gezwungen sind, und konnte sich Fälle solcher Art zum Muster, wie zur Entschuldigung nehmen." — **3.** Kaspar macht am Samstag einen Spazierritt 139, und begegnet von Wessenig, der ihn mit dem Urbrief zum besten hat 3, 220 Anm. — **4.** Binder (durch Hauser) an von Wessenig (am angeführten Orte 3, 221 Anm.), und von Wessenig an Binder. Kaspar kriegt Brechnuß zum Anriechen. „Am 4. Oktober, ließ ich ihn an Nux vomica riechen. Ich bereitete hiezu über die sonst als höchste gebräuchliche Decillion-Verdünnung hinaus, noch drei höhere Verdünnungen mit jedesmal dreihundert Tropfen Weingeist und zwei Schüttelschlägen; davon that ich ein befeuchtetes Kügelchen in ein Gläschen und ließ ihn an dessen trockenem Stöpsel riechen. Er roch die Arznei etwa eine Spanne weit. Tags darauf ließ ich ihn des Morgens wegen starker Angegriffenheit an einem verstopften Gläschen mit Kampferverdünnung riechen, doch ohne mildernden Erfolg wahrzunehmen. Auf ein zweites Riechen minderte sich die Kopfbeneblung; ich ließ ihn noch öfters riechen, gleichwohl dauerten die eigenthümlichen Arzneisymptome noch mehrere Tage lang. Weingeruch erleichterte nur auf kurze Zeit den Kopf. Vom Kaffeegeruch bekam er, wie es schien, einmal weiche Oeffnung, ohne daß dadurch die Arzneisymptome aufgehoben wurden" (Nr. 30, II. S. 47). — (**12.—15.** Erdichtete Ahnung 155.)

Eine spanische Wand vor Daumers Abtritt wackelt und wird von Kaspar, zur Vorbereitung eines Attentatsmärchens, festgenagelt (Daumer 1832, II. S. 22).

14. „Es wollte etwas besser mit Caspar werden, da roch er irgend etwas, worauf er wieder sehr schlecht wurde" (a. a. O. S. 48). — **15.** Daumer giebt ihm Kampfer „zu öfterem beliebigen Riechen; da es in der bisherigen Weise nichts wirkte, so machte er das Gläschen auf und roch in einer Entfernung von ungefähr vier Schritten, hierauf kam Besserung, es verschwanden die Arzneisymptome. — **16.** Kaspar schwänzt eine Lehrstunde 141. — **17.** Samstag. Er holt Zucker 167 Anm., macht sich einen Hauteinschnitt auf der Stirn, ruft darum auch nicht um Hülfe, das „Attentat" aber gelingt vorzüglich (Nr. 26, Kap. VII). Protokoll Hüftlein 3, 184. Vernehmung der A. K. Daumer 187, der E. J. Daumer 194. — **17/18.** Fieberprotokoll Besold u. Kohl 3, 214. — **18.** Der Stadtmagistrat giebt die Akten an das Kreis- und Stadtgericht Nürnberg behufs der Einleitung des Kriminalverfahrens ab. — **18/19.** Kaspars Traum 174. — **19.** Binders 2. Bekanntmachung 3, 233. Kaspars 1. Vernehmung über das Abtrittsattentat 3, 215. — **20.** Preus visum et repertum der Wunde 3, 206. Kaspars 2. Vernehmung 3, 218. — **21.** Zweite Vernehmung von Daumers Schwester und Mutter 3, 192. 198. Vernehmung der Frau Stengel 159 Anm. — **22.** Vernehmung der 64jährigen Wäscherin Barbara Maria Rupprecht 3, 232. — **23.** Vernehmung des absolvierten Gymnasiasten W. Haubenstricker und der Kath. Magd. Regulein 3, 201. 205. — **26.** Vernehmung Daumers und der Hallwächtersfrau Christiana Übelhör 3, 203. 236. — **27.** Verfügung des Appellhofes in Ansbach 156; 3, 171. Antrag beim Justizministerium 173. Ernennung Hickels, damals Leutnants bei dem K. Gendarmerie-Distrikts-Kommando in Nürnberg 3, 287. 505. — **28.** Drittes Verhör Kaspar Hausers 3, 223. — 32. Vernehmung der Dienstmagd Sophie Dötschmann 3, 237. — **29.** Vernehmung des 19jährigen Joh. Pfantsch und der Hallwächtersfrau Mar. Marg. Geiersberger 3, 234. 235.

Nr. 5. Prof. Daumer, Bericht über den Mordversuch gegen C. H. am 17. Oktober 1829. Das Inland, Tagblatt für das öffentliche Leben in Deutschland mit vorzüglicher Rücksicht auf Bayern (München bei Cotta).

November.

1. Kasparreskript des Königs Ludwig I. von Bayern 157. 3, 173. — **2.** Vernehmung von Wessenigs, von Scheurls und von Rumplers 3,

38. 221 Anm. 41. 177. — **3.** Vernehmung Hiltels 3, 62. — **4.** Zweite Vernehmung Weichmanns 3, 27. — **5.** Aufnahme des Hauses S. Nr. 1693 durch eine Kommission und Baurat Wolf in Beisein Daumers 3, 211 (vgl. dort 186 Anmerkung). — **6.** Feuerbachs Bekanntmachung 3, 174—176. — Erste Vernehmung K. Hs. über seine Herkunft 3, 97—114. — **7.** Zweite Vernehmung K. Hs. über seine Herkunft 3, 114—124. — **8.** Man zeigt ihm das Königl. Reskript (am a. O. S. 174). — **9.** Kaspar ist dadurch sehr beruhigt. Dritte Vernehmung über seine Herkunft. — **11.** Preus Gutachten 3, 134. — **12.** Vernehmung des Dr. Osterhausen 3, 209. „Die Wunde — war mit ganz scharfen Rändern versehen, ist eine reine Schnitt- oder (?) Hieb-Wunde, die jedenfalls mit einem sehr scharfen Instrumente herbeigeführt worden ist." Die Kommission sagt: „Es läuft das Gerücht, daß die Beschädigung, welche dem C. H. am 17. Okt. zugegangen, von einem Falle herrühre, indem er betrunken gewesen sei." O. erklärt das für „boshafte Verleumdung".

Man sieht deutlich, daß das „Attentat" vom 17. Oktober die Achse ist, um welche sich der Hausermythus dreht. Bis dahin wurde mit der Selbstbiographie von Monat zu Monat weitergezögert, gab es keine Kriminaluntersuchung wegen der Einkerkerung, und die Neugierde war eingeschlummert. Von da an aber rückte man mit der Selbstbiographie heraus, begann eine Kriminaluntersuchung, traten Feuerbach und König Ludwig öffentlich für Kaspar auf. Dieser aber „besuchte nach dem geheimnißvollen Mordversuch nie den anderen Abtritt, welchen man ihm zur Vermeidung schauerlicher Rückerinnerungen angewiesen hatte, vielmehr ging er fortwährend auf denselben, wo ihm nach seiner Aussage das Attentat begegnet war" 3, 465/66.

15. Vorhandene Krankheitsbeschwerden bei K.: Mundschleim, Mundgeruch, Augenschwäche, Schwäche des Kopfes, dunkelroter Urin. Der Geschlechtstrieb schlummerte bis zu dieser Zeit gänzlich. „Ich bewahrte", schreibt Daumer, „in einem Gläschen ein Präparat des Lycopodium in Pulverform, bis zum vorletzten Verdünnungsgrade gebracht, welches man, um die gewöhnliche höchste Verdünnung zu erhalten, in gewässertem Weingeist aufzulösen und durch zwei folgende Verdünnungsgläser bis zur Decillion zu steigern hatte. Ich ließ aber in jenes Gläschen, welches das arzeneikräftige Milchzuckerpulver enthielt, nur ein (größeres) Streukügelchen fallen,

über eine Nacht darin liegen und dann wieder herausrollen, dieses löſete ich in hundert Tropfen bloſen Waſſers auf und ſchüttelte das Gläschen mit zwei Armſchlägen. Ueber dieses hinaus gedachte ich ſodann noch weitere Verdünnungen zu machen. Ich hatte Hauſer an allem, was ich zur Arzeneibereitung brauchte, riechen laſſen, um gewiß zu ſeyn, daß nichts daran ſey, was umſtimmend auf ihn wirken könne. Ich ließ ihn aus neuen ausgebrühten Gläschen drei und aus neuen und ausgekochten Stöpſeln drei ausſuchen, auch an den Streukügelchen riechen, von denen ich eines gebrauchen wollte. Als ich ſchon zwei Gläschen fertig hatte, ließ ich ihn zur Probe an dem dritten der ausgeſuchten Stöpſel, den ich noch nicht aufgeſetzt hatte, nochmals riechen. Nun muß an dieſen mir unbewußter Weiſe eine arzeneiliche Feuchtigkeit gekommen ſeyn, oder wahrſcheinlicher hatte ſich während der Arzeneibereitung ein Geruch hineingezogen, doch konnte er von nichts Anderem kommen, als vom Lycopodium, denn ich hatte auf dem Tiſch, wo ich mit der Bereitung beſchäftigt war, ſonſt nichts Arzeneiliches und war an dieſem Tage mit ſonſt nichts Arzeneilichem umgegangen. Kurz, er ſagte, der Stöpſel (von dem er wußte, daß es einer von denen war, die er ſchon einmal für rein erklärt hatte) ſey nicht mehr rein, es ſteige ihm ein Geruch in den Kopf — und mußte in Folge deſſen zu ſchreiben aufhören, womit er eben beſchäftigt war (vormittags um 9 Uhr). Es wurde ihm zunächſt voll und ſchwindlich im Kopfe, hierauf ſenkte ſich's herab auf die Augen, dann brannten und thränten dieſe ſtark, und es wurde ihm ſchwer im ganzen Leibe. Das Thränen dauerte ungefähr 5 Minuten. Dann war es ihm, als ob Goldſtückchen vor ſeinen Augen auf die Erde herabfielen, und er bekam etwas Kopfſchmerz. Die Augen waren roth und fühlten Druck. Das Brennen dauerte fort. Nach 2 Stunden ließ ich ihn an einem verſchloſſenen Kampfergläschen riechen. Darauf minderte ſich Brenn- und Druckſchmerz und Röthe der Augen. Mittags roch er zufällig Zimmt; dieſer Geruch wirkte ſogleich auf die Augen und das Brennen verſchwand ganz. Er konnte nachher die Arbeit, die er hatte ausſetzen müſſen, fortſetzen. Einige Minuten nach dem Riechen des Zimmtes brach ein Schnupfen aus, eine bei Hauſer ungewöhnliche Erſcheinung (von Witterungsveränderung pflegte ſie nicht hervorgebracht zu werden). Dieſer Schnupfen war wohl die Fortwirkung des durch die beiden genannten Gerüche nur gemilderten, nicht aufgehobenen Lycopodiums. Die Oeffnung war wie gewöhnlich, aber es ſtellte ſich zuvor ein Jücken, Brennen und Wehthun (u. ſ. w.) ein, das er ſonſt nie gefühlt hatte."

16. Der Schnupfen vermehrt sich. — **17.** Kaspar hat seine erste Erektion (nicht am 18.) 111 Anmerkung. — **18.** Stuhlgang durch Mesmerismus 152 Anmerkung. — **20.** „Vormittags kam eine flüchtige Erektion" Nr. 30, II. S. 51. — **21.** „Er (!) bemerkte, daß er wieder in viel größere Weiten deutlich sehen könne. Die Erscheinungen beim Stuhl sind dieselben. Dieß sei die beste Arzenei, die er bekommen, äußerte er." — **22.** „Beim Stuhl dasselbe" (8ter Tag). — **23.** „Eben so. Nach der Erektion kam große Kraft und Klarheit in die Augen; dieß beschrieb er mir näher so. Es kam ihm von den Fußzehen an den Leib ein Gefühl, wie Spinnen laufen, wie dieß in die Mitte des Leibes kam, wurde ihm warm, dann blieb es ein wenig stehen und stieg hernach weiter aufwärts, wie es an die Schultern kam, gieng es schnell in den Hals, wo er an zwei Stellen ein Gefühl des Reißens oder Abreißens bekam, dann brannten ihm diese Stellen. Hierauf kam es ihm in die Augen, er hatte die Erscheinung des Goldfallens sehr stark, die Augen brannten; es war ihm als flammte und blitzte es ihm in denselben und seitdem waren sie sehr klar und kräftiger als sonst. In den folgenden Tagen wurde das Befinden immer besser, er fühlte immer mehr Kraft, die Erscheinungen beim Stuhl blieben." (Daumer, 1832, II. S. 51.) — Nanetta Baumann wird sehr ärgerlich 52. — **25.** Erektionsgeschichte 110. — **26.** Vernehmung der Zuspringerin Marg. Stengel 3, 238, wobei Dr. Meyers zutreffende Bemerkung in der Anmerkung auf S. 240 zu vergleichen ist.

Nr. 6. Vermuthungen über Kaspar Hauser und die an ihm ergangenen Mordversuche (!). Das Inland vom 27. Dez. 164.

Dezember.

1. Aufnahme der Wohnung des Meßners Philipp Schrey auf Maria Hilf bei Neumarkt (vgl. Hickel S. 51/52). — **2.** Tucher an Feuerbach 4, 442. — **4.** Vierte Vernehmung K. Hs. über seine Herkunft 3, 130 bis 133. Bericht Faber und Binder.

6. Nr. 7. Klüber tritt als Hauserforscher auf 165.

„Am 10. Dezember brachte er des Morgens, da er sich barbirte, ein wenig Seife in den Mund, und den Schlund hinab, welches er sehr übel empfand. Nachmittags blieb die Oeffnung aus, was wahrscheinlich die Folge der verschluckten Seife war. Bekümmerniß und starkes Weinen war auch vorausgegangen. Doch stellte sich zu bestimmter Zeit die Erektion ein."

„Am 11. Dezember wurde die Erektion immer stärker. Jetzt wurde er auch zu anhaltenderer Anstrengung des Geistes und der Augen fähig.“ — **11.** Frau Major von Redwitz denunziert 386 Anm. — **12.** Falkners Bericht über Kaspar Hauser 2, 319. Das Kreisgericht N. beschließt eine Vormundschaft, v. Tucher wird ernannt 3, 244. — Am 13. Dezember bekam er von einer anderswoher als gewöhnlich gekauften Gesundheitschocolade, wiewohl er sie nur kostete und ihm sodann, da er den Unterschied bemerkt, andere bereitet wurde, Durchfallstuhl. Nachmittags kamen die Erscheinungen in den Genitalien zur bestimmten Zeit, statt der gewöhnlichen Öffnung aber, später als diese sonst einzutreten pflegte, ein abermaliger durchfälliger Stuhl. — **14.** Erektion ohne Geschlechtstrieb. — **15.** Starke Gemütserschütterung, Weinen und Zahnschmerz. — **16.** Nachmittags kam die Öffnung nicht, wiewohl zur bestimmten (!) Zeit die Erektion. — **18.** Vormittags Öffnung, nachmittags Gang zu einer Somnambule 131, Nr. 65. Maria Hilf (Schrey) Hickel, 51/52. — **19.** Erkältung der Füße. — **20.** Daher Ausbleiben der Öffnung und Erektion. (Merks 2. Vernehmung 3, 34.) — **21.** Ebenso. — **22.** Die Erektion bleibt allein aus. — **23.** Kommt aber des Morgens wieder, Daumer 1832, II. S. 50 ff. — **25.** Anonyme Anzeige aus Preßburg 196 [1]). — **27.** Küsters Bericht Tattenbach 193. — **28.** Wüsts und Röders 2. Vernehmung 3, 44. 48. — **29.** Blaimers 1. Vernehmung 3, 68. Protokoll Parsberg. — **30.** Preus Gutachten 3, 210. — **31.** Tuchers Eingabe an den Magistrat 3, 245: „Der körperliche Zustand Daumers hat den längeren Aufenthalt Caspar Hausers bei diesem nicht räthlich erscheinen lassen.“

Nr. 8. Skizze der bis jetzt bekannten Lebensmomente des merkwürdigen Findlings C. H. in Nürnberg. Mit der naturgetreuen (? vgl.

---

[1]) Zu dieser Denunziation des Joh. Sam. Müller, der die Kaspargeschichte von Bayern nach Ungarn hinüberschwindelte, gehören folgende Daten: 28. Dez. 1829 Müller an Frau Majthényi. — 10. und 12. Januar 1830 derselbe an Feuerbach. — 30. Januar derselbe an Frau M. — 1. Februar derselbe an Franz Benisch 207. — Müller erdichtet eine „Szene“ 198 Anm.; 206 Anm. 207.; — 14. Februar beschwert er sich 208. — 18. Februar Frau Majthényi an F. v. Palffy. — 20. Februar Vernehmung der Frau v. Majthényi und der Anna Frisacco (Dalbonne) 3, 531. — 8. März Müllers Promemoria 198 Anm., 209. — 19. März Kalchbrenners Erklärung 209 Anm. 2. — 21. März Fragepunkte 240/41. — 31. März Erklärung Benisch 208. — 14. April Bittschrift Dalbonne 195. — 22. Antrag Feuerbach 212. — 25. Mai Beschluß wider Müller 3, 553.

zum IV. Buche!) Abbildung desselben, auf Stein gezeichnet von Fr. Hanfstengel, Zeichenlehrer in München. Kempten, 1830.

Kaspar lobt die Schönheit einer alten Dame 126.

1830.

Januar.

Nr. 9. Kaspar Hauser in Nürnberg 165. Anm. — Karlsruher Unterhaltungsblatt III. 1830 Nr. 1—4. „Der geneigte Leser erhält hier aus dem Nationalkalender für 1830 das Bild und die ausführliche Geschichte eines jungen Menschen, dessen trauriges Schicksal wirklich allgemeine Theilnahme erregt." Es folgt die Bekanntmachung, der Besuch des Prof. Dr. Schedel aus Pest bei Hauser und eine Erzählung von dem „Mordversuche" am 17. Okt. 1829.

Dreihundert Gulden jährlich für K. H. 190, Hickel nach Ansbach versetzt 3, 506. — **19.** Feuerbach übergiebt eine Denunziation aus Ungarn dem Kriminalgericht 205. — **20.** Kaspars angebliche Reimproben Nr. 64. — **26.** Bericht des Stadtmagistrats an die Kreisregierung: „C. H. konnte, wegen zugenommener Kränklichkeit des Prof. Daumer, welche diesen an der ferneren Leitung seiner Erziehung hinderte, nicht länger bei ihm gelassen werden, und wurde daher in die Wohnung des Kaufmanns und Magistrats-Rathes Biberbach versetzt, welcher dem Magistrat mit edler Humanität und Hospitalität freie Wohnung und Kost für K. H. anbot. Hauser selbst findet sich durch diese Veränderung sehr beruhigt und die trübe Stimmung seines Gemüthes fängt an, sich zu verlieren." — **27.** In einem Protokoll zu den Kuratelakten giebt der Vormund v. Tucher ebenfalls „Krankheit des Prof. Daumer" als Grund der Veränderung an. — Kaspars Gedicht oben S. 207 verlegt Daumer (1832 S. 45) aus dem Sommer nach dem Frühling 1829, Kaspar selbst aber hat es damals nach dem Winter zurückverlegt (Litteratur Nr. 74) und erweitert. Um seine Opera omnia vollständig zu haben, gebe ich es nach den Frankfurter „Blättern für Geist, Gemüth und Publizität wieder."

1.

Mein erstes Jahr begrüß ich heut
In Dank und Liebe hoch erfreut.

2.

Von vieler Noth und Last gedrückt
Von heute an genieß ich was mein Herz entzückt,
Und fühl auch jetzt mich neu beglückt.

3.

In mein ersten Jahr steh ich nun
Da gibts erstaunlich viel zu thun
Zu schreiben und zu malen
Zu rechnen oft mit Zahlen.

4.

Jetzt muß ich mich vorbereiten
Täglich fortzuschreiten
Weil so viele tausend Stunden
Lieber Gott! mir sind verschwunden.

5.

Aber ein Schritt ist gar nicht viel
Doch wird er mich noch führen zu mein erwünschten Ziel.
Auch wollte Gott, daß ich auch seh'
Wies in der Welt hergeht
Und auch zu lesen was in den Büchern steht
Und anzubauen mein Gartenbeet.

6.

In mein ersten Jahr erbitt' ich mir
Verstand, Gesundheit guter Gott von dir.
Gib mir auch Kraft in den Jugendtagen
Um die Klugen auszufragen.

7.

Des Lebens schönste Rosenzeit
Soll sein meine einzige Fröhlichkeit;
Und stets dem unverdrößnen Fleiß geweiht.

8.

Erfühlt ist dann mein Lebenssinn
Mein süßes Glück ist da
So wandle ich durch's Leben hin
Und siehe mich dem Ziele nah.

9.

Die Zeit vergeht, sie gräbt mein Grab,
Scheut meinen Engel fort
Haucht meinen Wangen Rosen ab
Ist einst mein Rächer dort.
Fest will ich mich an dich schließen
Trifft mich Leiden oder Schmerz
So hilfst du mir's versüßen
Und ich schenke dir mein kindlich Herz.

10.

Sanft soll mein Leben schwinden,
Und gepflegt wird's von deiner Hand
So sollst du auch die kindliche Liebe finden
So wie ich's auch von dir empfand.
Das schönste schließ ich mit festem Band in meine Brust.
Es hebt mich ins Götterland
Wo verklärt ist jede Freud und Lust.

Gedichtet am 20ten Jan. 1830.

Abgeschrieben am 27. Julius 1832.

Caspar Hauser.

Februar.

Kaspar muß, durch das Öffnen einer Champagnerflasche in seiner Gegenwart und in einer Entfernung von 4 bis 5 Schritten, nach etwa 5 Minuten wie betrunken und taumelnd aus dem Zimmer geführt werden. — v. Tucher 3, 167.

März.

26. Tucher an Feuerbach Nr. 145, 442. — **27.** Geschichte des Kandidaten Bäumler 4, 131/34. Magyarisch-polnische Kasparstudien des Herrn v. Pirch 215—20. — **28.** Fortsetzung 220. Kaspar kriegt eine Kindsmagd. — **29.** Traumdeuter 220—21. Tucher an Feuerbach Nr. 145, 455. Kaspar an v. Pirch: „Ich habe eine große Sehnsucht, Sie noch einmal vor der Reise sprechen zu können. Kaspar Hauser." — **30.** Vernehmung v. Pirchs 219. 3, 526. Er fälscht später seine Aussage. — **31.** Schnerr und Biberbach vernommen.

April.

2. Kaspar schlägt auf den Tisch 222. — **3.** Am Samstag fällt ein Schuß 223. Röders Anzeige 252, v. Tucher 254, v. Röder an Feuerbach 4, 451. — **5.** Vernehmung Tuchers 3, 528. — **8.** Feuerbach an Ludwig I. 224. — **15.** Tucher an Feuerbach 4, 443.

Mai.

15. Feuerbach an Hitzig Nr. 10, 434. — **17.** Der Justizminister an Feuerbach 3, 552.

„Am 28. Mai sagte man mir, daß Hauser durch angestrengtes Nachsinnen über erweckte Erinnerungen aus seiner Kindheit sehr angegriffen sey, und an Kopfschmerz leide. Ich machte daher im Beiseyn seines Vormunds,

Herrn Baron v. Tucher, folgenden Versuch mit Nux vomica. Mit dem Stöpsel eines Gläschens, in welchem ich diese Arznei, bis zum 28sten Verdünnungsgrade gebracht, in Pulverform aufbewahrte, berührte ich ein Streukügelchen und ließ es in ein zweites Gläschen fallen, mit dem Stöpsel dieses zweiten berührte ich ein anderes Streukügelchen und ließ es in ein drittes Gläschen fallen. So machte ich es weiter bis zum fünften Gläschen. Ich kehrte die Verminderungsgläschen jedesmal um, so daß das Kügelchen einen Augenblick lang auf dem Stöpsel zu liegen kam. An den Gläschen, Stöpseln und Streukügelchen, die ich zur Verminderung brauchen wollte, hatte ich ihn zuvor riechen lassen, ohne daß er durch einen Geruch afficirt wurde; er hatte sie für ganz rein erklärt und es ist also anzunehmen, daß der Geruch der ihn nachher afficirte, von Nux vomica kam. Ich ließ ihn an dem Stöpsel des fünften Gläschens riechen, und da er keine Wirkung empfand, an dem Gläschen selbst. Auch da erfolgte keine Wirkung, bis ich zum dritten Gläschen kam. Als er in dieses gerochen hatte, sagte er, es steige ihm ein Arzeneigeruch in den Kopf; der Kopfschmerz verstärkte sich, die Augen waren sogleich angegriffener und wässerten. Nach einer Stunde jedoch war der Kopfschmerz ganz vergangen und in den folgenden Tagen verbesserte sich sein gesammter Zustand allmählig, obgleich neue Anstrengungen des Nachsinnens und Gemüthsaufregungen statt fanden. An dem Tage, da er gerochen, erfolgten nach dem Riechen zwei durchfällige Öffnungen."

Juni.

v. Pirch an Hitzig Nr. 10, 447—457. „Sie werden aus diesem Allen selbst ermessen, in wie weit man berechtigt ist zu vermuthen, C. H. sei vielleicht in Ungarn geboren, die ersten Jahre dort erzogen, und habe eine slavische Kinderfrau gehabt, sei aber späterhin nach dem Ort gebracht worden, wo man ihn so lange gefangen hielt."

14. Kaspar fährt mit einer Kommission nach Neumarkt. — **16.** Hitzigs Aufruf 225; Nr. 10, 458. — Um diese Zeit kam das Kind von Europa sehr herunter (Daumer 1832, II. S. 56 Nux vomica). Sein ehemaliger Erzieher zählt auf: 1) Kraftlosigkeit, 2) er kann gar nichts mehr fassen und merken, 3) fängt an schwerer zu hören, 4) fällt vom Fleisch, 5) hat ein schlechtes Aussehen; 6) sein Appetit ist gestört, seine Lieblingsspeisen reizen ihn nicht mehr, Fleisch widersteht ihm; 7) der Leib ist aufgetrieben, 8) jede Witterungsveränderung ist ihm empfindlich; 9) nachts quält ihn Brustschmerz; 10) am Tage öftere Schweiße, 11) während

des Lesens zittert seine Hand beim Halten des Papiers; 12) schwere Träume, 13) gänzliche Gemütsverstimmung, das Leben ist ihm zuwider. (Moralischer Katzenjammer wegen des gar zu frechen ungarischen Schwindels?!)

In der letzten Woche vom Juni erleidet er nachmittags um 4 Uhr eine Kränkung und muß von da an immer um 4 Uhr täglich Blut speien 62 Anm. 2 (bei Daumer 1832, II. S. 56 unten).

Juli.

1. Hitzig an Merker 171. — **13.** Tuchers Anzeige an den Magistrat: „Der Umstand, daß Herr Biberbach sich seinen vielfachen Geschäften nicht entziehen konnte, und mehr oder weniger den C. H. sich selbst oder seinen beiden Gefangenwärtern[1]) überlassen mußte, dann der große ungemessene Trieb zum Lernen, welcher wegen Mangel an Aufsicht nicht in den nöthigen Schranken zurückgehalten werden konnte, hat den armen Pflegling in einen bedenklichen, krankhaften Zustand versetzt, welcher plötzlich und augenblicklich Abhilfe erheischt. In der Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer schleunigen Maßregel habe ich mich entschlossen, den C. H. zu mir, wenigstens auf 6—7 Wochen zu nehmen, biswo sodann weitere Schritte gethan werden können" 3, 256. Die Lokalitäten der v. Tucherschen Wohnung wurden sorgfältig auf ihren genügenden Schutz gegen ein neues Attentat geprüft.

Kaspar wird homöopathischer Schriftsteller 112.

Am **13.** Juli brach er Blut aus und mußte sich legen. Seine Empfindlichkeit war wieder außerordentlich erhöht. Hausers Leben wäre damals ohne Hülfe der Homöopathie gewiß bald zu Ende gegangen.

„Nach einer mit dem Arzte getroffenen Verabredung, ließ ich ihn im Hause und Beiseyn des Herrn v. Tucher am **15.** Juli Abends um 8 Uhr,

---

[1]) „Caspar befindet sich seit Neujahr im Hause des Kaufmanns Biberbach, hat im 1. Stock ein wohlverwahrtes Zimmer und sind, der allerhöchsten Anordnung zu Folge, zwei Polizeisoldaten seine beständige Wache. Soweit diese Anordnungen polizeilich nothwendig sind, was ich allerdings auch glaube, muß ich sie natürlich respectiren; aber C. geht dabei zu Grunde. . . Die zwei Polizeisoldaten sind vom frühesten Morgen, bis er sich Abends zu Bette legt, die Paar Lehrstunden und die Essenszeit ausgenommen, die beständige und unausgesetzte Umgebung Caspars; sie sind vortrefflich als Polizeisoldaten, als Erzieher aber!" Tucher an Feuerbach den 26. März.

an Nux vomica riechen. Drei Gläschen hatte ich zum Schein mit unarzneilichem Milchzucker gefüllt, den Stöpsel des zweiten hatte ich mit ein wenig Wein befeuchtet. Ich berührte mit dem Stöpsel des ersten Gläschens ein Streukügelchen und ließ Hauser riechen, er roch nichts; eben so verfuhr ich mit dem zweiten und dritten Gläschen. Auch da wurde nichts gerochen. Er sagte mir zugleich, daß er seit einiger Zeit einen fauligen Geruch in der Nase habe, der ohne Zweifel machte, daß sich sein Geruchsvermögen nicht wie gewöhnlich zeigte. Ich berührte nun mit dem Stöpsel eines Gläschens, worin ein mit der 34sten Verdünnung (100XI) befeuchtetes Kügelchen lag, ein anderes Kügelchen und ließ es in ein reines Gläschen fallen; mit dem Stöpsel dieses Gläschens berührte ich ein drittes Kügelchen, das in ein drittes Gläschen kam. An dem Stöpsel dieses dritten ließ ich ihn riechen, und da er nichts roch, auch an dem Gläschen selbst, an dem er ebenfalls nichts roch. Ich sagte ihm sodann, er möge jetzt zusehen bis morgen, und wenn sich dann keine Wirkung äußere, wolle ich weiter gehen. Er aber drang in mich, ihn weiter versuchen zu lassen, bis er eine Geruchsempfindung bekommen werde, da er sehr wünsche, für sein Leiden Hülfe zu erlangen. Ich ließ mich verleiten, ihn auch an dem zweiten Gläschen riechen zu lassen. Da er wieder nichts zu riechen behauptete, fragte ich ihn, ob er denn sonst gar keine Empfindung durch's Riechen erhalten habe. Er antwortete, nur der Kopf sey ihm dadurch eingenommen worden und zwar von dem zweiten Gläschen stärker, als von dem dritten, an dem er früher gerochen. Der Kopf sey ihm ganz voll. Auch klagte er über stärkeren Kopfschmerz und nach einer kleinen Weile warf er Blut aus. Schweiß brach aus, der Brustschmerz vermehrte sich, er mußte sich legen. Das Sprechen that ihm weh, er verlangte gänzliche Stille. Man ließ ihn zur Milderung an Wein, später an Kaffee riechen, worauf sich die Beschwerden verminderten. Großer Durst folgte und nach dessen Befriedigung ein Schlaf, der besser als der gewöhnliche war. Der faulige Geruch verschwand schon am andern Tag und kehrte nur noch einigemal zurück. — **16.** Am zweiten Tag dreimal durchfällige Oeffnung. (Solche pflegte er vor dem Riechen an der Arzenei nicht zu haben. Die Oeffnung war sehr hart, öfters war er verstopft. Zuweilen 3, ein Paarmal 5 Tage lang.) In der zweiten Nacht noch besserer Schlaf. — **17.** Am dritten Tag kam kein Blut mehr. — **18.** Am vierten Tag erfuhr ich von Herrn v. Tucher, daß sich Hauser sehr wohl befinde. Bald darauf hörte ich auch, daß sich die schweren Träume des Nachts verloren hätten."

August.

Dr. M. in Nürnberg 162. — 9. Saphirs Experimente 226. „Am 9. August kam er zu mir und klagte, daß er durch gewisse geistige Aufregungen sehr angegriffen sey und an bohrendem Kopfschmerz in den Schläfen leide. Ich fragte ihn, ob er etwa gegenwärtig vom Glase ein Ziehen empfinde? Er verneinte es. Ich ließ ihn hierauf das Gesicht mit einem Tuche verwahren und einen Finger der rechten Hand über ein Gläschen halten, worin sich ein mit hochpotenzirter Nux vomica befeuchtetes Streukügelchen befand. Ob die Frage, ob er etwas spüre, sagte er, es ziehe ein wenig. Ich hielt das, obiger Erklärung ungeachtet, für Wirkung des Glases, und ließ ihn nach sorgfältiger Verwahrung der Nase und des Mundes mit einem Tuche, den Finger über ein Gläschen halten, worin sich einige Tropfen der bis zur Decillion verdünnten Nux vomica befanden. Sogleich sagte er, das thue ihm weh, worauf ich ihn sich von der Stelle entfernen ließ, damit er keinen Dunst einsauge. Beim Halten des Fingers über das Gläschen hatte er das Gefühl des Brennens am Finger, und es zog von den schmerzlichen Theilen des Kopfes durch den Arm stark herab, auch brannten und wässerten sogleich die (folglich ohne Vorhang wider das furchtbare Mittel belassenen!) Augen. Bald darauf war der Finger wie abgestorben und kalt. In ein Paar Minuten nach Beginn der Arzneiwirkung war der Kopfschmerz vergangen. Den kalten Finger ließ ich, da ich selbst nicht wagte, Hausern zu berühren, von zwei unverdächtigen (apsorischen?) Personen befühlen, und sie erklärten ihn für kälter als die anderen Finger (das heißt aber noch nicht: wie abgestorben!). Hauser rühmte den Tag über die Besserung!" — 10. Daher konnte auch Saphir wieder mit Judenmongolisch experimentieren 228. „Aber die Aufregungen erneuerten sich am anderen Tage und der (mongolische) Kopfschmerz kam stärker wieder. Ich ließ nun H. in seiner Wohnung, nach Verwahrung von Mund und Nase, den Finger über ein leeres und reines Gläschen halten, wobei er nichts empfand; dann über das am vorigen Tag gebrauchte Gläschen mit dem Kügelchen, worauf ein geringes Ziehen erfolgte, was ich jetzt also für Wirkung der Arzenei erkennen mußte. Dann, da weiter keine Wirkung erfolgte[1]), ließ ich ihn den Finger mit verwahrtem Gesichte über den

---

[1]) Es wäre auch wohl schon diese Gabe hinreichend gewesen, und die Heilwirkung darauf nicht ausgeblieben. Daumer.

Stöpsel eines Gläschens halten, worin sich ein Paar Tropfen der fast bis zur Duodecillion verdünnten Nux vomica befanden. Es erfolgte von dieser höheren Verdünnung schwächeres Brennen und Ziehen als am vorigen Tage. Bald vermehrte sich der Kopfschmerz und nach einiger Zeit entstand Schwindel, so daß Hauser sich nicht mehr aufrecht erhalten konnte und zu Boden sank. Er wurde auf's Bett gelegt, der Schwindel war nach ohngefähr einer Viertelstunde vergangen, der Kopfschmerz legte sich, und was allen auffiel, Hausers ganzes Gesicht war verändert, die Farbe besser, die zuvor matten und wie von Weinen getrübten Augen waren hell und glänzten. Der Finger, durch den er die Wirkung empfand, war wieder wie abgestorben und kalt, welche lang anhaltende Kälte Herr v. Tucher und seine Gemalin im Gegensatz gegen die übrigen wärmeren Finger deutlich empfanden. Hauser, der zuvor appetitlos gewesen, verlangte zu essen und lachte kindisch, als man ihm ein Paar Lieblingsspeisen nannte, die er bekommen würde. Der Kopfschmerz jedoch, wiewohl vermindert, dauerte fort. Ohngefähr vier Stunden darauf entstand Heiserkeit, die auch den andern Tag dauerte. Den zweiten Tag auf Geistesanstrengung heftiger Kopfschmerz. Erst am **14.** **(12.!)** August fühlte er sich wieder ganz wohl." — **13.** Saphirs und v. Tuchers Vernehmung 227 (3, 531 ff.) „Als Hauser beim Turnen am **13.** August sich am Barren in die Höhe heben ließ, vermochte er sich nicht zu halten und fiel mit dem rechten Arm unter der Achsel am Barren auf. Es entstand großer Schmerz, die Augen verdunkelten sich, und oben auf der Achsel erschien nach einiger Zeit unter der Haut ausgetretenes Blut. Es war ihm als wenn Goldstückchen vor den Augen herabfielen, und wann er den Arm aufhob, kam Aufstoßen aus dem Magen mit üblem Geruch. Bei Bewegung des Zeigefingers that die Schulter weh, Arm und Hand waren angeschwollen. Der Arzt (Preu) verhindert, selbst zu kommen, schickte ein mit Quadrillionverdünnung der Arnica befeuchtetes Streukügelchen, um Hauser riechen zu lassen. Ein Wundarzt, der zugleich gerufen worden war, roch an dem Gläschen, versicherte, hieran nichts riechen zu können, daß die Homöopathie hier nicht in Anwendung kommen könne und zur Abwendung der Gefahr schnell die gehörigen Maßregeln zu treffen seyen. Er ließ kalte Umschläge mit Essig, Salpeter und Salmiak machen; hierauf vermehrte sich der Schmerz, und der Geruch des Umschlags erregte gewaltiges Kopfweh. Um Mitternacht erbrach sich Hauser, und war so leidend, daß er glaubte sterben zu müssen. — **14.** Am andern Morgen war der Zustand ärger als am vorigen Tage. Herr Dr. Preu, der jetzt selbst erschien, entfernte den Umschlag, verordnete Abwaschungen des angebrachten Arznei-

stoffes mit lauem Wasser, und ließ Hauser sodann nach Verwahrung der Nase den Zeigefinger der rechten Hand über das Arzneigläschen halten. Hierauf ergriff Hauser ein so gewaltiger Schmerz, daß er glaubte schreien zu müssen; in der wehen Stelle auf der Schulter sagte er, habe er Stiche wie von Messern gefühlt. Erst sey ihm die Empfindung herabgefahren von der wehen Stelle bis zum Zeigefinger, von da zurück zur Schulter und dann hinab in den Fuß. Diesen sah man zittern, es entstand Wadenklamm (so), und die Zehen waren krampfhaft eingezogen. Mit einem Stoß, der oben und unten gefühlt wurde, war bald aller Schmerz verschwunden, worauf Frost eintrat. Nur beim Aufheben und anderer Bewegung schmerzte noch der Arm. Als ich ihn Mittags sprach, war der Kopf noch eingenommen von der Arznei. Der Kopfschmerz war etwa eine halbe Stunde nach Berührung des Gläschens vergangen; auch die Angeschwollenheit des Armes und der Hand war dadurch gemildert. Die Kälte des Fingers, die auch diesesmal erfolgte, wurde vom Arzte und Herrn v. Tucher empfunden [1]). In den folgenden Tagen schmerzte ihn um die Zeit des Tages, da er die Arznei berührte, der Arm"! Daumer 1832, II. S. 63. — 26. Die erschreckliche Geschichte von der Spinne 122 Nr. 37.

Nr. 10. (Jul. Ed.) Hitzig (Kriminal-Director), Caspar Hauser. Erster Artikel. Annalen der Criminal-Rechts-Pflege, 14. Heft (= Bd. VII. 2). Berlin, 1830, S. 434—458. (Auszug aus Nr. 8.)

Nr. 11. Dasselbe holländisch: Bijdragen tot de geschiedenis van K. H. Amsterdam, 1834.

Nr. 12. (Polizeirat Johann Friedrich Karl) Merker, Sollte C. H. nicht ein Betrüger sein? — Beiträge zur Erleichterung des Gelingens der practischen Polizei. VIII. Berlin, 1830. Quart. Enthält einen Abdruck von Hitzigs Artikel mit 51 kritischen Bemerkungen von M., in den Nummern 28—34 (vom 15. Juli — 26. August).

Nr. 13. C. H. nicht unwahrscheinlich ein Betrüger. Dargestellt u. s. w. Sonderabdruck der vorhergehenden Nummer in kleinem Format, ohne Hitzigs Schreiben an Merker.

---

[1]) Späterhin schälte sich der Finger ab. — Er sagte mir bei dieser Gelegenheit auch, daß ihm früher beim Riechen an homöopathischen Arzneien, die Nase kalt geworden sey. Daumer.

September.

3. Merkers Vernehmung 175. Er hielt K. H. zunächst für den entsprungenen Verbrecher Theophile Kahars.

22. Nr. 14. Professor Rumys (zu Gran in Ungarn), Artikel über K. H. Der Spiegel (Ofen 1830). Auch in Hitzigs Annalen, 16. Heft (= Band VIII. 2) S. 449/54.

Oktober.

25. und 26. Nr. 15. Dr. M., Ueber C. H. — Allgemeine Preußische Staatszeitung (Nr. 296 und 297, Merkers Gegenbemerkungen Nr. 301).

Nr. 16. C. H. Krug, Ueber C. H. — Nr. 166 des Eremiten von Fr. Gleich (Leipzig 1830).

Nr. 17. A. B., Schutzworte für den Nürnberger Findling C. H. Berlin, 1830.

November.

Nr. 18. Rudolph Giehrl (Kön. Kreis- und Stadtgerichts-Rats-Accessist in Nürnberg). C. H. der ehrliche Findling. Nürnberg, 1830. Das Vorwort ist vom 1. Nov. datiert. Petzholdt behauptet, der Verfasser habe Rainer geheißen, in den Nürnberger Akten aber heißt er offiziell Giehrl, 189, Anm. Nr. 15—18 wider Merker.

7. Kaspar macht sein »Fac-simile« für sein Bildnis zu Nr. 18 (C. B. Schelhorn fec.) und hat selbstverständlich (so gut wie die Schriften von Pirch, Feuerbach, Schmidt v. Lübeck) auch diesen Schwindel gelesen. Er ist hier die ehebrecherische Frucht eines ungarischen Magnaten und irgend einer deutschen Person. Der Magnat macht 1812—16 den Feldzug mit und stirbt in Frankreich. Die horazische Ode war dem Knaben, da in Ungarn die lateinische Sprache in höheren Zirkeln (zu denen aber das vorausgesetzte niedere deutsche Kebsweib schwerlich gehörte?) die Umgangssprache (!) ist, eingeprägt, um sie dem Vater bei der Zurückkunft vorzusagen und ihn auf eine angenehme Weise zu überraschen. Jetzt erreichte die Nachricht von des Vaters Tod das Ohr der Mutter, sie floh nach Deutschland, und so gelangte Kaspar in die Gegend des sogenannten bayrischen Waldes. Die Mutter verliebt sich wieder, versteckt ihren Bastard u. s. w. Vielleicht aber auch nicht, sondern sie starb „wie sie den deutschen Boden kaum betreten hatte" und überließ ihr Vermögen (!) und den Knaben den Einwohnern einer Hütte, wo er „nur die Worte Roß, Roß, — Hund, Hund" (!) sagen lernte; 1828 verloren aber seine Peiniger die Geduld.

11. Nr. 19. Merker, C. H. — Beiträge vom 11. Nov. — 8. Dez. (Nr. 45—49) Widerlegung des Dr. M. (Nr. 15.)

Dezember.

3. Preus Gutachten Nr. 20, 433—439. 3, 136—144. — **5.** Tuchers Vernehmung 181. Nr. 20, 440. 165/69. „Auf einem Spaziergange sah Kaspar bei einbrechender Dämmerung in einer Entfernung von circa 150 Schritten die schwarzen Beeren eines Hollunderbaumes, und gab ihre Verschiedenheit von den ihm schon bekannten Schwarzbeeren an. Es war dabei so dunkel, daß ich und Professor Hermann nur die Umrisse des Baumes erkennen konnten."

Daumer 1832, II. S. 54 Rhus. „Im Winter 1830 wurde mir gesagt, daß er an Zahnschmerz leide, der ihm selbst die Nachtruhe raube, und daß er sich den schmerzenden Zahn herausnehmen lassen wolle. Ich hatte schon früher einmal, da er in meinem Hause lebte, das verlangte Zahnausnehmen nicht zugestanden, da dies für Hauser eine furchtbare Nervenerschütterung von nicht bestimmbaren Folgen gewesen sein würde. Jetzt kam ich gerade noch zur rechten Zeit, um den Wundarzt abzuhalten, der schon seine Instrumente ausgepackt hatte. Da für die Art des Schmerzes Rhus passend schien, so nahm ich den (trockenen) Stöpsel eines Gläschens, in welchem ich diese Arznei, bis zum 28ten Verdünnungsgrade potenzirt, in Pulverform aufbewahrte und brachte ihn mit einem (größeren) Streukügelchen in Berührung, woran ich Hauser riechen ließ. Sogleich vermehrte sich der Schmerz; das über dem Zahn befindliche Auge wurde angegriffen und schmerzte, der Zahn fieng an zu bluten. In einer Viertelstunde war aller Schmerz verschwunden. Rhus aber wirkte fort und brachte in den nächstfolgenden Tagen Besserung der durch Arbeiten sehr angegriffenen und gerötheten Augen, und des Kopfes, der freier wurde, so daß er wieder leichter faßte und arbeitete, da er zuvor bei strenger als früher betriebenem Unterricht in Folge der dadurch herbeigeführten Ueberreizung während desselben verwirrt und unfähig zu fassen wurde.[1]) Einige Zeit darauf wurde er durch ein mit Gewürznelken be-

[1]) Der Vorwurf zu großer Schonung Hausers, den Niemand so genau kannte, wie ich, zeigte sich, nachdem er nicht mehr unter meiner Aufsicht stand, durch eine Menge unerfreulicher Erfahrungen als ungegründet. Daumer. — Diese Naivetät aber! Das ewige Zurichten eines für metaphysisch-nervös gehaltenen Geschöpfes mit Hahnemannismus, Mesmerismus, Somnambulismus, Magnetismus,

reitetes Gericht in starkes Unwohlsein versetzt, und eine mehrtägige Verschlimmerung scheint die Folge gewesen zu sein."

31. Osterhausens Gutachten Nr. 20, 416—33, Nr. 123, 144—65. „Bei diesem (wie bei allen vorhergehenden, L.) Gutachten wird dem denkenden Leser sofort in die Augen fallen, daß Dr. Osterhausen seine eigenen Wahrnehmungen von denen anderer Personen nicht trennt und Vieles über die ersten Tage des H'schen Aufenthaltes in Nürnberg bekundet, obgleich, wie er selbst im Eingange seines Gutachtens zugesteht, er den H. erst 3 Wochen darauf kennen lernte. Diese Methode verstößt aber gegen die ersten Regeln eines wissenschaftlichen Gutachtens und benimmt demselben fast jeglichen Werth. Ebenso unterscheidet Dr. Osterhausen nur selten zwischen den subjectiven Angaben, Klagen, vielleicht Lügen des C. H. und dem objectiven Befund. Wahrhaft romantisch lächerlich klingt die Phrase: Seine blauen Augen sind der Spiegel seines innern Menschen." Dr. Julius Meyer.

1831.

Januar.

29. Tuchers Vernehmung über Kaspars Traum 3, 555.

Nr. 20. Hitzig, Über C. H. — Annalen, IX. (Berlin 1831) S. 411—44. Enthält einen Auszug aus Krug, Gutachten von Osterhausen (mit Bemerkungen des Einsenders A. von Feuerbach) und Preu, Protokoll v. Tucher und Daumers Mordbericht im Inland (= Nr. 5).

Nr. 21. Einige wichtige Aktenstücke 2, 11/12. Sonderabdruck der Nr. 20. Der Apologet Hitzig schreibt wider Merker den verzweifelten Satz: „Möchten recht Viele seine Schrift lesen, um sich von der völligen Unschuld (!) derselben zu überzeugen."

Februar.

Geschichte des Papierkästchens für Frau v. Haller 132 Nr. 66.

———

Carnivorismus, das nennt Daumer Schonung. Als Tucher den 26. September 1831 an Feuerbach schrieb: „Wenn ihn (Kaspar) das nicht rein verrückt macht, so hat er wahrlich große Gnade von Gott; es blutet einem das Herz, welch' unsägliches Mißgeschick auf der Ausbildung des armen Jungen liegt" — da spielte er ebenfalls nicht auf Daumer, Hermann, Tucher, Preu e tutti quanti, sondern auf Stanhope an!

März.

4. Kaspars Leibwache wird um einen Mann vermindert 156. — 16. Der Goldsand wird requiriert, und am 22. März begutachtet 5 Anmerkung 1.

17. Nr. 22. Merker, Über C. H. — Beiträge (Nr. 11—24) bis zum 16. Juni. Sonderdruck: Nr. 23. Nachrichten über C. H. aus authentischen Quellen (= Nr. 21), und Betrachtungen über deren Beweiskraft für die Einkerkerungs-Geschichte des Jünglings. Berlin 1831. — 25. Cuno klopft vergeblich mit S. Hanès Sprancio an 2, 116.

April.

Preus gefährliches Etui 92.

Mai.

9. Hickels Entdeckungsreise (Rosenheim, Altötting, Passau, Regensburg, Oberpfalz) 3, 506. — 28. Samstag. Stanhope durch Vermittlung seines Banquiers Merkel bei Binder eingeladen 231. Nr. 95, 108.

Juni.

2. Stanhopes Schenkungsurkunde über 500 Gulden Nr. 3, 266. — 4. Der Magistrat an das Kreisgericht Nr. 123, 265. — 6. Hickels Reisebericht 2, 304.

12. Nr. 24. Kaspar Hauser betreffend. — Blätter für literarische Unterhaltung (Nr. 163), 2, 321. Vgl. Merkers Beiträge vom 14. August (Nr. 31). — 15. Sein Attentatsaufsatz 161. — 16. Stanhope an Kaspar 232. — 20. Bekanntmachung des Appellhofs 3, 267. — 23. Hickel wird beurlaubt 233.

Juli.

4. Kaspars Entdeckungsreise nach Ungarn mit Hickel und v. Tucher 234, Hickel 68—77.

August.

2. „Von einer Erkrankung genesen, über die ich nichts aufzeichnen konnte und welche vom Arzt (Preu) durch Rührenlassen an ein verschlossenes Arzneigläschen beseitigt wurde, führte Hauser im Sommer 1831 keine Klage über sein Befinden, war jedoch immer noch von großer Reizbarkeit und Hinfälligkeit, litt an unterdrückter Geisteskraft und bekam seit langer Zeit mehrmals des Tages ein Gefühl von Schwere und Gespanntheit in den Händen mit hochaufschwellenden Adern, worauf ein Uebelseyn im Leibe folgte. Ich hatte damals Silicea bis über das hundertste

Verdünnungsgläschen hinaus potenzirt[1]) und begierig zu wissen, ob eine so weit verdünnte Arzenei noch auf Hauser zu wirken vermöge, machte ich am 2. August 1831 mit Genehmigung des Arztes folgenden Versuch. Ich ließ ihn erst an ein(em) mit blosem Weingeist gefülltes(n) Gläschen rühren: Er verspürte gar nichts davon. Hierauf stellte ich ein verschlossenes Gläschen, worin sich einige Tropfen jener überhundertsten Verdünnung der Silicea befanden, fern von ihm am offenen Fenster nieder und ließ ihn langsam mit ausgerecktem Finger darauf zugehen. Er war damit noch ein wenig vom Gläschen entfernt, als ich den nur angenäherten, mit dem Gläschen nicht in Berührung gesetzten Finger zucken sah, worauf mir Hauser sagte, er habe den Arm herab und wieder zurück eine gewisse Bewegung, wie einen Stoß, gefühlt. Doch wurde der Finger nicht kalt wie sonst, auch zeigte sich Hausers Befinden völlig unverändert, was seinen Grund ohne Zweifel in der außerordentlichen Kleinheit der Arzeneigabe hatte, welche die erste war, die ihn nicht unmittelbar in Unwohlseyn versetzte. Erst nach einer Weile fühlte er Wärme sich durch den Körper verbreiten. Ich verließ ihn sodann. Einige Zeit (vielleicht eine Stunde) hierauf erschien, seinem nachherigen Bericht zufolge, durchfällige Oeffnung." — **3.** Den zweiten Tag viermal Nasenbluten, allemal darauf Schwindel, dann Gefühl von Leichtigkeit und Kraft. Das oben beschriebene Unwohlseyn blieb einige Tage nach Empfang der Arzenei gänzlich aus. Die von Tag zu Tag zunehmende Besserung seines Befindens ward hauptsächlich in geistiger Beziehung fühlbar. Er rühmte die weit größere Befähigung zu geistigen Arbeiten und Wiederkehr seines früher ausgezeichneten Erinnerungsvermögens. Seine Arbeiten wurden von Tag zu Tag besser, und er fühlte sich nicht mehr, wie zuvor, nach geistigen Arbeiten schwer und verdrossen. Auch stellte sich vom zweiten Tag nach Empfang der Arzenei ein fortdauernder starker Fußschweiß ein.[2]) Als ich Hauser einige Tage nach dem Versuche

---

[1]) Ich hatte ein Paar der Verdünnungsgläschen gewisser Versuche wegen mit vielen Armschlägen geschüttelt. Dagegen waren in die Gläschen, durch welche ich die Arzenei über die Decillionpotenz (X) hinaus verdünnte, jedesmal mehr als hundert Tropfen gekommen, somit gieng die Verdünnung weit über XXX hinaus. Daumer.

[2]) Dieser ist zwar ein Krankheitssymptom und kann bei vollkommen geheilter Psora nicht Statt finden, allein er ist eine der wichtigsten und gewöhnlichsten palliativen Bestrebungen der Natur, dem unterdrückten Urausschlag der Psora, der das innere Leiden beschwichtigen und die Wirkung des durch die Natur nicht austilgbaren Miasma(s) nach außen hin ableiten sollte, zu ersetzen. Indem nun die

wieder sah, war sein Wesen auffallend verändert. Die vorher matten, geistlosen Augen leuchteten wieder, wie in früheren Zeiten, der Blick war lebendig, scharf und geisterfüllt, was nicht nur mir allein auffiel. In seiner Lebensordnung und seinen Verhältnissen gieng damals durchaus keine Veränderung vor, die etwa einen vortheilhaften Einfluß auf Hausers Befinden hätte haben können.

September.

Dr. Mansos Experimente 235.

13. Aufhebung der Generaluntersuchung 160. 3, 176. — **21.** Kaspar soll aus dem Kreisfonds für Heimatlose verpflegt, seine Ausbildung aber aus Kommunalmitteln bestritten werden 190. Nr. 166, 46. — **26.** Tucher an Feuerbach (4, 443): „Doch habe ich soviel bewirkt, daß er (Graf Stanhope) nicht mehr von Reichthümern, Schlössern, Gütern und Unterthanen spricht, dabei aber wohlmeinend und väterlich mahnend ihm den Rath giebt, durch einen schnellen Wechsel des Glückes nicht übermüthig zu werden, sondern, wenn ihm Gott viele Unterthanen geschenkt habe, diese als seine Nebenmenschen und Brüder zu betrachten!!" Lügen, die natürlich von Kaspar herrühren.

Oktober.

11. Méreys Experimente 235. Der Altbayer Kaspar Hauser verwandelt sich in den ungarischen Magnaten B. oder M. István, das heißt: Stephan Bartakowitsch oder Majthényi oder Berényi, je nachdem. — **13.** Tucher an Feuerbach 395 Anm. 4, 452. — **31.** Derselbe an denselben 236 Anmerkung.

November.

10. „Nachdem die Besserung mehrere Wochen angehalten hatte, fand ich ihn, da ich ihn am 10. November wieder sah, sehr zum Nachtheil ver-

Natur, in Folge der das Miasma schwächenden Arznei, die Ueberhand über dasselbe zu gewinnen begann, vermochte sie eine palliative Ableitung zu veranstalten, wodurch sie das große innere Siechthum oft so viele Jahre lang am Ausbruche zu hindern und das ausgebrochene zu mildern vermag. Jener Fußschweiß kann somit als eine Heilwirkung der Silicia angesehen werden, welche Arznei indessen eben so sehr auch solchen Fußschweiß zu heilen vermag, wenn sie nämlich zu einer Zeit und unter Umständen gegeben wird, wo das Afterleben des Miasma(s) im Organismus bedeutend zu sinken beginnt und die Natur, während die Arznei den innern Feind vertilgt, nicht mehr nöthig hat, solche Ableitung nach außen zu veranstalten. Daumer.

ändert. Zwar sagte er, sey es ihm im Kopf noch gut, aber seit einigen Tagen hätten sich schneidende Schmerzen in der Nabelgegend eingestellt. Sein Appetit war gering, nach wenigem Essen kam Ekel; die Zunge fühlte er schwer und pappig, das Augenweiß war gelb, der Blick hatte seine Lebhaftigkeit verloren. Der Stuhlgang war in der Ordnung geblieben. Ich hatte damals außer Silicea nur noch Schwefel so weit verdünnt, daß darauf zu rechnen war, die Anwendung werde ohne große und lange Erschütterung, die ich vermeiden wollte, vor sich gehen. Ich hatte nämlich Sulphur bis zum neunzigsten Verdünnungsgläschen (von welchen Gläschen über das dreißigste hinaus jedes mehr als hundert Tropfen enthielt) mit jedesmaligen zwei Schüttelschlägen potenzirt. Das neunzigste Gläschen, das ich an Hauser versuchte, war also mehr als XXX; ich stellte zuerst ein Gläschen, das bloßen Weingeist enthielt, auf einen Tisch und ließ Hauser mit ausgestrecktem Zeigefinger der rechten Hand darauf zugehen. Er kam mit dem Finger bis an das Gläschen, ohne etwas zu verspüren. Hierauf stellte ich das 90ste Verdünnungsgläschen des Schwefels auf den Tisch und ließ ihn darauf zugehen; der Finger war noch nicht ganz an's Gläschen hingekommen, als ich ihn zucken sah. Hauser hatte eine Empfindung bekommen, die sich aber nicht weiter als auf den (nicht kalt werdenden) Finger erstreckte. Das Befinden blieb übrigens völlig unverändert. Dieß war gegen Abend in meinem Hause geschehen. Als er von da nach Hause kam, fühlte er sich verschlechtert, konnte nichts arbeiten, legte sich auf's Bett und fiel in einen langen Schlaf. Ich kenne Jemand, der immer nach Empfang einer homöopathischen Arzenei in Schlaf verfällt. In der Nacht erfolgte Durchfall, (die Oeffnung war seit Empfang der vorigen Arzenei höchst regelmäßig, gut und gleichartig jeden Tag erschienen). — **11.** Am nächsten Tag hatte er weichen Stuhlgang, am dritten keinen. Tucher an Stanhope 237. 3, 278/85. Nr. 119. 247 (gefälscht). — **12.** Als ich ihn an diesem Tage wieder sah, fand ich ihn von schlechterem Aussehen, das Gesicht war gelb, die Zunge pappiger als früher, ein übler Geschmack im Munde, aber den schneidenden Schmerz, den er vor Empfang dieser Arzenei mehrere Tage fortwährend gefühlt, hatte er nicht mehr. Ich durfte Letzteres für Wirkung der Arzenei halten, obgleich sich sein Zustand übrigens verschlimmert hatte." Tucher an Feuerbach Nr. 119, 244. K. H. „mag ein Prinz oder incestuosus sein!" — **13.** „Als ich ihn am fünften Tage sah, war die Gelbheit des Gesichts verschwunden, Appetit hatte sich noch nicht eingestellt, die Oeffnung war seit den weichen Stuhlgängen, die auf den Empfang des Schwefels gefolgt waren, bis jetzt ausgeblieben. Nachdem er auf Zureden, wider

Willen einen gebratenen Apfel gegeſſen, erbrach er ſich. **14.** Am ſechsten Tag war die Ueblichkeit und Appetitloſigkeit verſchwunden. Stuhlgang fehlte Vormittags noch; endlich entweder noch an dieſem oder am folgenden Tage kam Oeffnung, aber mit ſo ſchmerzlicher Anſtrengung, daß er glaubte, ſchreien zu müſſen. Einige Tage nachher fand ich ihn in gutem Wohlſeyn und von geſunderem Ausſehen". — **18.** Tucher an Feuerbach Nr. 119, 255. — **21.** Stanhopes Antrag 3, 268. — **24.** Stanhope an Kaſpar 239, Hickel 66 Anm. Kaſpars Vernehmung über Stanhopes Antrag 3, 270 (Tucher 272). — **25.** Kaſpar ſieht ſehr gut aus 113. — **26.** Beſchluß 3, 286. — **27.** Stanhope bringt die am 26. verlangte Urkunde bei 240.

Dezember.

2. Kaſpar wird dem Grafen Stanhope zur Pflege und Erziehung überlaſſen, womit zu vergleichen die Proklamation vom 7. Juli 1828, daß „die Gemeinde (Nürnberg), die ihn in ihren Schooß aufgenommen, ihn als ein ihr von der Vorſehung zugeführtes Pfand der Liebe betrachtet, das ſie ohne den vollen Beweis der Anſprüche anderer auf ihn nicht abtreten wird." — **7.** Tuchers Enthebung von der Vormundſchaft, Binder ſein Nachfolger 3, 287. — **10.** Kaſpar kommt nach Ansbach 241 (3, 287); er wird dem Lehrer Meyer zum Unterricht und deſſen Familie zur häuslichen Pflege übergeben. Gendarmerieoberleutnant Hickel, ſeit dem 27. Oktober 1829 in der Hauſerſache dem Unterſuchungsgerichte in Nürnberg zur Verwendung beigegeben, wurde zu Kaſpars Specialkurator beſtellt, und von Feuerbach ward die Fürſorge für ſein moraliſches und phyſiſches Wohl übernommen. Hauſer erhält bei Meyer einen Mittagstiſch zu 15 und einen Abendtiſch zu 10—12 Kreuzern.[1])

---

[1]) Zur Diätfrage bemerkt ſein neuer Erzieher: „Es wurde mir bezüglich ſeiner Koſt u. A. bemerkt, daß er einige Speiſen, wie z. B. Schweinefleiſch, beſonders aber Gewürze, immer noch nicht vertragen könne, daß er alſo zu ſeinem Frühſtücke auch keine Gewürzchokolade, ſondern ſogenannte Geſundheitschokolade genieße, und daß eben ſeinen Speiſen ganz wenig Gewürz zugeſetzt werden ſolle. Um dieſer läſtigen Führung einer doppelten Küche wo möglich auszuweichen, wollte ich erſt den Verſuch machen laſſen, ob er wirklich die Speiſen, wie ſie bei mir zubereitet werden, nicht vertragen möchte. Es wurde deßhalb gleich vom erſten Tage an auch nicht die geringſte Abänderung in meiner Küche gemacht, und H. am Tiſche gefragt, ob er den Zuſatz von Gewürz ſo recht finde. Er erklärte denſelben für ganz getroffen, und aß mit Ausnahme von Schweinefleiſch, das er bei mir gar nie verſuchte, hinfort alles was ihm vorgeſetzt wurde. Auch Bratwürſte, die doch von purem Schweinefleiſch ſind, aß er nicht ungerne."

Da man Kaspars Umzug nach England im Mai 1832 erwartete, so legte Meyer einen Unterrichtsplan auf ein halbes Jahr an: Hauser sollte täglich zwei Stunden Unterricht in folgenden Fächern erhalten: 1) deutsche Sprache, 2) Rechtschreiben, 3) Schönschreiben, 4) Arithmetik, 5) Geographie in Verbindung mit Naturkunde und Geschichte und 6) in der geschichtlichen Religion Nr. 123, 312. — **11.** Spukgeschichte aus Karlsruhe Nr. 145, 450. Über Kaspars Verstellung mit der Deputirtenkammer in München und der Elektrisiermaschine in Ansbach 3, 432/35.

Nr. 25. (Georg Philipp) Schmidt v. Lübeck (Kön. Dän. Justizrat), Ueber C. H. Altona, 1831. (2. Heft 1832.)

1832.

Die Albersdorf denunziert einen Herzog 388, und Feuerbach vollendet seinen berühmten Roman. Kaspar aber setzt sein gewöhnheitsmäßiges Lügen fort (Billardlüge 3, 449 *a*). „In meiner Gegenwart", berichtet sein Lehrer am angeführten Orte S. 431, „bemerkte er nicht leicht etwas über Geschlechtsverhältnisse. Es wurde natürlich schon Alles vermieden, was ihn zu dergleichen Bemerkungen hätte veranlassen können. Gleich in den ersten Wochen, die er bei mir war, erregte er in mir jedoch durch folgenden Fall die Meinung, als wäre er auch in dieser Beziehung nicht so ganz unwissend. Er hörte von mir den Namen einer hiesigen Bürgersfamilie nennen, und fragte darauf, ob der N. nicht ein Wirth wäre. Auf meine Antwort Ja fuhr er fort: Von dem hat eine Tochter in Nürnberg bei Frau v. Tucher gedient. Sie hat sich dann verheirathet, kam aber bald wieder von ihrem Manne. Diese war ein lüderliches Stück. Wenn sie nur einen Augenblick frei hatte, lief sie selber den Mannsbildern nach. Sie war so unverschämt und zog sich einmal auf meinem Zimmer an. Ich erlaubte es ihr, weil ich glaubte, sie werde nur Oberkleider anziehen wollen; aber sie zog sich dann beinahe ganz aus und schnürte sich ein. Mir erschien er hier, wie so oft, nicht mehr als das einfältige, arglose Kind." Dat stimmt!

Januar.

Nr. 26. Anselm Ritter von Feuerbach, C. H. Beispiel eines Verbrechens am Seelenleben des Menschen. Ansbach, (Januar) 1832.

Nr. 27. Dasselbe holländisch: K. H. Voorbeeld eener Misdaad gepleegd tegen de geestvermogens of het zieleleven eens menschen. Tweede Druk. Amsterdam 1833.

Nr. 28. Dasselbe englisch: C. H. An Account of an individual kept in a dungeon, separated from all communication with the world, from early childhood to about the age of seventeen. Drawn up from legal documents. London 1833. Duodez. Die Übersetzung ist von Henning Gottfried Linberg, dem Herausgeber einer Übersetzung von Victor Cousins Geschichte der Philosophie; die Vorrede, von Francis Lieber, ist datiert aus Boston, Nov. 1832.

Nr. 29. Life of C. H. London, 1833. In seinem schmachvollen anonymen Aufsatz wider Stanhope, den ich I. S. 285 nach dem Frankfurter Journal vom 8. Mai 1833 besprach, der aber zuerst in der Aschaffenburger Zeitung vom „Mondtag" den 6. Mai 1833 (S. 484 „Manchfaltiges") erschien, schreibt Klüber: „Kaspar Hauser, der durch Großmuth eines Engländers noch unglücklicher geworden ist (!) . . . ist jetzt auch zu einer literarischen Speculation in England geworden. Es erschien nämlich in London: „„K. H. Bericht von einem Menschen, der von Kindheit an in einem Keller eingesperrt war."" Dies Buch selbst hat aber schon beinahe eben so viele Fata erlebt als sein Gegenstand. Ursprünglich ist es nämlich die bekannte Schrift Anselm v. Feuerbachs; diese wurde in Nordamerika und zwar gehörig verstümmelt cum notis variorum ins Englische übersetzt, und von dieser Übersetzung ist jetzt in London ein Nachdruck erschienen. Seltsam genug (?) hat die Schrift unseres berühmten Criminalisten auch in England Zweifel an der Wahrheit der Hauser'schen Geschichte rege gemacht."

18. Geschichte von Kaspars Tagebuch, ein jammervolles Lügengewebe 3, 422. — **19.** Stanhopes Abreise, Kaspar geht zur Erholung nach Triesdorf 242, Lügengeschichte 3, 449 β. — Stanhopes Reisetagebuch in Briefform (Großquart) an Kaspar 242, 1. Brief 19—22. Januar, vom 19. aus Schwäbisch-Hall datiert, 21 Zeilen. — **20.** Aus Fürfeld, 18 Zeilen. — **21.** Aus Mannheim, 39 Zeilen. — **22.** Nachschrift (5 Zeilen): „Grüße freundlich von mir Herrn Meyer. Hier sieht man gar keinen Schnee und das Wetter ist gelind. Ich erfahre zu meiner sehr großen Freude, daß alle körperlichen Strafen, sowohl bey den Soldaten als bey allen anderen hier gänzlich abgeschafft ist (so). Die Badischen Landstände haben hierin ein herrliches Beispiel gegeben, welches überall nachgeahmt werden sollte." — **22./25.** Stanhope an Feuerbach 213. 4, 444/45. 450. — **25.—30.** Stanhopes 2. Reisebrief an Kaspar, den 25. aus Mannheim, 10 Zeilen. — **26.** Aus Darmstadt, 11 Zeilen. —

27. Aus Frankfurt, 16 Zeilen. (Feuerbach an die Königin Karoline von Bayern Nr. 115, 316. Den 28. Kaspar an Stanhope 224, vgl. 3, 469/70.) — 30. Aus Frankfurt, 50 Zeilen. Der Anfang lautet wie folgt: „Ich komme aus alter Gewohnheit immer hier in denselben Gasthof, der doch immer schlechter wird, den weißen Schwan. Ich sah unterwegs ein (so) Schenke mit dem Schilde zum weisen Roß, statt zum weißen. Im Posthause zu Benedikt.-Beuern ist im Gast-Zimmer eine Tafel mit dem Inschrifte (so)

„Solche Gäste liebe ich
„Die ehrbar discuriren,
„Essen, trinken, zahlen mich,
„Und friedlich abmarschiren."

Bitte einmal unseren Freund H(ickel), der die poetischen Talente besitzt, die mir fehlen, vier solche Zeilen zu schreiben, die ein Gegenstück dazu sein würden: „Solche Wirthe liebe ich" (oder lobe ich mir). „Man sieht hier viele Polnische Helden die nach Frankreich reisen, und die verschiedene Uniformen tragen, weiß mit rothen Aufschlägen, blau mit gelb u. s. w., meistentheils aber Mützen, wovon einige viereckig und carmoisinroth sind. Sie finden in Deutschland die menschenfreundliche Theilnahme, die sie in allen Hinsichten verdienen, und ich wünsche, mehr als ich erwarte, daß es ihnen eben so gut in Frankreich gehen mag."

Februar.

3. Stanhope aus Frankfurt an Kaspar, 40 Zeilen. — 4. Sein 3. Reisebrief 250. Den 4. aus Frankfurt, 58 Zeilen, den 5. aus Mainz, 28 Zeilen. — 6.—11. Sein 4. Reisebrief. Den 6. aus Bingen, 22 Zeilen. — 7. Aus Boppart, 22 Zeilen. — 8. Aus Bonn, 23 Zeilen. (Feuerbach an Schmidt Nr. 139, 318.) — 9. Aus Bergheim, 24 Zeilen. — 10. und 11. Aus Aachen, 32 und 28 Zeilen. — 12.—19. Sein 5. Reisebrief. Den 12. aus Huy, 50 Zeilen. — 13. Aus Genappe, 26 Zeilen. — 14. Aus Brüssel, 27 Zeilen. — 15. Aus Tournay, 21 Zeilen. — 16. Aus Cassel, 42 Zeilen. — 17. Aus Calais, 22 Zeilen. — 18. Aus Dover, 24 Zeilen. — 19. Aus Chevening, 16 Zeilen. Frau Biberbach an Frau Meyer 3, 247. Hickels 2. Reise nach Ungarn 252, Hickels Brief 32. Er ist Überbringer von Feuerbachs berüchtigtem Memoire über Kaspar Hauser (Nr. 115, 319) und giebt darüber (in einer Nachschrift Nr. 157, 87) den heiteren Aufschluß: „Hr. Präsident von Feuerbach hat zur Erhaltung von Licht (!) in

dieser Sache an die verwitwete Königin K. v. B. verfaßt und nebst einem von Hauser entworfenen (von Feuerbach umgearbeiteten, L.) Traumbilde überschickt, dessen Überbringer ich war." — **20.** Kaspar an Stanhope 251. — **23.** Rumy an Feuerbach 4, 455.

März.

5. Feuerbach an Rumy. — **17.** Rumy an Feuerbach 4, 456. — **20.** Kaspar an Stanhope 251.

April.

10. Stanhope an Kaspar. — **18.** Frau Meyer an Frau Biberbach 246. Nr. 123, 289. — **19.** Stanhope aus Chevening an Kaspar (223 Zeilen) 250. — **27.** Kaspar an Daumer 249. 4, 225.

Mai.

24. Stanhope an Hickel 253. 3, 421 Anmerkung. Hickel 96 Anmerkung.

Nr. 30. Georg Fr. Daumer (Gymnasialprofessor, Hausers ehemaliger Pflegevater), Mittheilungen über C. H. Nürnberg, 1832.

Das erste Heft enthält: I. Bericht an die königl. Regierung. — II. Eigenthümliche Empfindung Hausers für Mineralisches und Animalisches. — III. Empfindlicher Geruch. — IV. Eindruck, den Gewitter machten. — V. Wirkung des Mondes. — VI. Auffallendes Verhältniß zu einer Katze. — VII. Hausers Benehmen und physischer Zustand in den ersten Zeiten seines Aufenthalts in Nürnberg. — VIII. Aufsätze von Hauser. — IX. Hausers erstes Auftreten zu Nürnberg, von ihm selbst beschrieben. — X. Ahnung des Mordversuchs. — XI. Der Mordversuch. — XII. Einiges, was sich in Folge des Mordversuchs begab. Riechen an Aconit — krankhaft erhöhter und empfindlicher Zustand — Mesmerismus — Leibverstopfung durch Riechen an magnetisirtem Wasser gehoben. — XIII. Krätzansteckung durch Anhauch. — XIV. Homöopathische Heilversuche. 1. Sulphur. — 2. Silicea. — 3. Ipecacuanha und Nux vomica. — 4. Sepia. Das zweite Heft enthält: I. Einige Erinnerungen Hauser's aus seinem Kerkerleben und der nächstfolgenden Zeit. — II. Sprache. — III. Weichheit und Güte des Gemüths in den ersten Zeiten seines Aufenthalts zu Nürnberg. — IV. Hauser in Beziehung auf das weibliche Geschlecht. — V. Sein Verhalten in religiösen Beziehungen. — VI. Ahnung des Mordversuchs (Zusatz). — VII. Träume. — VIII. Besuch bei einer Somnambule. — IX. Einwirkung von Spinnen. — X. Wirkung einer

Blume. — XI. Berauschung durch Weinbeeren. — XII. Wirkungen von Metallen, Glas, Edelsteinen ꝛc. — XIII. Homöopathische Heilversuche. 5. Arnica. — 6. Calcarea. — 7. Nux vomica. — 8. Aconitum. — 9. Lycopodium. — 10. Rhus. — 11. Nux vomica. — 12. Nux vomica. — 13. Nux vomica. — 14. Arnica. — 15. Silicea. — 16. Tinct. Sulphuris.

Die Schrift ist erst nach einer Korrespondenz des Verlegers Heinrich Haubenstricker mit der Nürnberger Behörde und folglich gleichsam mit einem städtischen Imprimatur erschienen. Andere hat man daran gehindert, Kasparschriften herauszugeben, Tucher versuchte dasselbe gegen Merker; außer dieser Kaspar-Zensur fehlt also bloß noch ein Index librorum prohibitorum. Feuerbach (man vergleiche sein Urteil über Binder im 1. Bande S. 80) hat in dem anekdotischen Teil seines Romans fast nur Daumers Notizen und darunter scheffelweise „abergläubisches Zeug" verwertet. Und doch trug Feuerbachs Exemplar von Daumers Mitteilungen die eigenhändige Bemerkung: „Laut dem Nürnberger Correspondenten von und für Deutschland 1832 (6. Juni) wurde diese Schrift im Oesterreichischen verboten; vielleicht wegen des darin enthaltenen, abergläubischen und unverdauten Zeugs." Die Homöopathie (wie jetzt Jägers Zauberanthropin) war damals in Österreich verboten.

Juni.

Kegelgeschichte in der Ressource Nr. 123, 463.

Juli.

Kaspar erschleicht Feuerbachs Erlaubnis, ohne Begleitung auszugehen 3, 439/42. Lehrer Meyer berichtet: „Ueber die erhaltene Erlaubniß erfreut, sprach sich H. gegen mich und meine Frau aus, wie folgt:

Dieß hab' ich schon gewußt, daß mir der Herr Präsident es erlaubt, wenn der Herr Lieutenant nicht hier ist und Sie Nichts dagegen haben. Der Herr Lieutenant hätte gewiß wieder allerlei einzuwenden gehabt, und Sie werden sehen, wenn er zurückkommt, will er Umstände machen. Aber bis dahin — es ist gut, daß er noch lange ausbleibt — weiß es der Herr Präsident nicht mehr anders, als daß ich allein gehen kann, und dann läßt er sich doch nicht so leicht wieder irre machen. Wäre der Lieutenant hier, wüßte ich wohl, wie es ginge. Bei Herrn Präsident hat immer der recht, welcher zuletzt kommt, seitdem er immer so kränklich und häufig verdrießlich ist." — **22.** Stanhope an Klüber 253. — **27.** Gedicht Nr. 74.

Auguſt.

2. Klüber an Stanhope 254. — Von den durch Stanhope geſtifteten 500 Gulden kam ein Reſt von 160 Gulden nach Ansbach, eine damit zuſammenhängende Quittungslüge erzählt Hickel 101.

September.

Kaſpar kauft Schmidts Casparbuch (Nr. 25), 166 Anmerkung. Sein Urteil über Hickel 3, 44. 477. Pferdelüge Nr. 157, 103.

Nr. 31. Dr. (Paul Sigmund Karl) Preu (Kön. Baier. Stadtgerichtsarzt), Der Findling C. H. und deſſen außerordentliches Verhältniß zu homöopathiſchen Heilſtoffen. Nach den theils ſchon im Druck erſchienenen, theils aber noch ungedruckten Mittheilungen ſeines Erziehers, des Herrn Prof. Daumer bearbeitet. — Archiv für die Homöopathiſche Heilkunſt, XI, 3. Leipzig, 1832. S. 1—40. (Vgl. Altſchul, Syſtematiſches Lehrbuch der Homöopathie 1858, S. 67.)

Oktober.

Kaſpar erhält von dem Pfarrer Fuhrmann Konfirmandenunterricht nach dem Spenerſchen Katechismus. Er iſt jetzt ein ſo frommer Jüngling, daß er von ſeinen beiden erſten Samstagsverwundungen ſeinem Seelſorger erzählt: „Bei dieſen beiden Begebenheiten habe ich doch recht deutlich ſehen müſſen, daß Gott alles weiß, und überall iſt, und viel mächtiger iſt, als die Menſchen. Ich wäre gewiß getödet (ſo) worden ohne ihn, während ich jetzt nur mit Narben davon gekommen bin.“ — **5.** Stanhope aus Chevening an Meyer (52 Zeilen) Nr. 166, 24; an Kaſpar (130 Zeilen) 280; an Feuerbach 257, ſeine 30 Fragen 3, 387/91. — **6.** Stanhope an Klüber 255. — **24.** Kaſpar iſt mit der Erſchaffung der Schlange im Paradieſe nicht einverſtanden Nr. 56, 30. — **25.** Julie Fuhrmann tritt ins Zimmer 283.

November.

10. v. Weſſenberg an Klüber 281.

Dezember.

1. Kaſpar wird Bogenſchreiber in der Kanzlei des Appellationsgerichts in Ansbach 282. 3, 305. 309. 312 unt. Sein Mittagstiſch koſtet jetzt 10, ſein Abendtiſch 8 Kreuzer. — **6.** Dorothea Königsheim beichtet bei Polizeirat Eberhardt in Gotha 262. — **7.** Der Beichtvater ſchreibt nach Nürnberg. — **19.** Feuerbach an Eberhardt Nr. 152, 146. — **22.** Klüber

an v. Wessenberg 282, an Stanhope 256. — **29.** Feuerbach an Eberhardt Nr. 152, 148. — In diesen Winter fällt des frommen Kaspar Theaterlüge 3, 450/52, bald darauf die Leuchterlüge 452 γ; die Wildsche Liebschaft; die Köchin v. Degenfelds wird seine Wäscherin 455/58, er vertreibt Meyers Dienstmagd aus ihrer Stelle.

1833.

Januar.

13. Reise nach Gotha 265. 3, 438. — **15.** In Bamberg (Feuerbach an Eberhardt Nr. 152, 151). — **18.** In Gotha. — **19.** Kaspar und Dorothea. — **21.** In Koburg. — **22.** In Bamberg. — **24.** Stanhope an Hickel 367. — **31.** Hickels Reisebericht 278.

Februar.

Besuch bei Hofmann 3, 471. — **6.** Hickel an Eberhardt 270. — **26.** Hofmann an Klüber 284.

März.

8. Stanhope aus Chevenig an Hickel (Nr. 130, 113 Anm.) an Kaspar (110 Zeilen) 281.

Nr. 32. Merker, Einige Betrachtungen über die von Herrn von Feuerbach geschilderte Geschichte Kaspar Hausers. Beiträge (Nr. 11—23) vom 14. März bis zum 6. Juni. Sonderdruck:

Nr. 33. Einige Betrachtungen — enthaltend den Nachweis, daß im 19. Jahrhundert der Glaube an Wunder und Mährchen nicht erloschen ist. Berlin, 1833. Quart.

April.

Stanhope an Feuerbach 258 Anm. 1. Kaspar am artesischen Brunnen im Hofgarten.

Mai.

Nr. 34. (Heinrich Ritter von Lang) Kaspar Hauser. — Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. II. Leipzig, 1833. S. 367—372. In diesem Artikel „wollte auch von Ansbach und Nürnberg aus, noch zu Feuerbachs Lebzeiten, ein Ruf über das Treiben in der Hauserschen Sache erhoben werden; aber die Redaktion des Conv.-Lexikons, aus Scheu vor diesen romantischen Sympathien der Zeit, hat den Artikel nur sehr verstümmelt gegeben, und aus höchster Vorsicht noch in einem

eigenen Nachtrage der alten Schwindeley von neuem gehuldigt; jedoch dem Einsender des ersten Artikels im Literar. Unterhaltungsblatt noch ein letztes Wort vergönnt." Lang.

Nr. 35. Letztes Wort über C. Hauser. Blätter für literarische Unterhaltung vom Mai, Beil. 5. S. 549.

3. Kaspar auf eine Hasenscharte untersucht 270 Anm. 1. 3, 396. **6.** Klüber wider Stanhope 285, vgl. S. 360 unter Nr. 29.

Nr. 36. H. Fuhrmann (III. Pfarrer), C. Hausers Confirmationsfeier am 20. Mai 1833 in der St. Gumpertuskirche dahier gehalten und auf vielseitiges Verlangen dem Druck übergeben. Ansbach, 1833. „Allen, welche das Glück K. Hs. mit wahrer Liebe und thätigem Eifer gefördert haben und noch fördern in Ehrfurcht und Hochachtung gewidmet." 288. Über Kaspars erdichtete Religiosität, und die Geschichte seiner Gebetslüge am Abende seiner Konfirmation vgl. 3, 436/37. 473/74.

28. Hofmann an Klüber 4, 461. — **29.** Frau Binder an Kaspar 289, Daumer an Kaspar 290, † Feuerbach, Hofmann wird sein Nachfolger. — **30.** Binder an Kaspar, Merker über Kaspar 290, Klüber an Hofmann 4, 461.

Juni.

Nr. 37. Kaspar Hauser, ein psychologisches Nachtstück. Resultate der neuesten Mittheilungen über ihn. Nr. 35 S. 685/87, 689 91. In diesem „allerletzten Artikel (Nr. 166 und 167), der die anderen Mitschwärmer noch zu überbieten sucht, hat sich (die Redaktion Nr. 36) gegen den Zorn der sentimentalen Welt gedeckt." H. v. Lang.

1. Hofmann an Klüber 292. — **22.** Klüber an Hofmann 293. — **23.** Stanhopes Denkschrift (über Tischleder) an Hickel. — **29.** Hickel beurlaubt 3, 506.

Juli.

5. Hickel in Würzburg 296, **11.** in Wunsiedel, **15.** in Kronach (Stanhope an Hickel 295), **17.** in Marienweiler. „Auf der Rückreise beschied ich Hauser zur Bereisung der fränkischen Schweiz nach Erlangen" (bei Hickel S. 119 unterm 12. September!).

23. Hofmann an Klüber 293. — **31.** Hickels Reisebericht (Tischleder) 3, 506.

„Caspar Hauser, wie er wirlich ist und was noch aus ihm werden kann. Ein Urtheil von seinem Lehrer J. G. Meyer im Juli 1833 ab-

gegeben, zugleich als ausführlicher Bericht an Seine Herrlichkeit Herrn Grafen Stanhope dienend." 3, 292—312 (vgl. dort auch S. 487 den letzten Absatz). Anlagen und Fleiß nur mittelmäßig, seit länger als einem Jahre stand er den besseren Schülern von 11 bis 12 Jahren nach. Seit 14 Tagen wöchentlich 4 Stunden im Latein (!).

August.

10. Nr. 38. Gaspard Hauser. — Feuilleton des Courier Français. (Auszug aus Feuerbach.) — Kaspar geht nach Nürnberg 297. — **19.** Klüber an Stanhope 295 Anm. 2.

September.

12. Kaspar aus Nürnberg an Frau Kannewurf (am 16. aus Ansbach) 299. Klüber an Stanhope. Halb September Ringlüge Nr. 123, 458 (gegen Meyer, Hickel, Fuhrmann und den Lithographen Öttel). — **27.** Kaspar verschmiert einen Stempelbogen 295 Anm. 1.

Oktober.

9. Stanhope aus Klagenfurth an Kaspar (78 Zeilen) 302. — **11.** Stanhope an Klüber 364. — **18.** Kaspar leiht Julius Schumann einen Band seines englischen Wörterbuchs 3, 576 Anm. — **22.** Sein Brief an Klüber 304. — Kaspar langweilt sich 3, 480. „Mit Ehren sich von der Schreiberei wieder loszumachen, mußte ihm aber um so schwieriger erscheinen, je mehr Lust und Neigung zu derselben er anfangs durch Worte an den Tag gelegt hatte. Es scheint, als hätte er seine Entlassung dadurch zu bewirken gesucht, daß er seit längerer Zeit schon sichtbare Rückschritte zeigte. Einen Beweis von Unlust zu dieser Beschäftigung gibt gewiß auch der Umstand, daß er schon lange her wöchentlich viermal unter dem Vorwande um 11 Uhr Mittags aus der Canzlei wegging, eine Unterrichtsstunde zu haben, während er zu dieser Zeit nie einen Unterricht empfing.

Des Unterrichts und der Uebungen in den gewöhnlichen Schulgegenständen war er satt. Ich konnte ihn zuletzt nicht wohl mehr zur Fertigung eines Briefchens bewegen. Neben dem Lateinischen ward ihm auch jede Aufgabe für meinen Unterricht zur Last, und wurde von ihm in jeder Beziehung nachlässig und oberflächlich behandelt. Letzteres weisen die Hefte nach." Lehrer Meyer.

November.

Den Gottesdienst besuchte er ebenfalls nur, um einer nicht wohl auszuweichenden lästigen Anordnung Folge zu leisten. Seinen Platz in der

Kirche wählte er gewöhnlich so, daß er jeden Augenblick ungenirt aus derselben weggehen konnte. Selten hörte er die ganze Predigt mit an. Bis zum Schlusse des Gottesdienstes blieb er fast nie. Wenn er nur einigen Grund hatte, versäumte er ihn ganz, und in den letzten 4—5 Wochen besuchte er gar keinen Gottesdienst mehr, indem er jedesmal sagte, er müsse den heutigen Vormittag im Lateinischen arbeiten, wenn er seine Aufgaben fertig bringen solle. [1])

26. Binder wird (jetzt schon!) als Kaspars Vormund verpflichtet 3, 287.

Dezember.

Schlaflüge 3, 453 δ. Im vorigen Winter hatte ihm eine Frau ihren Herzenskummer entdeckt, und er nahm großen Antheil. Meine Frau, welche erfahren hatte, daß jene Frau bedenklich krank sei, kam über Tisch im Gespräch auf dieselbe und drückte ihr Bedauern aus. H. nahm das Wort und äußerte sich in folgender Weise: „Ja die Frau N. wird nicht mehr ganz gesund. Sie hat sich schon zu arg hinuntergegrämt. Der fehlte jetzt auf der Welt Nichts; sie hätte Alles, was sie sich nur wünschte. Nur ihr Mann ist gegen sie nicht, wie er sein sollte. Er mag sie eben nicht, hat Jüngere lieber. Es ist so schad für ihn. Denn er hat sonst gar keinen Fehler, auch gar keinen. Er ist außerordentlich gescheidt, gegen Jedermann sehr gut, dient und hilft, wo er kann, und nur den Einen Fehler hat er. Und er wird nicht mehr anders, wenn sich Frau N. auch zu Tode grämt. Ihre Bekannten sind aber auch dumm genug und sagen ihr immer wieder, was sie gehört haben. Ich hab' es ihr aber gesagt: Das sind keine Freundinnen von Ihnen; sonst würden sie Ihnen so was nicht sagen. Wahre Freundinnen sagten Ihnen nicht etwas, worüber Sie sich abgrämen, und was doch nicht mehr zu ändern ist. Sagen Sie diesen guten Freundinnen, sie möchten solche Sachen nur lieber für sich behalten. Sie wollten Nichts mehr hören." Nachdem ich bei diesen

---

[1]) Bei dieser Stelle finde ich (Dr. Jul. Meyer) von der Hand meines Vaters in der öfter erwähnten Abschrift folgende Anmerkung: „Ich weiß wohl, daß man bei diesem Absatze sagen kann: In dieser Beziehung gibt es heut zu Tage viele C. H., und sie sind deßhalb nichts weniger, als Betrüger, und es beweist dies also gegen C. H. Nichts. Ich stimme hier gerne bei. Allein es ist gewiß noch Niemandem eingefallen, von einem solchen Menschen in die Welt hinauszuschreiben, daß er „religiös" sei, wie es in Beziehung auf C. H. geschehen ist. Zur Berichtigung einer von Pfarrer Fuhrmann verbreiteten falschen Meinung über C. H. fand ich es für nöthig, auch diesen Umstand zu besprechen."

Aeußerungen meine Gedanken für mich gemacht hatte, glaubte ich doch eine Frage an ihn stellen zu müssen. Ich fragte ihn daher, ob denn Herr N. erst in der neuern Zeit seiner Frau Veranlassung zu Kränkungen gegeben habe, und darauf erwiderte er: „Ja freilich — es sollen erst in der letzten Zeit wieder zwei Kinder von ihm da sein. — —"

Ich wählte dieses Beispiel ungerne; allein ich glaubte es deßhalb nicht umgehen zu dürfen, weil H. beim Religionsunterrichte gegen Herrn Pfarrer Fuhrmann im vergangenen Frühjahre noch eine so gänzliche Unbekanntschaft mit ehelichen Verhältnissen an den Tag legte. Lehrer Meyer 3, 431. Schreibübungem 331, vgl. C. Willmann, Moderne Wunder (Leipzig, 1886) S. 113, über die Spiegelschrift der spiritistischen Schwindler wie Mr. H. Slade u. dgl.).

1. Klüber an Kaspar Nr. 157, 117 Anm. 2. — **3.** Hickels Dienstreise 315. — **5.** „Von jetzt (Mitte November), und hauptsächlich vom 5. Dec. an, behandelte er diesen Gegenstand so gleichgültig, wie jeden andern. Während er sonst beim Lehrer fast jeden Fehler zu entschuldigen suchte und ihn nicht gerne als solchen gelten lassen wollte, war es ihm jetzt ziemlich gleichviel, ob er mehr oder weniger Fehler, ob er gut oder schlecht gearbeitet hatte. Er fragte seinen Lehrer im Lateinischen, Herrn Candidaten Gebert (bei Hickel S. 121 irrtümlich Bäumler), auch über keine ihm vorgekommene Schwierigkeit mehr, was er sonst so häufig gethan hatte, und machte die leichtesten Uebungen äußerst fehlerhaft. Diese Erscheinung war natürlich auch Herrn Gebert aufgefallen." Lehrer Meyer. — Geschichte seiner Präparierlüge 3, 486/87. — **6.** Kaspar ist verstimmt 305. — **9.** Auftritt mit seinem Lehrer 306/11 = 3, 488/95. — **11.** Er wird gleichgiltig Nr. 123, 496/97. Bei Frau Hickel 315. — **13.** Appetitlosigkeit und Zerstreutheit 316, letzter Aufsatz 317. — **14.** Samstag (vgl. 17. Okt. 1829 und 3. April 1830). Kaspar benutzt Hickels Abwesenheit, pappt bei Fuhrmann, lügt, geht in den Hofgarten und kehrt verwundet heim 318 ff. Er ruft bei dieser 2. Selbstverwundung ebensowenig um Hilfe wie am 7. Oktober 1829, nach dem Beutel des „Mörders" hat er sich gar nicht erkundigt, denn der Inhalt war ihm bekannt. Seine erste Vernehmung abends halb sechs 3, 337. — **15.** Lehrer Meyer bei Hofrat Hofmann 4, 459. — **16.** Hickels Rückkehr 315. Kaspars 2. Vernehmung vormittags neun 339; 3, 339. — **16./17.** Stanhope aus Wien an Kaspar 365. — **17.** Seine 3. Vernehmung vormittags elf 342; 3, 343 (vgl. Traumüller 3, 351/52), sein Tod 353 ff. — **18.** Binders

Todesanzeige im Stile seiner 1. Bekanntmachung 358. — **19.** Obduktionsprotokoll (Albert, Koppen, Horlacher) 326; 3, 354/64.

Nr. 39. Dr. Hartmann, Brief über Caspar Hausers Ermordung. Wiener Theaterzeitung 359. Adolf Bäuerle (Pseudo-Hartmann) läßt einen aus Ansbach vom 18. datierten Brief am 19. Dezember in Wien erscheinen! Gläubig nachgedruckt in der Didascalia (Nr. 15) vom 15., im Schwäbischen Merkur vom 16., in der Hanauer Zeitung (Klüber!) vom 17. Januar 1834.

Nr. 40. H. Fuhrmann, Trauerrede bei der am 20. Dezember 1833 erfolgten Beerdigung des am 14. desselben Monats meuchlings (!) ermordeten C. H., nur auf vielseitiges Verlangen herausgegeben. Ansbach, 1833. Vgl. Nr. 56.

20., 21., 22., 23. Wache am Grabe 362.

Nr. 41. Dr. Julius Meyer, Das Grab Caspar Hausers. Unterhaltungsblatt zur Fränkischen Zeitung (Ansbacher Morgenblatt) vom 24. Juni 1885, Nr. 73.

Nr. 24. Derselbe, Beiträge zur Geschichte der Ansbacher und Bayreuther Lande (Ansbach 1885), S. 37: Die Begräbnißstätten in Ansbach. — Das genannte Unterhaltungsblatt enthält noch die folgenden Hauserartikel desselben Verfassers.

Nr. 43. Caspar Hauser bei einer Somnambule. 1884 Nr. 51 (vgl. Auth. Mitth. S. 265, 1. Anmerkung).

Nr. 44. Caspar Hauser und die Damen. 1884 Nr. 53.

Nr. 45. Caspar Hausers Klagen. 1885 Nr. 20. 2, 104.

Nr. 46. Geschichte einer schwimmenden Flasche. 1884 Nr. 58.

Nr. 47. Levin Schücking über C. H. 1884 Nr. 39—42.

22. Fahnenberg an Binder 358.

Nr. 48. Das stille Pfarrhaus. Eine wahre Gespenstergeschichte. — Frankfurter Conversationsblatt vom 22. December 1833 (Nr. 104). Beschreibt die Geschichte eines Kindes, das in dem Pfarrhause zu Weinfelden verborgen gehalten wurde und Ähnlichkeit mit der Gefangenhaltung Kaspar Hausers haben sollte.

23. Klüber an Hofmann 334. 372.

24. Nr. 49. Gaspard Hauser. Le Temps (Paris) vom 24. und 25. Dez. „Seltsamer Artikel, daß H. wahrscheinlich aus einer fürstlichen Familie abstamme, und ein anderes Glied derselben ihn von der Thronfolge habe entfernen wollen (Baden?); im Schwäb. Merkur und aus solchem

in der Frankfurter Ober=Post=Amts=Zeitung vom 29. Dec. Beilage." Aus Klübers Papieren.

25. Stanhopes Ankunft in München 365. — **26.** Abordnung von Schrencks Nr. 123, 572.

27. Nr. 50. (E.?) F — b — ch, Brief aus Ansbach. Abgedruckt Didascalia vom 27. Januar 1834.

Apologetischer Wortschwall eines Feuerbach an seine Schwester in Frankfurt (vgl. Frey S. 22—24). Der Maler Anselm Feuerbach schreibt in seinem Vermächtnis (Wien 1885) S. 2: „Meine um zwei Jahre ältere Schwester und ich wurden zu den Verwandten meiner Mutter nach Ansbach gebracht, wo zugleich der Großvater Feuerbach als Appellationsgerichtspräsident seinen Wohnsitz hatte. Von unserer blinden Großmutter hat mein Gedächtniß nur schattenhafte Umrisse aufbewahrt und es sind mir aus dieser frühen Zeit nur wenige deutliche Erinnerungen übrig geblieben. Zu den frühesten gehört die Ermordung des Kaspar Hauser, in Folge deren ich aus Leibeskräften schrie, weil ich meine Schwester heftig weinen sah."

28. Stichaner an Wallerstein 330 Anm. Hofmann an Klüber 359 Anm.; 371 Anm. — **30.** Durchsicht von Hausers Nachlaß 3, 328. Promemoria des Freiherrn v. Pöllnitz 2, 62/63.

1834.

Nr. 51. Mord an Seele und Leib, verübt an dem unglücklichen Findling C. H. Nach mehreren authentischen (?) Quellen bearbeitet. Zugabe zum Fremdenblatt und täglichen Anzeiger der Stadt Elberfeld (gedruckt bei C. F. Schlottmann) Januar 1834.

Nr. 52. (Ferdinand Stolle.) Der Hochwächter in der Unterwelt, Neujahrsbericht. — Im Literarischen Hochwächter, Literatur- und Conversations-Zeitung für die Gebildeten im deutschen Volke (Redacteur und Verleger Ferdinand Philippi, Reimer'sche Buchdruckerei in Grimma) vom 2. Januar 1834. 2, 102.

Nr. 53. Ritter (K. H.) von Lang, Ueber C. H. — Blätter für Literarische Unterhaltung (Leipzig 1834) I. Nr. 4 S. 13. Auch in der Didascalia, Blätter für Geist, Gemüth und Publicität, vom 15. Januar 1834.

Nr. 54. Dr. (F. W.) Heidenreich, C. Hauser's Verwundung, Krankheit und Leichenöffnung. — Journal für Chirurgie und Augenheil-

kunde von C. F. v. Gräfe und Ph. v. Walther, XXI., 1, (Berlin 1834) S. 91—123.

Nr. 55. Dasselbe „besonders abgedruckt." Berlin, 1834.

Nr. 56. H. Fuhrmann, C. H. beobachtet und dargestellt in der letzten Zeit seines Lebens von seinem Religionslehrer und Beichtvater. Ansbach, 1834. S. 78. Anhang: Trauerrede (= Nr. 40).

Nr. 57. Dasselbe holländisch: K. H. in den laatsten tijd zijns levens waargenomen door zijnen godsdienstleeraar. Amsterdam, 1834.

Nr. 58. Georg Friedrich Singer (ehemal. Candidat der Theologie aus Nürnberg), Leben C. H., oder Beschreibung seines Wandels von seinem Beginn bis zu seinem Grabe. Regensburg, bei E. A. Auernheimer jun., Kunständler (so), Antiquar und Commissionär zc. Vom 20. Jänner.

Nr. 59. Ausführlicher Lebens-Abriß des berühmten Findlings C. H., während seiner Gefangenschaft und seines Aufenthalts in Nürnberg, nebst einer Abhandlung über seinen Tod. Abgedruckt aus den Acten des Kön. B. Magistrats in Nürnberg. Ellwangen, 1834.

Nr. 60. Oettel (Diurnist des App.-Ger. in Ansbach), Die wichtigsten Momente aus C. H.'s Leben, dessen Ermordung und die letzten Worte vor seinem Dahinscheiden. Ansbach, 1834.

Nr. 61. J. M. Frey, Dr., Geheimnißvolle Geschichte des C. H. Seine Erziehung, Verfolgung und Ermordung. Nach den besten und authentischen Quellen bearbeitet u. s. w. Mit zwey Abbildungen in Steindruck, Hausers Erscheinung in Nürnberg, Hausers Ermordung zu Anspach. Berlin, 1834.

Nr. 62. Dasselbe polnisch (Breslau, Schletter) 1834.

Nr. 63. Dasselbe schwedisch: K. H.'s hemlighetsfulla Historia. Hans Uppfostran Förföljelse, u. s. w. Stockholm, 1834. Duodez.

Nr. 64. Ueber Caspar Hauser's Leben. Von ihm selbst geschrieben. Dem Grafen Stanhope mitgetheilt von dem Herrn Präsidenten v. Feuerbach. Getreu nach der Urschrift abgedruckt. Als Manuscript gedruckt. Carlsruhe, 1834.

Nr. 65. J. H. G. Heusinger, Besuche bei Todten und Lebenden (Leipzig, 1834). S. 1—62: C. H. der Menschenfreund.

Nr. 66. Gaspard Hauser, ou l'Homme mystérieux. Notice sur cet infortuné, qui a passé les 16 (die Bibliographie de la France

schrieb 60!) premières années de sa vie dans un cachot obscur etc. Lyon, 1834.

Nr. 67. Ludwig Scoper, C. H., oder: die eingemauerte Nonne. Wahrheit (?) und Dichtung. Nordhausen (1834).

Nr. 68. (Marheinecke?) Das Leben im Leichentuch. Enthüllung (?) eines argen Geheimnisses. In Briefen. Berlin, 1834.

Nr. 69. (Friedrich Seybold), C. H. oder der Findling. Romantisch dargestellt. Stuttgart, P. Balz. 1834.

Nr. 70. J. F. Widmann (Rechtsanwalt in Stuttgart), Erklärung vom 22. Mai 1883. 5 Folioseiten Zinkdruck. W. hat nicht bloß Seybold gekannt, sondern er war auch ein Schwager und Geschäftsgenosse des Verlegers, und erklärt aus eigener Wissenschaft, daß die in dem Roman vorkommende Geschichte eines vertauschten Prinzen rein erdichtet ist.

Nr. 71. Ferd. Hoffmann, C. H. der Findling von Nürnberg. Oberhausen, ohne Jahr.

Nr. 72. Dr. Joh. Mich. Zimmermann, C. H. in physiologischen, psychologischen und pathogenisch-pathologischen Untersuchungen. Nürnberg, 1834.

Januar.

1. Klüber an Hofmann 322. 371 Anm. — **2.** Kaspar H. in der Unterwelt Nr. 52. — **5.** Proklamation des Königs Ludwig I. 373. — **6.** Horlachers Vernehmung 3, 365. — v. Dönhoffs Bericht 383. — **7.** Der bayrische Justizminister beauftragt das Gericht in Ansbach, über das Ergebnis der eingeleiteten gerichtlichen Untersuchung (nach dem Verbrecher des 14. Dezember 1833) so schleunig als möglich genauen und umständlichen Bericht unmittelbar an die höchste Stelle zu erstatten und diese Anzeigen — am Anfang eines jeden Monats zu erneuern 3, 315/16. — **8.** Knoch denunziert den Dunkelgrafen 275 Anm. — **9.** Vernehmung der Martha Schlatterer 2, 309. Dr. Alberts Gutachten (vom 31. Dez.) 367/79 (S. 375: „Die Möglichkeit des Selbstmordes kann nicht in Abrede gestellt werden"). — **12.** Erster Bericht (aus 831 Folien) des Kreis- und Stadtgerichts Ansbach (Rat Waltenmeier und Assessor Schmid) an das Staatsministerium der Justiz 3, 317/36. (Bericht des Gendarmerie-Kompagnie-Kommandos S. 324). — **14.** Vernehmung Biberbachs und seiner Tochter Klara Augusta 3, 246. B. hielt K. H. „für ein verzogenes Kind, welches etwas verstockt war"; seine

Tochter sagt aus, daß er „insbesondere große Neigung zur Unwahrheit zeigte und alles sehr geheimnißvoll behandelte, sodaß die Familie Biberbach ihn manchmal im Spaß den Geheimnißkrämer nannte.“

Nr. 73. M. G. Saphir, Conversationsblatt für Deutschland und Bayern Nr. 12.

Indignation wider Lang (Nr. 53). Später erschien noch eine Erwiderung von Klüber im Frankfurter Journal vom 18. (Didaskalia vom 20.) Januar. Hofmann schrieb ihm den 2. Februar: „Sie fand die allgemeinste Billigung und verschaffte eine eclatante öffentliche Genugthuung, unser gedemüthigter Ritter fand aber den Genuß der Salze, die er zu verkosten bekam, so scharf, daß er gerne revociren mögte. Er — gedenkt aber vor jetzt zu schweigen.“ Im Bayerischen Landboten (Nr. 31) vom 31. Jan. 1834 steht ein Schreiben des Lehrers Meyer vom 24. d. M. — **14.** Hofmann an Klüber 365 Anm. — **17.** Stanhope an Hickel 367. Vernehmung des Jos. Heller und der alten Frau Caspar 2, 309. — **18.** Ludwig Feuerbach an Daumer. 4, 271. — **20.** Singer erfindet ein Balletattentat 2, 107. — **23.** Klüber an Hofmann 372, Wallerstein an Stichaner 2, 84 ff.; 3, 9. — **27.** Bock schreibt einen gefährlichen Brief 2, 311. — **29.** Dittmeyer hält K. H. für Napoleon II. 374. — **30.** Der Figaro aber für einen Sohn des Großfürsten Konstantin 371 Anmerkung 2.

Februar.

1. Nr. 74. Ein kleines Gedicht von K. H., Ansbach den 27. Juli 1832. Didascalia Nr. 32. — **2.** Hofmann an Klüber 368 Anm. 1, 373. — **3.** Derselbe an denselben 4, 457/58.

4. Nr. 75. Prof. Daumer (unterstützt von Binder und Hofmann Nr. 145, 50 Anm. 2), Ueber C. H. in Beziehung auf Herrn von Langs Aufsatz über denselben (vom 4. Jan.). Allgemeine Zeitung vom 4., 5. und 6. Februar (Nr. 35—37). Außerordentliche Beilage Nr. 49 bis 51. Vergl. 2, 66 (Krakeel mit Heydenreich). — **5.** Horlachers Relation 3, 352. — Cuno klopft öffentlich an 2, 116.

10. Nr. 76. Auszug eines Briefs des Grafen Stanhope an den königl. bayer. Gendarmerie-Ober-Lieutenant Hickel. Datiert München, 10. Febr. 1834. Als Manuscript gedruckt. Carlsruhe.

Nr. 77. Auszug eines Briefs des Grafen Stanhope an den Herrn Schullehrer Meyer in Ansbach über den Tod Caspar Hausers. (Undatiert). Wie 76.

11. Zweiter Bericht (aus 332 Folien) an das Justizministerium 3, 392 (12 Anzeigen über Hausers Abkunft, vgl. Dittmeyer, Nr. 11 = von Guttenberg). — **15.** Karl Habermeier hält zu Lauf eine Vorlesung 2, 311.

Nr. 78. Dorfzeitung vom 15., Frankfurter Journal vom 18. und Frankfurter OPA-Zeitung vom 19. Februar. „Nach allen uns zukommenden Briefen ist an der Entdeckung der Abkunft C. H. kaum mehr zu zweifeln. Er ist der 3. Sohn eines katholischen Geistlichen zu H(ausheim) in Bayern“ u. s. w. 2, 311.

Nr. 79. Merker, Zusatz zu der Aeußerung des Herrn Prof. Daumer über C. H. Beiträge Nr. 8. Mit einem „Plan der Wohnung des Professor Daumer in Nürnberg“. Auch in der Beilage zur Mannheimer Zeitung vom 24. März. Die Nummern 7, 9—12 enthalten Merkers Zusammenstellung der Nachrichten über den Mord zu Ansbach. Ausgezogen werden: der Nürnberger Correspondent; die Spenersche Zeitung Nr. 299, 301, 302 (1833), 6 (1834); die Leipziger Zeitung Nr. 308 (1833), 12, 27, 30 (1834); die Vossische Zeitung Nr. 300, 302, 303, 305 (1833); 1, 5, 12, 20, 28, 34 (1834); die Staatszeitung Nr. 338 (1833); 4, 6, 13, 20, 22, 25 (1834). Die Nachrichten der fehlenden Hanauer Zeitung vom 21. und 22. Dez. 1833 (Nr. 356 u. 357) sind von Klüber resp. Hofmann.

16. Protokoll von Hacke 3, 546. — **17.** Johann Caspar wird denunziert 2, 310. — **19.** Frau Kannewurf vernommen 302. — **20.** Tuchers Bericht über den Charakter des C. H. 3, 257/64. Den Gedanken an Betrug erklärt der ehemalige Vormund für Unsinn, seine Durchführung für ein ganz unbegreifliches Wunder, ja Kaspars im Jahre 1831 eingestandene Verlogenheit wird vollständig weggetuchert. Und als ob Herr v. T. nie etwas von einem Magnaten, Freiherrn, Lord oder Prinzen Kaspar gehört hätte, spielt er folgenden, alle Backfische, Wasch- und Scheuerfrauen verdonnernden Trumpf aus. „Es springt nun in die Augen, daß ein Mensch von solchen außerordentlichen Gaben und Fähigkeiten (so, zwei Jahre nachdem Feuerbach die Segel des Wunderschiffs gestrichen hatte!) wohl niemals nöthig hätte, eine solche Rolle zu spielen, wie die C. H's gewesen — eine Rolle, welche nun doch der unausgesetzten, sorgfältigsten Beobachtungen vieler gebildeter und erfahrener, ja selbst auch geistreicher Menschen, auch was noch mehr sagen will, vieler feindlich gegen ihn gesinnter Menschen ungeachtet, glücklich durchgespielt worden wäre,

einzig (?) zu dem Zwecke, um erst lange Zeit sich mit Wasser und Brod nähren und (bei Daumer, Biberbach, v. Tucher, Meyer?) auf Stroh schlafen zu dürfen, nach unendlich mühevollem, angestrengtem Lernen es bis zum Copisten in einer Canzlei zu bringen, und endlich, nachdem bei seinen Beschützern und Wohlthätern aller Verdacht eines Betruges entfernt (??) gewesen, und am ersten noch eine sorgenfreie Zukunft ohne sein Zuthun eröffnet war, um sich dann — ohne alle Ursache um's Leben bringen zu können!" Gut simuliert, Herr Baron!

26. Röthleins Stimmungsbericht 383. — **27.** Stanhope in Augsburg bei Major v. W. 368. Fahrlässiger (?) Meineid der Martha Schlatterer geb. Heller. — **28.** Hofmann an Klüber 371.

Nr. 80. Johann Heinrich Garnier, Einige Beiträge (?) zur Geschichte (??) C. H. nebst einer dramaturgischen Einleitung. (Straßburg, im Februar 1834.)

Nr. 81. Derselbe, C. H. In seiner verunglückten Zeitschrift über Deutsche Kunst und Deutsches Leben, London 1834. Über seine zweite Broschüre (Straßburg, 1834) vgl. 2, 126.

März.

2.—4. Kaspar erscheint dem Heinrich Ostermann. — **3.—6.** Stanhope in Nürnberg (ab initio ordiendum est!). Mutter Daumer hält ihn für Kaspars Mörder. — **5/6.** Ludwig Stoppel, der vom 13. Dez. 1833 bis zum 3. Januar 1834 sich im Gefängnis zu Wolfenbüttel befunden hat, will K. H. ermordet haben 376. — **7.** Horlachers Gutachten 3, 380/87. Knochs Vernehmung (vgl. den 8. Januar). — **10.** Heller (Vater und Sohn) und Konsistorialrat Nonne werden vernommen.

12. Nr. 82. Hofrath H. C. F. Schlemmer, Mausoleolum memoriae Caspari Hauseri, juvenis infortunatissimi, fatis huiusque inauditis violentaque morte, omni Europa condolente, proh dolor! celeberrimi statuit. — Grabmal, dem Andenken C. H., des unglücklichen durch sein unerhörtes Schicksal und seine grausame von ganz Europa betrauerte Ermordung leider! so berühmt gewordenen Jünglings, errichtet ꝛc. Hanau, im Februar 1834. — Hanauer Zeitung (Nr. 71). 55 Verse mit dem Motto: Paulus an die Hebräer VII, 8.

12. Nr. 83. Zwei Briefe des Herrn von Feuerbach (Ansbach 29. Dez. 1832 und 15. Januar 1833), aus Merkers Beiträgen. Preußische Allgemeine Staatszeitung (Berlin) Nr. 79. (Über Feuerbachs

Abfall von seiner Prinzentheorie zu seiner Theorie eines Miniaturkanonikers = v. Guttenberg.) Otterstedt an Ancillon 2, 126.

17. Dritter Bericht nach München (Ergänzung der Guttenbergforschung) 3, 394. — **18.** Feuerbach wird fast ein Jahr nach seinem Tode vergiftet 379 Anm. — **21.** Frau Caspar aber wird vor ihrem Tode gequält 2, 310.

27. Nr. 84. Auszug eines Briefs des Grafen Stanhope an den Herrn Schullehrer Meyer in Ansbach. Wie Nr. 64 (S. 372).

28. Klüber wider Merker 371 Anm. 1.

April.

Nr. 85. Schmidt v. Lübeck, C. H. — Literarische Blätter der Börsen-Halle. (Hamburg) Nr. 893 und 902.

„Schmidt von Lübeck hat — zwey Aufsätze drucken lassen, worin er den Wunsch äußert, daß Sie eine Schrift über K. H. herausgeben möchten, und der Meynung (ist) daß er wahrscheinlich den mitgebrachten Brief selbst schrieb, daß der Mord-Versuch in Nürnberg gar nicht erwiesen ist, und das(ß) die angebliche Ermordung ein Selbst-Attentat war. Ich habe diese Aufsätze gelesen . . . Er sucht darin nur seine früheren Hypothesen zu beweisen, nähmlich daß K. H. eine Art von Verrückter war" und Stanhope an Meyer, aus Karlsruhe den 12. April 1834. Sogar Daumer soll damals diesen Einfall gehabt haben „und wollte neulich etwas darüber schreiben."

3. Der bekannte Schlemmer Karl Theodor v. Hacke (sein Tisch hatte einen Ausschnitt zur Aufnahme seines Mastwanstes) stirbt eines sachgemäßen Todes. — **7.** Stanhope an Merker Nr. 86. — **11.** Vernehmung der Katharina Bader 2, 322. — **12.** Stanhope aus Karlsruhe an Meyer Nr. 61.

17. Nr. 86. Merker, Aufklärungen in C. H.'s Geschichte. Beiträge (XII) vom 17. April bis zum 29. Mai (Nr. 16—22). Enthält einen Brief Stanhope's vom 7. April, und einen „Situationsplan des Kgl. Hofgartens zu Ansbach."

21. Stanhope an Hickel 369; Nr. 130, 146. Klübers Meditationen 2, 202. — **24.** Ein lustiger Mörder des K. H. 377. — **28.** Vierter Bericht nach München (aus 117 Folien) 3, 396—402. Enthält auch Bäuerles Geständnis 361. — **29.** v. Wessenigs 3. Vernehmung 3, 40.

Mai.

5. Dritte Vernehmung von Weickmann, Merk, Wüst, Lemarier, 1. Vernehmung von Beck, 2. Vernehmung von Hüftlein 3, 29—51. —

9. Hackers 2. Vernehmung, Rumplers Vernehmung a. a. O. S. 38, 179. — **10.** Blaimers 2. Vernehmung a. a. O. S. 49. 69. — Dieſer erſte polizeiliche Begleiter Kaſpars wurde nach Stanhope ſpäter durch Wimmer erſetzt. — **12.** Hiltels 3. Vernehmung 3, 64.

Nr. 87. Klüber (anonym) wider Stanhope im Morgenblatt für gebildete Stände vom 23. und 24. Mai (Nr. 123 und 124, die Nummern 101—103 hatten einen Auszug aus Stanhopes Briefen gebracht), datiert Nürnberg (!) den 10. Mai. Eine Abwehr enthält Nr. 136.

Nr. 88. Prof. v. Mittermaier wider Klüber (Hickel 146/48) am a. O. Nr. 201 und 202. Mittermaier berichtet aus ſeinem Verkehr mit Stanhope: „Dieſer Grundzug in Hauſers Charakter (Mangel an Wahrheitsliebe) mußte Lord St. noch mehr zur traurigen Gewißheit werden, als er die ſogenannte, von H. ſelbſt verfaßte Lebensgeſchichte erhielt und klar daraus die Ueberzeugung ſchöpfte, daß die ganze Erzählung eine Kette von Lügen ſei."

Nr. 89. Das Morgenblatt 203/5, 228/32 (wider Nr. 88).

Juni.

Nr. 90. C. H. v. Lang, Caspar Hauſer'ſche Literatur (21 Nummern). Jenaiſche Allgemeine Literaturzeitung vom Juni Nr. 101—106.

7. Hofmann an Klüber 369.

Juli.

24. Stanhope an Meyer. „Groß und ſiegreich iſt die Wahrheit und ich habe die Ueberzeugung, daß ſie auch in dieſer Angelegenheit als ſolche ſich zeigen wird, obwohl jetzt Unwiſſende und Befangene uns verſchreien."

Auguſt.

Nr. 91. Auszug eines Briefes des Grafen Stanhope an den königl. Preußiſchen Herrn Polizey-Rath Merker in Berlin. Datiert Heidelberg, den 14. Auguſt 1834. Als Manuſcript gedruckt. Heidelberg.

Nr. 92. Wichtige Aufklärungen über C. Hauſer's Geſchichte, dem Polizeirath Merker mitgetheilt. Berlin, 1834.

September.

Kaſpar Hauſers Grabſtein 364. — **11.** 5. Bericht nach München (aus 181 Folien) 3, 403/12.

Notizen über Caspar Hauser von J. G. Meyer, Ansbach 1834. Anhang zum vorigen S. 413—502 [1]).

Nachdem der Verfasser 7 Erfahrungen uud Beobachtungen aufgezählt hat, die vielleicht für „ein Attentat von fremder Hand" sprechen, behandelt er die Gründe der Ansicht, daß Kaspars ganzes Benehmen Täuschung gewesen wäre.

a. „C. H. besaß die Eigenthümlichkeit, daß unter veränderter Lage auch sein ganzes Wesen verändert schien. S. 418.

b. Er faßte seine Umgebung schnell auf und verstand es, sein Benehmen darnach trefflich einzurichten. S. 428.

c. Seine Urtheile in Bezug auf Andere, ihre Handlungen, Lebensverhältnisse u. s. w. fand ich in der Regel richtig, ja oft treffend, wenn sie nicht gewisse Verhältnisse von ihm berührten; sobald sie sich aber auf einzelne Verhältnisse von ihm bezogen, trugen sie unter Umständen mehr oder weniger Spuren des Unwahrscheinlichen und Unwahren an sich. S. 429.

d. Hauser besaß viele Schlauheit und gab davon oft Beweise. S. 437.

e. Hauser war der Unwahrheit und der Verstellung in einem auffallenden Grade ergeben. S. 444.

f. C. H. behielt bis zu seinem Ende einen Dialekt und Schulton. S. 459.

g. Er zeigte viele körperliche Stärke und Gewandtheit. S. 461.

h. So lange er in meinem Hause war, konnte er alle Speisen wie jeder andere Mensch vertragen. S. 463.

i. Er bewies, so lange er bei mir war, mit der That nie, daß er sich fürchtete. S. 465.

k. C. H. übte gegen Niemanden eigentliche Dankbarkeit. S. 466.

l. C. H. zeigte mir nie ein empfängliches Gemüth, oder auch nur einigen reinen Sinn für Religion. S. 472.

---

[1]) Lehrer Meyer wollte diese Notizen zu einer eigenen Monographie über K. H. erweitern, wir verstehen aber sehr gut, daß der schon so stark angefeindete Bekämpfer des Hauserschwindels dann um seine Stellung gekommen wäre, und so unterblieb die Veröffentlichung. Stanhope schrieb ihm den 24. Juli 1834 aus Karlsruhe: „Ihre Schrift, die ich mit Ungeduld erwarte, wird für mich interessant seyn, und, wie ich gar nicht zweifle, sehr vieles zum Siege der Wahrheit betragen. Ich bitte Sie 12 Exemplare davon an die in beyliegende Liste bezeichneten Personen portofrey befördern zu lassen, und dem Verleger zu sagen, daß er seine Rechnung für dieselben, wie auch für das Portogeld, an den hiesigen Hof-Banquier Herrn von Haber schicken solle." Eine Anzeige von Seybold in Ansbach siehe bei Petzoldt 1859 S. 41.

m. C. H. erschien mir stets als ein Mensch von höchst oberflächlichem Gefühl, bei einem sogenannten gesunden Hausverstande (bei einem hausbackenen Verstande). S. 474.

n. Hauser war ohne innere Stätigkeit und hatte bei keinem Geschäfte, das einige Mühe erforderte, die nöthige Ausdauer; dabei besaß er einen außerordentlichen Hang, besser und mehr zu erscheinen, als er wirklich war, und konnte so in keiner Lage lange zufrieden sein. S. 475.

o. Bemerkenswerthe Erscheinungen und Vorfälle an und bei C. H. in den letzten 14 Tagen seines Lebens." S. 485.

Oktober.

Nr. 93. Merker, Geschichte des angeblichen Mörders C. H. (Stoppel.) Beiträge vom 9. und 16. October. Nr. 41 und 42.

17. Die geschlossenen General-Untersuchungsakten werden dem Appellationsgerichte vorgelegt.

Dezember.

21. Stanhope aus Neapel an Meyer.

1835.

Januar.

1. Meyer an Stanhope 370 Anm. 1.

Nr. 94. Caspar Hauser. Das Carlsruher Unterhaltungsblatt Nr. 1—8. Leichtgläubige Kompilation aus der Selbstbiographie, Feuerbach, Daumer und Fuhrmann, mit einem Bildnis: „Caspar Hauser. Nürnberg den 14. July 1830." Vgl. Nr. 98.

Nr. 95. Graf Stanhope, Materialien zur Geschichte Caspar Hausers. Heidelberg 1835. Ein neuer Druck der Nummern 64, 76, 77, 84, 86 und 91.

30. Rücksendung der Akten an das Kreis- und Stadtgericht mit dem Beschluß, daß die Sache auf sich zu beruhen habe, bis sich nähere Verdachtsgründe gegen eine bestimmte Person ergeben haben würden.

Februar.

28. Meyer an Stanhope 370 Anm. 1.

März.

10. Stanhope aus Rom an Meyer (51 Zeilen). — **21.** Derselbe an denselben (36 Zeilen) 369.

Mai.

6. Kaspars Nachlaß wird dem Fiskus zugeeignet 370 Anmerkung 2. Stanhope aus Baden-Baden an Meyer. — **22.** Stanhope aus Karlsruhe an Meyer.

Juni.

Nr. 96. Ph. Welcker, Die tönenden Bilder. Eine Reihe von 43 Holzschnitten. Gotha, 1835. S. 164, XLIII. Hauser. — S. 181—270 Anhang über C. H. Vergl. Böttiger in der Allgemeinen Zeitung vom 28. Juni 1835, außerordentl. Beilage: „Der entlarvte oder verläumdete C. H., wer entscheidet, wo ein Lord Ankläger wird?"

11. Nr. 97. (Stanhope). Ueber den Tod von C. H. In Merkers Beiträgen Nr. 24.

Juli.

Nr. 98. Merker, Noch einige Mittheilungen über C. H. Beiträge (XIII) vom 23. Juli bis zum 1. October. Nr. 30—40. Wider Nr. 94. — **29.** Stanhope aus Berlin an Meyer (50 Zeilen) 170.

August.

Furchtbares Attentat auf Daumer 403 Nr. 13. — **6.** Stanhope an Meyer (22 Zeilen). — **9.** Meyer an Stanhope Nr. 166, 59. — **14.** Stanhope an Meyer (Original in Ansbach). **15.** Derselbe an denselben (36 Zeilen) 370, 397, Anm. Nr. 166, 60. Stanhope berichtet, daß er in der nächsten Woche von Berlin nach Ansbach kommen wird, das erste Mal seit dem Januar 1832.

Oktober.

22. Die sogenannte „Albersdorf" wird in Ansbach vernommen 386 Anm., 391 Anm.

November.

28. Vernehmung der Albersdorf (wie oben).

Dezember.

21. Binder über die Albersdorf 385.

Nr. 99. Jules Janin, Gaspard Hauser. Journal des Enfants 2, 1835 p. 159. Soll ein Auszug aus dem Echo Brittannique sein. Kaspars Bildnis erschien im Magasin pittoresque.

Karl von Braunschweig vor Gericht 2, 128.

1836.

Nr. 100. Gaspard Hauser. — Gazette des Tribunaux vom Dezember. — **27.** Februar Hennenhofer, bei Binder denunziert 2, 128. — März: neue Jobsiaden 2, 130. — **14.** April, Wallerstein an König Ludwig 2, 131.

1837.

Die Albersdorf wird den 18. Februar in München, den 11. Juli von König Ludwig empfangen 390 Anm., den 18. September in Regensburg vernommen.

Nr. 101. W. C. Gr. A., Caspar Hauser oder Andeutungen u. s. w. 385.

Nr. 102. Dasselbe holländisch: K. H. of Aanduidingen ter ontdekking eeniger geheimen omtrent Hauser's afkomst, de oorzak zijner gevangenhouding en vermoording, ontleding van den medegebragten brief, beteekening (!) van den moordenaar, en vorts, eene toelichting der betrekkingen van lord *Stanhope* tot *Hauser* en degenen, die hem het naast bestonden.

Im J. 1829 nennt sich die Verfasserin 60 Jahre alt, 1837 aber 75 (386 Anm. und 391); sie ist demnach erst 1769, dann aber noch einmal 1762 geboren.

Nr. 103. Dr. Joseph Schauberg, Actenmäßige Darstellung der über die Ermordung des Studenten Ludwig Lessing aus Freienwalde in Preußen bei dem Criminalgerichte des Cantons Zürich geführten Untersuchung. Zweites Beilagenheft. Beiträge zur Geschichte (?) Caspar Hausers. Zürich, 1837.

Dieses Machwerk hält nicht, was der Locktitel verspricht. Wir schauen hier in eine völlig zerlumpte Gesellschaft von lauter gegenseitigen Betrügern und Ausbeutern. Ein verkommener Bastard aus Freiburg, Victor Bohrer, will von dem betrunkenen Ferd. Sayler — der aber als Hennenhofers Spion dargestellt wird — gehört haben, daß die Großherzogin-Witwe Stephanie von Baden eine geheime K. H.-Zusammenkunft „in der Gegend von Landau und Weißenburg" mit diesem Pharmaceuten aus Württemberg verabreden ließ! In dem ganzen Bierbankklatsch ist nur immer von Almosen für die niedrigsten Späherdienste die Rede, was Schauberg aber mit den Andeutungen der vortrefflichen (!) Schrift Feuerbachs verbindet. Wie schlecht er selbst unterrichtet war, beweist er S. 37, wo er behauptet, daß Stanhope erst nach Hausers Tod in Karlsruhe

auf eine andere Ansicht gebracht wurde. Dessen „genauere Erkundigungen" geschahen, wie wir wissen, in Nürnberg, bei den Zeugen von „des Findlings" Erscheinung am 26. Mai 1828, was seit 1834 und 1835 aller Welt gedruckt vorlag. Dr. Schauberg, im Stile der allerschlechtesten Hauserskribenten, ignoriert das und fragt: „Bei Wem? Etwa bei dem Herrn Major von Hennenhofer?" Dadurch hat er Kolbs „Bekehrung" (1883 S. 9) mit auf dem Gewissen!

1838.

Nr. 104. G. F. Daumer, (3) Mittheilungen über Caspar H. Athenæum für Wissenschaft Kunst und Leben vom Juli und September. Mit einer „Zeichnung von C. H." 73. Die angekündigte Fortsetzung blieb wie 1832 aus. Das Athenäum schreibt S. 90: „Graf Stanhope fand sich wieder in Deutschland ein und hielt sich diesen Spätsommer in Wiesbaden auf. Ob er wohl von den neuesten literarischen Erscheinungen über C. H. Kenntniß oder Umgang nehmen wird." Eine Hindeutung auf die Schandschrift der Albersdorf!

Nr. 105. D'Ennery et Anicet Bourgeois, Gaspard Hauser. Drame, représenté au Théâtre de l'Ambigu-Comique (1838).

Nr. 106. Dupenty et Fontan, Le pauvre Idiot ou le Souterrain d'Elberg. Drame, représenté à la Gaîté (1838).

1839.

Nr. 107. W. C. Gr. A., C. H. oder die richtige Enthüllung der Geheimnisse u. s. w. Zweite Auflage. München. 2 Bändchen.

1840.

Nr. 108. (N. E. Mesis = Nemesis), Caspar Hauser der Thronerbe von Baden. L'édifice social du passé reposait sur trois colonnes: le prêtre, le roi, le bourreau! Victor Hugo. Paris (Zürich!). 1840. 202 Seiten. Verfasser = 110.

Nr. 109. Alexandre Weil, Gaspard Hauser. Gazette du progrès 1840—41.

1845.

Nr. 110. (F. Sebastian Seiler, Justiz-Aktuar aus Preußen), Caspar Hauser, der Thronerbe Badens. Paris, 1845. 167 Seiten.

Diese 2. Auflage von 118 ist, wie schon aus dem ersten Satze hervorgeht, viel roher als die erste.

1840 (Paris, 1. August).

Zur Zeit der französischen Revolution herrschte in Baden Markgraf Karl Friedrich, ein braver, wackerer Mann und vielleicht eine von den wenigen Ausnahmen unter dem Heere der nerven- und geistesschwachen germanischen Fürsten neuerer Zeiten.

1845 (London, 2. Juni 1844).

Zur Zeit der französischen Revolution herrschte in Baden Markgraf K. Fr. — ein Mann, den die deutschen Geschichtsritter von „Gottes Gnaden" als ein seltenes Musterbild unter dem Heere der nerven- und geistesschwachen u. s. w. darzustellen belieben.

1847.

Nr. 111. Dasselbe, Dritte Auflage. Paris. 168 Seiten. Wie der Verfasser hier das Gefühl der Frau Hennenhofers (dieses „Tartüffe, Escobar oder Basil Badens", dieses „Scheusals in männlicher Gestalt") zu schonen verstand, belegt er S. 106: „Eine erbauliche Menge ähnlicher Hurengeschichten ließen sich hier anreihen, wenn wir sie nicht aus Zartgefühl für Hennenhofers gegenwärtige Frau, einer (so) gebornen Stößer auf Schloß Mahlberg, unterdrückten, die übrigens in jüngster Zeit noch einen neuen Zuwachs von der moralischen Nichtswürdigkeit ihres Gatten dadurch hatte, daß derselbe von seiner Magd als Vater eines Kindes belangt wurde, dem er die Namen Johannes Zweifelhaft über dem Taufbecken beilegte."

1848.

Nr. 112. Dasselbe holländisch, im Haag.

Nr. 113. Die Herkunft Caspar Hausers. Von Levin Schücking dem Morgenblatt mitgetheilt 273. — 4. Juli. Hickel an Eberhardt 274. 388. — (4. Februar 1850. Zimmermann an Eberhardt 381.)

Nr. 114. Levin Schücking, Eine Römerfahrt, Coblenz (2. Auflage 1860) = Nr. 113.

1852.

Nr. 115. A. von Feuerbach, Memoire über C. H. (der Königin Caroline von Bayern übersandt). In seinem Leben und Wirken von seinem Sohne Ludwig F. (Leipzig) II. S. 316/35 (vgl. S. 270/80).

1853.

Nr. 116. Ed. Vehse, Geschichte der Höfe der Häuser Baierns u. s. w. III. (Hamburg) S. 245: Der Hof Großherzog Ludwig's u. s. w. C. H. (nach Seilers Roman), S. 271 Feuerbachs Memoire. Dr. Vehse hat Heiratspläne für Kaspar 2, 145. — Dorfinger aber hegt andere Pläne 381.

14. November. Auftreten der Kunigunde Lechler, eines weiblichen Kaspar Hauser, zu Weißkirchen bei Offenbach.

(„Ein unaufgelöstes Räthsel" und „Ein aufgelöstes Räthsel" in der Gartenlaube 1858.) Diese bildungslose Landstreicherin hat bis auf ihre Flucht aus Offenbach am 26. Juli 1858 die Hausergeschichte so genau kopiert, daß Dr. Meyer (A. M. S. 597) folgende schlagende Vergleichspunkte aufzählen konnte. Das Mädchen wurde nach ihrer Auffindung zur Beobachtung in das Offenbacher Kreisgefängnis eingeliefert (Vestner Turm). Der Aufseher machte an ihm so auffallend günstige Wahrnehmungen, daß er es in seine eigene Familie aufnahm (Hiltel). Ihre Lernbegierde war außerordentlich (Kaspar). Der Stadtrat von Offenbach beriet am 19. April 1854 über ihr Schicksal und beschloß für sie Sorge zu tragen (Nürnberger Bekanntmachung vom 7. Juli 1828). Das Mädchen wurde sodann in Familienpflege gegeben (Daumer, Biberbach, v. Tucher). Ein Leutnant, ein Professor, sowie eine dritte Person von Bildung entdeckten ihre Kenntnis der ungarischen Sprache; der Gebrauch des Maiskornes war ihr bekannt (v. Pirch, Saphir, der ungarische Magnat). Bis zu ihrem fünften Jahre wohnte sie in einem schloßartigen Gebäude mit Hallen, Brunnen im Hofe u. s. w. und wurde von weiblicher Hand bedient; sie erinnerte sich ihres Vaters, als eines Offiziers mit 3 Sternen auf der Brust (Hausers Träume). Als sie vor ihrem Erscheinen in Offenbach aus der unterirdischen Wohnung fortgeführt wurde, sagte ihre Wärterin, sie würde nun zur lieben Mama gehen („in das große Dorf, da ist Dein Vater, der gibt Dir schöne Roß"). Als die Wärterin das Mädchen verließ, geschah dies mit der Aufforderung, auf ihre Wiederkehr zu warten („Er versprach ihm, als H. sich ungern von ihm trennte, gleich nachzukommen"). Auf der Reise fürchtete sie sich so sehr vor einem größeren Wasser, daß sie über eine Brücke geführt werden mußte (Kaspar in Ungarn). Das Schicksal der Unglücklichen erregte allgemeine Teilnahme, und Gelehrte und Menschenfreunde pilgerten nach Offenbach, um sie zu sehen (Hauser eine „Sehenswürdigkeit" Nürnbergs). Nur der Offenbacher Polizei-

kommissär erklärte sie sofort als Betrügerin (Merker). Allein sein Bericht wurde in bestaubten Aktenbündeln begraben (Polizeirottmeister Wüst). Sie spielte ein Mädchen, dessen Körper die jungfräuliche Reife hat, dessen geistige Entwicklung auf der kindlichen Stufe geblieben ist (Hausers Unbekanntschaft mit dem Geschlechtsleben). Gerne unterhielt sie sich mit kleinen Kindern, mit denen sie auf gleicher Stufe geistiger Entwickelung zu stehen schien (Hiltels Kinder von 3 und 11 Jahren). Oft sehnte sie sich zu ihrer Wärterin in die Waldwohnung zurück (Hausers Sehnsucht nach seinem Kerker und Kerkermeister). Der Anblick des Mondes und der Sterne erregte ihr Erstaunen; sie konnte ohne Licht in der Nacht Strickarbeiten verrichten; die ungewohnten Eindrücke der Außenwelt sowie lautes Sprechen verursachten ihr Kopfweh, und die Rückerinnerung an ihre Vergangenheit eine traurige Stimmung; auch nervöse Zuckungen und Augenschwäche wurden wahrgenommen. Als sie auf erhaltenen Unterricht die deutsche Sprache zu lallen begann, sprach sie meist im Infinitiv; die Geschichte ihrer Vergangenheit gab sie in vielen einzelnen Bruchstücken, und aus allen diesen Teilen wurde erst nach Monaten ihre Geschichte mosaikartig zusammengesetzt (alles genau wie bei Hauser). Bei einem großen Leichenbegängnisse wunderte sie sich, daß es so viele Menschen gebe (Hauser erstaunte „nicht wenig", als er vor dem v. Wessenigschen Hause so viele Menschen sah). Im Religionsunterricht zeigte sie oft durch gewisse Zweifelsfragen einen skeptischen, rationalistischen Sinn, sie wurde (ebenso wie bei Hauser) oft auf Unwahrheiten und heuchlerischem Benehmen betroffen und bewies einen besonderen Scharfblick für die Schwächen ihrer Umgebung. Ein edler, wohlhabender Mann in Böhmen erbot sich im Juni 1858 für des Mädchens Schicksal zu sorgen, sie zu sich zu nehmen und ihr eine Rente auszusetzen, und nur äußere Umstände verzögerten die Verwirklichung des Planes (Stanhope). Den nächsten Anlaß zu ihrer Flucht am 26. Juli 1858 gab eine freche Lüge, der sie sich schuldig machte, und die ihren würdigen Lehrer zu einem Ausbruch der äußersten sittlichen Entrüstung fortriß (die heftige Scene bei Meyer am 9. Dec. 1833). Herr v. Tucher ergoß 1872 seine leeren Kasparphrasen, von Kunigunde sagte er nur: „abgesehen von dem Mangel jeglichen Beweises der Wahrheit der ganzen Erzählung, so ergibt sich aus der Vergleichung mit der vorstehenden (von Tucher zusammenphantasierten) Schilderung von selbst der gänzliche Mangel der Identität beider Zustände." Der Herr Oberappellationsgerichtsrat a. D. hätte sich aus allen großen Zeitungen der Jahre 1853 und 1858 (ich machte mit den Nassauer Blättern der Königlichen Bibliothek in Wiesbaden sofort die

Probe) von der Thatsächlichkeit der von Kunigunde gespielten Rolle überzeugen können. Könnte sie nicht eine bayrische Prinzessin gewesen sein?

Stanhope teilte den 10. Februar 1834 Hickel ein älteres Beispiel mit. Im Jahre 1817/18 erschien auf der Südwestküste von England eine Betrügerin, die nicht weit davon gebürtig war, zwei Jahre lang als Mann verkleidet in einem Pachthofe gedient und nachher mit Zigeunern Bekanntschaft gemacht hatte. Unter dem Namen Carabu erschien sie als Indianerin mit einer ganz unbekannten Sprache und Schrift. Bei ihrer Ankunft sah sie sehr ermüdet aus, ihre Hände zeigten, daß sie an harte Arbeit nicht gewöhnt war, sie aß kein Fleisch, wollte nur Wasser trinken und hatte den größten Abscheu vor Wein und geistigen Getränken; sie war in ihrem Anzuge außerordentlich nett, in ihrem Betragen sehr sittsam, und ihre Lebensart war so einnehmend, daß sie den Verdacht der Betrügerei entfernte. Nachdem sie aber durch einen Stanhope bekannten Arzt entlarvt worden war, erzählte sie, daß sie diese Rolle ohne Vorbereitung gespielt hatte: sie lernte dieselbe durch die verschiedenen Äußerungen, die man in ihrer Gegenwart machte, weil man glaubte, sie wären ihr unverständlich, ganz wie bei Kaspar.

1857.

Nr. 117. Daniel Friedrich Eschricht (Prof. der Physiologie), Vorlesungen (dänisch).

Nr. 118. Dasselbe, Unverstand und schlechte Erziehung. Vier populäre Vorlesungen über K. H. Kopenhagen. (Deutsch von Ryno Quehl.)

1858.

Nr. 119. G. Fr. Daumer (Hausers ehemal. Pflegevater und Erzieher), Enthüllungen (?) über Caspar Hauser. Mit Hinzufügung neuer Belege und Dokumente und Mittheilung noch ganz unbekannter Thatsachen (?), namentlich zu dem Zwecke, die Heimath und Herkunft des Findlings zu bestimmen und die vom Grafen Stanhope gespielte Rolle zu beleuchten. Eine wider Eschricht und Stanhope (!) gerichtete historische (?), psychologische (??) und physiologische (???) Beweisführung. Frankfurt, 1859. Heimat und Herkunft des Findlings werden (S. XXII.) von Daumer jetzt so bestimmt: „Hauser, ursprünglich in den hohen aristokratischen Kreisen Englands und Ungarns zu Hause, hat sich als Kind eine Zeitlang in dem letzteren Lande befunden, ist daselbst seiner

Familie (von Zigeunern? L.) verbrecherisch entrissen und dann nach Deutschland gebracht worden. Sein vieljähriger verborgener Aufenthalt in einem kleinen dunklen Gemach muß in der Umgegend Nürnbergs gewesen sein; er war nur einen einzigen Tag lang auf der Wanderung, wurde Nachts aus seinem Gefängniß genommen und Nachts in die Stadt gebracht, dort (in einem Hause des Bärleinhuterberges? L.) die Nacht über verborgen gehalten und am Tage darauf ausgesetzt." Folglich erklärt Daumer die Daumer-Hausersche Selbstbiographie vom Jahre 1828/29 jetzt für eine freche Lüge! Vgl. Nr. 129.

Nr. 120. Wolfgang Menzel, Caspar Hauser. Litteraturblatt (Stuttgart) vom 29. September 1858 (Nr. 78). Reproduktion des Daumerschen Klatsches wider Stanhope. Menzel meint aber doch, Stanhope (!) habe den Brief an den Rittmeister (1828) nicht geschrieben. „Der Graf hatte wohl nur die Mission, von der Spur, auf die der Brief führte, abzulenken (!) und den Jüngling aus dem Licht, in das er durch den Brief gestellt worden war, in das ewige Dunkel zurückzuversetzen!"

Nr. 121. Major Hickel, Berichtigung von Entstellungen und unwahren Angaben der Schrift Daumers u. s. w. Allgemeine Zeitung vom 17. Oktober (Nr. 290 Beilage) 1858. Wurde namens des alten Hickel vom Domkapitular Pflaum geschrieben.

Nr. 122. F. K. Broch (= Dr. G. F. Kolb), K. H. Kurze Schilderung seines Erscheinens und seines Todes. Zusammenstellung und Prüfung (?) des bis jetzt vorliegenden Materials über seine Abstammung; Mittheilung seither noch nicht veröffentlichter Thatsachen (?), und kritische (?) Würdigung der Angaben von Feuerbach, Eschricht und der neuesten von Daumer. Zürich, 1859.

Nr. 123. Hickels Berichtigung, wider Broch, Ansbacher Morgenblatt vom 18. (nicht 12.) Dez. 1858 Nr. 299. Das Blatt wurde von Kaspars ehemaligem Lehrer Meyer redigiert 3, 323.

1860.

Nr. 124. Aventures de G. H., l'Idiot de Nuremberg. Légendes populaires (pp. 97—128), Paris, Martinon. Kleinquart.

1867.

Nr. 125. Hammerbacher, Historische Beschreibung von Nürnberg, 1867 S. 807 (mit einem Holzschnitt „Caspar Hauser"), 812, 813. Blindgläubig.

1868.

Nr. 126. G. F. Kolb, Feuilleton der Frankfurter Zeitung vom 19. Juli ff. (Nr. 198, 200—202, 222, 229) und Sächsische Zeitung (Leipzig) Nr. 174—179.

1870.

Nr. 127. Karl Gutzkow, Die Söhne Pestalozzi's. Berlin, 1870. Drei Bände.

Nr. 128. (Freiherr v. Andlaw), Französische Broschüre (II. S. 155). Der von gewissen Seiten kaum erwünschte rasche Ausgang des siegreichen Krieges machte den Druck dieser verbrecherischen Schrift für das Jahr 1870 gegenstandslos, und so erfolgte er erst 1872.

1871.

10. u. **13.** Okt. Pflaum an Meyer (Hickels Mskt.) 2, 188.

22. Dez. Unterredung Enderlein-Röber 3, 610.

1872.

Nr. 129. Kaspar Hauser. — Neue Freie Presse, vgl. Daumer 1873 S. 70 Anm., wo er auch auf die Zeitung für Norddeutschland (Hannover vom 24. Februar Nr. 7067) verweist. Behauptet wird, daß „in Büchern und Zeitschriften und deutschen Herzen immer wieder die Frage auftaucht: Sollte nicht Hausers Wiege in einem englischen Grafenschlosse gestanden haben?“

Nr. 130. Dr. Julius Meyer (K. B. Bezirksgerichts-Assessor), Authentische Mittheilungen über C. H. Mit Genehmigung der k. b. Staatsministerien der Justiz und des Innern aus den Gerichts- und Administrativ-Acten zusammengestellt. Ansbach, 1872.

Das wertvolle, aus 42 Aktenbänden geschöpfte Werk über K. H. würde eine durchschlagendere Wirkung ausgeübt haben, wenn der Autor zunächst in chronologisch-sachlicher Ordnung die Urkunden, und diesen erst am Schluß einen kritischen Rückblick hinzugefügt hätte. Freilich, Skribenten wie den Anzeiger seines Werkes im Beiblatt zur Gartenlaube vom Jahre 1872 würde Dr. Meyer auch durch eine andere Methode nicht überzeugt haben. Aus den Westermannschen Monatsheften vom Mai 1872 zitiert Daumer den Blödsinn: „Es ist nur gut, daß Dr. Meyer nicht auch die Section der Leiche und das Begräbniß in Abrede stellen kann; sonst

würde vielleicht auch Hausers Tod als raffinierte Verstellung herauskommen." Auch in der „Oestlichen Post" zu New-York (bei Daumer S. 412: Amerikanische Mittheilungen) rührte sich der Schriftstellerpöbel.

Nr. 131. G. Fr. Daumer, Nothgedrungene Selbstvertheidigung (wider 130). Nürnberger Correspondent von und für Deutschland vom 4. Februar (Nr. 64, Beilage).

Nr. 132. Dr. Julius Meyer, Erklärung (wider 131) am a. O. Blatt vom 17. Februar (Nr. 89, Beilage).

Nr. 133. G. Frhr. v. Tucher (Oberappellationsgerichtsrath a. D.), C. H. — kein Betrüger. Eine Erwiederung von dessen vormaligem Vormund und Erzieher. Allgemeine Zeitung im Februar (Nr. 40—44, Beilagen). „Es gelang mir", so lügt v. Tucher jetzt Kaspars Lügen hinweg, „ihn so zu führen, daß während des ganzen Zeitraumes von 1 1/2 Jahren, wo er unter meiner speciellen Leitung stand, auch nicht ein einziger Fall von Exceß, Lüge, Betrug vorgekommen ist!" Wären keine Akten da, die Sündlosigkeit Kaspars wäre uns am Ende von seinen Evangelisten bei Strafe ewigen Bratens aufgedrängt worden.

Nr. 134. Dr. Jul. Meyer, Entgegnung zur Hauserschen Angelegenheit (wider 133), am a. O. den 6. März (Nr. 66, Beilage).

Nr. 135. Prof. Daumer in Würzburg, Noch ein Wort über die C. H. Angelegenheit, den 14. März (Nr. 74, Beilage).

Nr. 136. G. v. Tucher, Schlußerklärung (wider 134) den 20. März (Nr. 80).

Nr. 137. Caspar Hauser. — Museum, Beilage der Frankfurter Presse vom April.

Der Verfasser hält K. H. für einen zum Geistlichen bestimmten aber, entflohenen Bauernburschen aus einem Dorfe der Oberpfalz, der ein Bettlerleben geführt hat und mehrmals eingesperrt worden ist; vgl. Daumers belustigende Kritik 1873 S. 424/29: Der Museumsaufsatz oder die rasend gewordene Nüchternheit.

Nr. 138. Dr. Kolb, Erbprinz oder Betrüger? Feuilleton der Frankfurter Zeitung vom März (Nr. 46, 47, 51, 54, 55, 61, 62).

Die kostbare Logik: K. H. ein Betrüger, folglich kein Erbprinz, K. H. ein Erbprinz, folglich kein Betrüger, das simuliert-simpelhafte Dilemma: K. H. war entweder ein depossedierter Erbgroßherzog oder ein Betrüger, um so zu dem gleichwertigen Syllogismus zu gelangen: wir

kein Betrüger ist, ist Erbprinz; K. H. war kein Betrüger, ergo K. H. war ein Erbprinz — diese simulierte Stupidität kehrt bei den Kasparleuten immer wieder. Daß einer auf dem Planeten Tellus weder Erbprinz noch Betrüger, sogar Erbprinz und Betrüger sein und doch (z. B. auch als Erbprinz) nicht in einer Lektion Sprechen, Lesen und Schreiben gelernt haben könnte, das sollten doch die Frankfurter „Demokraten" am wenigsten leugnen!

Nr. 139. E. Scheller, Durch eigene oder fremde Schuld? Illustrirte Chronik der Zeit (Stuttgart) S. 474/82. (K. H. war ein Betrüger mit idiotischen Anlagen.)

Nr. 140. Prof. Dr. W. Pierson (Berlin), Geschichte K. H.'s unparteiisch (?) dargestellt. Deutsche Warte (Leipzig) II. S. 531/50. Nach Petzholdt wider 130. — Röder an Daumer 1873 S. 142/43.

16. Okt. Tucher an . . . 2, 149.

1873.

Nr. 140. K. H. das Kind von Europa. Der Boten von Geising, Altenburger Amtsblatt (Nr. 72, 75, 77, Beilagen).

Nr. 141. G. Fr. Daumer, K. H. Sein Wesen, seine Unschuld, seine Erduldungen und sein Ursprung, in neuer, gründlicher (?) Erörterung und Nachweisung. Mit einer Anzahl bisher noch unveröffentlichter Aufsätze, Nachrichten und Erklärungen gewichtvoller Beobachter, Zeugen und Sachkenner, namentlich auch zur Ergänzung des theils an sich mangelhaften, theils noch ungenügend und mit Weglassung relevanter Bestandtheile mitgetheilten Actenmaterials. Mit einer lithographirten Tafel. Regensburg. So pointiert wie der Stil des Titels ist auch der des ganzen Buches.

1874.

Nr. 142. Joh. Paul Priem (Kustos der Stadtbibliothek und des städtischen Archivs in Nürnberg), Geschichte der Stadt Nürnberg, S. 424/29, 447/48.

1875.

Nr. 143. Dr. Wilh. Martens, Ueber C. H. Ein Vortrag. Danzig. — Der Verfasser reiste 1874 „zu Gunsten wohlthätiger Zwecke" im hohen Norden mit den Verleumdungen aus 141 herum.

Nr. 144. E. S., Kaspar Hauser. Vossische Zeitung (Berlin), Sonntagsbeilage Nr. 1—3. Auszug aus Kolb und Daumer, mit dem komischen Schluß, daß die Ansicht, K. H. sei der um sein Recht gebrachte Thronerbe von Baden, heute als durchaus erwiesen (!) angesehen werden muß.

Nr. 145. G. F. Kolb, Die Ergebnisse der Forschungen (!) über K. H. Feuilleton der Frankfurter Zeitung vom März (Nr. 77, 78, 82, 83, 99, 294). Auf Grund der Abhandlung der Tante Voß ruft Kolb triumphierend aus: „Die im wesentlichen bereits erfolgte Lüftung des Schleiers wird nicht bestritten"!

Nr. 146. W. Pierson, Der Kaspar-Hauser-Mythus. National-Zeitung (Berlin) im März (Nr. 133, 137, 139).

Nr. 147. Kaspar Hauser. Illustrirte Zeitung (Leipzig) Nr. 1653, 1655, 1656.

Nr. 148. (Staatsminister Lamey), Verlorene Prinzen. Mannheimer Verkündiger im April und Mai (Nr. 115, 117, 122, 123, vgl. 152 „Kaspar Hauser!").

Nr. 149. Kaspar Hauser. Allgemeine Zeitung vom 3. Juni (Nr. 154). Veröffentlichung der Karlsruher Urkunden 1812.

Nr. 150. G. F. Kolb, Und nochmals K. H. Frankfurter Zeitung vom 17. und 18. Juni (Nr. 168 und 169). Vgl. in der Frankfurter Presse: Kolb, Feuerbach und K. H. und G. R. Dr. M. von Chelius (Heidelberg), Erklärung (vom 27. Juli). Kölnische Zeitung (Nr. 221).

Nr. 151. Dr. Otto Mittelstädt, K. H. und der Streit um seine badische Abstammung. Allgemeine Zeitung (Nr. 239, 242—45, 250—52). M. hat dem elenden Memoire Feuerbachs (Februar 1832) die Ehre einer vernichtenden juristischen Kritik erwiesen. Der Hauserschwindel erhielt bei dieser Gelegenheit starke Keulenschläge, die dem unterrichteten Leser einen intellektuellen Genuß gewähren. Nur ist der tüchtige Jurist in der Anmerkung S. 43 im Irrtum: das Aktenmaterial kann im Gegenteil (philosophisch, psychologisch, physiologisch, pädagogisch, sprachwissenschaftlich u. s. w.) die kolossale Beweislast der Kasparfabeleien nicht tragen.

Nr. 152. Derselbe, K. H. und sein Badisches Prinzenthum. Heidelberg 1876. Motto:

Habt Ihr gelogen in Wort und Schrift,
Andern ist es und euch ein Gift! Goethe (Xenien).

Nr. 153. Dr. Julius Meyer, Aktenmäßige Aufschlüsse zur Kaspar-Hauser-Frage. Kölnische Zeitung (Dez.) und Nürnberger Korrespondent vom 27. Dezember (Nr. 663, Morgenblatt).

1878.

Nr. 154. H(ans) B(lum), Prinz K. H. Grenzboten 37. 1. (Leipzig) Nr. 23—25, S. 382, 424, 464.

Nr. 155. Dr. Julius Meyer, Zur Geschichte der Herkunft K. H. Würzburg. Widerlegung der Guttenberghypothese in 154.

1879.

Nr. 156. Dr. Karl Lange (Oberlehrer am Seminar zu Plauen), Über Apperception, eine psychologisch-pädagogische Monographie (Plauen).

Es würde keinen Zweck haben, die Erwähnungen des unterirdischen Findlings in den Werken zur Pädagogik (es sind mir in früheren Jahren eine Anzahl, namentlich holländischer, Stellen begegnet) zu sammeln, denn sie beruhen sämtlich auf dem Fehler, das erst noch zu Beweisende als schon erwiesen anzunehmen. Dr. Lange orientiert S. 8 seine Leser, wie folgt: „Fast seine ganze Jugend hatte dieser Unglückliche in einem engen, dunklen, abgelegenen Raume einsam zubringen müssen. Als man ihn nun einige Tage nach seiner Befreiung (1828) veranlaßte, vom Turme (von dem Kirchturme? L.) zu Nürnberg hinab auf die schöne, im Schmucke des Sommers prangende Landschaft zu sehen, fuhr er sogleich mit sichtbarem Abscheu wieder zurück. Später (1830) über sein Verhalten befragt, erklärte er" (folgt Daumer 1873 S. 16/17). Daß der Schwindel so überall in die wichtigsten Demonstrationen hinein seinen Weg findet, ist doch wirklich goarstigk!

1881.

Nr. 157. Joseph Hickel (K. B. Gendarmerie-Major, Mitglied der Hauserschen Untersuchungs-Kommission und gerichtlich bestellter Vormund), Caspar Hauser. Hinterlassenes Manuscript, nebst einer Selbstbiographie C. H. Herausgegeben von Dr. Julius Meyer, k. b. Landgerichtsrath, Ansbach.

Nr. 158. Dr. Julius Meyer, C. H. und die deutschen Höfe. Der Sammler (Belletristische Beilage zur Augsburger Abendzeitung) vom 19. und 22. März (Nr. 34 und 35). — 25. Februar, Treu an v. Freydorf 2, 178.

1882.

Nr. 159. (F) . . . . . . von K . . . . (d. h. aus Karlsruhe), K. H. Seine Lebensgeschichte und der Nachweis (!) seiner fürstlichen Herkunft. Aus nunmehr zur Veröffentlichung bestimmten Papieren einer hohen Person (!). Dritte Auflage. Regensburg, 1883.

Nr. 160. Und abermals Kaspar Hauser. Frankfurter Zeitung vom 3. Novbr. (Nr. 307) 1882. Tendenziöse Verbreitung der Schwindeleien in 159.

1883.

Nr. 161. Nach siebzig Jahren. Eine Kriminalgeschichte. Nach der Züricher Post (vom 3. Januar). „Die Sonne bringt es an den Tag." — Unterhaltungsblatt, Gratis-Beilage zum Schaffhauser Intelligenzblatt Nr. 3—8. Selbstplagiat des plumpen Plagiators Nr. 159.

Nr. 162. Prof. Ottokar Lorenz (Wien), C. H. und der badische Hof. Neue Freie Presse vom 9. und 10. Februar (Nr. 6628 und 29). Der Geschichtsprofessor fiel in die gräuliche Mache Nr. 159 herein, nachdem man ihm aber die Quelle (Seiler 1840) vorgezeigt hatte, leistete er den 3. März (Nr. 6652) einen gewundenen, wertlosen Widerruf: In Angelegenheiten der Caspar-Hauser-Frage. „Von Seite der literarischen Leistung betrachtet, muß daher der bei Coppenrath erschienenen Schrift wahrscheinlich (!) eine noch tiefere Stelle angewiesen werden, als ich ihr ohnehin schon zugeschrieben habe."

Nr. 163. Der Gewährsmann der jüngsten Broschüre (Nr. 159) über K. H. und die Frankfurter Zeitung. — Beilage zum Frankfurter Journal vom 8. Mai (Nr. 338). Schluß:

„Wie schade, daß er ihn nicht küssen kann,
Denn er ist selber dieser brave Mann."

Nr. 164. Zur Beurtheilung der neuesten anonymen Schrift über K. H. — Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 18. Mai (Nr. 137).

Nach der Aussage des Verlegers soll der Verfasser seit 1868 nichts mehr geändert haben, S. 68 aber steht: „Seit K. Hausers Ermordung (= Dez. 1833) sind über 48 Jahre verflossen" — was auf 1882 führt.

Nr. 165. Kaspar Hauser. — Badische Landeszeitung vom 23. Mai (Nr. 117. I. Blatt).

Nr. 166 Dr. Julius Meyer, Denkschrift zur Beurtheilung der neuesten anonymen Broschüre (159) über C. H. Als Manuscript gedruckt, Ansbach. Großquart.

Nr. 167. Derselbe, Ursprung und Entwicklung der Legende vom badischen Prinzenthum C. H.'s. Ansbach, 24 Folioseiten Zinkdruck.

Nr. 168. Caspar Hauser (55 Jahre zu spät, L.) vor Gericht. Karlsruher Zeitung vom 16.—22. Mai (Nr. 114—119, 165).

Nr. 169. G. F. Kolb, K. H. Aeltere und neue Beiträge zur Aufhellung (?) der Geschichte des Unglücklichen. Regensburg. Vgl. Frankfurter Zeitung vom 20. Jan. 1884.

1884.

Nr. 170. Kaspar Hauser. Sonntags-Blatt für Jedermann aus dem Volke (Berlin) vom 20. und 27. Januar und vom 2. und 16. März (Nr. 3, 4, 9, 11). Aus Nr. 169.

Nr. 171. Levin Schücking, Die Herkunft Kaspar Hauser's. Familienblatt (Sonntagsbeilage zum Bamberger Journal) vom 3. Februar (Nr. 5). Nach der Römerfahrt 1848.

Nr. 172. Derselbe, Lebenserinnerungen aus Rom. Westermannsche Deutsche Monatshefte (Braunschweig) vom April S. 48—52. Vgl. oben S. 370 Nr. 47.

Nr. 173. Philaleth (Pierson), Das Ende der Kaspar-Hauser-Fabel. National-Zeitung vom 14. Juni (Nr. 273). Unter „Fabel" ist hier bloß der Prinzenschwindel gemeint.

Nr. 174. Dr. Julius Petzholdt, Bibliographisch-kritische Uebersicht der K. H.-Litteratur. Neuer Anzeiger für Bibliographie (Dresden, 1859) S. 1—5, 36—41. (30 Sonderabzüge.) Nachträge erschienen 1864 S. 141, 1872 S. 129, 1873 S. 302, 1876 S. 49, 1878 S. 271, 1881 S. 200, 1882 S. 381, 1883 S. 268, 1884 S. 198.

Für Petzholdt war K. H. „das unglückliche Opfer eines abscheulichen Verbrechens", und nach ihm „mag sich die Bibliographie (!) der Verpflichtung nicht entziehen, das Ihrige mit dazu beizutragen, daß es, ehe noch alle bei dem Verbrechen betheiligt gewesenen Personen im Grabe auf ewig verstummen, doch noch möglich wird, Das, was allerdings manchem bisher schon als moralische (!) Gewißheit gegolten hatte, zu noch etwas Mehr, zu einer mehr juristischen (!!) Gewißheit zu machen." Von diesem Gesichtspunkt aus enthalten denn Daumers Mittheilungen „Vieles, was zur Beurtheilung Kaspars von der größten Bedeutung (!) ist"; ist Feuerbach

„unleugbar eine gewichtige Auctorität“ (!); finden sich bei Seb. Seiler „in dem Gifte, welches überall im Buche ausgespritzt ist, sehr beachtenswerthe (!) Spuren und Andeutungen, und wenn auch Rotteck (!) von dem Buche viel zu viel gesagt hat, daß es $^2/_3$ Wahrheit und $^1/_3$ Dichtung enthalte, so ist doch an einer gewissen Dosis von Wahrheit fast kaum zu zweifeln“ (!). — Broch (Kolb) bringt zu der „weiteren Begründung der Feuerbachschen Vermuthung manches Wesentliche“ (!) bei. — Merkers Anmerkungen dagegen sind „oft allerdings bloße Silbenstechereien“, und: „Man braucht kein Polizeirath zu sein, um solche Anmerkungen . . . schreiben zu können.“ — Merkers vorzügliche Kritik von Feuerbachs Schwallbuch wird so gekennzeichnet: „Die Betrachtungen beschränken sich im Wesentlichen (!) auf das Herummäkeln an einzelnen Ausdrücken, das Verdächtigen gemachter Beobachtungen und das Negiren daraus gezogener Folgerungen, enthalten aber durchaus nichts (!) eigenes Positives.“ — Zimmermanns Untersuchungen sind „seichtes Geschwätz“, von Langs Aufsatz ist „höchst abgeschmackt“, Stanhopes Aufklärungen „bestehen in nichts (!) Anderem als den nachträglich, d. h. nach Hausers Tode von allerlei Leuten in Nürnberg, die mit Hauser bei seinem ersten Auftreten in Nürnberg in Berührung gekommen waren, privatim eingesammelten Nachrichten, deren Wichtigkeit mehr als problematisch (?) ist.“ Die absolut unverbürgten Spuk- und Wundergeschichten sind natürlich nicht „problematisch“! — Daumer (ein „reichbegabter und achtenswerther Mann“) schließt sich 1873 „mehr als früher (1859) der Annahme Feuerbachs an, daß Hauser aus dem Badischen Fürstenhause stamme“ (man vgl. doch oben S. 387/88)![1]) Mittelstädts „Darstellung macht eher den Eindruck einer von Baden aus angeregten [bezahlten?]

[1]) Daß in diesem verschmitzten „mehr als früher“ mala fides steckt, kann auch hier wieder bewiesen werden. K. H. ist (der Litteratur des kritischen Bibliographen nach): I. das unschuldige Opfer eines abscheulichen Verbrechens, und zwar: 1. das Opfer eines nicht näher angegebenen Verbrechens, 2. Frucht einer verbotenen oder sündigen Liebe oder Opfer einer tückischen Erbschleicherei, Ungarischer oder Englischer Edelmann, 3. Abkömmling aus dem Badischen Fürstenhause. In seiner Abtheilung I. 2 bringt Petzholdt selbst Daumers Buch von 1859, und unter I. 3 bemerkt er zu Broch (Kolb): „Der Verfasser erklärt sich gegen Daumers Ansicht, daß K. H. der Erbberechtigte einer vornehmen und reichen Englischen Familie gewesen sei, und schließt sich mehr der Feuerbach'schen Vermuthung an, zu deren weiterer Begründung manches Wesentliche (wirklich!?) beigebracht ist.“ Womit Petzholdts Unlauterkeit hier am Pranger steht.

Vertheidigungsschrift, die darauf ausgeht, à tout prix (!) und selbst (!) mit Herabwürdigung Feuerbachs zu einem alters- und urtheilsschwachen Manne Baden von dem Verdachte zu entlasten" (!). Im Juni 1884 erklärt P.: „Die — Verdächtigung, daß K. H. ein Betrüger gewesen sei, ist in neuerer Zeit verstummt" (!).

Zu dieser Hauserlitteratur wären noch die Konversationslexika zu vergleichen: von Brockhaus (die 13. Aufl. VIII. 1884), J. Meyer (XV. Hildburghausen 1850 S. 80: „Die erste kritische — Zusammenstellung der bewährten Thatsachen gab Feuerbach 1832"!), Herder (III. Freiburg i. B. 1857 S. 239), Pierer (VIII. Altenburg 1859 S. 99), Chambers' Encyclopædia (V. London 1863 S. 265: »To all questions (!) he replied Von Regensburg, or Ich woais nit«), Meyers 3. Aufl. (VIII. Leipzig 1876 S. 641/43: „Er antwortete auf alle (!) Fragen von Regensburg oder ich woais nit." — „v. Pirch (!) nahm K. H. mit nach Ungarn." Er wurde durch „Nachrichten von Lord Stanhope" nach dem Garten gelockt!), Allgemeine deutsche Biographie (XI. Leipzig 1880, S. 89—92, von W. Höchstetter).

Nr. 175. Friedrich Leber, K. H. der Findling von Nürnberg. Historisches Schauspiel in vier Abtheilungen. — 1. Abtheilung. Der Namenlose. — 2. Der Findling von Nürnberg. — 3. Der Mordversuch. — 4. Die Nemesis. Wurde u. a. den 25. Januar 1886 zu Ansbach aufgeführt, soll aber „ein ganz erbärmliches Machwerk" sein. Nach meinem Theaterzettel kommen folgende Personen vor: 1) Der Fürst. 2) Prinzessin Leonie. 3) Stanhope. 4) Major Steinbach, Vertrauter des Fürsten (also Hennenhofer). 5. Pfarrer Dietz. 6) Kaspar Hauser (gespielt von „Frl. Herbst"). 7) Rittmeister von Wessenig. 8) Bürgermeister Binder. 9) Gastwirth Wurster und seine Tochter Anna. 10) Schuhmachermeister Weickmann. 11) Schneidermeister Beck. 12) Der Wildemannwirth Michel. 13) Freiherr v. Tucher. 14) Prof. Friedrich Daumer und seine Schwester Käthe. 15) Der Todtengräber von Ansbach.

Theophile Gautier sagt in seiner Histoire de l'art dramatique en France (Paris 1858. I. p. 142, zum 11. Juni 1838): »G. H. dont la destinée mystérieuse a tant intéressé les âmes sensibles, n'est autre chose qu'un *canard* de M. Méry. Jamais *canard* n'eut un tel succès etc. Daraufhin verlangt Alexis Martin im Intermédiaire des Chercheurs et Curieux (XIX. Paris 1886 p. 14, vgl. pp. 59, 124, 140) »que la chose soit dite et prouvée une fois pour toutes.« Ein

Mitarbeiter, le Valentinois, erwidert: »Th. Gautier — a confondu G. H. avec Juliah, la jeune fille sauvage qui habitait les forêts du département Var; Méry avait inventé cette histoire après que celle de G. H. fut connue. Celle-ci est absolument vraie. Ce malheureux a été enlevé, isolé, séquestré, mis en liberté et assassiné. G. H. né en 1812, aurait aujourd'huis 74 ans. Sa soeur, apparentée à plus d'une famille souveraine, vit encore et est actuellement à Paris. Il y a 40 ans on m'a montré l'homme qui, dirait-on, avait tué cet infortuné.« Hat le Valentinois die Herzogin von Hamilton interviewed?

Nr. 176. Und aberabermals Kaspar Hauser. Frankfurter Kaspar-Moniteur 1887. Ungedruckte Artikelreihe von Kolbs Perisprit aus der vierten Dimension.

Litteraturregister.

Nr. 1—4 = S. 327, 5 = 337, 6—7 = 340, 8 = 341, 9 = 342, 10—13 = 350, 14—18 = 351, 19 = 352, 20—21 = 353, 22—25 = 354, 26—27 = 359, 28—29 = 360, 30 = 362, 31 = 364, 32—35 = 365, 36—37 = 366, 38 = 367, 30—49 = 370, 50—54 = 371, 55—66 = 372, 67—72 = 373, 73—77 = 374, 78—79 = 375, 80—83 = 376, 84—86 = 377, 87—92 = 378, 93—96 = 380, 97—99 = 381, 100/3 = 382, 104/12 = 383, 11/315 = 384, 116 = 385, 117/19 = 387, 120/25 = 388, 126/30 = 389, 131/38 = 390, 139/43 = 391, 144/52 = 392, 153/58 = 393, 159/65 = 394, 165a = 401, 166/73 = 395, 174 = 395, 175/76 = 397.

Verbesserungen.

I. Chronologie auf der Rückseite des Titels:
Vom Dez. 1829 bis zum Juni 1830 bei **Biberbach**.
„ Juli 1830 „ „ Novbr. 1831 bei v. **Tucher**.

S. 9 Z. 5 unten steht: bin," statt: bin."
S. 32 Z. 15 oben steht Hiltels statt Hiltel.
S. 32 letzte Zeile „ geworden." statt: geworden.
S. 33 Z. 7 oben „ 15 „ 14
S. 51 Z 14 „ „ **findet.** „ **findet.“**
S. 28 Z. 4 unten Anm. steht: 31). statt: 30).
S. 95 Anmerkung (wegen S. 104 Mitte) überflüssig.
S. 117 Z. 15 und 16 steht: sie statt: Sie
S. 139 Z. 11 unten ist zu lesen: Am 3. Oktober . . .
S. 196 Z. 11 „ steht: Wirth (= Würth), statt: Würth (= Wirth),
S. 197 Z. 15 oben „ sei." statt: sei.
S. 206 Z. 5 „ „ soi, „ soi (soit!),
S. 220 Z. 10 u. 13 unten steht: Kukururz statt: Kukuruz (Kikeriza, Mais).
S. 233 Z. 2 unten ist „aus Nürnberg" zu streichen.
S. 235 Z. 10 oben steht: Esterhadzy statt: Esterhazy.
S. 244 Z. 11 unten „ Gesanden „ Gesandten
S. 249 letzte Zeile „ an. „ an."
S. 250 Z. 8 unten „ Gnappe, „ Genappe,
S. 253 letzte Zeile „ Hauser. „ Hauser."
S. 256 Anm. 1. Z. „ am 4. „ am 6.
S. 263 Z. 4 unten „ 1810 „ 1810 (!)
S. 270 Z. 9 oben „ Kenntnis." „ Kenntnis.
S. 296 Z. 16 unten „ am 15. Juni statt: am 15. Juni 1813
S. 301 Z. 12 oben „ des 16. Sept. „ des 12. und des 16. **Denn auf** S. 299 Z. 3 des Textes unten steht ja auch: Portorät!
S. 400 Z. 2 oben steht: sothane(n) statt: sothanen

II. S. 26 Anm. Er leugnete ebenso konsequent den Wortlaut von Kaspars Selbstbiographie . . .

S. 47 Z. 12 oben steht: hatte, statt: hatte", und da F.

S. 54 Z. 17 „ „ Versehen! „ Versehen?

S. 108 Z. 7 oben „Stanhoppe" ist zu bemerken, daß Singer von ihm sagt: „Stanhoppe, den die Nachwelt noch mit dankbarer Erinnerung nennen wird, und dessen Name auch im Himmel angeschrieben stehet."

S. 119 Z. 6 unten steht: Hume statt: Hume (Home!)

Über diesen Gauner lese man bei A. Bastian, In Sachen des Spiritismus und einer naturwissenschaftlichen Psychologie (Berlin 1886) S. V nach. S. XII bis XV findet sich ein erbauliches „Verzeichnis der verkäuflichen Anthropinsorten" des „Med. et chir. Dr. G. Jäger, Prof. a. D. prakt. Arzt!"

S. 300 Z. 12—18 oben fehlt der I. S. 272 plötzlich sterbende mythische Bischof.

S. 394 unter Nr. 165:

Nr. 165 a. Mitteilung des Rechtsanwaltes J. F. Widmann in Stuttgart. — National-Zeitung (Berlin) vom 14. Juni 1883. Vgl. oben S. 373 Nr. 70, und W. L. Hertslet, Treppenwitz der Weltgeschichte (Berlin 1886) S. 233.

Alphabetisches Register.

